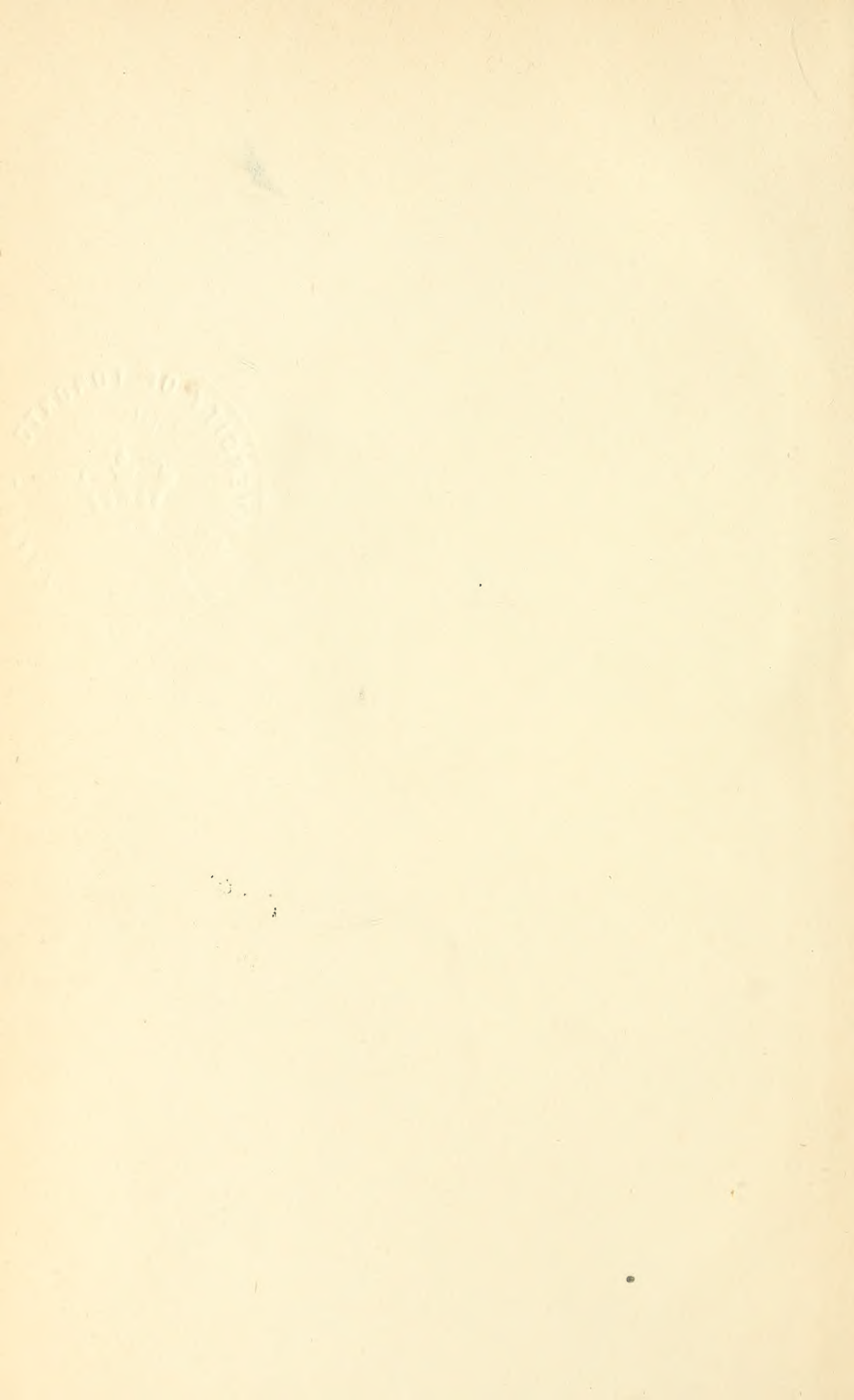

UNIV OF
TORONTO
LIBRARY.











Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Marburg

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XIX.

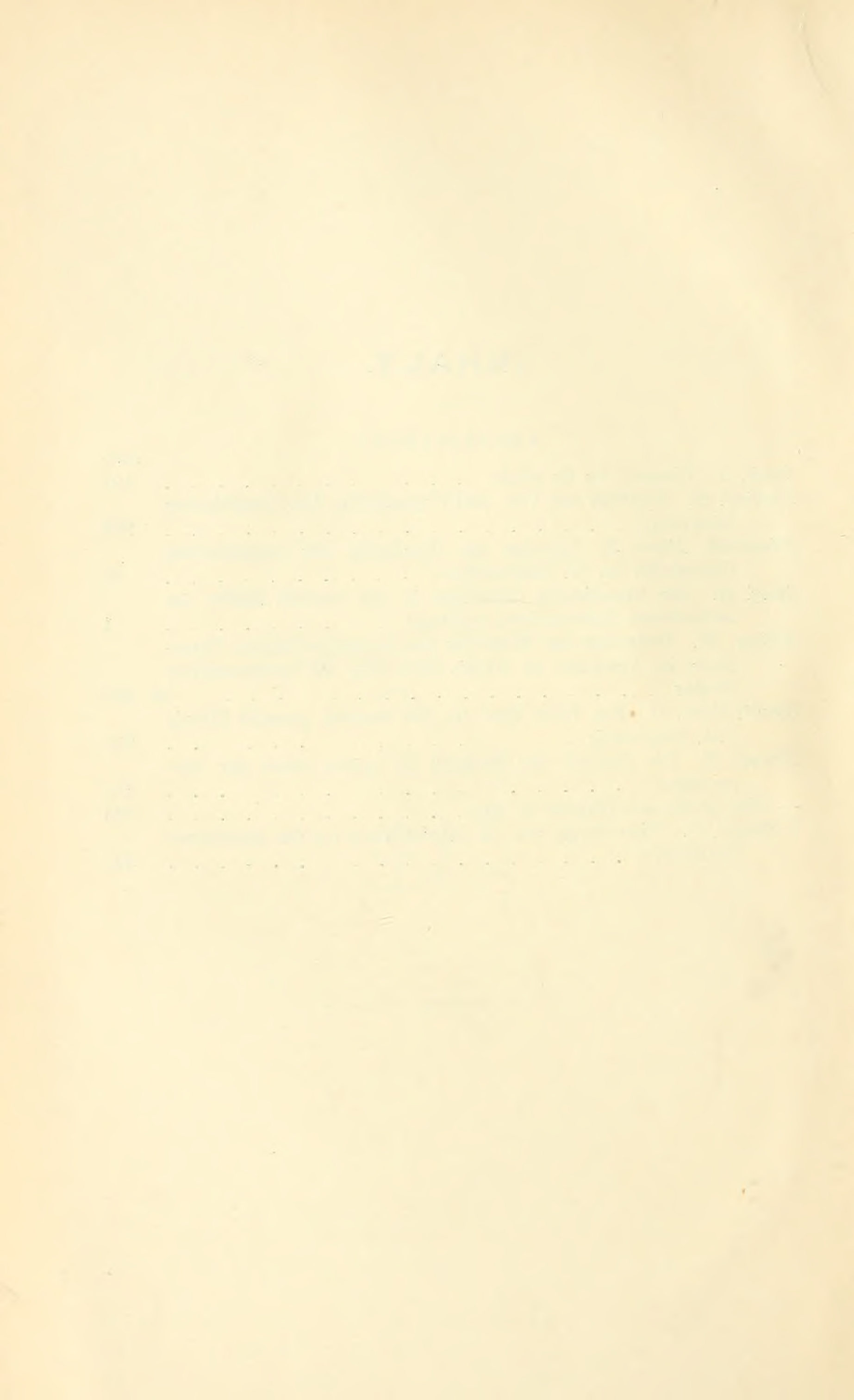
Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1897.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Block, J. Chanson fin de siècle 192
Körting, G. Beiträge zur Vor- und Urgeschichte der französischen Litteratur 232
Minckwitz, Marie J. Beiträge zur Geschichte der französischen Grammatik im 17. Jahrhundert 81
Morf, H. Die französische Litteratur in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (Schluss) 1
Ricken, W. Gedanken zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts im Anschluss an Kron's Buch über die Serienmethode Gouins 62, 266
Schultz-Gora, O. Ein Wort über das von Ramsay gemalte Bildnis J.-J. Rousseau's 308
Stengel, E. Die Rondels der Miracles de nostre Dame par personnages 281
— Eine Stelle aus Girbert de Mes 296
Zollinger, O. Eine Utopie des 18. Jahrhunderts vor der spanischen Inquisition 305



INHALT.

Referate und Rezensionen.

Seite

Aliscans, mit Berücksichtigung von Wolframs von Eschenbach Willehalm herausgegeben von *G. Rolin* (M. Friedwagner) . . . 13
Aimé, Camp. Alfred de Musset (R. Mahrenholtz) 204
Appel, Carl. Provenzalische Chrestomathie (E. Stengel) . . . 161
Baumgartner, Andreas. Grammaire française (Ernst Leitsmann) 235
Betz, L. P. Essai de bibliographie des questions de littérature comparée (Carl Friesland) 174
— H. Heine und Alfred de Musset (W. Wetz) 201
— Pierre Bayle und die „Nouvelles de la République des Lettres (A. L. Stiefel) 198
Boileau. L'Art Poétique übersetzt von G. Reimann (George Carel) 54
Bourdeau, J. La Rochefoucauld (J. Frank) 189
Breymann, H. Die Phonetische Litteratur von 1875—1895 (E. Koschwitz) 216
Brunetière, Ferdinand. La Renaissance de l'Idéalisme (Josef Frank) 183
Coppée. — Oeuvres de François Coppée hrsggb. von *Karl Sachs.* (Carl Friesland) 111
Crescini, Vincenzo. Manualetto provenzale per uso degli alunni delle facoltà di lettere (E. Stengel) 161
Daudet, Léon, A. Le voyage de Shakespeare (E. Netto) . . . 116
Diehl, R. Französische Schulgrammatik und moderner Sprachgebrauch (J. Aymeric) 84
Durand und Delanghe. Uebungen für die französische Konversationsstunde, nach Hölzels Bildertafeln, nebst Sprachlehre 239 (Ernst Leitsmann) 239
Farnell, Ida. The Lives of the Troubadours (E. Stengel) . . 169
Freppel. Bossuet et l'éloquence sacrée au XVIIe siècle (R. Mahrenholtz) 23
Genève littéraire contemporaine (Eugène Ritter) 212
Goerlich, Ew. Freie französische Arbeiten (O. Mielck) 90
Goetz, Georg. Ueber Dunkel- und Geheimsprachen (G. Gundermann) 68

Gyp. Bijou (E. Netto) 245
Hahn, L. Lo Gardacors (Carl Friesland) 19
Hartmann, K. M. Reiseeindrücke (Schultz-Gora) 233
Hémon, Félix. La Rochefoucauld (Josef Frank) 193
Histoire de la Langue et de la Littérature française (E. Stengel) 1
Hunziker. Die Sprachverhältnisse der Westschweiz (Gauchat) 230
Jeanjaquet, Jules. Recherches sur l'origine de la conjonction „que" et des formes romanes équivalentes (G. Körting) . 69
Johannesson, Fr. Zur Lehre vom französischen Reim (E. Koschwitz) 82
Keidel, C. George. A Manual of Aesopic Fable Litterature (G. Gundermann) 22
Klinghardt, H. Artikulations- und Hörübungen (Ph. Wagner) . 223
Koch, John. Praktisches Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen (K. Roeth) 99
Kristian von Troyes Erec und Enide hrsggb. von *W. Foerster* (W. Golther) 171
Langlois, Ch.-V. Les travaux sur l'histoire de la société française au moyen âge d'après les sources littéraires (Carl Friesland) 172
Lintilhac, Eug. Précis historique et critique de la littérature française (R. Mahrenholtz) 23
Lion, H. Les tragédies et les théories dramatiques de Voltaire (Carl Friesland) 38
Longhaye, G. Histoire de la littérature française au XVIIe siècle. (R. Mahrenholtz) 23
Lotheissen, Ferd. Geschichte der französischen Litteratur im XVII. Jahrhundert (R. Mahrenholtz) 203
Maass, A. Allerlei provenzalischer Volksglaube (Bernhard Schneider) 64
Mahrenholtz, Richard Fénelon, Erzbischof von Cambrai (Martin Hartmann) 30
Maizeroy, René. Joujou (E. Netto) 246
Marchot, Paul. Phonologie détaillée d'un patois wallon (Charles Doutrepont) 79
Maxime du Camp. Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIXe siècle für den Schulgebrauch hrsggb. von *Th. Engwer* (Aug. Andrae) 103
Mayr, M. Jahrbuch für französische Litteratur II. Jahrgang 1895 (F. Heuckenkamp) 178
Merwart, Karl. Reckenspässe (J. Ellinger) 20
Molière. Le Misanthrope hrsgeb. v. *E. W. G. Braunholtz* (Bruno Schnabel) 103
Musset. A selection from the poetry and comedies of Alfred de Musset. Edited by *L. Oskar Kuhns* (Georg Steffens) . 205
Ohnet, Georges. L'inutile richesse (E. Netto) 245
Pert, Camille. Amante (E. Netto) 115
Les prosateurs de la Suisse française, morceaux choisis et notices biographiques, par V. Tissot et S. Cornut (E. Ritter) . . 212

Redard. Émile. La composition française (Ew. Goerlich) . . . 89
Reinach, Joseph. L'Eloquence française (Josef Sarrazin) . . 102
Ricken, Wilh. Kleine französische Schulgrammatik (Ernst Leitsmann) 96
Rossel, Virgile. Histoire de relations littéraires entre la France et l'Allemagne (Bruno Schnabel) 181
Rossmann, Philipp. Ein Studienaufenthalt in Paris (F. Perle) . 87
Saint-Martin, P. Petit formulaire manuscrit des actes les plus usuels (Josef Sarrazin †) 100
Schulbibliothek französischer Prosaschriften aus der neueren Zeit hrsggb. von *L. Bahlsen* und *J. Hengesbach* (George Carel) 104
Schuré, E. Sites et Paysages Historiques hrsggb. von *G. Hellmers* (Carl Friesland) 113
Schumann, Paul. Französische Lautlehre für Mitteldeutsche (O. Mielck) 91
Seeger, H. Elemente der lateinischen Syntax mit systematischer Berücksichtigung des Französischen (W. Ricken) 235
Simon, Ph. Jacques d'Amiens (G. Körting) 16
Sirven, Paul. Pages choisies des grands écrivains. Theophile Gautier (George Carel) 50
Soltmann, Herm. Lehrbuch der französischen Sprache (O. Mielck) 94
Sorel, A. Montesquieu übersetzt von *A. Kressner* (Josef Sarrazin †) 63
Stier, Georg. Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. 1.—4. Teil. (Ernst Leitsmann) 242
Taine. L'ancien Régime (Josef Sarrazin †) 101
Texte, Joseph. De Antonio Saxano (Josef Frank) 32
Thieme, Hugo. La littérature française du dix-neuvième siècle (Carl Friesland) 176
Vigier, René. Amour de Slave (E. Netto) 115
Vollmöller, Karl. Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie II. Bd. 1 Hälfte 3. Heft (R. Mahrenholtz) 213
Voltaires Mérope in deutscher Uebertragung von *A. Reimann* (George Carel) 58
Werner, Moritz. Kleine Beiträge zur Würdigung Alfred de Mussets (Georg Steffens) 205
Wilke, Edmund und *Dénervaud.* Anschauungsunterricht im Französischen mit Benutzung von Hölzels Bildern (O. Mielck) . 92
Zimmerli, J. Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. (C. This) 77

MISZELLEN.

Friesland, Carl. Faffée. 123
— In eigener Sache 249
— Nachtrag zu *Zeitschrift XVIII* 221 122

Friesland. Carl. Neuprovenzalische Sprachbewegung 253
— *Persant* und *foubert* 117
— Nochmals *persant* und *foubert* 252
F., R. Zur Biographie von Friedrich Diez 127
Fuchs. Französischer Kursus zu Bonn 129
Horn, Wilhelm. Franz. *car* 128
Körting, G. Zu *Zeitschrift XIX*² 38 253
Koschwitz, E. Guide de l'Étudiant étranger à Paris 1897 . . . 247
Ritter, Eugène. Question 119
Winter, Georg. Die Dschinnen 119
NOVITÄTENVERZEICHNIS 137. 255

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Die französische Litteratur in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

II. Die Poesie.

In einem Gasthaus an der Heerstrasse, die von Poitiers nach Norden zieht, führte ums Jahr 1547 der Zufall zwei junge Edelleute zusammen, die auf der gemeinsamen Weiterreise einen Bund für's Leben schlossen: Pierre de Ronsard aus dem Vendômois und Joachim du Bellay aus dem Anjou. Beide waren feine Poetennaturen, voller Begeisterung für die vorbildliche Kunst des Altertums. Beiden hatte ein tückisches Leiden Schwerhörigkeit gebracht und sie so vom leichten Verkehr mit der Aussenwelt weg auf sich selbst gewiesen, wofür sie der *sainte et alme surdité* in ihren Versen danken.

Ronsard war 1525 auf Schloss Poissonnière in der Nähe von Vendôme als der Sohn eines Haushofmeisters Franz' I geboren. Schon mit zehn Jahren wurde der Knabe der brutalen Zucht eines Pariser Gymnasiums entzogen und zum Pagen gemacht. Drei Jahre verbrachte er, meist im Gefolge König Jakobs von Stuart, in Schottland und England; später kam er in den Dienst des Dauphins Heinrich. 1540 ging er nach Speyer als Secretär des Gesandten Lazare de Baïf, der dann den Sechzehnjährigen zum Hüter seines Sohnes Antoine (geboren 1532) machte. Kurze Zeit war Ronsard auch im Piemont; mehr hat er von Italien nicht gesehen. Nach Paris kehrt er 1542 als ein eleganter Kavalier zurück. Da befällt ihn Taubheit und drängt ihn in die Laufbahn des Geistlichen. Achtzehnjährig empfängt er die Tonsur und nimmt die unterbrochenen Gymnasialstudien wieder auf. Mit Antoine de Baïf wohnt und arbeitet er im Collège Coqueret, das unter der Leitung des Hellenisten Daurat stand. Sieben Jahre (1543—50) dauerte diese arbeitsfreudige Lehrzeit, während welcher der Reichtum der römischen und griechischen Litteratur sich ihm erschloss und ihn zu Uebersetzungen reizte. Coqueret beherbergte gleichstrebende Genossen im Percheron Remy Belleau (geboren 1528) und im Pariser Etienne Jodelle (geboren 1532), zu denen sich der etwas

ältere Burgunder Pontus de Tyard (geboren 1521) und noch mancher Andere gesellte. Ihnen führt Ronsard 1508 den Angeviner Du Bellay zu, den Träger eines vornehmen Namens. Du Bellay gehörte der wenig begüterten Seitenlinie einer mächtigen Familie an. Kränklich und früh verwaist, hatte er eine entsagungsvolle Jugend in seiner Heimat Liré an der bretonischen Grenze verlebt. Eben war er mit seinen juristischen Studien in Poitiers zu Ende gekommen, als sich zu ihm, dem Provinzialen, der höfisch gebildete, welterfahrene Ronsard gesellte, ihn mit nach Paris nahm und ihn in den Kreis der Genossen (*la brigade des bons*) führte, die alle von dem Gedanken begeistert waren, die französische Dichtung in die Bahnen der antiken zu lenken. Im Jahre 1549 beginnt die „Brigade" mit Programm und Werken vor das Publikum zu treten: Du Bellay, Ronsard, Tyard, Jodelle, Baïf und als der siebente — denn Meister Daurat wird dankbar mitgezählt — Belleau, der 1556 seine Anakreonübersetzung liefert und so, wie Ronsard in der Vorrede dazu verkündet, als Letzter die „Plejade" voll macht. Damit ist die Schule und ihr Name konstituiert, *l'école,* wie Ronsard singt, *où l'on forcène doucement*, (*Odes* I,11).

Das Programm von 1549 „Die Verteidigung und Ausschmückung der französischen Sprache" *(La défense et illustration de la langue française)* trägt die Initialen des Namens Du Bellay's. Es atmet den Geist Ronsard's. Seine Hauptquellen sind die Poetiken des Horaz und des italienischen Humanisten Vida (1527). Es finden sich keine Spuren eines Einflusses oder auch nur einer wirklichen Kenntnis der Poetik des Aristoteles.

Das Programm zerfällt in zwei Teile zu zwölf Kapiteln. Der erste, mehr allgemeine Teil ist der *Verteidigung* der Muttersprache gewidmet. Der Verfasser schildert den unverständigen Hochmut derjenigen, welche in ihrer Liebe zu Latein und Griechisch das Französische als barbarisch geringschätzen, und die thörichte Hoffnung hegen, in der Handhabung des Lateins es den Römern gleichzuthun. Allerdings hätten die Altvordern, „mehr auf schöne Thaten als auf schöne Worte bedacht", die Muttersprache „so arm und entblösst hinterlassen, dass sie des Schmuckes fremder Federn bedürfe". Bislang habe man diesen Schmuck durch Uebersetzungen der antiken Litteratur zu gewinnen versucht. Diese dankenswerte Arbeit sei indessen unzureichend, umsomehr als sie bei Dichterwerken fast immer eine Entweihung bedeute *(traducteur-traditeur).* An Stelle der Uebersetzung habe die kenntnisreiche *Nachahmung* zu treten. Es gelte, die Alten „zu verschlingen, zu verdauen und in eigenes Fleisch und Blut zu verwandeln". Auf diese Weise werde es gelingen, sie in ihrem *Wissen* und in ihrer *Redepracht* zu erreichen, wie man sie bereits in der Technik erreicht habe. „Die Natur ist nicht so elend

geworden, dass sie nicht heutzutage noch Männer wie Plato und Aristoteles hervorzubringen vermöchte.“ Wenn diese noch nicht erstanden seien, so komme das daher, dass der Franzose gegenwärtig noch gezwungen sei, die schönsten und reichsten Jahre seines Lebens auf das Erlernen der alten Sprachen zu verwenden, unter deren sieben Siegeln die Schätze menschlicher Wissenschaft immer noch ruhten. So bleibe die kostbarste Zeit des modernen Menschen der selbständigen wissenschaftlichen Arbeit entzogen. Sei das einmal anders geworden — und er hoffe den *professeurs des langues* zum Trotz, dass die Stunde bald schlage — und sei der ganze Inhalt menschlichen Wissens französisch geborgen, so werden auch grosse Männer der Wissenschaft auf heimischer Erde entstehen. Vorläufig also sei das Studium der alten Sprachen nicht zu entbehren, insbesondere auch nicht für den, der als Redner oder Dichter sprachlicher Kunst bedürfe. „Ich behaupte, dass derjenige, der nicht wenigstens Latein versteht, in seiner Muttersprache nichts Hervorragendes schaffen kann“.

Das Französische soll nach diesem Programm, in die Schule der alten Sprachen und Litteraturen gehen, um ihnen ebenbürtig zu werden *und sie zu überwinden.* Denn das Altertum habe kein Privileg dauernder Herrschaft. Der Verfasser erklärt, die Dichtung seiner eigenen Zeit *(des modernes, des jeunes)* gegenüber jenen in Schutz nehmen zu müssen, welche nur das Alte schätzten „als ob die poetischen Werke, wie der Wein, mit dem Alter immer besser würden“.

Auf diese Verteidigung des Französischen gegen die Anmasslichkeit der *„latiniseurs et grécaniseurs“* folgt die „Illustration“ d. h. das Programm der Bereicherung und Ausschmückung der Muttersprache.

An Stelle des leichten poetischen Spiels der bisherigen Reimer soll die ernste Arbeit des wahren Poeten treten, „der meine Gefühle aufrührt, mich mit Jubel und Schmerz, Liebe und Hass erfüllt, die Zügel meiner Empfindungen lenkt und mich nach seinem Belieben dahin und dorthin führt“. Man meint etwas vom Geiste Plato's in der Auffassung der Poesie zu spüren, welche die Plejade vertritt.

Natürliche Begabung genügt für diesen Dichter nicht: er bedarf zur Nachahmung der antiken Vorbilder des angestrengten Studiums. Die landläufigen Dichtungsformen der Rondeaux, Balladen und Coq-à-l'âne soll er ersetzen durch Epigramme, Elegien, Oden, Episteln, Satiren und Eklogen, für welche er die Muster bei den Alten, besonders bei den Römern finde, und durch Sonette nach Art der Italiener. Statt des traditionellen achtsilbigen Verses des Coq-à-l'âne soll er für seine Satiren den Zehnsilber wählen. Die Nachbildung der quantitierenden Metrik hält Du Bellay für schwierig doch

nicht für aussichtslos. Für die Ode soll der Dichter neue, bunte Rhythmen erfinden, ihre Verse mit klassischen Reminiscenzen und sinnschwerer Rede füllen und auf eigenartige schmückende Beiwörter bedacht sein, auf dass diese Gedichte der Alltagsweise des Volkes entrückt seien, des

Populaire ignorant, grosse masse de chair,
Qui a le sentiment d'un arbre ou d'un rocher,
Traine à bas sa pensée et de peu se contente,

wie Ronsard singt. Komödie und Tragödie sollen die mittelalterlichen Spiele ersetzen, aus Tristan oder Lanzelot eine französische Aeneis geschaffen werden.

Dabei soll der Dichter die Reinheit der französischen Sprache auch in Eigennamen wahren (Thésée, Horace und nicht Theseus, Horatius) und die richtige Mitte zwischen allzu gebräuchlichen und allzu ungewöhnlichen Ausdrücken halten. Er soll vergessene Wörter der alten Zeit wieder zu Ehren ziehen (wie *il anuite* = es wird Nacht; *isnel* = flüchtig), im Verkehr mit dem Handwerk die Sprache der Technik kennen lernen, und (ich ziehe hier gelegentlich Ronsard's spätere Ausführungen heran) auch den Wortschatz der Mundarten frei benutzen, „unbekümmert darum, ob ein Wort gascognisch, normandisch oder lyonesisch sei" und ohne Rücksicht auf die Sprache des Hofes. Auch soll der Dichter etwa eine sprachliche Neubildung wagen, eine Ableitung (*provignement*) oder eine Zusammensetzung nach dem Beispiel der Griechen. Doch soll dies *massvoll* (*avec modestie*) und *nur innerhalb der muttersprachlichen Analogie* (*sus un patron déjà reçu du peuple*) geschehen. So bildet Ronsard von *frange*: *enfranger* etc., von *foudre* das Adjektiv *foudrier (l'aigle foudrier)*. Besonders ist es das Streben nach solch ausdrucksvollen Adjektiven (*épithètes significatifs et non oisifs)*, an welchen das Griechische so beneidenswert reich erschien, das zu Neubildungen drängte und hier hat die Plejade der Sprache allerlei Gewalt angethan. Als Beispiel mögen die Neubildungen gelten, mit welchen die Ausdrücke *-füssig* (schnell-, klang-, flügel-, horn-, schlangen-, ziegenfüssig etc.) wiedergegeben wurden. *Hausse-pied* (Baïf) ist echt französische Bildung (nach *porte-faix*, *garde-robe* etc.). Dasselbe mag von *chèvre-pied* (Ronsard, nach *chèvre-feuille*) gelten. Aber ohne muttersprachliche Analogie sind *pied-vite* (von Achilles, Ronsard), *pied-sonnant* (Du Bellay), *pied-volant* Belleau) *serpent-pied* (Ronsard), *pied-serpentin* (Belleau), *corne-pied* (Du Bellay), *aile-pied* (Baïf), in deren Buntheit sich das Tasten auf ungewohntem dunklem Pfade verräth. Doch sind diese Bildungen selten geblieben. Neu war auch die Verwendung der substantivischen und verbalen Komposita als Adjektiva: *le cheval hausse-pied*, *l'amour porte-brandon*, *les géans serpent-pied.* Und wie das Ableitungs- und Zusammen-

setzungsverfahren doch im Ganzen französischen Geistes blieb, so ist auch der dazu gebrauchte sprachliche Stoff einheimisch. Ronsard verspottete diejenigen als *Ecoliers limousins*, welche latinisierend *collauder*, *contemner* statt *louer*, *mépriser* bildeten. Weit davon entfernt, ihre Muttersprache mit antiken Flicken aufzuputzen, wacht diese neue Dichterschule vielmehr eifrig darüber, dass das sprachliche Material ihrer Verse rein national sei: *use de mots purement français.* Und innerhalb dieser nationalen Fülle soll nichts verboten sein: alte Wörter, technische Ausdrücke, Mundartliches, Neubildungen, alles steht dem Poeten zur Verfügung. „Hier verweise ich Dich ganz auf das Urteil Deines Ohres", sagt Du Bellay. Dieses nationale sprachliche Programm ist zugleich ein Manifest *der individuellen Freiheit.* Die *Anregung* zu dieser sprachlichen Weitherzigkeit empfing die Plejade vom Altertum, besonders von Hellas; die Ausführung im Einzelnen ist autochthon.

Der Renaissancegeist persönlicher Freiheit erfüllt auch die folgenden Auseinandersetzungen. Vom Reim verlangt Du Bellay, dass er die beiden Extreme der ausgesuchten Schwierigkeit (*rimes équivoques*) und der trivialen Billigkeit (Reim von Simplex mit Compositum) vermeidend, nach Fülle (*rime riche*) strebe. Frei von ängstlicher Beobachtung kleinlicher Vorschriften, soll der Dichter den Gleichklang der Wörter suchen, ohne die Verschiedenheit der Schreibung zu beachten *(fontaines: Athènes; cognoître: naître)*. Reimlose Verse hält er für sehr schwierig, doch verwirft er sie nicht. In Stilistik und Rhetorik soll Griechisch und Latein Vorbild sein, „soweit die französische Eigenart dies gestattet". Hier öffnet sich das Thor der Sprache dem antiken Einfluss. Du Bellay empfiehlt den Gebrauch des substantivierten Infinitivs (*le mourir de ta main valait mieux que la vie*, Ronsard), des substantivierten (*l'obscure de notre jour)* und des prädikativen Adjektivs (*il vole léger*) etc., Konstruktionen, welche die Rhetoriqueurs schon gebraucht und missbraucht hatten. Mit besonderem Nachdruck rät er zu der „den Franzosen noch fast unbekannten Antonomasie" (der klassischen Umschreibung), welche nicht sage: „*Jupiter*", sondern: „*Le père foudroyant*", nicht: „von Ost bis West", sondern: „vom Lande derer, welche zuerst Aurora sich röten sehen, bis dorthin, wo Thetis in ihren Wogen den Sohn Hyperions empfängt". Er schliesst mit der wiederholten Aufforderung, die Schätze des Altertums ohne Bedenken zu plündern.

Das ist das berühmte Manifest, in welchem die Plejade, ideenreich aber auch emphatisch, eine neue, hohe Auffassung von Wesen und Aufgabe der Poesie verkündet. Dabei ist ihre litterarische Kritik, auch wo sie persönlich ist, feiner und weltmännischer als die frühere. Die Plejade will die Muttersprache rein, aber in

individueller, *freier* Mehrung und Ausschmückung schreiben. Im Satzbau lässt sie mancherlei Latinismen und Gräcismen zu. Ihr poetischer Ausdruck (Metapher) ist vollständig antik. Ihr *Geist* ist griechisch und namentlich römisch. Die nationalen Dichtungsformen werden als vulgär zu Gunsten der vornehmeren antiken verworfen. Dabei steht nicht die dramatische sondern die lyrische Poesie und besonders das Epos (le long poème) im Vordergrund des Interesses. Die Dichtung wird zum Werk nachtwachender Philologen, zum Privileg der klassisch Gebildeten. Wer sie verwerfe, sagt Du Bellay, gleiche Menschen, „die nach der Erfindung des Brotes noch von Eicheln zu leben wünschten“.

Die Vertreter der ältern Schule widersprechen. Im anonymen „Horazischen Zensor Quintilius“ *(Le Quintil Horatian*, Lyon 1551) bekämpfen zwei Freunde des verstorbenen Marot, Charles Fontaine und Barth. Aneau, Du Bellay's Schrift als eine *offense et dénigration de la langue française.* Quintilius' Kritik ist durchaus nicht ungeschickt, aber nüchtern und oft kleinlich. Er tadelt das Streben nach Umschreibung („sie periphrasieren unnötigerweise und sagen *fils de vache* für *veau*“), die geringschätzige Abwendung von der volkstümlichen Art, die gelehrten Aspirationen *(ils parlent latinement en français).* Er bestreitet die sachliche Neuheit der meisten Vorschläge des Manifests, das neue, hochtönende Worte für alte Dinge brauche. Und er hat nicht ganz Unrecht, denn Sonette, Episteln und Satiren, Elegien, Eklogen, Epigramme sind mit oder ohne diese Namen schon von Marot's Schule gedichtet worden, so dass als wesentlich neu im Einzelnen nur die Pindar'sche Ode, das Epos und die Tragödie erscheinen. Das aber übersieht der verstimmte Quintilius, dass die systematische und enthusiastische Zusammenfassung der bisher sporadisch auf das Altertum gerichteten Bestrebungen die wahrhaft neue Seite des Plejadenmanifestes ist.

Uebrigens hat dessen stürmische Intransigenz in der spätern Praxis der Neuerer manche Milderung erfahren, die Charles Fontaine versöhnten.

Eingehender als von Du Bellay wird die neue Lehre von Jacques Pelletier *(Art poétique*, Lyon 1555) dargestellt, der indessen schon in Uebertreibungen verfällt (er empfiehlt die Komparation *grand*, *grandieur*, *grandîme*, welche die Plejadendichter nur scherzhaft brauchten) und das dichterische Verfahren des Altertums bereits in eigentliche Rezepte äusserlich zergliedert. Förmlich kodifiziert, in Regeln und Regelchen gebracht und dabei fast ganz auf das Beispiel der Römer beschränkt wird diese Zergliederung in Scaliger's umfangreicher lateinischer *Poetik* (1561), deren Römertum von entscheidendem Einfluss auf die spätere Zeit war.

Ronsard selbst hat seine Ideen nur kurz und vorzüglich mit Rücksicht auf das Epos im *Abrégé de l'art poétique* (1564) und in

den beiden *Vorreden* (1572—74) zur *Franciade* ausgesprochen. Auch er kennt Aristoteles' Poetik kaum. Seine schönen Worte über den göttlichen Ursprung und die hohe Aufgabe der Poesie erinnern an Plato und Cicero. Der Poet — *le poète saint* — soll ein umfassend gebildeter, edler, ja ein frommer Mann sein. Die Dichtung ist eine Angelegenheit der ganzen Menschheit; die modernen Völker sollen eins vom andern lernen (Kosmopolitismus). Die Erfahrungen einer fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit sind nicht spurlos an Ronsard vorübergegangen. Er warnt davor, dass der Dichter allzusehr von der gewöhnlichen Redeweise sich abwende, allzu viel Gebrauch von Umschreibungen mache und im Latinismus des Satzbaues bis zur Nachahmung der freien lateinischen Wortstellung gehe: *De Paris à Orléans le roi coucher alla* statt *Le roi alla coucher de Paris à Orléans* klinge barbarisch. Ronsard wünscht, dass der Wechsel von männlichen und weiblichen Reimen *(la succession des rimes)* beobachtet werde, denn auf die enge Verbindung von Poesie und Musik legt die Plejade mehr Nachdruck als die ältern Dichter. Hiatus und Enjambement zu gestatten, bewegt ihn das Beispiel der Alten. Doch verlangt er feste Cäsur im Zehnsilber und Alexandriner. Sonst aber wahrt er die Freiheit des Dichters in der Verstechnik, deren Bedeutung für ihn hinter Inhalt und Sprache der Poesie zurücktritt. Es geht ein freier Zug durch seine Lehren. Er weist Malherbe's Kleinigkeitskrämerei gleichsam zum Voraus ab, indem er sagt (Vorrede v. 1550): „Die Leser, die einen wegen eines unpassend gesetzten *a*, wegen eines billigen Reims oder einer ähnlichen Bagatelle tadeln, sind Stümper, die ihre poetische Urteilslosigkeit verraten.“ Seine Ausführungen über das Epos zeigen auch ihn in der Vorstellung befangen, dass Homer und namentlich Virgil in allen Détails der Struktur endgültige Vorbilder gegeben haben für Männerschlacht und Hadesfahrt, für Sturm und Sonnenaufgang. Es ist die Lehre von der Maschinerie des Epos, welche den französischen Klassizismus beherrschen wird.

Nachdem Jacques de la Taille in seiner *Manière de faire des vers en français comme en grec et en latin* (1573) das gewaltthätige Programm einer quantitierenden französischen Metrik aufgestellt, „um dem Reimerpöbel den Zugang zum Parnass zu versperren“ und so in der Theorie mit der nationalen Verskunst vollständig gebrochen hatte, fasste der normandische Dichter Jean Vauquelin de la Fresnaye (1536—1607) in einem langen, holprigen Lehrgedicht die litterarischen Theorien der Renaissancepoesie zusammen *(L'art poétique français,* begonnen auf Wunsch Heinrichs' III 1574, gedruckt 1605).

Vauquelin vertritt die Mässigung, die der Meister Ronsard selbst gelehrt. Er bezweifelt den Erfolg der quantitierenden Metrik.

Er ergänzt die Lehre der Plejade dadurch, dass er Aristoteles benützt, und ihre Praxis dadurch, dass er das Lehrgedicht pflegt. Er stellt die Dichtkunst, freilich ungeordnet, im Rahmen einer Geschichte der französischen Litteratur dar, in welcher er die Forschung Fauchet's und Pasquier's resümirt, von der Gegenwart die Brücke zum Mittelalter schlägt, und so der Praxis Rechnung trägt, die ja vielfach wieder an's Alte, an die Dichtung Marot's, angeknüpft hatte. Dass er den Gebrauch der heidnischen Mythologie verwirft und auf christliche Darstellungsmittel verweist, hat er mit protestantischen Dichtern gemein.

Vauquelin erklärt wiederholt, dass Geist und Sprache seiner „Dichtkunst“ 1605 nicht mehr aktuell seien. Und so war's. Der Widerspruch gegen die Gelehrtheit der Ronsard'schen Poesie und die individuelle Freiheit ihrer Diktion war in den hauptstädtischen Kreisen mächtig geworden. Seit 1590 ist uns das Vorhandensein einer *höfischen Kritik* bezeugt, welche sich gegen die mundartlichen Ausdrücke, die veralteten Wörter, die Neubildungen, die gelehrten Metaphern richtet und von der Dichtung Gemeinverständlichkeit und Unterwerfung unter den herrschenden Sprachgebrauch verlangt. Von dieser Strömung wird Malherbe sich tragen lassen. —

Im Jahre 1550 liess Ronsard vier Bücher *Oden* erscheinen, denen 1552 ein fünftes, zugleich mit einer Sammlung von Liebessonetten: *Les Amours de P. de Ronsard*, folgte. In diesen Sonetten feierte er eine Schönheit der Königsstadt Blois, die er *Cassandre* nennt und die ihn seit zehn Jahren fesselte. 1554 folgte *Le Bocage (royal) (bocage* im Sinne des lateinischen *silvæ*, Vermischtes); 1555—56 zwei Bücher *Hymnes* und zwei *Continuation des Amours*, in welchen *Marie*, die jung verstorbene *fleur angevine de quinze ans* besungen wird. Daneben gehen zwei Bücher *Mélanges* her (1555—59). 1560 erscheint die erste Sammelausgabe seiner Werke. Die Jahre Heinrich's II. sind Ronsard's fruchtbarste Zeit. Er überwand den Spott der älteren Schule, deren Wortführer Melin de Saint-Gelais war. „*Melin*, so sagt Ronsard in einer Ode (IV, 21), *on me fit croire*

Qu'en fraudant le prix de ma gloire
Tu avais caqueté de moi;
Et que d'une longue risée
Mon œuvre par toi méprisée
Ne servit que de farce au roi . . .

doch bestreitest Du das und ich errichte unserer jungen Freundschaft einen Altar“. Er gewann auch die Freundschaft der Herrscher, besonders diejenige der Gemahlin Franz' II., der Maria Stuart, die im Gefängnis zu London seine Lieder sang und mit ihm Briefe wechselte. Reiche geistliche Benefizien fallen ihm zu; der Dichter wird *Aumônier du roi.*

Am Hofe Karl's IX herrschte er als Apoll. Die Hoffestlichkeiten beschäftigten ihn; er hatte Cartels für die Turniere, Mascarades für die Bälle, Gelegenheitsgedichte aller Art zu liefern. Gerne floh er das anspruchsvolle Treiben, um der geliebten Gärtnerei zu leben:

Je suis, pour suivre à la trace la Cour,
Trop maladif, trop paresseux et sourd,
Et trop craintif . .

Gegen die Hugenotten, die seine priesterliche Würde verspotten, kämpft er mit Satiren *(Discours des misères de ce temps*, 1562—63; *Remontrance au peuple de France)* und gelegentlich auch mit den Waffen. Darob zerfällt er mit den Protestanten unter seinen litterarischen Gesinnungsgenossen wie Jacques Grevin. Eine Prachtausgabe aller Dichtungen, in neuer Bearbeitung und von den Erklärungen gelehrter Kommentatoren beschwert, erscheint 1567 in sechs Bänden. Nach zwanzigjähriger Arbeit veröffentlicht er 1572 die vier ersten Gesänge seines Epos, *La Franciade*, deren Fortsetzung er nicht geliefert hat. In diesen Jahren gehörte das Herz des alternden Poeten *Hélène de Surgères*, die er in den *Sonnets pour Hélène* (1568—74, gedruckt 1578) feiert.

Nachdem Ronsard während 25 Jahren eine ruhmreiche Herrscherstellung eingenommen, wie sie kaum einem Dichter vergönnt war, neigte sich sein Tag. Heinrich III. ehrte ihn, schenkte aber seine Gunst andern, insbesondere Desportes. Das Publikum zog ihm vielfach Jüngere vor. Der Tod lichtete die Reihen der Plejade. Vereinsamt uud kränkelnd zog sich Ronsard mehr und mehr vom Hofe zurück. Unruhig wechselte er seinen ländlichen Aufenthalt. Er besorgte 1584 eine letzte Ausgabe seiner Dichtungen mit vielen, wenig glücklichen Aenderungen. *Il châtra son livre*, sagt Pasquier. Der Tod fand ihn in seinem Priorat von Saint-Cosme bei Tours (Ende 1585). Die Grabgedichte, in denen die Welt ihm huldigte, füllen einen Band.

Ronsard's Odensammlung — gegen 150 Nummern — beginnt mit Nachahmungen Pindar's, die sich feierlich in Strophen mit Antistrophe und Epode bewegen. In der stolzen Vorrede nimmt er den Namen des *premier auteur lyrique français* in Anspruch, als welcher er die herkömmliche Bahn verlasse, *prenant style à part, sens à part, œuvre à part.* Horaz, der Sohn eines Freigelassenen, habe den Mut dieser Nachahmung nicht gehabt; er, Ronsard, der Sprosse eines edeln Hauses, sei kühner und fürchte nicht, von der Sonne Pindar's seine Flügel, Icarus gleich, versengt zu sehen. „Noch trägt kein Meer den Namen Ronsard's", ruft er aus. (*Odes* T. 11). Und doch kam er zu Fall. Er ging von jenem grundsätzlichen Missverständnis aus, dass eine so national bedingte Poesie wie die

Pindar'sche nach äusserlichen Regeln übertragbar sei. Er ahmte Pindar's Sprunghaftigkeit künstlich nach (ihr Programm entwickelt er in *Od.* I, 1 Str. 4). Er suchte keuchend seine Höhe, aber die Steigerung des poetischen Wollens schlug in Rhetorik um. Er verlor sich im Dunkel der mythologischen Metapher. Man fühlt seine Anstrengungen, sieht ihn sich abmühen, besonders in jener aus 23 Strophen (700 Versen) bestehenden Ode über die Musen (an *Michel de l'Hôpital*, I,10). Er ermüdete denn auch bald. Unter der 15. Ode lesen wir: *Fin des odes pindariques*. Und dabei ist's geblieben. Doch war die schwere Arbeit dieser 2000 Verse nicht vergebens: Ronsard hat dabei viel kraftvolle, edle poetische Diktion, neue Strophen und Rythmen gelernt. Nun wandte er sich zur leichtern Ode des Horaz und der griechischen Anthologie (gedr. zu Paris 1531), und als H. Estienne 1554 die neuentdeckten Anakreontea (welche alexandrinischen Poesien man damals für das Werk des Anakreon selbst hielt) herausgab, da folgte Ronsard begeistert ihrer Spur und sang (1556):

Me loue qui voudra les replis recourbés
Des torrens de Pindare, en profond embourbés,
Obscurs, rudes, fâcheux . . .
Anacréon me plaît, le doux Anacréon (cf. *Od.* V,15).

So wird die Ode zum Lied der Lebens- und Liebeslust. Sie singt den Preis des Weines, mahnt, die Jugend zu nützen und klagt sehnsuchtsvoll um ihr Entschwinden. Die Diminutiva auf *-ette* und *-elette* stellen sich ein. Die Ode kehrt so zu sagen zur Inspiration der Marot'schen Chanson zurück, bewahrt aber kunstvolleren Bau, anspruchsvollere Phrasierung und antike Gedankenwelt. Es sind Ronsard einige liebliche Lieder gelungen, zum Teil zierliche Uebersetzungen Anakreon's. Meist aber erstickt eine weitausholende, in antiken Reminiszenzen schwelgende Rhetorik, welche schon frühe einen gelehrten Kommentar nötig machte, die wahre Empfindung.

Melodien, von Goudimel und andern komponiert, sind dem Druck der Oden beigegeben.

In den Zehnsilbler-Sonetten auf Cassandra geben Petrarca und seine italienischen Nachahmer (z. B. Bembo) den Ton an. Die melancholische Stimmung seiner *Rime*, ihre Metaphern von Feuersglut und Sonnenglanz, ihre Subtilitäten sind von Ronsard mit antiker Bildlichkeit gemischt. Fehlt es nicht an glücklichen Stellen und an wahrem Gefühl:

Je voudrais bien, richement jaunissant,
En pluie d'or goutte à goutte descendre
Dans le giron de ma belle Cassandre,
Lors qu'en ses yeux le somme va glissant.

Puis je voudrais en taureau blanchissant
Me transformer pour sur mon dos la prendre,
Quand en avril, par l'herbe la plus tendre,
Elle va, fleur, mille fleurs ravissant.

Je voudrais bien, pour alléger ma peine,
Etre un Narcisse, et elle une fontaine,
Pour m'y plonger une nuit à séjour:

Et si voudrais que cette nuit encore
Fût éternelle, et que jamais l'aurore,
Pour m'éveiller, ne rallumât le jour.

so ist doch der Eindruck der langen Reihe von 223 Sonetten der des eintönigen Abklatsches. Die Sonette und Lieder der *Amours de Marie* zerfallen, wie Petrarca's *Rime,* in zwei Teile: auf die lebende und auf die todte Maria. Ronsard emanzipiert sich, namentlich im ersten Teil, von Petrarca und besingt die Lebensfreude als Schüler Anakreon's und Tibull's:

Amour est un charmeur: si je suis une année
Avecque ma maîtresse à babiller toujours,
Et à lui raconter quelles sont mes amours,
L'an me semble plus court qu'une courte journée . . .

Am freiesten und natürlichsten ist er in den Alexandriner-Sonetten auf Helena:

Adieu, belle Cassandre, et vous, belle Marie
Pour qui je fus trois ans en servage à Bourgueil:
L'une vit, l'autre est morte, et ores de son œil
Le ciel se réjouit, dont la terre est marrie.

Sur mon premier avril, d'une amoureuse envie
J'adorai vos beautés, mais votre fier orgueil
Ne s'ammollit jamais pour larmes ni pour deuil
Tant d'une gauche main la Parque ourdit ma vie!

Maintenant en automne, encore malheureux,
Je vis comme au printemps de nature amoureux,
Afin que tout mon âge aille au gré de la peine.

Et or que je dusse être affranchi du harnois,
Mon colonnel m'envoie à grand coups de carquois
Rassiéger Ilion pour conquérir Hélène.

Die Liebeswerbung des früh ergrauten Dichters schwankt zwischen dem zaghaften Tone der Melancholie über verlorene Jugend und dem vertrauensvollen Tone des Stolzes über gewonnenen Ruhm und schliesst mit der immer wiederholten Mahnung, „die Rosen des Lebens zu pflücken“. Diese *Sonnets pour Hélène* sind

reich an Poesie und meisterlich in der Form. Das Gedicht fester Form zwingt Ronsard zu knapperem Ausdruck und bewahrt ihn vor dem Hauptgebrechen seiner Odendichtung: der wuchernden Rhetorik.

Die *Hymnes* sind nach Art der homerischen Hymnen als religiöse Festgesänge gedacht, doch vielfach zu Lobliedern irdischer Fürsten gerathen. Geschmacklos erscheint uns heute darin die Mythologisierung der christlichen Heilslehren. Ronsard besingt z. B. die Thaten Christi unter dem Bilde der Arbeiten des Hercules (*L'Hercule chrétien*). Wo seine Weiterbildung der antiken Mythen frei von christlicher Lehrhaftigkeit ist, da ist er manchmal recht glücklich, wie in den Hymnen auf die Jahreszeiten und auf das Gold.

Der *Bocage royal* und die *Poèmes* überschriebene Sammlung enthalten hauptsächlich Gelegenheitsgedichte in Form poetischer Episteln an hochgestellte Gönner oder gleichstrebende Freunde. Sie zeigen den selbstbewussten Dichter, der nicht müde wird, zu versichern:

Qu' indompté du travail tout le premier je suis
Qui de Grèce ai conduit les Muses en la France,
Et premier mesuré leurs pas à ma cadence;
Si qu' en lieu du langage et romain et grégeois
Premier les fis parler le langage françois. (*Poèmes* II, 3).

Sie enthalten viel autobiographische Elemente, manch schwülstige Lobhudelei und zeigen, wie Ronsard kleinere epische Themata (wie z. B. das von der Gerechtigkeit der alten Gallier, *Boc. roy.* I,5) weniger als Erzähler, denn als epischer Rhetor behandelt. Beide Sammlungen bieten viel prosaische Reimerei.

Unerfreulich sind die *Eklogen* (sechs an der Zahl), in welchen der Dichter *(Perrot)* und seine Freunde *(Bellot* = Belleau, *Michau* = Michel de l'Hôpital, *Carlin* = Karl IX. etc.) in ganz äusserlicher schäferlicher Vermummung, deren Beispiel Virgil und Sannazaro gaben, lehrhafte Gespräche führen und höfische Schmeicheleien sagen.

Unter den 34 *Elegien* finden sich reizende Stücke voll wahren Naturgefühls, wie z. B. die berühmte Klage um den Wald, welcher der Axt zum Opfer fällt:

Forêt, haute maison des oiseaux bocagers,
Plus le cerf solitaire et les chevreuils légers
Ne paîtront sous ton ombre . . .
Tout deviendra muet, Echo sera sans voix,
Tu deviendras campagne et en lieu de tes bois
Dont l'ombrage incertain lentement se remue
Tu sentiras le soc, le coutre et la charrue . . .
(*Elégie* XXXII).

In allen diesen Gedichten, Hymnen, Episteln, Eklogen und Elegien herrscht der Alexandriner.

Als Satiriker zeichnet sich Ronsard in der kurzen Form des Epigramms nicht aus. Er versteht es nicht, die scharfen Pfeile Marots zu schnitzen. Ihm eignet die ausgeführte Satire, in welche er seine schwungvolle Rede giessen kann. Er schreibt beredte Pamphlete in Alexandrinern gegen die Protestanten, denn

Je n'aime point ces noms qui sont finis en -ots:
Gots, Cagots, Ostrogots, Visgots et Huguenots.

Diese predigen

en France une doctrine armée,
Un Christ empistolé, tout noirci de fumée,
Qui, comme un Mahomet, va portant en la main
Un large coutelas, rouge de sang humain.

Er wirft ihnen die Mannigfaltigkeit ihrer Sekten vor, verteidigt zornvoll seine und seiner Freunde Lebensführung gegen ihre Anklagen und spricht selbstbewusst von dem, was Frankreich ihm verdanke. Des Vaterlandes Unglück leitet er her von der Anmasslichkeit der *opinion particulière.* Dem über die Menschen ergrimmten Jupiter gebar *Dame Présomption*

l'Opinion, peste du genre humain;
Cuider en fut nourrice et fut mise à l'école
D'Orgueil, de Fantaisie et de Jeunesse folle.

Das sind die Verse zu Montaigne's Prosa.

In spätern Satiren, von welchen nur Fragmente auf uns gekommen sind, wendet sich der alternde Dichter gegen die Verschwendung und Sittenlosigkeit des Hofes Heinrich's III., dessen Ruhm er offiziell besang. —

Gewiss bedeutet Ronsard's lyrische Dichtung eine *illustration de la langue française:* eine Bereicherung und Veredelung der Muttersprache. Von dem Rechte des Dichters auf individuelle Diktion, das er so nachdrücklich forderte, hat er nicht jenen masslosen Gebrauch gemacht, den man ihm wohl nachredet. Die Summe seiner sprachlichen Neubildungen übersteigt kaum 200; die Latinismen seiner Satzbildung sind unerheblich. Nicht sie geben seiner Sprache das Gepräge, sondern die der Gedankenwelt des Altertums entlehnten Metaphern, welche die französischen Wörter beständig mit antikem Geiste erfüllen und die damit sich einstellende Flut der Eigennamen (*Od.* II, 2):

Mais tout soudain, d'un haut style plus rare,
Je veux sonner le sang Hectoréan,
Changeant le son du Dircéan Pindare
Au plus haut bruit du chantre Smyrnéan.

Mit den Gewaltthätigkeiten und Schäden dieser Antikisierung erkaufte Ronsard den Glanz seiner poetischen Sprache, die Fülle und Harmonie seiner Perioden und auch den Reichtum seiner Rhythmen,

Er hat in Strophen von 2—20 Zeilen alle Verse von 4—12 Silben verwendet und zwar in so verschiedenen Mischungen und Reimverschränkungen, dass sein Bestreben, sich im Versbau nicht zu wiederholen, augenscheinlich ist. Die meisten dieser metrischen Gebilde sind glücklich erfunden. Ronsard hat sich hier als genialer Neuerer erwiesen. Er hat, was den ältern Dichterschulen fremd war, dem leisen Schritt des Gedankens die Fülle seiner Rhythmen in feiner Empfindung angepasst,

qui premier travaillai
De marier les odes à la lyre
Et de savoir sus ses cordes élire
Quelle chanson y peut bien accorder
Et quel fredon ne s'y peut encorder (*Poèmes* I, 9).

In dem freien Reichtum und der feinen Verteilung seiner neuen Rhythmik liegt wohl sein dauerndster Ruhmestitel begründet. Das Sonett handhabt er als ein Meister, den die Dichter heute noch verehren. Den Alexandriner, den er übrigens fast ohne Enjambement baut, hat er wieder zu Ehren gebracht und insbesondere in die Lyrik eingeführt. In quantitierenden Versen hat er sich kaum versucht; reimlose Zeilen nur selten gebildet. Sein Reim ist reich, doch ohne Pedanterie.

Eine hochstrebende, bedeutsame Reform des dichterischen Ausdrucks, eine glänzende, glückliche Entschliessung neuer Rhythmen und ein stattlicher Strauss reizender Lieder, worin er den Lebensgenuss in der freien Natur oder im lustig geniessenden Freundeskreis und Leid und Freude der Liebe besingt — das ist des grossen Lyrikers Ronsard Werk.

Fast gleichzeitig mit der *Défense* (1549) hatte Du Bellay 50 Sonette erscheinen lassen, die im Manuskript längst umgegangen waren und in welchen er seine Geliebte unter dem Namen *Olive* (Anagramm von *Viole*) besang. 1552 nahm ihn sein Onkel, der Kardinal Du Bellay, als Intendanten nach Rom, wo er in abhängiger Stellung, von Krankheit und verhassten Geschäften bedrängt, ein Lamm unter den Wölfen einer intriganten und gewinnsüchtigen Gesellschaft, vier Jahre verblieb. Der Aufenthalt trug mehrfache poetische Frucht: zwei weitere Sonettsammlungen *Les antiquités de Rome* und *Les regrets*, in deren Sonetten er, als der erste, den Alexandriner verwendet, bukolische Gedichte (*Divers jeux rustiques*, darunter die dem Venetianer *Navagero* nachgeahmten 13 *vœux rustiques*) und vier Bücher lateinischer Poemata: alles 1558 gedruckt. Mit 35 Jahren starb der Dichter (1560) und neun Jahre später erschienen seine französischen Werke vereinigt.

Olive, eine Sonettdichtung nach dem Muster Petrarca's, ist von gesuchtem Petrarkismus und verrät in Stücken wie:

Dedans le clos des occultes idées . . (Son. 112)

den Einfluss des Platonismus Sève's, dessen *Délie* aber an glücklicher Bildlichkeit übertroffen wird. Daneben finden sich mythologiebeschwerte Oden und eine vortreffliche Satire, *Le poète courtisan*, in welcher er die Angriffe der *Défense* gegen Melin und seine Schule in glückliche Verse bringt. „Willst Du Hofpoet werden, so rate ich Dir

. . . . que, sans suivre la trace
(Comme font quelques-uns) d'un Pindare et Horace,
Et sans vouloir, comme eux, voler si hautement,
Ton simple naturel tu suives seulement.
. . . garde-toi d'oser
Des mots durs ou nouveaux qui puissent amuser
Tant soit peu le lisant . .

Wenn er höhnisch hinzufügt:

Je veux que tes chansons en musique soient mises
Afin que l'on les chante dans la chambre du roi,

so sieht er nicht voraus, dass auch Ronsard's Oden da einst werden gesungen werden.

Wenig später schwört Du Bellay den Petrarkismus ab:

J'ai oublié l'art de pétrarquiser,
Je veux d'amour franchement deviser

Er will nichts mehr von den Antithesen und Hyperbeln der Petrarkisten wissen:

Ce n'est que feu de leurs froides chaleurs,
Ce n'est encore de leurs soupirs et pleurs
Que vent, pluie et orages.

Auch die Mythologie drängt er zurück. Einfach erklingt jetzt sein französisches Liebeslied, und wie Ariost, ahmt er glücklich Catull nach, um in lateinischen Versen seine Römerin Columba zu preisen,

Cuius basia blandulumque murmur
Et morsus poterant, micante rostro,
Ipsum vincere passerem Catulli.

Die *Antiquités* sind eine Klage über den Trümmern der versunkenen römischen Welt, die für ihn das ganze antike Leben einschliesst. Du Bellay's Stimme reicht aber hier nicht aus. Um so ergreifender sind die *Regrets*, das poetische Tagebuch seines römischen Unglücks:

Je me plains à me vers, si j'ai quelque regret.

Leidenschaftlich klagt er über Rom. Wie bereut er, sein Vaterland verlassen zu haben:

Et malheureuse soit la flatteuse espérance,
Quand, pour venir ici, j'abandonnai la France,
La France et mon Anjou, dont le désir me point.

Denn:

Entre les loups cruels, j'erre parmi la plaine;

Je sens venir l'hiver de qui la froide haleine
D'une tremblante horreur fait hérisser ma peau.

Las! les autres agneaux n'ont faute de pâture,
Ils ne craignent le vent, le loup ni la froidure —
Si ne suis-je pourtant le pire du troupeau.

Es sind die *Tristien* dessen, den Pasquier den französischen Ovid nennt:

Quand revoirai-je, hélas, de mon petit village
Fumer la cheminée, et en quelle saison
Revoirai-je le clos de ma pauvre maison
Qui m'est une province et beaucoup davantage?

Plus me plaît le séjour qu'ont bâti mes ayeux,
Que des palais romains le front audacieux:
Plus que le marbre dur me plaît l'ardoise fine;

Plus mon Loire gaulois que le Tibre latin,
Plus mon petit Liré que le mont Palatin,
Et, plus que l'air marin, la douceur angevine.

Dieser Ton der Sehnsucht geht auch durch jene lieblichen Lieder, in denen er idyllische Szenen und Bilder *(D'un vanneur de blé)* darstellt.

Joachim Du Bellay ist eine wahre Poetennatur voller Ursprünglichkeit. Er überwindet die Fesseln des Petrarkismus, er durchbricht auch, in seinem Bedürfnis nach persönlichster Dichtung, die Schranken seiner eigenen poetischen Theorien: Er zeigt kein Streben, ungewöhnlich zu sein; das Altertum beherrscht seine klaren Verse auf die Dauer nicht (trotz seiner Vorschrift: *qu'il n'y ait vers où n'apparaisse quelque vestige de rare et antique savoir*, *Défense* II cap. 4); Rom macht aus ihm trotz seiner Verurteilung der *latineurs* einen lateinischen Dichter, und, seiner eigenen Warnung zuwider, arbeitet er an einer Uebersetzung der Aeneide.

Du Bellay ist der modernste, intimste dieser Dichter. Er ist der Lamartine der Schule, deren Hugo Ronsard ist.

Den Ruhm, die erste zusammenhängende Sonettdichtung in französischer Sprache versucht zu haben, teilt mit Du Bellay Pontus de Tyard, der ebenfalls im Jahre 1549 (zu Lyon) seine *Erreurs amoureuses* erscheinen liess. Auch diese Sammlung verrät deutlich Maurice Sève's Einfluss. Sie ist von einförmigem Petrarkismus und liebt geschmacklose wissenschaftliche Metaphern:

L'eau sur ma face en ce point distillante
Vient à mes yeux (j'entends mes tristes pleurs)
Par l'alambic d'amoureuses chaleurs,
Auquel désir tient sa flamme cuisante . .

Tyard ahmt auch die Sextine und die Terzerime nach. Später erfährt er deutlich den Einfluss Ronsard's, wie schon der Titel:

Livre de vers lyriques (1555) zeigt, einer Odensammlung, der dann Sonette in Alexandrinern folgen, — banale Reimereien.

Wie Ronsard hat auch Du Bellay nur wenige reimlose Verse (*vers blancs*) und keine nach der Quantität gebauten französischen Verse (*vers mesurés*) hinterlassen. Versuche dieser Art haben auch sie gemacht — *il faillait en faire, pour dire: j'en ai fait*, sagt Belleau — aber es ist bezeichnend, dass gerade sie, die wahren Poeten, diese Versuche aufgaben, die bei den wenig ausgeprägten Dauer- und Accentunterschieden der französischen Silben aussichtslos sind. Eifrige Vertreter fanden sie dafür in Jodelle und besonders in Baïf.

Von Jodelle's quantitierenden Versen ist uns nicht viel erhalten geblieben. Begonnen hatte er wie die Andern mit petrarkisierenden Sonetten *(Amours)*, deren Schmachten er dann selbst in den *Contr'amours*, nicht ohne Rohheit, verspottete. Auf die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit seines Talentes prahlerisch vertrauend, suchte er das Neue, Auffallende (Terzerime, schwülstige Lehrgedichte) und zersplittert seine künstlerische Arbeit:

> *Je dessine, je taille, je charpente et maçonne,*
> *Je brode, je pourtray, je coupe, je façonne . . .*

Seinen Ruhm verdankte er hauptsächlich seinen dramatischen Schöpfungen. Nachdem 1558 ein von ihm geleitetes höfisches Festspiel (*Mascarade*) Fiasko gemacht hatte und er in Ungnade gefallen war, lockerten sich seine Beziehungen zur Plejade. In entbehrungsreicher ländlicher Zurückgezogenheit schrieb er kräftige Satiren, besonders gegen die Höflinge und die Hugenotten. Seine Dichtungen, von denen er selbst nichts veröffentlicht hatte, wurden 1574 gesammelt herausgegeben. Jodelle ist der Matamore der Plejade; sein Streben und sein Unabhängigkeitssinn führen zum Schwulst und zur Grosssprecherei. Er würde „ebensogut einen Elefanten in seinem Auge als einen Flecken auf seiner Ehre dulden". Seine Diktion ist unordentlich; sein Werk unausgegohrener Most.

Baïf ist nicht ohne dichterische Begabung, doch ohne Originalität. Er ist wesentlich nachempfindend. Seine Poesie trägt in hohem Masse den Stempel der Nachahmung. Als Uebersetzer Anakreon's, Theokrit's u. A. hat er Vortreffliches geliefert. Er hat eine gewisse leichte Art, wie er denn auch gesteht, wenig gefeilt zu haben. Seine oft scherzhaften und burlesken Verse erinnern ganz an Marot. Seine Gedichte, besonders die beiden Sonettsammlungen *Amours de Méline* (1552, in Zehnsilblern) und *Amours de Francine* (1558, in Alexandrinern) trugen ihm nicht die Anerkennung ein, die er gewünscht. Was der Mangel an poetischer Empfindungskraft ihm versagte, suchte er durch Neuheit der Form

zu erreichen. Den fünfzehnsilbigen Vers, den er ausheckte (*vers baïfin*), gab er freilich nach wenigen Versuchen wieder auf. Um so nachdrücklicher verfolgte er seit 1567 den Plan, die französische Dichtung auf den „Dornenweg" der quantitierenden Metrik zu führen. Er scheidet systematisch, doch natürlich nicht ohne Schwanken und Willkür, die französischen Silben in lange und kurze und nimmt, um die Quantität auch mit Hülfe des Auges zu fixieren, die phonetische Schreibweise nach dem System Ramus' zu Hülfe. Der Hesiodische Hexameter

Τῆς δ'ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν
Ἀθάνατοι.

wird bei ihm zu:

Mę̄s lę̄s īnmōrtę̄ls ōnt mīs odăvānt dĕ lă vērtŭ
Pēin'ĕ sŭœ̄r.

Einen Band solcher metrischer Verse veröffentlichte er 1574 unter dem Titel *Étrénes de poézie fransoęse an vęrs mezurés.* Es sind Uebersetzungen und Originaldichtungen in sapphischen, alkaischen etc. Strophen. Baïf wollte diese quantitierende Poesie nicht nur von einer Lautschrift, sondern auch von einer besondern Musik getragen sehen. Als er 1570 Karl IX. seinen Plan einer Akademie einreichte, stand diese poetisch-musikalische Reform im Vordergrund desselben: *renouveler l'ancienne façon de composer vers mesurés pour y accommoder le chant pareillement mesuré selon l'art métrique.* In diesen Dichtungen leidet die französische Wortstellung Not. In ihren verrenkten Sätzen finden sich Epitheta, die sich die Andern nicht erlaubten: *l'unœil Cyclope*, *la main cinq-ramelet* (*πέντοζος*, Hesiod) *vague-mer* (auf dem Meere schweifend) etc. Das Publikum lehnte Baïfs Gabe ab. Die *Etrénes* wurden nicht weiter aufgelegt und seine Psalmenübersetzung (*commencée en intention de servir aux bons catholiques contre les psaumes des hérétiques*, 1567—73) in metrischen Versen ist bis vor wenigen Jahren ungedruckt geblieben. Der Misserfolg scheint auch ihn entmutigt zu haben. Er arbeitete seinen Psalter in Reimverse um (1587) und schrieb *Les mimes, enseignements et proverbes* (1576—97 erschienen), eine Dichtung, in welcher der alternde und kranke Autor in zwangloser Folge (*discours entrerompus*) Lebenslehren und satirische Schilderungen aneinanderreiht. Trotz des antikisierenden Titels (*Mimes*) und einiger Sprachgewohnheiten, die den Plejadendichter verraten, bedeutet dieses didaktische Opus eine Rückkehr zur ältern nationalen Poesie. Es ist in Sixains von achtsilbigen Versen geschrieben, mit mittelalterlichen Allüren:

Vraie foi de terre est bannie,
Mensonge les esprit manie:
Tout abus règne autorisé.
Pour bonne loi passe le vice:

Sans balance va la justice,
Honneur et droit est méprisé —

und erinnert im Wechsel seiner Einfälle, wie Baïf selbst sagt, an die *coq-à-l'âne.* Es ist bezeichnend, dass er, von der Höhe der sapphischen Ode herabsteigend, in dieser anspruchslosen alten Form seine glücklichste und originellste Schöpfung geliefert hat.

Remy Belleau, *le gentil Belleau,* übergiebt seine ersten Gedichte unter dem Titel *Petites inventions* 1556 der Oeffentlichkeit als Anhang zu einer Uebersetzung der *Odes d'Anacreón téien.* Die Uebersetzung ist gefällig, doch zu unfrei und in ihren paarweise gereimten achtsilbigen Versen zu einförmig. Ronsard liess der Mangel an freiem Schwung und rhythmischer Gliederung unbefriedigt. Belleau, wirft er ihm vor,

Tu es un trop sec biberon
Pour un tourneur d'Anacréon.

Die ebenfalls unstrophisch gebauten Gedichte des Anhangs, Stillleben wie *La cerise, l'escargot, le papillon* zeigen in ihrer leichten, anmutigen aber auch etwas faden Art die Natur des Talents Belleau's. Zwei umfangreichere Dichtungen haben dann insbesondere seinen Ruhm begründet, seine *Bergerie* (1565—72) und „Die Liebschaften und neuen Verwandlungen der Edelsteine“ (*Les amours et nouveaux échanges des pierres précieuses,* 1576).

In der *Bergerie* hat er geborgen, was im Laufe der Jahre in den Fächern seines Schreibtisches an Huldigungs- und Liebesgedichten, an Totenklagen und poetischen Beschreibungen sich angesammelt hatte, und das Ganze, lose genug, durch den Faden einer Prosaerzählung verbunden, wofür ihm Sannazar's *Arcadia* das Beispiel gab. Hier findet sich sein Kunstvollstes und Bestes: die *Baisers,* Sonette nach berühmten Mustern, welchen die Sinnlichkeit eine kecke Wahrheit giebt und ein Strauss von Liedern, unter denen ein reizendes Frühlingslied (*Avril*):

Avril, l'honneur et des bois
Et des mois,
Avril, la douce espérance
Des fruits qui, sous le coton
Du bouton,
Nourissent leur jeune enfance —

— — — — — — — — —

Avril, c'est ta douce main
Qui du sein
De la nature desserre
Une moisson de senteurs
Et de fleurs
Embaûmant l'air et la terre —

das Bekannteste ist. Zu seiner Edelsteindichtung ist Belleau durch das spätgriechische, unter dem Namen des Orpheus gehende Epos *Lithika*, das H. Etienne 1566 veröffentlichte, angeregt worden. Durch Mythen eigener Erfindung unternimmt er es, die von den alten Steinbüchern überlieferten Wunderkräfte des Opals, des Achats, des Chrysoliths etc. — es sind ihrer 31 — zu erklären. Es fehlt dabei nicht an lieblichen Zügen (z. B. das Erwachen und die Toilette der Venus in *L'Agathe*), doch ist das Ganze zu ungleich, die Dürre der Steinbuchdaten zu wenig poetisch überwunden und Belleau zu geschwätzig, als dass auch nur ein wirkliches Kunstwerk zu Stande gekommen wäre. Gewiss hat sein poetischer Ausdruck unter Ronsard's Beispiel an Fülle gewonnen und hat er gelernt, seinen Versbau strophisch zu variieren, aber es fehlt das Mark. Belleau's Poesie krankt auch, mehr als die der Uebrigen, an der *mignardise* der Diminutiva:

Pendant que les arondelettes
De leurs gorges mignardelettes
— — — — — — — — —
Et que les brebis camusettes
Tondent les herbes nouvellettes —

tändelt er im Mailied der *Bergerie.* —

Ueberblickt man den Verlauf der lyrischen Arbeit der Plejade, so sieht man diese Dichter von Petrarka und den Petrarkisten ausgehen, dann den Petrarkismus lauter oder leiser abschwören, ohne ihn indessen völlig zu überwinden: Der Petrarkismus glimmt unter der Asche der Palinodien weiter. Man sieht sie nach den höchsten Zielen der antiken Lyrik begeistert ringen, um, der Eine früher, der Andere später, zur Chanson zurückzukehren, für welche sie auf diesem Umweg Fülle und Feinheit der Form und des Ausdrucks gewonnen haben.

Diese hochstrebende Plejadendichtung hat auch ihr geheimes Kabinet, die *Folâtries* oder *Gaietés,* in welchem diese Dichter ihrer tollen Laune und ihrer Sinnlichkeit freien Lauf lassen. Aber auch diese Unsauberkeiten werden unter den Schutz des Altertums gestellt. Ronsard's *Livret de folâtries* (1553) trägt das Catullsche Motto:

Nam castum esse decet pium poetam
Ipsum, versiculos nihil necesse est.

In enger Beziehung zur Plejade steht eine grosse Zahl von Poeten, die einst, gleich den Genannten, hochberühmt waren: *vous eussiez dit,* sagt Pasquier (*Recherches* VII,6), *que ce temps-là était tout consacré aux Muses.* Zwei Namen sind besonders zu nennen: Jacques Tahureau aus Le Mans (1527—55) und Olivier de Magny aus Cahors (1529(?)—61). Jener veröffentlichte eine Liebesdichtung in Sonettten und Oden, in welchen er seine

Admirée feiert (*Mignardises de l'Admirée,* 1554). Die Musen seien über Vendôme und Anjou nun auch nach dem Maine gekommen und wie Ronsard und Du Bellay der Stolz der Loire, so möchte er der Stolz der Sarthe sein. In seinen Versen versichert er zwar, dass er frei wie der Vogel singe. In der Vorrede aber nennt er seine Dichtungen richtiger: *premières preuves de mon étude* und die Oden insbesondere *les plus industrieuses parties.* Die Nachahmung Petrarka's und der Plejade ist augenscheinlich und dauernd, obschon er einmal abweisend ausruft:

Assez vraiment, au fort de mon souci,
Pindare, Horace et vous, Petrarque, aussi
J'ai voulu suivre et piller votre lyre!

Nicht die antiken Bilder und Metaphern, die nicht sehr häufig sind, geben seinen Versen das Gepräge, sondern, wie der Titel sagt, die Tändelei:

O, le mignard ventelet,
Doucettement froidelet.

In nur wenigen, wohlgelungenen Sonetten spricht er die Sprache wirklicher Leidenschaft.

Tändelei, Süsslichkeit verdirbt auch die vielfach anmutige Poesie Olivier's de Magny. Das Diminutiv wuchert in seinen Versen. Geziertheit und Mythologie mischen sich. Nachdem er in petrarkistischen Sonetten eine *Castanire* besungen (1553), findet er in der Ode (*Odes* 1559) sein Bestes auf der Spur Anakreons.

In den *Soupirs* (1557), mit denen er grosses Aufsehen machte, herrscht der italienische Einfluss, insbesondere Sannazar. Das berühmte preziöse Sonett

„Holà Charon, Charon! nautonnier infernal!“
„Qui est cet importun qui si pressé m'apelle?“
„C'est le cœur éploré d'un amoureux fidèle,
Le quel, pour bien aimer, n'eut jamais que du mal“.

„Que cherches-tu de moi?“ „Le passage fatal.“
„Quel est ton homicide?“ — „O demande cruelle!
Amour m'a fait mourir.“ — „Jamais, dans ma nacelle,
Nul sujet à l'Amour je ne conduis à val.“

„Eh, de grâce, Charon, conduis-moi dans ta barque.“
„Cherche un autre nocher, car ni moi ni la Parque
N'entreprenons jamais sur ce maître des dieux.“

„J'irai donc malgré toi, car je porte dans l'âme
Tant de traits amoureux, tant de larmes aux yeux,
Que je serai le fleuve, et la barque et la rame.“

das den Hof Heinrich's II. begeisterte, ist nur die Bearbeitung eines Strambotto Fabrizio Luna's.

An die Lyriker dieser *Volée de Ronsard*, wie D'Aubigné sagt, reiht sich ein Flug Jüngerer an (*la seconde volée*), zu welchem, ausser D'Aubigné, Jean Passerat (1534—1602), Nicolas Rapin (1535—1608), Vauquelin de la Fresnaye (1536—1602), Philippe Desportes (1546—1606) und Jean Bertaut (1552—1611) gehören.

Die drei Erstgenannten haben quantitierende Verse gewagt. Dabei machte die Französisierung dieser Metren darin Fortschritte, dass sie durch Schluss- oder Binnenreime gebunden wurden, wie der Pentameter:

J'āimĕ lĕ tēmps cŏmme ĭl ēst | chāngĕ d'ămōur nĕ mĕ plāīt,

und dass, besonders bei Rapin, die angeblich lange Silbe meist auch eine Tonsilbe ist. Die quantitierende Metrik war also auf dem Punkte in eine akzentuierende (gleich der deutschen) übergeführt zu werden; doch ist Rapin selbst auf halbem Wege stehen geblieben und einen schöpfungskräftigen Nachfolger hat er nicht gefunden. — D'Aubigné versichert, dass diese metrischen Verse beim musikalischen Vortrag eine Schönheit besitzen, die sie beim Lesen freilich nicht hätten und beruft sich dabei auf ein Hofkonzert bei welchem ein hundertstimmiger Chor einen Psalm seiner Uebersetzung vorgetragen habe.

D'Aubigné ist ein treuer Schüler Ronsard's, der dessen Kunstübung noch zur Zeit Ludwig's XIII. pflegt und verteidigt und ihren Preis 1613 (Vorrede zu den *Tragiques*) noch lauter verkünden würde „wenn das Lob meines Meisters nicht gleichsam auch mein eigenes wäre". Seine Phantasie ist vom Altertum erfüllt; und gleich Ronsard zeigt er sich besorgt, die *délicieuse ignorance des anciens* durch mystische Deutungen mit dem Christentum zu versöhnen (*L'Hercule chrétien* in Prosa). Aber er huldigt der Mode der Geziertheit, die manches hübsche Liebessonett und elegische Lied verdirbt. Sein Bestes giebt er, wenn er religiös ergriffen oder vom Zorn bewegt ist. Schön und auch in seinem etwas gesuchten Schluss nicht ohne Reiz ist sein „Abendgebet":

Dans l'épais des ombres funèbres,
Parmi l'obscure nuit, image de la mort —
Astre de nos esprits! sois l'étoile du nord,
Flambeau de nos ténèbres!

Delivre-nous des vains mensonges
Et des illusions des faibles en la foi:
Que le corps dorme en paix, que l'esprit veille à toi,
Pour ne veiller à songes.

Le cœur repose en patience,
Dorme la froide crainte et le pressant ennui:
Si l'œil est clos en paix, soit clos ainsi que lui
L'œil de la conscience!

Ne souffre pas en nos poitrines
Les sursauts des méchants sommeillants en frayeur,
Qui sont couverts de plomb et se courbent en peur
Sur un chevet d'épines.
A ceux qui chantent tes louanges
Ton visage est leur chef, leur chevet ton giron,
Abrités de tes mains, les rideaux d'environ
Sont le camp de tes anges.

Das Lied seines Zornes sind die *Tragiques* (*sc. discours*, eine Substantivierung nach Ronsard's Programm), die er seit 1577, oft „zu Pferd oder in den Laufgräben", dichtete und erst 1613, anonym, herausgab. Die *Tragiques* schildern in sieben Gesängen mit 15000 Alexandrinern das Elend der Bürgerkriege (I. Gesang: *Misères*), die Verworfenheit Heinrich's III. und seiner Mutter (II. *Princes*), die Korruption des Parlaments (III. *Chambre dorée*), die religiöse Verfolgung (IV. *Feux*, V. *Fers*), die Strafe der Verfolger (VI. *Vengeance*) und das Schlussgericht (VII. *Jugement*). Die zornige Invektive wird zum Lobgesang der Märtyrer und zum Siegeslied. Die Komposition des Ganzen ist unepisch und wenig glücklich. Der Stoff wird nicht in fortlaufender Erzählung behandelt, sondern erscheint in eine Reihe paralleler rednerischer Themata aufgelöst. D'Aubigné weiss anschaulich zu schildern und gewiss lebensvoller zu erzählen als Ronsard:

Car mes yeux sont témoins du sujet de mes vers.

Aber auch bei ihm schlägt die Erzählung rasch in Rhetorik um. Er ist ein eindrucksvoller Redner, dem besonders einzelne lapidare Verse gelingen:

Pour une heure de mort avoir vingt ans de crainte. —
Quand l'orgueil va devant, suivez-le bien de l'œil:
Vous verrez la ruine aux talons de l'orgueil. —
Ils sont vêtus de blanc et lavés de pardon. —
L'air n'est plus que rayons, tant il est semé d'anges. —
Les corbeaux noircissant les pavillons du Louvre —

Aber sein gleichförmiges Pathos ermüdet, seine theologischen Diskussionen langweilen, seine Geschmacklosigkeiten verletzen. Die Freude an der Antithese verlässt ihn auch hier nicht, so dass er z. B. den Stoff seiner Satire bezeichnet als

Honteuses vérités, trop véritables hontes.

Jean Passerat, der gelehrte Latinist des Collège de France, gehört seiner Bildung nach zur Schule Ronsard's, aber Lieder hohen Schwunges gelingen ihm nicht. Er fühlt dies selbst, wenn er in der Elegie auf Turnèbe's Tod, Ronsard einlädt, ihre Klagen zu vereinigen,

Combien que trop soit bas de mes cordes le son
Pour monter à l'accord de ta docte chanson.

Auch das petrarkistische Sonett misslingt ihm. Sein Gebiet ist das Epigramm, das er meisterlich handhabt, das Spottlied, die leichte poetische Erzählung. Mit gallischem Humor singt er das Lob des Weines und liebt, schadenfroh, von Weiberlist zu reimen. Aber auch einige gemütvolle Gedichte, Elegien und Eklogen, finden sich in seinen *Œuvres poétiques* (1606) und mit Glück hat er sich in der Nachahmung des volkstümlichen Tanzliedes (*Vilanelle*) versucht. Seine Diktion ist die der Plejade, z. B. in seinem „Mailied“:

Laissons le lit et le sommeil,
Cette journée:
Pour nous, l'Aurore au front vermeil
Est déjà née.
Or que le ciel est le plus gai,
En ce gracieux mois de mai,
Aimons mignonne!
Contentons notre ardent désir:
En ce monde n'a du plaisir
Qui ne s'en donne.

Sicher stammen von dem geistreichen Passerat auch einige der Spottgedichte des Anhangs zur Satire Ménippée, zu welchem auch Rapin beigesteuert hat. Rapin ist von ähnlicher Art wie Passerat. Er ist ein eleganter Lateiner. Die modischen Liebessonette der *Œuvres de l'invention du sieur Rapin* (gedr. um 1610) sind öde. Besser sind die Lieder des Lebensgenusses. Ist er in denselben oft ausgelassener als Passerat, so tragen einzelne derselben auch das Gepräge grössern Ernstes und pflichtenreicherer Lebensstellung. Das Unglück des Vaterlandes hat beiden kraftvolle Worte und das aufrichtige Lob ländlichen Friedens eingegeben. Sein Bestes giebt Rapin in den Uebersetzungen aus Ovid und Horaz, die bald eng angeschlossen sind, bald, durch aktuelle Zusätze erweitert, zu Nachdichtungen werden. Er erreicht hier eine Anmut, die dem korrekteren Boileau fehlt. Auch aus dem Italienischen übersetzt er.

Der wackere Jean Vauquelin de la Fresnaye pflegt die schäferliche und die didaktische Poesie (Satiren und der *Art poétique*, von welchem oben die Rede war). Als Student lässt er zu Poitiers 1555 zwei Dutzend odenförmige Idyllen drucken, die er „Waldstücke“ (*Foresteries*) nennt und, nach dem Muster der *Arcadia* Sannazar's, mit Prosa mischt. In wechselnden Strophen, deren Holprigkeit die vielen Diminutiven nicht wett machen, singt er von Liebesfreuden. Alles ist Nachahmung, auch die Staffage,

in welche kaum eine Erinnerung an die normandische Heimat verwoben ist. Erfreulicher sind die zwei Bücher seiner *Idillies*, die er indessen (mit den Satiren und dem *Art poétique* zusammen) erst 1605 veröffentlichte. Freilich ist auch hier der Rahmen konventionell und wir können keineswegs, wie er in der Vorrede meint, die Natur erkennen als: *naïvement représentée en chemise.* Aber das ganze macht den Eindruck grösserer Wahrheit. Vauquelin begnügt sich hier mit einfacheren Versformen, um die Geschichte der Liebe zu seiner Gattin in's Pastorale zu übersetzen. Er entlehnt bei den Italienern die episodische Figur des schäferlichen Don Juan (Colin). Die Schlichtheit und Innigkeit einiger Stücke vermag zu fesseln. Einzelne Schilderungen haben Erdgeschmack und wirklicher Volkston klingt aus einem Weihnachtslied (*Noël*). Man fühlt den Dichter, der in der Provinz lebt. Seine 45 Episteln (*Satires*) sind Zeugnisse seiner tüchtigen Gesinnung und enthalten in prosaischen Versen manches Treffende. Er beklagt, dass des Dichters Gedanken jetzt so enge Grenzen gezogen seien:

et n'est chose permise
Parler de Dieu, des grands ni de l'église —

dass die Poesie in Missachtung gefallen, da man gegenwärtig mehr schätze

la poire bergamote,
La parpudelle et la bonne ricote,
Le marzepain et le biscuit bienfait.
Que de Ronsard le carme plus parfait.

Im vorausgeschickten *Discours sur le sujet de la satire* spottet er über die neumodige Dichtersprache, die nach Antithesen und spitzfindigen Metaphern (*(figures pointues)* strebe. Aber diese Vorrede ist fast ganz aus dem *Discorso sopra la materia della satira* des Fr. Sansovino übersetzt und die Satiren selbst sind zu einem grossen Teile nur Uebertragungen aus Sansovino's Sammlung *Sette libri di satire* (1560), in welcher Vauquelin auch Ariost's Episteln fand, die er zur guten Hälfte entlehnt. So ist Frankreichs erste umfangreiche Satirendichtung ein italienisches Plagiat.

Im Jahre 1573 erschienen *Les premières Œuvres de Ph. Desportes*, ein Band Gedichte, deren erste Hälfte *Amours de Diane et Amours d'Hippolyte* überschrieben ist und aus Sonetten, Oden *(Chansons)*, *Stanses*, *Terzerime* besteht. Dann folgen Liebesklagen *(Elégies)*, Stücke des *Orlando furioso* (Roland's Raserei, Rodomonte's Tod, Angelica), in paarweis gereimten Alexandrinern nachgebildet, und *Diverses amours et autres œuvres mêlées*, darunter manch höfischer Zierrat. Den Schluss bilden fromme Lieder, die während einer schweren Krankheit des Dichters entstanden sind. Die Sammlung vermehrt sich mit den Jahren: *Dernières Amours (Cléonice)*, weitere

Elegien, neue höfische Gedichte (*Mascarades*), welche die aufsteigende Bahn des Hofdichters Heinrich's III. illustrieren, treten hinzu und zuletzt auch Psalmenübersetzungen (1603).

Schon die blosse Ueberschrift vieler Gedichte weist nach Italien, das Desportes aus eigener Anschauung kennt. Wenn er indessen seine Orlandofragmente einfach als *Imitations de l'Arioste* bezeichnet, so ist das nicht ausreichend: Desportes ahmt hier nicht nur Ariost, sondern auch Aretin nach. Und so wimmeln seine Verse von uneingestandenen Nachahmungen. Sein berühmtes Lied „gegen eine zu helle Nacht" — die sein Stelldichein verräth — ist Ariost's siebente Elegie; sein *Procès contre Amour au siège de la Raison* ist eine Bearbeitung von Petrarca's Canzone *Quell' antico mio dolce empio signore* u. s. w. Schon die Zeitgenossen erkannten diesen Mangel an Originalität. Ein Anonymus widmete 1604 der Königin ein Büchlein, *Les rencontres des Muses de France et d'Italie* betitelt, in welchem er für 40 Sonette und 3 Stanzen des „französischen Schwans" die italienischen Originale nachweist. Wir wissen heute, dass die Zahl dieser Plagiate viel grösser ist und dass auch in den Gedichten, die nicht einfache Uebersetzungen oder Nachdichtungen sind, eine kunstvolle Mosaikarbeit von Entlehnungen sich findet. Die Zeitgenossen dachten darüber anders als wir. Von dem patriotischen Standpunkt ausgehend, dass es sich um die Bereicherung der nationalen Litteratur handle, fragten sie nicht nach der Originalität der Erfindung, sondern nach dem Glanze der Form. Jener Anonymus legt seine *Rencontres* der französischen Königin vor, damit sie entscheide, wem von Beiden, den Italienern oder dem Franzosen, der „*prix de l'éloquence*" gebühre und weit davon entfernt, dem Ruhme Desportes' nahe treten zu wollen, hofft er gewiss im Stillen, die rednerische Ueberlegenheit des Franzosen zu erweisen. Und unzweifelhaft ist Desportes' Eleganz derjenigen der italienischen Originale ebenbürtig und oft überlegen. Er gehört nach seiner Sprache zur Schule Ronsard's; aber er ist weniger kühn und hat etwas Leichtes, italienisch Geschmeidiges und Weiches. Er ist ein grosses Formtalent. Doch fehlt ihm jegliche Originalität. Und zwar sucht er sich unter den italienischen Petrarkisten die künstlichsten als Vorbilder. Geht Ronsard von Petrarca selbst oder von Bembo aus, so wendet sich Desportes mit Vorliebe an Antonio Tebaldeo, Angelo di Costanzo und Luigi Tansillo. Er schwelgt in ihren Hyperbeln, reitet um die Wette ihre Metaphern von Thränenströmen, Seufzerstürmen, Herzensfeuerbränden und Liebespfeilhagel zu Tode und tändelt mit ihren Antithesen:

O sagesse ignorante! o malade raison!
Deshonneur glorieux, assurance incertaine:

Repos plein de travaux, plaisir confit en peine,
Dommageable profit, fidèle trahison . .
(*Cléonice LXXXVI*).

Man rühmt die wahre Erregung seiner christlichen Dichtungen: für fünf derselben nennen schon die „*Rencontres*“ die italienischen Originale. Das gelobte:

Hélas! si tu prends garde aux erreurs que j'ai faites,
Je l'avoue, o Seigneur: mon martyre est bien doux . . .

ist von Fr. Maria Molza. Andere sind vom Petrarkismus förmlich durchseucht. Klagt er einmal über das Unglück des Vaterlandes:

A la France.
Du sommeil qui te clôt les yeux et la pensée
Sus, reveille-toi, France, en cette extrémité —

so übersetzt er B. Guidiccioni's

All' Italia.
Dal pigro e grave sonno, ove sepolta
Sei già tanti anni, ormai sorgi e respira . . .

Ein geschickter Höfling, stellt er diese bequeme Kunst in den Dienst eines ausschweifenden Hofes und besingt auch die Mignons König Heinrich's III., den er 1573 nach Polen begleitet hatte. Fürstliche Geschenke lohnten ihn. Die reichen Einkünfte seiner geistlichen Benefizien machten ihm 1606 das Scheiden von der Erde schwer. Dass ein so veranlagter Dichter die Psalmen vielmehr travestierte als übersetzte, ist einleuchtend. — In ein Paar Liedern, die er uneigentlich *Vilanelles* nennt, hat er den Volkston glücklich getroffen. Desportes bildet einen Gegensatz zu Vauquelin: er ist gesinnungslos, aber elegant; Vauquelin ist ungelenk, aber tüchtig. Plagiatoren der Italiener sind sie beide.

Bertaut schwankt nach seiner eigenen Angabe zwischen der Nachmung der *douceur et facilité* Desportes' und der hohen Kunst Ronsard's, aber, sagt er in seinem *Discours* auf Ronsard's Tod,

mais je pus moins encor
Avec mes vers de cuivre égaler les tiens d'or.

Und gerade dieses bombastische, vom mythologischen Ornament erdrückte Gedicht zeigt wirklich, dass sein Talent hier nicht ausreicht. Er ist kein poetischer Redner, obschon er die Form des langathmigen *Discours* liebt. Desportes' zierliche Kunst liegt ihm näher. Spricht aus Bertaut's Versen mehr wahre Empfindung als aus denjenigen Desportes', und ist er weniger Plagiator der Italiener, so ist anderseits seine Geziertheit noch aufdringlicher. Wie unleidlich ist die mythologische Preziosität des Gedichts auf einen Unfall, der dem König und der Königin beim abendlichen Uebergang über einen Fluss zustiess,

Si bien qu'en même temps on voit tomber dans l'onde
Les soleils de la France et le soleil du monde:
Les uns dedans un fleuve et l'autre dans la mer . . .

was dann bis zum Sonnenaufgang weiter entwickelt wird. Die Erinnerung an einzelne schöne Stellen seiner Psalmenübertragung (z. B. Psalm 1 und 143) verdirbt er uns durch seine Antithesen und die Geschmacklosigkeit, mit welcher er z. B. Psalm 44 „auf die Person des Königs und der Königin" umdichtet. Bertaut's Dichtungen stammen hauptsächlich aus den Jahren 1580—1600. Er veröffentlichte die jüngeren derselben zuerst (1601) und liess ihnen dann 1602 anonym die älteren, meist Liebesdichtungen, folgen. Er war damals schon in einflussreicher geistlicher Stellung am Hofe. Er kann als Hofdichter Heinrich's IV gelten. 1611 starb er als Bischof von Séez.

Die Lyriker dieser *Seconde volée* zeigen deutlich, dass sie die Schüler der Plejade sind: sie benutzen ihre Dichtungsformen, ihre Rhythmen, sogar die quantitierenden, ihre sprachlichen Freiheiten, ihre mythologische Bildlichkeit. Die Plejade hat den Versformen, der Sprache und der poetischen Diktion der *Seconde volée* den Stempel aufgedrückt. Aber dabei hat sich doch Manches geändert. Die Mannigfaltigkeit der Rhythmen hat sich vermindert, in der Benutzung der sprachlichen Freiheiten zeigt sich mehr Zurückhaltung und die mythologische Bildlichkeit wird mehr und mehr zum Gemeinplatz. Die Leidenschaft der ersten Liebe zu Sturm und Drang ist verraucht. Bisweilen führt der *Esprit gaulois* diese Dichter über Anakreon zum lustigen, ausgelassenen Lied; meist führt sie der *Bel esprit* zur Nachahmung der italienischen Petrarkisten. Der Italianismus mit Antithese und Hyperbel herrscht bei diesen Epigonen der Plejade. Ihr Element ist das kleine lyrische Gedicht, das Liebeslied. An die Stelle der Pindar'schen Ode tritt bei ihnen die Bearbeitung der Psalmen, deren einfacher Grösse ihre tändelnde Kunst nicht gewachsen ist.

Im Jahre 1579 wurden zu Poitiers grosse Gerichtstage (*grands jours*) abgehalten. Im Salon der poitevinischen Musen, der Damen Des Roches, trafen sich bei diesem Anlass mit den Literaten der Stadt die schöngeistigen Fremden. Bei einer dieser Versammlungen zeigte sich ein indiskreter Floh am Halse des Fräuleins Des Roches. Der anwesende Etienne Pasquier machte ein Paar witzige Reime auf den ungebetenen Gast. Die Andern ahmten ihn nach und unter dem Titel *La puce de Madame Des Roches* erschienen die Gedichte, in deren Preis Floh und Dame sich teilen, von zwanzig Autoren verfasst, im Druck (1582). Der Wettkampf bewegt sich in Epigrammen, Oden, Sonetten etc. deren Mischung von Geistreichelei und Geschmacklosigkeit, hyperbolischer Huldigung und Indezenz typisch ist für die *Geziertheit* und *Unfeinheit* der Modedichtung der *Seconde volée.*

Sieht man von hier zur Höhe des Ronsard'schen Parnasses empor, so ist man versucht, den horazischen Vers zu parodieren:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus — pulex.

Viel Lyrik, und von der besten, findet sich in den zeitgenössischen Tragödien, besonders in den Chorgesängen:

Das Jubellied in Desmasures' *David triomphant* (1566):

Réveillez-vous! Réveillez!
Réveillez-vous tous!
Ne gisez plus travaillés,
Sous le sommeil doux!
Le jour chasse la nuit coie,
Sorti du levant,
Israël ramène en joie
David triomphant!

Das Klagelied der Jüdinnen bei Garnier (1580):

Nous te pleurons, lamentable cité,
Qui eut jadis tant de prospérité
Et maintenant, pleine d'adversité
Gis abattue.
Las! au besoin tu avais eu toujours
La main de Dieu levée à ton secours,
Qui maintenant de rempars et de tours
T'a dévêtue.

Der Hymnus auf das goldene Zeitalter bei Montchrétien (1601):

Heureux le siècle d'or où, sans avoir envie
De monter à l'honneur,
L'homme sentait couler tous les jours de sa vie
En un égal bonheur!
Il n'était affligé de crainte et d'espérance
Ni mu d'ambition,
Son corps, plein de vigueur, était franc de soufrance,
Son cœur sans passion.

Als es diese ganze Renaissancelyrik längst vergessen hatte, las das *XVII.* Jahrhundert noch eifrig einige christliche Spruchdichtungen dieser Zeit: die *Quatrains* Pibrac's († 1584), Faure's († 1624) und Matthieu's († 1621), die der alte Gorgibus in Molière's *Sganarelle* (1660) seiner Tochter statt der Romane empfiehlt:

Lisez-moi comme il faut, au lieu de ces sornettes,
Les Quatrains de Pibrac et les doctes Tablettes
Du conseillier Matthieu, ouvrage de valeur . .

Pibrac beruft sich ausdrücklich auf das Beispiel der griechischen Gnomiker. Die tüchtige Gesinnung seiner beiden Spruchsammlungen (1575—76) ist in schmucklose Form gekleidet; sie sind oft prosaisch,

doch zeigt die manchmal recht glückliche Fassung der Gedanken den Einfluss der Plejadendichtung:

Hausse tes yeux: la voute suspendue,
Ce beau lambris de la couleur des eaux,
Ce rond parfait de deux globes jumeaux
Ce firmament éloigné de la vue . . . .

Aehnlicher Unterweisung dient sein fragmentarisches Lehrgedicht *Sur les plaisirs de la vie rustique*, in welchem der Segen der täglichen Landarbeit poesievoll geschildert wird. Seine Nachahmer Faure und Matthieu sind ihm nicht ganz ebenbürtig, doch findet sich Hübsches auch bei ihnen. Den des Todes uneingedenken Greis schildert Matthieu in den *Tablettes de la vie et de la mort* (1616):

N'est-ce pas tout l'excès d'une folie insigne
Voir un vieillard languir, inutile, à la cour,
Contrefaire le jeune et, tout blanc comme un cygne,
Tirer le chariot de la mère d'Amour?

Natürlich sind neben der Renaissancedichtung die älteren Formen der Lyrik nicht von heute auf morgen verschwunden; doch beschränkt sich ihre Verwendung immer mehr auf das Gebiet des poetischen Scherzes. Das zeigt, wie eine Reihe ähnlicher Publikationen, der *Amoureux passetemps, déclaré en joyeuse poésie par plusieurs épîtres du coq à l'âne et de l'âne au coq avec ballades, dixains, huitains et autres joyeusetés* (Lyon 1582), von dem es in der Widmung an den Leser heisst:

Qui n'est écrit au langage enrichi
Ni de stile tel qu'à un rimeur duit.

Die lyrische Cäsur des zweiten Verses passt zu den veralteten Reimkünsten, die sich im Weitern finden.

Wie sehr die neuen Formen zur allgemeinen Herrschaft gelangt waren, ersieht man daraus, dass Pasquier in seinen *Recherches* (VII cap. 5) die Formen der *Ballades, chants royaux* und *rondeaux* zu beschreiben unternimmt, *parce que nous avons perdu l'usage de ces trois pièces.* Das zeigt auch das Beispiel des Advokaten Jean le Houx († 1616) aus dem Städtchen Vire, das am gleichnamigen normandischen Flusse liegt. Seit 150 Jahren waren lustige Lieder jener Gegend, die man Olivier Bachelin zuschrieb, unter der Bezeichnung *Chansons du Vau de Vire* (oder schlechthin *Vau-de-Vire, Vaudevile*) berühmt. Indem Le Houx für seine feuchtfröhlichen Gedichte diese volkstümliche Bezeichnung adoptierte, und seine Lieder geradezu als das Werk Bachelin's ausgab, sang er den Ruhm des Mostes und Weines in Ronsard'schen Rhythmen und trug das Lob des Rausches und den Preis der roten Nase in einer Sprache vor, welche den gelehrten Dichter verräth. Und das verhinderte diese *chants biberons* nicht, volkstümlich zu werden.

Das Volkslied begleitet mit leidenschaftlichen Schmähungen, wildem Jubel und bittern Klagen die blutigen Ereignisse dieser Jahre. Mit dem *Patenôtre du buveur* Le Houx' kontrastieren das *Benedictus des Huguenots* (1587):

Monsieur de Guise vaillamment
A défait ces barbares bandes,
Tant les françaises qu'allemandes.
Dieu en soit eternellement.
Benedictus!

und das *De profundis de la Ligue* (nach der Schlacht von Ivry, 1590):

Venez, Ligueurs, je vous prie,
Venez tous me voir mourir,
Venez pour voir de ma vie
La fin et dernier soupir!
Las, j'ai la France
Mis en souffrance
Par mon ambition,
Mais à cette heure
Faut que je meure
Par Henri de Bourbon.

Nach dem langen hasserfüllten Ringen scheint endlich die Sonne des Friedens aufzugehen:

Je vois le ciel, je vois le ciel nous rire
D'un regard reluisant . .

heisst es in einem huguenottischen Lied, das sich an den neuen König wendet:

Garde la paix qui garde tes François,
Et pour rendre domptée
L'injustice effrontée,
Fais-lui mâcher la bride de tes lois! —

Nach dem Manifest der Plejade, das so geringschätzig von den *petites choses* der Schule Marot's und so hoffnungsfreudig vom *long poème* gesprochen, erwartet man nicht, das Gebiet der epischen Dichtung von den Renaissancepoeten nur kärglich angebaut zu sehen.

Ungeduldig ruft Du Bellay um 1555 von Rom aus seinem Freunde Ronsard zu:

Ergo suas Veneri lacrymas lususque relinque,
Aptior ad pugnas est tibi facta lyra! . . .
Franciados resonat fama superba tuæ.

Aber erst die Anwesenheit Tasso's in Paris (1570—71) scheint Ronsard den äussern Anstoss zur Drucklegung der vier ersten Gesänge seines Epos gegeben zu haben. Er hatte für das längst angekündigte Werk, unter Berufung auf Lemaire, die mittelalterliche

Sage von der trojanischen Abstammung der Franken gewählt, während eben die zeitgenössische Forschung an deren Zerstörung arbeitete. Nach ihr war der Gründer des Frankenreiches *Francus (Francion)*, der Sohn Hektors, der eigentlich Astyanax hiess. Die hohen Thaten dieses Francus, der dabei vielfach an fahrende Ritter wie Amadis erinnert, stellt Ronsard nach dem Vorbild des antiken Epos dar: Merkur, von Jupiter gesandt, fordert von König Hélénin, dass sein Neffe Francus zur Eroberung Galliens ausziehe. Francus segelt ab (I), ein Sturm verschlägt ihn zu König Dicée auf Kreta, wo er gastlich aufgenommen wird und den Königssohn aus der Gewalt eines Riesen befreit (II). Die beiden Königstöchter Hyante und Clymène erfasst heftige Liebe zu Francus. Ihre Eifersucht endet mit dem Tode der Clymène (III). Hyante prophezeit Francus' Sieg über Gallien und lehrt ihn durch die aus der Unterwelt aufsteigenden Schatten die französischen Könige kennen (IV).

Ronsard ahmt Homer nach, aber näher noch liegt ihm nach Stoff und Geist das Epos Vergil's, in welchem Homer's Art ja bereits zur künstlerischen Mache geworden war. Ronsard sucht und findet bei Homer gewisse Naivitäten des poetischen Ausdrucks, bei Virgil aber die ganze Maschinerie, mit der er arbeitet. So ist eine unglaublich gequälte, schülerhafte Komposition entstanden. Ronsard hat keinerlei epische Begabung. Seine *Franciade* ist eine Verirrung. Alle Epik löst sich unter seiner Feder in bombastische Reden und in aufdringliche Beschreibung auf. Francus segelt nicht ab, ohne dass uns der Schiffsbau in 60 Versen detailliert wird (I. Gesang); es kann nicht regnen, ohne dass uns Juno's Wolkenfabrik vorgeführt wird:

> *Et lors Junon . . . .*
> *Les (les nues) presse ensemble, et en son giron prêt*
> *Leur forme un corps tout ainsi qu'il lui plaît*:
> *L'une elle enflait de monstrueuses images,*
> *L'autre de pluie et de venteux orages,*
> *L'autre en bruyant sur l'autre se roulait*
> *L'autre blafarde et noirâtre coulait . . .* (II).

Und derselbe Mann, der eine so feine Empfindung für die Wahl des lyrischen Verses zeigt, fühlt sich im Epos so unsicher, dass er statt des Alexandriners durch den Befehl Karl's IX. den mittelalterlichen Zehnsilber sich aufdrängen lässt (Vorrede von 1573). Den Ehrgeiz, der Vergil Frankreichs zu sein, hat Ronsard durch ein zwanzigjähriges Ringen gegen sein Talent und durch den Spott der Nachwelt, in Leben und Tod schwer büssen müssen.

Von mehr epischer Begabung ist der Gascogner Guillaume Saluste (eigentlich *Salustre*) Seigneur du Bartas (1544—1590), der Gesandte und Kampfgenosse Heinrich's IV, der den Sieg von

Ivry enthusiastisch besang, um dann an den Wunden zu sterben, die er als Reiterführer in der Schlacht erhalten hatte.

Jung begann er weltlich zu dichten. Er entwarf unter Anderem ein Epos zum Ruhme Frankreichs

Faisant le Mein gaulois, non la Seine allemande.

Dann forderte die Muse (*L'Uranie ou Muse céleste*, 1573) ihn auf

A faire voir en France un sacré saint ouvrage.

Der Königin Jeanne von Navarra folgend begann er 1565 die sechs Gesänge seiner Judith (1574), des ersten biblischen Epos Frankreichs: Judith befreit Jerusalem von Holofernes. Die Disposition der Erzählung ist ganz virgilianisch. Es wird z. B. die ganze jüdische Geschichte rekapitulierend erzählt. Dazu kommen die Gemeinplätze einer hausbackenen Moral. Aber es fehlt auch nicht eine gewisse kecke Bildlichkeit und das Verlangen, wirkliches Leben darzustellen (Realistik), das Ronsard so wenig hat. Sprache und Versbildung sind die der Plejade, doch übertreibt er ihre Freiheiten. Er lässt den Alexandriner häufig enjambiren, gestattet sich arge Inversionen, z. B.:

Pour, rusé, garantir de danger ma personne

und individuelle Neubildungen, wie onomatopoetisches *babattre*:

Mais le cœur de Judith, qui sans cesse ba-bat.

Sein Ausdruck ist vom Altertum erfüllt: der betrunkene Holofernes ist ein

homme écervelé
Par le fils de Sémèle et par l'archer ailé.

Aber auch Petrarkismus zeigt sich, z. B. in dem Katalog der Reize Judith's (IV. Buch), deren Aufzählung Du Bartas eben durch seine Masslosigkeit persönlich gestaltet, indem er auch die Nase (*le montelet)* und die Fingernägel beschreibt:

Sa main, où nulle ride, où nul nœud apparaît,
A de nacre enrichi le bout de chaque doigt.

Dabei liebt er die Antithese: diese Reize bezaubern die heidnischen Feinde und

Font l'idolâtre camp de Judith idolâtre.

Solcher Art ist Du Bartas' Kunst auch in seinem Hauptwerk *La Semaine* (1578), doch erscheinen sowohl ihre Vorzüge als ihre Mängel hier stärker: Du Bartas ist schwungvoller, gestaltungskräftiger, aber auch kecker in seinen sprachlichen Freiheiten und in seiner Bildlichkeit, die oft sehr gesucht und oft sehr trivial wird. Die sieben Tage der *Semaine* erzählen in 6500 Alexandrinern die Schöpfung nach Genesis 1 und 2. Der knappe biblische Bericht wird erweitert durch lyrische, rhetorische Einlagen (*ici je chante un hymne à Dieu, là je vomis une satire contre les vices de mon âge)*, durch moralische und namentlich durch wissenschaftliche Unterweisung. Er mischt, wie er sagt, Zucker und Honig der

menschlichen Wissenschaft in den heilsamen Trank der heiligen Schrift, damit die kranke Menschheit ihn eher schlucke. Erde, Feuer, Luft und Wasser werden erörtert, die christliche Kosmogonie wird gegen die antiken Philosophen und gegen Kopernikus, *ce docte Germain*, verteidigt, und von diesen Diskussionen steigt er zur Beschreibung des Details, zur Erzählung von Anekdoten herab und findet so auch den Weg zum Preise seiner gottgesegneten Gascogne. Der fünfte Tag bringt den Katalog der Tiere, der sechste die Beschreibung des Menschen. Am siebenten Tag schildert er Gott, wie er mit der Freude des Künstlers sein Werk betrachtet — eine Stelle, die Göthe bewunderte, die der Dichter aber gleich durch Trivialitäten verdirbt, indem er zusammenfassend sagt:

Et bref, l'oreille, l'œil, le nez du Tout-Puissant
En son œuvre n'oit rien, ne voit ni rien ne sent
Qui ne prêche son los, où ne luise sa face,
Qui n'épande partout les odeurs de sa grace —

welche Verse zugleich die pedantische Genauigkeit des Autors illustrieren.

So wird sein Epos zur Encyklopädie und damit oft genug prosaisch: eine seltsame Mischung von Pathos und Trivialität, Poesie und Prosahaftigkeit, von Schwung und Holprigkeit.

Der grosse Erfolg des Werkes — vielleicht der grösste des Jahrhunderts — dessen Verse bald mit geschwätzigen Kommentaren beschwert wurden, veranlasste Du Bartas, in der Bearbeitung der Bibel fortzufahren. Die sieben Weltalter Augustin's legte er dem Plan einer *Seconde semaine* zu Grunde. Der erste „Tag" dieser zweiten Weltwoche sollte die Geschichte von Adam bis zur Sündfluth, der zweite die Zeit bis Abraham u. s. f. umfassen, der sechste „Tag" von Christus bis zum Weltuntergang reichen und der siebente den Weltsabbath darstellen. Doch ist dieses zweite Werk unvollendet geblieben. Das 1584 veröffentlichte Stück enthält nur die zwei ersten Tage, in je vier Gesängen. Vom dritten und vierten Tag sind einige Fragmente vorhanden. Die Darstellungsweise ist wesentlich dieselbe, doch gibt ihm der biblische Bericht jetzt häufiger Anlass zu Trivialitäten. Hat er früher von Gott gesagt, dass er nicht als *loup-garou* lebe, so versichert er jetzt, Gott sei kein *loir qui dort.* Vom trunkenen Noah heisst es, dass er

commence devenir
D'homme en sale pourceau et vautrer sans vergogne
Au milieu du logis sa ronflante charogne.

Seine Wissenschaft holt weiter aus. Er schwelgt z. B. in einer ekelerregenden Aufzählung der Krankheiten (I, Gesang 3: *Les Furies)* und ergeht sich in einer Schilderung der Völker und Sprachen (II. Ges. 2. u. 3.), bei welchem Anlass er auch von der Musik spricht:

Nous chantons, le Toscan semble à peu près bêler,
Pleurer le Castillan, le Tudesque hurler.

Für jede Sprache führt er vier Vertreter an; für das Italienische: Petrarca, Boccaccio, Ariost und Tasso; für das Deutsche: Beuther, Luther, Peucer und Boutric; für das Spanische: Antonio de Guevara, Boscan, Luis de Granada und Garcilaso. Das Meer dieser Wissenschaft mit seinen *floflottantes* und *bourbourdonnantes ondes* trägt sein Schiff in weite Fernen, so dass er unterzugehen fürchtet:

Verrai-je point jamais mon Ithaque fumer?
Ma chalupe fait eau, je ne puis plus ramer.
C'est fait, c'est fait de moi, si quelque humain rivage
Ne reçoit promptement les ais de mon naufrage —
Ha! France! je te vois! Tu me tends ja les bras,
Tu m'ouvres ton giron, et, mère, ne veux pas
Qu'en étrange pays, vagabond, je vieillisse.
Tu ne veux qu'un Brésil de mes os s'orgueillisse,
Un Catai de ma gloire, un Pérou de mes vers:
Tu veux être ma tombe aussi bien que mon bers.

Stolz lieb' ich den Gascogner!

Dieser *Seconde semaine* hat Du Bartas eine Verteidigung seiner Darstellungsweise beigegeben. Er verteidigt seine Sprachfreiheiten, besonders seine onomatopoetischen Verse und Neubildungen wie *pépétiller*, *boubouillant*, giebt aber zu, dass er von den zusammengesetzten Epitheta, wie *emble-cœur*, die er zu sieben und acht aneinanderreiht, zu reichen Gebrauch gemacht habe. Die Unebenheit und Schwere vieler Verse entschuldigt er mit dem gewichtigen Inhalt, der *une phrase haut levée* verlange und nicht leichte Verse wie *un vaudeville ou une chansonnette amoureuse.* Diejenigen, welche die poetische Verwendung der antiken Fabeln in seinen Versen tadelten, möchten bedenken, dass es sich hier um ein Herkommen der französischen Dichtung handle, dem er sich nicht ganz habe entziehen können, das aber hoffentlich bald aus der Dichtung der Christen verschwinden werde.

Du Bartas' *Semaines* sind in's Lateinische und in neuere Sprachen übersetzt worden. Er selbst hat das Gedicht, das Jakob VI. von Schottland auf die Schlacht von Lepanto verfasste, in's Französische übertragen, doch nicht ohne stolz sich zu rühmen, dass er sonst an Eigenem reich genug sei, um nicht Andere übersetzen zu müssen. In seinen lyrischen Dichtungen ist er ein von wahrer Erregung bewegter Rhetor. Als Poet des Hofes von Nérac hat er auch gascognische Verse geschrieben und was in seinem „Wettstreit der drei Musen“, die französische und lateinische Muse von der gascognischen sagen, das mag für uns von ihm selbst gelten:

Ecoutons donc sa voix, barbarement diserte. —

Auf dem Gebiete des Romans ist eine hervorragende Leistung nicht zu verzeichnen. Zu den eigenen und importierten (Amadis, 1540—56) Ritterromanen hat sich der spätgriechische Liebesroman gesellt (*Théagène et Chariclée* 1547), der gleich jenem auf dem Hintergrunde kriegerischer Abenteuer die Liebe vornehmer Personen darstellt, welcher die Menschheit nur so als Folie dient. Und zwar eine Liebe, die nicht wird, die keine innere, sondern nur eine äussere aber sehr verwickelte Geschichte hat. Dabei ist die Darstellung idealistisch, vom Element der Sinnlichkeit losgelöst. Zahlreiche Episoden unterbrechen die Haupthandlung: Entführungen, Schiffbrüche, Missverständnisse, Totsagungen etc. und reihen ein verzögerndes Moment an das Andere. Die verschiedensten Länder des Erdkreises dienen der vielumgetriebenen Liebe als Schauplatz.

Nach diesem Muster unternimmt es Béroalde de Verville (1558—1612) französische Romane zu schreiben, z. B. die *Aventures de Floride* (fünf Bücher, 1594—1601), in deren bunte Liebesabenteuer er zeitgenössische Personen und Schicksale hineingeheimnisst. Béroalde scheut freilich anstössige Détails und Ausdrücke nicht. Er wagt sich auch bereits an den historischen Roman: *La Pucelle d'Orléans* (1599), in welchem er die geschichtlichen Thatsachen frei behandelt und den Personen die höfisch galante Sprache seiner Zeit in den Mund legt: eine Travestierung der Geschichte in eine modische Liebesgeschichte, wofür das XVII. Jahrhundert dann berühmtere Beispiele bieten wird.

An die Seite der italienischen Schäferlyrik und -dramatik tritt der Schäferroman, aus dem Griechischen (*Daphnis et Chloé* 1559), und aus dem Spanischen übersetzt: *Les sept livres de la Diane de George de Montemayor, èsquels par plusieurs plaisantes histoires déguisées sous nom et style de pasteurs et bergères sont décrites les variables et étranges effets de l'honnête amour*, Rheims 1578, in dessen Vorrede der Uebersetzer N. Colin sagt, dass er „aus dem kurzen spanischen Mantel ein französisches Kleid gemacht“ habe. Andere Uebertragungen desselben Buches folgten. Jorge de Montemayor erzählte in diesem Werke (gedr. 1558 oder 59) die Geschichte seiner unglücklichen Liebe in schäferlicher Einkleidung. Sich selbst versteckt er unter dem Namen Sireno, seine Dame nennt er Diana und eine Reihe von Zeitgenossen verbirgt er hinter den Masken der übrigen Hauptpersonen. Die Handlung ist in die utopistischen Thäler eines portugiesischen Flusses verlegt und spielt in der fabelhaften Zeit, wo die griechischen Götter friedlich neben christlichen Klöstern wohnen und die Aebtissin der Nymphe begegnet. Wirkliche Naturschilderung fehlt ebenso wie psychologische Entwickelung. Die Erzählung ist episodenreich. Die Sinnlichkeit ist in den hochgehenden Wogen der Sentimentalität ertränkt, die in überschwänglichen Liebesklagen, bald in Prosa, bald in eingelegten lyrischen Stücken zum

Ausdruck kommt. Hyperbel und Künstelei sind darin reichlich vertreten und vom französischen Uebersetzer mit Vorliebe gepflegt.

Der erste, den der ungeheure Erfolg dieses Romans zur französischen Nachbildung reizte, ist Nicolas de Montreux, in dessen fünfbändigen faden *Bergeries de Juliette* (1585—98) sich zum spanischen auch die italienischen Vorbilder gesellen.

Die spanische Litteratur lieferte, zum Teil auf dem Umwege über Italien, der französischen damals auch eine Reihe romantischer Herzensgeschichten, insbesondere die *Selva de aventuras* (1573) von Contreras, welche 1580 von Chappuis übersetzt wurde und in der namentlich die Schilderung der Leiden interessierte, welche unglückliche Christen in der Sclaverei algerischer Korsaren zu erdulden hatten. Wie lange wird die Reihe derjenigen sein, die Contreras mit solchen Berichten folgen! Und welchen Einfluss hat auf die französische Dichtung Perez' de Hita romantische Geschichte vom Untergang des maurischen Granada mit seinen ritterlichen Zegris und Abenceragen gehabt, dieser historische Roman, der 1608 unter dem Titel *Histoire des guerres civiles de Grenade* übersetzt erschien!

Neben den Idealismus dieser Erzählungen tritt der kecke Realismus des sogenannten Schelmenromans (*novela picaresca*). Schon 1561 wird die *Vie de Lazarille de Tormes* übertragen, deren spanisches Original 1554 erschienen war: die Autobiographie des kleinen Lazarus aus der Tormesmühle bei Salamanca, der als Führer eines blinden Bettlers in's Leben hinaustritt und mit der Entwickelung seiner Gewandtheit im Handhaben von allerlei spitzbübischen Kunstgriffen allmählig bis zur Stellung eines Gerichtsboten aufsteigt. Im Rahmen dieser Selbstschilderung, deren epische Elemente zum Teil aus den italienischen Novellisten entlehnt sind, giebt der unbekannt gebliebene Verfasser eine beissende, von unkirchlichem Geiste getragene Satire der spanischen Gesellschaft.

Spanien beherrscht im XVI. Jahrhundert die französische Romanlitteratur und erschliesst Frankreich mit *Amadis*, *Diana*, den *Guerres civiles de Grenade* und mit *Lazarillo de Tormes* die Quellen, aus denen der idealistische und der realistische Roman des XVII. Jahrhunderts fliessen wird.

Nur noch wenig Pflege findet die Novelle im Stile des *Heptameron*. Jacques Yver veröffentlicht 1572 unter dem Titel *Le Printemps d'Yver*, dem die Geziertheit des Inhalts entspricht, eine Sammlung von 5 Liebesgeschichten, deren Originalität (*discours nés en France et habillés à la française*) er besonders Italien gegenüber rühmt. Die bedeutendste derselben (*Perséda, Erastus und Soliman*) ist die Quelle des *Ibrahim* der Madeleine de Scudéry geworden.

Eine mittlere Stellung zwischen der erzählenden und der moralistischen Litteratur nehmen eine Reihe von Werken ein, in

welchen Fragen der praktischen Lebensführung an der Hand kleiner Geschichten, vornehmlich Schwänken, behandelt werden: eine Art Laienpredigten, lehrhaft und ergötzlich zugleich, wie die Kanzelrede des mittelalterlichen Geistlichen. Dabei tritt, je nach dem Autor, das epische, das satirische und das moralisierende Element in verschiedener Mischung auf. Vielfach ist der Einfluss Rabelais' im Stil, in der Freude am Unsaubern und auch in der Verwendung grotesker Erfindungen erkennbar. Später stellt sich auch der Einfluss Montaigne's ein. Doch wird weder die geistige noch die künstlerische Höhe dieser Vorbilder erreicht. Die meist dialogisch eingerichteten Bücher haben ihrem bunten Inhalt entsprechende Titel: „Spinnstuben" *(Ecraignes)*, Abendsitze" *(Serées)*, „Allerlei" *(Bigarrures)* etc. 1547 giebt der Bretone *Noël du Fail* (1520—91) „Ländliche Plaudereien" *(Propos rustiques)* heraus, in welchen er das Alltagsleben der bretonischen Bauern lebendig malt: Ein Zweckessen unter dem Vorsitz des Curé, Tanz und Keilerei, den dörflichen Spassmacher, den philosophischen Bauern u. s. f. Diese Schilderungen setzt er dann unter dem Namen *Eutrapel* in seinen Possen (*Baliverneries*, 1548) fort und später (1585) lässt er ihnen *Contes et nouveaux discours d'Eutrapel* folgen, in welchen drei Sprecher, der Rabulist Lupolde, der massvolle Polygame und der etwas an Rabelais' Panurge gemahnende Eutrapel die Misstände des zeitgenössischen Lebens bald heiter bald beissend verspotten. Eine ähnliche Kritik übt, jedoch frischer und namentlich gegen die Ausländerei in Sprache und Sitten sich richtend, der jugendliche Jacques Tahureau (1527—55 in seinen posthumen *Dialogues non moins profitables que facétieux* (1565). Unsauberer ist der burgundische Jurist Tabourot (1547—1590) in den zwei Büchern seiner *Bigarrures* (1582—86), die indessen über mancherlei Geheimnisse der damaligen Dichtung (Anagramme, Rebus etc.) willkommenen Aufschluss geben. Von ausgelassener Lustigkeit sind die Geschichten, welche Tabourot von einem Edelmann aus der Franche-Comté erzählt *(Apophthègmes du Sieur Gaulard)*, in dessen Person die Burgunder ihre freigrafschaftlichen Nachbarn verspotten und die Erzählungen, welche Winzer und Winzerinnen von Dijon bei ihren abendlichen Versammlungen zum besten geben (*Ecraignes dijonnaises*, vor 1592). — Der poitevinische Buchhändler Guillaume Bouchet (1513—93), widmet der Kaufmannschaft seiner Heimatstadt 1584 den ersten Teil seiner *Serées*, deren zweites und drittes Buch 1598 und 1608 erscheinen. In einer gelehrten Einleitung verteidigt er den Wert der Nachtischreden, namentlich auch mit dem Hinweis auf die Deutschen, die ihre wichtigsten Angelegenheiten bei Tisch erledigen *en trinquant „gar-auf" l'un à l'autre.* In seiner etwas schwerfälligen Art behandelt er in den Gesprächen der 36 *Serées* Wasser und Wein, Fische und Hunde, Richter und Aerzte, Schelmen

und Bucklige, Geruch und Gesicht, Bartscheerer und Maler, immer darauf bedacht, „eine Platte nützlicher Speise mit einer Tunke ergötzlicher und heiterer Reden anzurichten.“ Er hat Recht, zu sagen, dass sein Buch „mehr nach Wein als nach Oel riecht“. Den heutigen Leser wird es namentlich durch die Fülle kulturhistorischer Belehrung interessieren. — Das Lob stilistischer Vortrefflichkeit verdient „Das Mittel, sein Glück zu machen“ (*Le moyen de parvenir* 1610) des schon genannten Kanonikus François de Béroalde de Verville, der Rabelais' Ausdrucksweise virtuos handhabt. Das Buch, das sich im Titel so geheimnisvoll giebt, schildert ein Festmahl, an welchem alle Berühmtheiten der Weltgeschichte teilnehmen und erzählt in lebendigster Weise die Vorgänge und Reden bei diesem imaginären Symposion, die leider fast gänzlich aus Schmutz und Gemeinheit bestehen.

Hierher gehören, obwohl erst 1617—30 erschienen, die vier Teile der „Abenteuer des Barons von Scheinen“ (*Les aventures du baron de Fæneste*) von Agrippa d'Aubigné. Der lumpige Edelmann de Fæneste (von φαίνεσθαι=scheinen) erzählt in halb gascognischem Französisch, prahlerisch und selbstironisierend zugleich, wie Falstaff, seine Erlebnisse auf Reisen, im Felde und namentlich bei Hofe dem hugenottischen Herrn von Enay (von εἶναι=sein). In witzigem, durch manchen Schwank gewürztem Gespräch stellt D'Aubigné dem tüchtigen, auf seinen Gütern lebenden Landedelmann den verschuldeten schmarotzenden Junker, den höfischen Panurge, gegenüber, dessen ganze windige Existenz auf den Schein gegründet ist und der für seinen letzten Heller statt Brot einen Zahnstocher kauft, damit er durch dessen augenfälligen Gebrauch den Anschein erwecke, als habe er reichlich diniert. Ein Stück Brot könne man ja schliesslich auch stehlen! Durch dieses sein letztes Werk hat D'Aubigné jene vor seinen Augen sich vollziehende Entwickelung ironisiert, welche den territorialen Adel Frankreichs in eine Hofaristokratie verwandelte und aus dem ländlichen Grundherrn den geldbedürftigen Höfling des Absolutismus erstehen liess. —

Die Passionsbrüderschaft hatte 1545 ihr behagliches Lokal verlassen müssen und sich im August 1548 einen Platz auf dem Grundstück des alten Hôtel de Bourgogne gekauft, wo sie nun ein eigenes Schauspielhaus erbaute: Le Théâtre de l'hôtel de Bourgogne. Um sich gegen die Konkurrenz der nach der Hauptstadt drängenden Berufsschauspielergesellschaften zu schützen, wandten sie sich an's Parlament mit der Bitte, dass ihr altes Spielpatent in ein eigentliches Monopol verwandelt werden möchte, nach welchem Niemand ausser ihnen in Paris berufsmässig Theater spielen dürfe, es sei denn in ihrem Namen und mit ihrer Erlaubnis. Das Parlament gewährte durch einen Beschluss vom 17. November

1548 dieses Monopol, verfügte aber zugleich, dass die Passionsbrüder in Zukunft weder die Leidensgeschichte Christi, noch andere heilige Mysterien aufführen sollten, sondern nur „anständige, ehrbare profane Theaterstücke, in welchen Niemand beleidigt oder beschimpft werde". Dieses $1^1/_2$ Jahre nach dem Tode Franz' I. erlassene Verbot charakterisiert die Stellung des Renaissancehofes Heinrich's II. zur mittelalterlichen Dramatik. Trotz allerlei Rückfällen blieb das Mysterium von nun an aus der Hauptstadt verbannt. In der Provinz fand es bis ins XVII. Jahrhundert hinein eine Zufluchtsstätte. Spärliche Reste haben sich bis auf die Gegenwart in Nord- und Südfrankreich erhalten.

Ihres eigentlichen Repertoires beraubt, spielte die Passionsbrüderschaft so gut es ging. Seit 1578 sehen wir sie Berufsschauspieler in ihren Sold nehmen und später ihre Bühne vermieten. Während bisher nur Sonn- und Feiertags gespielt worden war, erhalten sie 1597 die Erlaubnis auch an Werktagen zu spielen.

Wir stehen hier vor der seltsamen Thatsache, dass eine Handwerkergesellschaft in dem nämlichen Augenblick durch ein Spielmonopol zur Herrin des ganzen hauptstädtischen Theaters gemacht wurde, da sie durch die Entziehung ihres eigentlichen Spielstoffes ihrer Lebensfähigkeit beraubt ward. Diese Ungeheuerlichkeit rächte sich schwer. Ein halbes Jahrhundert der Pariser Theatergeschichte ist erfüllt von den ärgerlichen, einer gesunden Entwicklung der hauptstädtischen Bühne höchst schädlichen Streitigkeiten zwischen den Passionsbrüdern und ihren Konkurrenten, Streitigkeiten, denen erst Ludwig XIV (1676) durch Auflösung der Brüderschaft ein Ende bereitet.

Die satirischen Theater-Aufführungen der *Bazochiens* erliegen der strengen Aufsicht der Behörde; seit 1582 sind sie verstummt. Die Korporation selbst (*royaume de la Bazoche*) lebt indessen bis zur Revolution weiter.

Die *Confrérie des Sots* erscheint noch im Anfang des XVII. Jahrhunderts im Hôtel de Bourgogne. Noch 1616 werden die *maîtres fous* und ihre Narrenpossen (*pois pilés*) erwähnt. Von den Schauspielertruppen, welche während der grossen Jahrmärkte unter dem Schutze der Messprivilegien nach Paris kamen, und vom Hofe zur Unterhaltung berufen wurden, ist es diejenige eines gewissen *Valleran Lecomte*, deren Spur am häufigsten wiederkehrt. 1599 mietet diese Truppe unter dem Namen *Comédiens français ordinaires du roi* das Hôtel de Bourgogne. Ständige Mieterin wird sie aber erst seit 1607. Ernstliche Konkurrenz machten den französischen Truppen die italienischen, welche zu immer häufigerem und immer längerem Aufenthalt nach Frankreich kamen. Von der Gesellschaft, welche sich die „Eifersüchtigen" *(Gelosi)* nannte, und unter der Führung

des berühmten Paares *Francesco* und *Isabella Andreini* († 1604) standen, berichtet ein Zeitgenosse 1577, dass sie „mehr Zulauf haben als die vier besten Prediger zusammengenommen“. Das Parlament schritt ein, angeblich weil diese Schauspieler *n'enseignaient que paillardises et adultères et ne servaient que d'école de débauche à la jeunesse.*“ Die Passionsbrüder finden es schliesslich am Geratensten, diesen vom Hof beschützten Schauspielern ihre Bühne zu vermieten und so sehen wir denn seit 1583 die Italiener ihre Stegreifkomödien (*commedie dell'arte*) im Hôtel de Bourgogne aufführen und sich in den Saal mit einer französischen Gesellschaft teilen.

Diese italienischen Truppen, welche zugvogelartig kommen und gehen und in der Mitte des XVII. Jahrhunderts sich dann dauernd niederlassen, haben in der Geschichte des französischen Theaters tiefe Spuren zurückgelassen. —

Der erste Versuch einer Erneuerung der dramatischen Litteratur geht von den Protestanten aus.

1551 erschien zu Genf eine *Tragédie française du sacrifice d'Abraham*, welche Th. de Bèze zu Ende der vierziger Jahre verfasst und in der Kirche zu Lausanne hatte aufführen lassen. In der Vorrede fordert der Verfasser mit einem Seitenblick auf Du Bellay's Manifest dazu auf, religiöse Poesien zu verfassen und nicht: *de contrefaire ces fureurs poétiques à l'antique pour distiller la gloire de ce monde.* Bèze's Stück hat religiös-erbaulichen Charakter und will die Lehre des blinden Gehorsams gegen Gott illustrieren. Die ganze Anlage ist der Mysterienbühne entlehnt, welche den biblischen Bericht von Genesis, Cap. 22, 1—18, in Handlung und Dialog umgesetzt hatte. Auch bei Bèze stellt die Szene einerseits Abraham's und Sarah's Behausung, andrerseits das drei Tagereisen entfernte Land Morija mit einem Hügel dar, und der ganze Vorgang, auch Abraham's Reise, wird dem Auge vorgeführt. Der Teufel hat eine umfangreiche, übrigens wesentlich monologische Rolle. Hirten treten auf. Fromme Lieder (*cantiques*) sind eingelegt. Ein Prolog erklärt die Szene und lädt zur Ruhe ein. Ein Epilog fasst die gute Lehre des Stückes zusammen. Aber Bèze kennt auch das antike Theater und entnimmt ihm Mancherlei. Zwar lehnt er die schwere und gelehrte Redeweise der Chöre ab, aber er behandelt die Hirten als dramatischen Chor (zwei Halbchöre) und eliminiert ihre Spiele und Tänze, mit denen das Mysterium die Zuschauer ergötzte. Er teilt, unter ausdrücklicher Berufung auf die profane Dramatik, sein Stück in (drei) Akte, die er unter Benutzung eines Mysterienausdrucks *pauses* nennt. Er schreibt in zehnsilbigen Versen und verwendet den Achtsilbler nur noch im lebhaften Dialog. Er beschneidet allerlei Auswüchse der Rede und der Handlung, besonders Familiaritäten. Auch unterdrückt er das persön-

liche Auftreten Jehova's. Die Opferszene zwischen Vater und Sohn ist lebendig und rührend. Sonst ist die psychologische Kunst gering. Den streitbaren Kalvinisten verrät die Verhöhnung der Mönche durch den Teufel, der ein Ordenskleid trägt. Der Stil zeigt ein Streben nach gewähltem, ja geziertem Ausdruck:

Fendez, mon cœur! Fendez! fendez! fendez!

ruft Abraham aus.

So erscheint Bèze's *Sacrifice d'Abraham* als der erste Versuch, das bunte und regellose Mysterium unter dem Einfluss der Antike umzubilden und zu disziplinieren. Diese Disziplinierung der handlungsreichen mittelalterlichen Dramatik ist das Prinzip jener Stücke, welche man später Tragikomödien nennen wird. Bèze ist diese Bezeichnung noch unbekannt. Er nennt sein Stück *Tragédie,* doch zeigt sein Vorwort seine Verlegenheit.

Seine Gesinnungsgenossen beeilten sich, dem Beispiel zu folgen. So widmete um 1551 Joachim de Coignac König Eduard VI. von England eine „Tragödie", *La déconfiture de Goliath*, die eine Bearbeitung des entsprechenden Mysteriums ist und im Bau ganz dem *Abraham* folgt. Doch ist der Geist des Stückes polemischer. David ist ein Hugenotte, der den Papstkoloss Goliath fällt.

So begann die Disziplinierung des mittelalterlichen Dramas im Dienste der kalvinistischen Propaganda und im Gegensatz zu der streng antikisierenden Schule der Renaissancedichter.

Als diese, gemäss Du Bellay's Mahnung, sich an die Arbeit einer neuen Dramatik machten, da führte Italiens Beispiel und die eigene Neigung sie auf die Tragödien, die unter dem Namen des Seneca gehen. Nicht das Bühnendrama der Griechen, sondern das deklamatorische Buchdrama des Römers zog sie an und leitete sie. Dasselbe macht die Katastophe eines sagenhaften Fürstenschicksals (*Medea*, *Phædra, Thyestes*, *die Troerinnen* etc.) zum Gegenstand wortreicher Klagen und philosophischer Sentenzen. Die Zwischenakte der handlungsarmen Stücke füllen als Intermezzi die Lieder des Chors, der nur selten innerhalb der Akte zum Wort kommt und rein rhetorisch dekorativ ist. Zeit und Ort bewegen sich, der Einfachheit der Handlung entsprechend, in den engen Schranken eines Tages und der Umgebung einer Fürstenwohnung.

Diesem Beispiel folgte Jodelle, als er 1552 nach Plutarch's Bericht über das Ende der Kleopatra die erste französische Renaissancetragödie schuf (*Cléopatre captive*, gedr. 1574). Kleopatra mit zwei Dienerinnen und einem Diener, Oktavian mit zwei Vertrauten sind die Personen des Stückes, zu denen sich der den ersten Akt eröffnende Schatten des Antonius und der Zwischenaktschor der alexandrinischen Frauen gesellt. Antonius erzählt sein eigenes

Unglück und weissagt den Tod der Kleopatra, worauf diese mit ihren Dienerinnen erscheint und, ihr und des Antonius Schicksal beklagend, den Tod suchen zu wollen erklärt. Der Chor jammert über die Unbeständigkeit irdischen Glückes (I. Akt). Oktavian und seine Vertrauten preisen ihr Siegesglück, sprechen vom Ende des Antonius, von ihrem Triumphzug, dem aber die gefangene Kleopatra durch freiwilligen Tod sich werde zu entziehen wünschen. Der Chor erörtert berühmte Fälle der Demütigung menschlicher Selbstüberhebung (II). Der dritte Akt führt Oktavian und Kleopatra zusammen. Umsonst sucht sie durch ihre Klagen, durch die Auslieferung ihrer Schätze des Imperators Mitleid und die eigene Freiheit zu gewinnen. Der Chor sieht ihren Selbstmord voraus (III.). Kleopatra schreitet, die Erlöserin Parze preisend, von Dienerinnen begleitet zum Grabmal des geliebten Antonius, in welchem sie verschwindet. Der Chor beklagt ihr nahes Ende (IV). Kleopatra's Tod wird verkündet und vom Chor bejammert (V). So ist Jodelle's Tragödie von Anfang bis zu Ende ein Klagelied um den vorausgesagten Tod der Heldin, handlungsleer, ohne alle stoffliche Spannung und ohne lebendige Charakteristik. Sie ist ein auch in der metrischen Form ziemlich roh gearbeitetes, rhetorisches Stimmungsbild erregter Leidenschaften, das dialogisiert aber nicht dramatisch ist und in erster Linie lehrhaft wirken soll. Sie ist reicher an Sentenzen als selbst die Stücke Seneca's. Den Chor lässt Jodelle nach dem Beispiel der italienischen Tragiker (Trissino etc.) häufiger am Dialoge teilnehmen als Seneca. Die Chorlieder sind strophisch gebaut und, weil für den Gesang bestimmt, mit dem regelmässigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime versehen. Die Zehnsilbler und Alexandriner aber, in welchen sich der Dialog bewegt, beobachten diesen Wechsel nicht. Der Alexandriner erscheint dabei als der feierlichere Vers, vorzüglich im Monolog und im getragenen Dialog (I. und IV. Akt), der Zehnsilbler im bewegten Gespräch und in der Erzählung verwendet. Die Einteilung in fünf Akte entspricht Horazens Vorschrift und Seneca's Beispiel. Eine besondere Szeneneinteilung kennt die ältere Renaissancetragödie nicht; wohl aber findet sie sich in den Komödien. Gegenüber den Masslosigkeiten und Trivialitäten der Mysterien erschien die szenische Einfachheit und das Pathos dieser Tragödie als etwas Bewundernswertes. Sie fand bei ihrer Aufführung den begeisterten Beifall eines höfischen und gelehrten Publikums. Die Bretter des öffentlichen Theaters beschritt sie nicht; Berufsschauspieler standen ihr nicht zur Verfügung. Jodelle und seine Freunde spielten selbst die *Cléopatre* vor dem Hofe; Studenten spielten sie in den Schulen.

Es ist das Schicksal der französischen Renaissancetragik, dass

sie, auf Hof- und Kollegienbühne (d. h. auf ein Liebhabertheater) beschränkt, im Wesentlichen Buchdramatik bleibt.

Zugleich mit *Cléopatre* brachte Jodelle die erste Komödie zur Aufführung: *Eugène ou la rencontre* (1552). Im Gegensatz zur italienischen Renaissencekomödie, welche Plautus und Terenz die antike Welt von Sklaven und Kupplern entlehnt, sucht Jodelle seinen Stoff in französischen Lebensverhältnissen.

Die Buhlerin Alix betrügt ihren tölpelhaften Gatten Guillaume mit dem Abbé Eugène, den sie an Stelle des in den Krieg gezogenen gascognischen Edelmannes Florimond hat treten lassen. Der Friede bringt den Offizier unverhofft zurück und die daraus entstehende Verwickelung wird so gelöst, dass Guillaume dem Abbé den Mitgenuss weiter gestattet, während für Florimond mit des Abbé Schwester Hélène gesorgt wird und die Geldverlegenheiten mit den geistlichen Einkünften Eugène's beseitigt werden. Das Stück ist recht gut gebaut. Die Handlung zeigt noch nicht den Einfluss der verworrenen Imbrogli, welche die italienischen Renaissancekomödien dem Terenz nachgebildet haben. Sie ist in Sprache und Inhalt sehr unanständig. Es ist kaum von etwas Anderem als von lüderlicher Weiberjägerei die Rede. Dabei trifft die Satire hauptsächlich die Pariser und Pariserinnen und speziell die ausschweifende Geistlichkeit. Dem Abbé, der das Programm seiner Ausschweifungen prahlerisch verkündet, dient der Kaplan Messire Jean als Kuppler,

Pour atrapper quelque poisson
Dans la grand' mer des bénéfices.

Der Typus des Kriegsmannes ist noch nicht nach dem italienischen Capitano gebildet. Ein Hauptmittel der Führung der Handlung sind die Monologe, durch welche die einzelnen Personen ihre wahren Absichten enthüllen. Es werden damit wirkungsvolle Kontraste erreicht. Monologe und Dialoge werden von Lauschern behorcht, welche dieselben mit abseitsgesprochenen (*a parte*) Zwischenbemerkungen begleiten. Die Verwendung dieses Kunstmittels ist der römischen und italienischen Komödie entlehnt. Die Handlung schreitet bei Jodelle munter fort. Die Sprache ist lebendig. Allerlei mythologische Floskeln verraten den Renaissancedichter. Sentenziöse Stellen sind selten und weitausholende satirische Digressionen fehlen. Die Inszenierung ist diejenige der Italiener: ein von Häusern eingeschlossener Platz.

Das Stück Jodelle's ist die Ausführung des von Charles Estienne 1543 aufgestellten Programms eines französischen Lustspiels, das „geringer Leute Liebesgeschichten mit wunderbaren Heimlichkeiten und unerwarteten Entdeckungen" darstellen soll —

aber nicht in Prosa, wie Estienne nach italienischem Beispiel will, sondern im nationalen achtsilbigen Vers.

Trotz des neuen Namens Komödie, trotz der längern, verwickelteren, in Akte und Szenen, abgeteilten Handlung und dem rhetorischen Firnis der Sprache ist *Eugène* eine kunstlose Posse geblieben. Es ist die alte Farce in etwas regelhaftem, rhetorischem Aufputz.

Verfolgen wir erst die Entwickelung der Tragödie.

Jodelle selbst lieferte 1560 eine *Dido*, d. h. eine dialogisierte Elegie auf den Selbstmord der Dido. Jean Bastier, genannt de la Péruse (1529—54) bot den bewundernden Zeitgenossen 1553 (gedr. 1555)

les faits Médéans
R'enfantés de sa docte halène,

wie Tahureau stilvoll sagt. Genau folgte er dabei Seneca's *Medea*, selten derjenigen des Euripides und noch seltener zeigt er Spuren selbständiger Auffassung. Melin de Saint-Gelais übertrug um 1555 Trissino's *Sophonisbe* und brachte sie *„avec grande pompe et digne appareil“* vor Heinrich II. zu Blois zur Aufführung (gedr. 1559). Das Stück zeigt Eigenart. Melin überträgt Trissino's Endecasyllabi in Prosa und tritt damit an die Spitze der französischen Renaissancedichter, welche um der Naturwahrheit des dramatischen Dialoges willen den Vers nur im Chorgesang dulden wollen. Andrerseits lässt er den Tod der Heldin nicht wie Trissino auf der Bühne vor sich gehen, sondern nur erzählen, offenbar um damit einer von den italienischen Dramaturgen im Namen der Naturwahrheit aufgestellten Forderung zu genügen, welche dann auch von französischen Kritikern ausdrücklich vertreten wurde (z. B. von de la Taille in der Vorrede zu *Saül* (1572). So erlitt die spärliche tragische Handlung um der Natürlichkeit willen eine weitere Beschränkung.

Die rednerisch und dramatisch bedeutendste tragische Schöpfung dieser ersten Zeit ist Jacques Grevin's (1538—1570) *Cæsar* (1558). Grevin folgt dem Gange des lateinischen Stückes Muret's. Aber er erfüllt dieses entlehnte Schema mit kraftvoller politischer Beredtsamkeit und ist bemüht, wirkliches Leben zu schildern, wie z. B. im fünften Akt, da Brutus und Cassius mit ihren blutigen Dolchen, Antonius mit Cäsars blutigem Gewand vor das Volk und den Soldatenchor treten.

Andere wählten *Agamemnon*, *Darius*, *Alexander*, *Achilles* zu Helden neuer Tragödien. Neben Seneca erscheinen namentlich die Italiener als Vorbilder. So ahmt z. B. Le Breton die seltsame *Tullia* (1533) Lod. Martelli's nach.

Seit den sechziger Jahren wurden auch biblische Stoffe in

diesem Stil behandelt. Der Erste, der dieses Gebiet betrat, ist wohl Jean de la Taille (um 1540—1611). Er wählte den König Saul, „den ein böser Geist vom Herrn sehr unruhig machte" (I. *Sam.* 16,14) zum Helden einer *tragédie faite selon l'art et la mode des vieux auteurs tragiques: Saül furieux* (vor 1562; gedr. 1572). In den bisweilen beredten, meist holprigen Deklamationen dieses Stückes steckt wirkliches dramatisches Leben. Wir sehen Saul gegen seine eigenen Söhne wüten (I. Akt), sehen ihn in der Niedergeschlagenheit, die diesem Wutausbruch folgt (II). Bei der Hexe von Endor erfährt er durch den Geist Samuel's seine Verdammung. Sein Unglück stimmt selbst die Hexe zum Mitleid. Auf die Nachricht vom Tode Jonathan's und seiner Brüder stürzt sich Saul selbst in die Schlacht, um den Tod zu suchen (IV). Im fünften Akt meldet ein Amalekiter das Ende Saul's dem David, der in schwankender Stimmung nach der Krone greift. Jean de la Taille ist ein hugenottischer Soldat, indessen kein Fanatiker, sondern vor allem Patriot. Die Leiden seines Volkes bewegen ihn, dem Königshause der Valois an einem biblischen Stoffe zu zeigen, wie Gott einen schuldigen Fürstenstamm straft. Er schreibt, gleichsam als Fortsetzung zu *Saül*, 1573 *La famine ou les Gabéonites.* Hungersnot ist in Israel ausgebrochen, so erzählt Josephus (*Antiq.* VI), und als König David den Propheten Nathan befragt, antwortet dieser, dass Gott seinem Volke um Saul's willen zürne, der an den Gabeonitern eidbrüchig gehandelt habe. Jehovah's Zorn wird dadurch beschworen, dass Saul's hinterlassene Söhne den Gabeonitern zur Hinrichtung übergeben werden. Auch dieses, in augenscheinlicher Anlehnung an Seneca's *Troerinnen* aufgebaute Trauerspiel ist dramatisch wirksam gebildet, insbesondere der IV. Akt, in welchem die ringende Mutter ihre beiden Kinder Joab ausliefern muss. Gleich Jodelle verwendet La Taille abwechselnd Alexandriner und Zehnsilbler und macht sich den Wechsel männlicher und weiblicher Reime nur im Chorgesang zum Gesetz.

Florent Chrétien (1541—96) liefert 1566 eine Uebertragung von Buchanan's Jephtha (Richter 11) mit glücklichen Versen.

Es wächst die Beliebtheit biblischer Stoffe. Sie werden den heidnischen Fabeln entgegengestellt. Alte und neue Poeten, ruft Scévole de Sainte-Marthe 1579 im Prolog zu seinem *Hiob* aus,

Ont rendu jusqu' ici les théâtres tout pleins
Des misères de Troie et des malheurs thébains.
Mais nous, qui du vrai Dieu connaissons mieux la gloire,
Avons voulu changer les fables à l'histoire,
Afin de contenter le chrétien auditeur
D'un poème chrétien et non pas d'un menteur.

Inzwischen sind Andere daran gegangen, profane Stoffe der neuern, ja der zeitgenössischen Geschichte zu behandeln Gabriel Bounin wählte als Helden eines Trauerspiels Sultan Soliman den Prächtigen, der unter Einfluss seines Kebsweibes Roxolane den rechtmässigen Thronfolger Mustapha ermorden liess. La Soltane (1561) ist das erste in der langen Reihe französischer Türkendramen. Es ist eine stümperhafte Nachahmung Seneca's, insbesondere der *Medea*. Dialog und Zwischenaktschöre erfüllt eine geschmacklose mythologische Rhetorik, mit welcher die Anrufungen Mahomets oder Baals seltsam kontrastieren. Die bombastische Declamation erstreckt sich über mehrere Tage. Die Szene stellt die beiden Städte Aleppo (Soliman) und Amasia (Mustapha) dar. Alexandriner und Zehnsilbler wechseln innerhalb desselben Dialogs; der Wechsel der Reime ist regelmässig.

Zum politischen Pamphlet wird das Trauerspiel, wenn es die Bartholomäusnacht (*Tragédie de feu Gaspard de Coligny* von F. de Chantelouve, 1575) oder die Ermordung der Guisen (*La Guisiade* von P. Matthieu, 1589) darstellt. Dass die Sorbonne Chantelouve's Stück approbierte, erhöht den Wert seiner mythologiegetränkten Gasconnaden und Schmähungen nicht.

Hohle Rhetorik bläht die Helden vieler Renaissancetrauerspiele dermassen, dass sie zu grotesken Renommisten werden. Andrerseits hält der geschmackloseste Petrarkismus seinen Einzug in die Liebesszenen.

Tu seras désormais ma plus sûre momie;
L'essence de ton cœur sera mon alchimie.
Tu seras mon moly, népenthe brise-ennuit,
Du parc hespérien et la garde et le fruit . . .

sagt die Clytemnestra Matthieu's (1589) zu Aegisthus, und der antwortet:

Ah! que n'ai-je cent yeux pour t'admirer, Madame,
Et que n'ai-je cent nez pour adorer le basme,
Le cinnabre et le musc qui de ta bouche sort . . .

In ihrer Hinneigung zu Seneca wird die Renaissancetragik durch die Theoretiker bestärkt. Schon J. Pelletier's *Art poétique* (1555) definiert die Tragödie im Sinne Seneca's. Scaliger's *Poetice* (1561) beruht in ihrem dramaturgischen Teil ganz auf Seneca: sie legt das Hauptgewicht auf die rhetorisch-sententiöse Ausführung; betont die Schrecklichkeit des tragischen Stoffes und verlangt im Namen der Wahrscheinlichkeit eine kurze, einfache Handlung (Krise); ohne dass er das Gebot der Zeiteinheit ausdrücklich formuliert, schwebt ihm das Zusammenfallen von Handlungsdauer und Aufführungsdauer (6—8 Stunden) vor. Im Vorwort zu seinem Theater (1562) tadelt J. Grevin die dramatischen Spiele der Pariser Uni-

versität, die immer noch in den Jämmerlichkeiten und Masslosigkeiten der überlieferten Bühne befangen seien. Eine Zeitregel zu formulieren, verhindert ihn indessen schon die keck ausgesprochene Ueberzeugung, dass man den Alten nicht in Allem zu gehorchen brauche *(diverses nations requièrent diverses manières de faire)*, und der zufolge er den gesungenen Chor durch einen gesprochenen ersetzt wissen will. Zum ersten Mal wird im Französischen die zeitliche Beschränkung der tragischen Handlung im Sinne des Aristoteles und der Italiener von Ronsard ausgesprochen. Er gewährt ihr im *Art poétique* 1565 vierundzwanzig Stunden, während Rivaudeau in der Vorrede zu seiner biblischen Tragödie *Aman* im nämlichen Jahr es als den Gipfel der Kunst bezeichnet, Handlungs- und Aufführungsdauer zusammenfallen zu lassen. Auch Ronsard fasst das Drama als wesentlich lehrhafte Dichtung (*du tout didascalique et enseignante*) auf. Die Ortseinheit erwähnt zum ersten Mal La Taille in seinem strengen *Art de la tragédie*, den er 1572 als Vorrede zu *Saül* drucken liess *(il faut toujours représenter le jeu en un même jour . . . et en un même lieu)*. Diese Vorrede ist die dramatische Ergänzung zu Du Bellay's Manifest von 1549. Mit demselben Ausdruck (*amères épiceries*) verwirft La Taille die überlieferten Formen. Er überbietet Scaliger in der Forderung der ungewöhnlichen Schrecklichkeit des tragischen Stoffes. Nachdrücklich verlangt er eine regelrechte Bühne für die Tragödien, deren Aufführung bis jetzt ganz in den Händen von Dilettanten gelegen habe. — Vauquelin erwähnt in seinem *Art poétique* von 1605 die Ortseinheit neben der Zeiteinheit nicht. Auch aus seinem Traktat ertönt vernehmlich die Klage darüber, dass die neue dramatische Kunst keine Verbreitung hat. Er wünschte, dass in Dorf und Stadt an Festtagen statt der Mysterien an den Alten gebildete biblische Tragödien zur Aufführung kämen (III,881 ff.). — Schon jetzt erwecken übrigens die Schranken der Zeit- und Ortseinheit Widerspruch. J. de Beaubreuil sagt 1582, dass er sich im Aufbau seines *Regulus* von der *règle superstitieuse des unités* frei gemacht habe und mit Nachdruck bekämpft sie Pierre de Laudun in seiner Poetik (1598).

Neben der Tragödie Seneca'scher Observanz geht die von Bèze begonnene Umbildung des Mysteriums her. 1561 widmet A. de la Croix der Königin von Navarra ein Stück, welches die Geschichte der drei Männer behandelt, die Nebukadnezar in den Feuerofen werfen liess (*Daniel*, cap. 3). Die Nachahmung Bèze's ist augenscheinlich. Neben dem Acht- und Zehnsilbler findet sich in Prolog und Epilog bereits der Alexandriner. La Croix nennt sein Schauspiel *Tragicomédie*, eine Bezeichnung, die zunächst dieser erbaulichen Dramatik der Protestanten eigentümlich ist und hier

seit der Mitte der Fünfziger Jahre als Titel von Stücken begegnet, welche die traurigen Prüfungen und die fröhliche Errettung der Frommen darstellen.

Der hervorragendste Vertreter dieses protestantischen Dramas ist Louis Desmasures, dem Ronsard den *Hymnus auf den Tod* gewidmet hat. Er veröffentlichte 1566 eine *David-Trilogie (David combattant, triomphant, fugitif)*. Die Prologe, in welchen das Publikum aufgefordert wird, *coi comme une souche* zu sein, der Wechsel des Verses (12-, 10- und 8-Silbler), die Einteilung in *Pauses*, die *Cantiques*, welche oft wie Lieder verfolgter Hugenotten klingen, der Chor (Halbchöre), das Auftreten des Teufels — das alles verrät bis in's Einzelne die Schule Bèze's. *Tragicomédies* wäre die zu erwartende Bezeichnung der Stücke; *tragédies* nennt sie Desmasures, weil, wie in den Tragödien der weltlichen Poeten (*poètes vains*), Fürsten und falsche Götter (Satan) darin auftreten. In der Behandlung des biblischen Berichtes nimmt er sich grössere künstlerische Freiheit als seine Vorgänger. Die Szene des ersten Stückes stellt einerseits eine Hirtenlandschaft, andrerseits das Lager der Israeliten dar, die von Goliath herausgefordert werden. Im Hirten David erwachte der Held. Goliath wird — auf der Bühne — besiegt. Der zweite Teil führt uns den Sieger David vor, den das Volk feiert, den Saul's Tochter Michal liebt, den der Satan mit Selbstüberhebung zu erfüllen trachtet und den Saul's Eifersucht bedroht und vertreibt. Im dritten Teil werden die wechselnden Stimmungen des Königs und David's geschildert. Am Schlusse zeigt die Szene das nächtliche Lager des Verfolgers. Durch die Reihen der schlafenden Feinde schreitet David. Saul ist in seiner Hand. Er weckt ihn und sie versöhnen sich. — So enthält Desmasures' Trilogie malerische Szenen voll dramatischen Lebens. Seine Sprache ist kräftig und poetisch. Er vermag psychologisch wahr, ja fein zu zeichnen (z. B. das Erwachen der Liebe in Michal). Er ist der bedeutendste aller bisher besprochenen Dramatiker der Renaissance.

Ebenbürtige Nachfolge hat er unter den vielen protestantischen Dichtern nicht gefunden. Einzelne derselben haben das Mysteriendrama dem Stil der Renaissancetragödie noch mehr genähert. So schreibt J. Ouyn eine fünfaktige Tragikomödie *Tobie* (1597), in der vornehmen Sprache des Alexandriners. Die Rhetorik überwuchert, doch wird z. B. die Szene mit dem Fische am Ufer des Tigris gespielt. Andere nähern sich mehr dem alten Mysterium. So verfasst J. de Virey seine „*Tragédie*“ *La Machabée* (1596) zwar in Alexandrinern, doch scheidet er keine Akte und erfüllt die Bühne mit den Scheusslichkeiten der alten Folterszenen. Die Verwendung des Chores tritt allmählich zurück. *Tobie* und *Machabée* kennen ihn kaum mehr.

Den vornehmen Titel *Tragédie* legen sich auch Stücke bei, die in Wahrheit ganz Mysterium geblieben sind, wie die *Tragédie représentant l'odieux et sanglant meurtre commis par le maudit Caïn à l'encontre de son frère Abel* (1580), deren Verfasser der normandische Curé Thomas Lecoq ist. Der Geist der Renaissance ist spurlos an seiner mittelalterlichen Kunst vorübergegangen.

Aber nicht nur das Mysterium, sondern auch die *moralité*, besonders die *moralité historique*, wurde nach dem Beispiel der antiken Tragödie disponiert und aufgeputzt. Diese Stücke nehmen zunächst gerne den Titel *tragédie* an, doch gelangt mit der Zeit der Name *tragicomédie* zur Herrschaft, durch welchen die verwickelte, bunte und gemischte Welt dieser Dramen im Gegensatz zu der einförmigen Welt des antiken Trauerspiels bezeichnet wird.

Die älteste dieser Tragikomödien ist Claude Rouillet's lateinisch geschriebene *Philanire, femme d'Hippolyte* (1556), die vom Autor selbst 1577 in's Französische übersetzt wurde. *Philanire* stellt ein blutiges Ereignis dar, das sich kurz zuvor im Piemont zugetragen haben soll. Es ist die Dramatisierung einer Morithat in fünf Akten, mit Chören, in acht- und zehnsilbigen Versen, deren Sprache bald gewählt, ja beredt, bald unglaublich roh ist. Der Autor versteht es, eine stoffliche Spannung zu erreichen, die einer Tragödie völlig fehlt. Zeit- oder Ortseinheit zu beobachten gestattet der Handlungsreichtum nicht.

Ist *Philanire* ihrem Charakter nach ein bürgerliches Trauerspiel, so ist die *tragicomédie Lucelle* (1576) von Louis le Jars ein bürgerliches Schauspiel mit vielen komischen Szenen, deren Kosten namentlich die Diener tragen. Lucelle ist die Tochter eines Lyoner Banquiers und sollte nach dem Wunsche des Vaters einen Baron heiraten. Ihr Herz aber gehört Ascagne, dem Commis ihres Vaters. Die Liebenden werden beim Stelldichein überrascht und Ascagne muss das Gift trinken, das ihm der Vater reicht. Glücklicherweise hatte der Apotheker das Gift mit einem Schlafmittel verwechselt. Der als tot betrauerte Ascagne erwacht aus seinem Schlummer und entpuppt sich als Prinz, dessen Werbung nun angenommen wird. Le Jars verwirft die gebundene Rede für die Bühne. Sein Stück ist in Prosa geschrieben. Er erreicht eine grosse Natürlichkeit des Ausdrucks, wo ihn nicht die Dienerrollen zu burlesken Sprüngen oder die Liebhaberpartien (die *amadiseux*, wie der Diener spottet) zur Geziertheit (*le fourneau de ma cuisante braise, le fusil de ma cuisante braise*) oder zum tragischen Pathos verführen. Das handlungsreiche Stück, das neben lebenswahren Szenen auch die verletzendsten Unwahrscheinlichkeiten enthält, sieht übrigens wie die Bearbeitung eines italienischen Originals aus.

Kann man diese Tragikomödien gleichsam dramatisierte No-

vellen nennen, so trifft diese Bezeichnung buchstäblich zu für Duhamel's *Aboukar ou la loyauté trahie*, welcher die heroisch galanten Abenteuer eines zeitgenössischen Romans *(Les Amours de Pistion et Fortunie)* pomphaft auf die Bühne bringt.

Den Höhepunkt der ernsten Dramatik der Renaissance stellen die Werke Robert Garnier's und Antoine's de Montchrétien dar.

Das Leben des Juristen Garnier (1534—90?), der während langer Jahre hohe gerichtliche Aemter in seiner Heimat *Le Maine* bekleidete und den die Gunst Heinrich's III. (um 1584) nach Paris berief, ist uns wenig bekannt. Die acht Stücke, welche ihn berühmt gemacht haben, erschienen einzeln von 1568—1583. In den Jahren 1585 bis 1619 erlebten sie über 40 Gesammtausgaben. Die römische Geschichte (Untergang der Republik) liefert wie die griechische Sage den Stoff je dreier Tragödien. *(Porcie* 1568, *Cornélie* 1574, *Marc Antoine* 1578; *Hippolyte* 1573, *La Troade* 1579, *Antigone* 1580). Ein Trauerspiel ist der Bibel entnommen (*Les Juives* 1583). Garnier's vorletztes Stück ist eine Tragikomödie (*Bradamante* 1582).

Die Wahl der römischen Stoffe ist, wie die Vorreden zeigen, durch die didaktische Absicht bestimmt, den Zeitgenossen das abschreckende Bild der römischen Bürgerkriege vorzuführen und ihnen politische Lehren zu geben. Diese Lehren sind im engen Anschluss an Seneca, wenn auch nicht ebenbürtig, stilisiert. Wenn es seine christliche Gesinnung erlaubt, so übersetzt Garnier geradezu die Sentenzen. In ihrer Häufung übertrifft er Seneca. Die Sucht des spruchmässigen Ausdrucks führt bei ihm zur Entpersönlichung der dramatischen Rede. Seneca's Vorbild ist auch im Bau von Anfang an erkennbar. Ein Monolog, der das dramatische Thema entwickelt, bildet mit nachfolgendem Chorgesang den ersten Akt der handlungsleeren Stücke. Die Personen sind reine Redemaschinen: nur Worte, nicht Menschen prallen auf einander. In *Porcie*, die insbesondere Seneca's *Octavia* nachgeahmt ist, durchschreiten zwei Gruppen von Figuren redend das Stück: Portia mit ihrer Amme im II., IV. und V. Akt, die Triumvirn mit dem Philosophen im III. Akt. Diese feindlichen Parteien stossen nirgends zu einer Handlung auf einander; ein beredter Bote läuft von der einen zur andern. Jede Partei hat denn auch ihren gesonderten Chor: Römerinnen begleiten die Portia, Soldaten die Triumvirn. Dabei zeigt Garnier das Streben, den von Plutarch, Dion und Appian überlieferten Vorgang durch einen weitern Selbstmord zu verschrecklichen, *pour l'envelopper davantage en choses funèbres et lamentables et en ensanglanter la catastrophe. Cornélie* ist eine Art neuer aber keineswegs verbesserter Auflage der *Porcie.* Drei sind die feindlichen Parteien, die im *Antonius* nebeneinander hergehen: An-

tonius, Cäsar, Cleopatra. Nirgends Handlung, nirgends reift ein Entschluss. Es wird nur über längt gefasste Entschlüsse geredet. Und diese Rede ist voll mythologischen Bombastes, voll holpriger Neologismen und Inversionen.

O misérable vie! o lamentable roine!
O par mon seul défaut sépulturable Antoine!
O dommageable femme! hé, puis-je vivre encore
En ce larval sépulcre où je me fais enclore?
O Atrope, o Clothon, mortelles filandières!
O Styx, o Phlégéthon, infernales rivières!
O filles de la nuit!

jammert Cleopatra an der Leiche des Antonius, um nachher im Stile des Petrarkismus ihre Gefährtinnen aufzufordern

. . . de vos yeux
Faites sur lui tomber un torrent larmoyeux;
Les miens n'en peuvent plus, consommés de la braise
Que vomit ma poitrine ainsi qu'une fournaise . . .

Es fehlen auch Trivialitäten und Rohheiten nicht:

Ains comme un porc ventru, touillé dedans la fange,
A cœur saoul, me vautrai en maints sales plaisirs

sagt Antonius von sich.

In *Hippolyte* folgt Garnier Seneca, ohne Euripides zu benutzen.

Hatte er schon im *Antonius* (1578) die Neigung gezeigt, die seinen Deklamationen zu Grunde liegende tragische Handlung zu komplizieren, so giebt er dieser Neigung in der *Troade* und der *Antigone* völlig nach. Einzig darauf bedacht, in seinen Tragödien über *les malheurs lamentables des princes avec les saccagements des peuples* (Vorrede zur *Troade*) predigen zu können, setzt er die Rücksicht auf die Handlungseinheit bei Seite. Die *Troade* schweisst er aus den gleichnamigen Stücken des Seneca und des Euripides und aus der *Hecuba* des Letztern zusammen. Die *Antigone* ist ein 2741 Verse langes Konglomerat aus den *Phönizierinnen* des Seneca (Akt I und II), der *Antigone* des Sophokles (Akt IV und V), zwischen welche er Entlehnungen aus Statius' *Thebais* und Seneca's *Oedipus*, mit etwas eigener Erfindung vermischt, einschiebt (Akt III). Alle Schrecknisse des thebanischen Sagenkreises sind hier zusammengedrängt. Aber dramatisches Leben ist nicht erreicht, sondern nur eine Häufung von Botenberichten. Kein Garnier'sches Stück zeigt die dramatische Impotenz, welche die Folge der Senecakrankheit ist, deutlicher als *Antigone*. In den Chorgesängen,

Pinçant son luth sucré,

wie er selbst sagt, erhebt er sich oft, doch nie dauernd, zu lyrischem Schwung, und glücklich ist er in der Wahl der Rhythmen. Diese sechs Tragödien stellen drei Phasen seiner Arbeitsweise dar.

In *Porcie* und *Hippolyte* bearbeit er römische Trauerspiele; in *Cornélie* und *M. Antoine* schöpft er selbständig aus der römischen Geschichte; in *Troade* und *Antigone* benutzt er zur Ergänzung römischer Vorbilder griechische Szenen (Euripides und Sophokles), die er senecaisch aufputzt.

Ebenfalls nach Seneca gebaut, aber mehr griechischen Geistes als die übrigen Tragödien, sind die Jüdinnen, welche das Schicksal der Königsfamilie des Zedekia nach dem Falle Jerusalems durch Nebukadnezar auf Grund der Bibel und des Josephus darstellen. Auch hier ist die Handlung dürftig, doch gelingen dem Dichter malerische Szenen. Der Geist der Bibel befähigt ihn, hier wirkliche, wenn auch sehr einfache Charaktere zu zeichnen. Nebukadnezar und der Prophet sind Personen, deren inneres Leben unsere Aufmerksamkeit zu erregen vermag. Der Chor ist enger mit der Handlung verbunden als sonst. Die Sprache ist freier, harmonischer und die Wahrheit des Chores fälscht keine mythologische Pose.

La Taille's *Saül*, Desmasures' *David* und Garnier's *Juives* zeigen, dass die Renaissancetragik ihre besten Inspirationen in der Bibel fand.

Die Zeiteinheit ist in Garnier's Tragödien streng befolgt. Um die Ortseinheit hat er sich nicht gekümmert. Es findet Wechsel sogar innerhalb der Akte statt. Da er seine Trauerspiele nicht für die Aufführung schrieb, so behandelte er den Schauplatz mit augenscheinlicher Nachlässigkeit.

Bradamante ist andern Geistes Kind als die Tragödien. Der Stoff ist romantisch, dem 44.—46. Gesang des *Orlando furioso* entnommen: Rüdiger erkämpft sich in mannigfachen Fährlichkeiten seine Geliebte Bradamante, die Schwester der vier Hämonskinder. Nicht nur der Ort, sondern auch die Zeit ist ganz frei behandelt. Die Szenen sind von bunter Handlung erfüllt. Der erste Akt enthält eine eigentliche Exposition, die in den Tragödien fehlt. Der Dialog ist frei von anspruchsvollen Sentenzen. Die Stimmungen wechseln. Komische Szenen, in welchen Garnier freilich eine schwere Hand verrät, folgen auf ernste. Diese *tragicomédie* ist auch für die Aufführung geschrieben. Da der Chor fehlt, bittet Garnier, irgendwelche *entremets* einzuschieben, um die Akte von einander zu trennen.

Hervorragende dramatische Begabung zeigt auch *Bradamante* nicht. Garnier ist zu sehr Rhetor und überträgt auf das romantische Drama zu viel seneca'sche Gewöhnung. Er schreibt seine dramatischen Werke als hochgestellter patriotischer Beamter, der seinen Mitbürgern Vorträge hält.

Montchrétien stammt aus dem normandischen Dorfe Vatte-

ville und heisst eigentlich *Mauchrétien.* Er ist um 1575 geboren. Von Haus aus Katholik, ist er um einer Heirat willen zum Protestantismus übergetreten. Als hugenottischer Kondottiere fiel er 1621 im tapfern Kampf gegen eine Uebermacht.

In diesem bewegten Leben fand er, eine Art Beaumarchais, Zeit zur verschiedenartigsten litterarischen, technischen und kommerziellen Thätigkeit. 1619 widmet er Ludwig XIII einen *Traité de l'économie politique* zum Schutze der nationalen Industrie, welchen die heutige Wissenschaft wieder zu Ehren gezogen hat.

Montchrétien's Dichtungen sind Jugendarbeiten, die vor sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr fallen. Seine lyrischen, meist elegischen, ja düstern Poesien verraten grosses Talent, aber auch starke Neigung zur modischen Ziererei. 1596 erschien zu Caen seine *Sophonisbe (La Carthaginoise ou la liberté)*, die im Gange der Handlung dem Stücke Trissino's, im Dialog Garnier und Seneca folgt. Vier weitere Tragödien wurden 1601, eine sechste (*Hector*) 1604 gedruckt. Die Nebentitel beweisen die didaktische Absicht. Die Sentenzen häuft er noch mehr als Garnier; sie füllen im *Hector* den dritten Teil aller Verse. Die Vorreden zeigen, dass er die Stücke für die Bühne bestimmte, doch ist uns über ihre Aufführung nichts bekannt. Zwei Tragödien sind der Bibel entlehnt: *Aman ou la vanité*, die einen Vorgang behandelt, den mit grösserer Kunst Racine (*Esther*) wieder darstellen wird, und *David ou l'adultère.* Racine, der Montchrétien einige Züge entlehnt, fand in *Esther* nur Stoff für drei Akte. Montchrétien schreibt fünf, von denen besonders die beiden ersten so sehr von blossem Gerede erfüllt sind, dass am Schlusse des zweiten der Held selbst ausruft:

Mais cessons de parler et commençons à faire!

In der Tragödie *David*, die des Königs Ehebruch mit Bethsabe darstellt, herrscht eben so wenig dramatisches Leben. Nicht das Keimen und Wachsen der verbrecherischen Neigung wird ausgeführt. Das liegt dem Stücke voraus. Sein eigentlicher Gegenstand ist die Beseitigung Uria's. Die Liebenden kommen nur einmal und nur zu einer galanten Szene zusammen. Aber schöne Verse fliessen aus dem Munde des zornigen Priesters und der reuigen Sünder. Die Renaissancetragödie kann fluchen und klagen, aber sie kann kein Leben, kein Werden darstellen.

Montchrétien's berühmtestes Stück ist *L'Ecossaise ou le désastre*, dessen Druck er Jakob I. von England überreichte. Er stellt darin Maria Stuart's Ende dar, d. h. er erfüllt zwei Akte mit sentenziösen politischen Reden, in welchen das Todesurteil von Elisabeth und ihren Rathgebern, zu denen der *chœur des Etats* gehört, diskutiert wird, lässt dann im III. und IV. Akt Maria zu Gebeten und Klagen auftreten:

Adieu France, jadis séjour de mon plaisir . .
und im fünften Akt ihre Hinrichtung erzählen. Der Chor klagender Frauen schliesst das Stück. Die beiden Rivalinnen begegnen sich auf der Bühne nicht. Maria's lange Monologe bilden auch keine Antwort auf die Vorwürfe, welche die ersten Akte gegen sie erheben. So ist das Stück in zwei Plädoyers zerlegt, die an einander vorbei sprechen.

Zweimal hat Montchrétien aus der griechischen Geschichte geschöpft: in den *Lacènes ou la constance*, die nach Plutarch die Katastrophe des Kleomenes darstellen und im *Hector*. Beide Stücke weisen die besprochenen Schwächen ebenfalls auf.

Die Handlung der *Lacènes* und des *David* umfasst sicher mehrere Tage. Den Ort behandelt Montchrétien nicht so nachlässig wie Garnier, doch macht er aus der Einheit desselben kein Gesetz (*Ecossaise*, *Aman*, *Lacènes*).

Auch in der freien Tragikomödie hat er sich versucht und zwar in der speziellen, aus Italien importirten Form der Pastorale. Seine *Bergerie* ist eine in Prosa und Versen dramatisierte Novelle, welche die Neigung Fortunians zur spröden Schäferin Dorine inmitten eines bunten Treibens verliebter Hirten und Hirtinnen mit Liebesgott und Chören darstellt. Das Wirrsal ist undramatisch und die Sprache reich an Ziererei.

Montchrétien ist noch weniger Dramatiker als Garnier, aber er ist der bedeutendere Elegiker.

Ueber Garnier's und Montchrétien's Leistungen ist das Renaissancetrauerspiel nicht hinausgekommen. Von ihren Nachfolgern mag Claude Billard erwähnt werden, der neben antiken und biblischen Stoffen auch solche des nationalen Altertums (*Mérovée*, *Gaston de Foix*, gedr. 1610) und der Tagesgeschichte (*La mort du roi Henry le Grand*, gedr. 1612) wählte. Denjenigen gegenüber, welche diese Vorwürfe der Tragödie wenig angemessen fänden, erklärt er in der Vorrede: *où il y a effusion de sang, mort et marque de grandeur, c'est vraie matière tragique.* —

Weniger eifrige Nachfolge als in der Tragödie fand Jodelle in der Komödie. Die französische Renaissance hat die Komödie vernachlässigt.

Jodelle's Nachfolger hielten am französischen (pariserischen) Schausplatz der Handlung fest und verknüpften diese, gleich ihm, mit den einheimischen Zuständen, doch näherten sie sich im Geiste mehr dem römischen und dem auf ihm beruhenden italienischen Lustspiele. Einzelne übertragen, zum Teil recht glücklich und manchmal recht frei, Stücke des Terenz und des Plautus. So wendet Baïf den *Miles gloriosus* geschickt in's Französische (*Le Brave*), wobei er die Akte durch Chöre trennt. Andere übersetzen italie-

nische Lustspiele z. B. des Ariost. 1578 erscheint auch die *Celestina* von neuem in französischem Gewande. Der ziemlich ungeschickte Uebersetzer, *Lavardin*, erklärte sie als einen Spiegel guten Benehmens. Seine Aenderungen stehen im Dienste kirchlicher Rücksichten; er mildert (*repurger*) namentlich den unchristlichen Schluss. Das Stück diente den französischen Komödiendichtern vorzüglich als Vorbild für die Schilderung kupplerischen Treibens.

Um 1555 schrieb J. Grevin *La Maubertine* (Das Weib von der Place Maubert), worin er, wie das in der Farce Brauch war, ein Stück der Chronique scandaleuse des Pariser Bürgertums darstellte. Die Anspielungen dieses Stückes zogen ihm Unannehmlichkeiten zu. Er unterliess die Drucklegung, angeblich weil ihm das Manuscript gestohlen worden sei. Die *Trésorière* scheint die umgearbeitete *Maubertine* zu sein. Der Einfluss der Intrigue des *Eugène* Jodelle's liegt übrigens auf der Hand. In der Ausführung ist jedoch der indezentere Jodelle weit überlegen. Lebendiger aber auch ausgelassener sind Grevin's *Ebahis*, welche sich an die 1543 von Ch. Estienne aus dem Italienischen übertragenen *Abusés* anlehnen. Grevin kompliziert die Intrigue einigermassen und flicht satirische Ausfälle ein, deren Kosten vorzüglich die Italiener tragen. In der Figur des *Pantaleone* stellt er den bramarbasierenden und kauderwelschenden italienischen Kurschneider dar, der als *Messer Coioni*, *Fracasso*, tituliert wird und über den der Diener

. . . . . . *Julien*
Qui n'entend mot d'italien

und sein Herr, ein französischer Edelmann, mit scharfen Worten herfallen. Das lizenzöse Stück wurde 1560 im Collège de Beauvais als Hochzeitspoem für die junge Herzogin von Lothringen aufgeführt! Im Prolog beklagt Grevin den Zustand des öffentlichen und des Universitätstheaters und erklärt schalkhaft, dass er den empfindlichen Pariser Damen zum Trotz hier wieder einen ihrer Liebeshändel darstelle, es aber vorziehe, das Quartier, in welchem er sich zugetragen, nicht zu nennen.

Nach italienischem Beispiel verwendet Jean de la Taille in seinen *Corrivaux* (1562) statt des achtsilbigen Verses zum ersten Mal die Prosa. Die Intrigue (das verloren gegangene und wiedererkannte Mädchen) ist römisch italienischen Ursprungs. Man findet sie in neuer Variierung auch in Belleau's *La Reconnue* (posthum). Beide Komödien sind äusserst verwickelt, ohne indessen dramatisch zu sein. Die Rhetorik frisst auch das Lustspiel an. Schon bei Grevin füllen sich die Reden mit Sentenzen, die im Druck durch „ " hervorgehoben sind und werden die häufigen und langen Monologe zu satirischem Füllsel. In der *Reconnue* ist die Intrigue vielfach nur noch ein Vorwand zu langen satirischen Ausfällen gegen

die verschiedensten Lebenszustände. Es gilt von der Komödie, was im Stücke selbst *Madame l'avocate* von ihrer Kammerzofe sagt:

Elle caquette toute seule;
C'est une claquet, c'est une meule
D'un moulin qui tourne toujours.

Die Rede fliesst leicht dahin und liest sich in ihrem Streben nach volkstümlichen Wendungen ganz angenehm. Der zunehmende römisch-italienische Einfluss zeigt sich auch in der Bedeutung, welche die Dienerrollen für die Führung der *Imbrogli* gewinnen und darin, dass die Figur des Soldaten mit den prahlerischen Redensarten des *Capitano* aufgeputzt wird.

François' d'Amboise († 1620) *Les Napolitaines* und Odet's de Turnèbe (1553—1581) *Les Contents* erschienen im Jahre 1584. Beide sind Prosakomödien.

Die *Napolitaines* bringen etwas von der kosmopolitischen Buntscheckigkeit der Stadt Paris *sans pair et sans second* auf die Bühne: Die Maitresse und die Tochter eines verstorbenen neapolitanischen Edelmannes, um deren Liebe sich ein junger Pariser, ein italienischer Student vom *Collège des Lombards* und ein Spanier bewerben. An den prahlerischen Spanier hat sich ein Schmarotzer und Kuppler, *Gaster*, gehängt, der von der Unerfahrenheit der nach Paris kommenden Fremden und Provinzler lebt und der die mit den Italienern gemachten Erfahrungen in den Satz zusammenfasst: *Si ces hommes de delà les monts sont fort expérimentés au fait de la banque, leur femmes n'aiment pas moins le change.* Es fehlt dem Stück nicht an kulturhistorischem Interesse. Die Prosa ist gewandt und kräftig, doch oft durch rhetorische Entwickelung und sentenziöses Gerede überladen. Die indezente Handlung ist in dezenten Worten ausgedrückt. Der dramatische Bau ist sehr armselig, und so erfüllt denn das Stück keineswegs die Prophezeiung der Vorrede, dass nun die Italiener auch in der Komödie, wie längst in der Tragödie, von den Franzosen übertroffen sein werden.

In den *Contents* erzwingt ein junger Mann, Basile, die Ehe mit dem geliebten Mädchen, Geneviève, dadurch, dass er es mit Hülfe einer scheinheiligen Kupplerin, Françoise, verführt. Um diese zentrale Handlung bewegen sich nun andere Bewerber (Eustache und der Kapitän Rodomont) und komplizieren sie mit ihren Verwandten, Dienern, Gläubigern, Gelegenheitsmachern. Es werden in üblicher Weise die Monologe und Gespräche belauscht, die Kleider getauscht — es ist auch hier die traditionelle leichtfertige Welt des römisch-italienischen Lustspiels. Zu den alle Wahrscheinlichkeit verletzenden Fiktionen dieser Welt gehört die Beobachtung der Orts- und Zeiteinheit. Die Handlung spielt auf einem von Häusern eingeschlossenen Platze, wo die wichtigsten Geheim-

nisse ausgeplaudert werden, die Nachbarn sich wie fremde Menschen gegenüberstehen, die wunderbarsten Zusammentreffen und Täuschungen stattfinden, bis dann, nachdem während 24 Stunden mancherlei Tugend schwere Not gelitten, glückliche Heiraten das Stück schliessen. Der stellenweise treffliche komische Dialog der *Contents* wird leider oft geschwätzig und ermüdend. Sind die schmutzigen Worte der alten Farce verschwunden, so ist die Zote geblieben. Tiefere, lebenswahre Ausführung findet sich nur da, wo berühmte Muster vorlagen, wie für die Reden der Kupplerin (*Celestina*).

François Perrin lehnt im Prolog zu seiner Komödie *Les Ecoliers* (1589) die fremden Vorbilder ab. Er bleibt Jodelle's Beispiel getreu, indem er den alten achtsilbigen Vers verwendet und eine einfache Handlung darstellt, in deren Mittelpunkt zwei junge Kleriker stehen, von denen der Eine arm, fleissig, ehrgeizig und gewinnsüchtig, der Andere reich und ausschweifend ist. Dieser, als Bauer verkleidet, spricht einige Sätze in Patois. Ein Capitano fehlt, aber die Dienerrollen sind ganz italienischen Geistes. Die Sprache ist dezent, der Inhalt gemein, der Dialog einförmig und ohne komische Kraft, die Führung der Handlung kindisch.

Das sind die Leistungen des französischen Renaissancelustspiels. Es blieb an die Darstellung buhlerischen Treibens gebannt, die es mit satirischer Rhetorik aufstutzte und mit Vorliebe nach dem Beispiel der Römer und Italiener variierte und komplizierte. Wahres Leben und wahre Menschen zu zeichnen, liegt ihm ferne. Es ist eine Posse geblieben, die den Anspruch erhebt, auch lehrhaft zu sein. Sein Hauptverdienst ist die muntere und volkstümliche Sprache.

Das nächstliegende Vorbild, das D'Amboise und Turnèbe befolgten, fand sich in einer Sammlung von Lustspielen, welche 1579 unter dem Titel *Les six premières comédies facétieuses de Pierre de Larivey, Champenois, à l'imitation des anciens Grecs, Latins et modernes Italiens* erschienen war.

Larivey ist ein Sprosse der italienischen Verlegerfamilie der Giunti (zu Florenz und Venedig). Seine Eltern waren nach Frankreich gezogen. Er ist um 1540, wohl zu Troyes, geboren. Er französierte seinen Namen (*il Giunto = l'arrivé*). Von seinem Leben wissen wir wenig mehr, als dass er Geistlicher zu Troyes und Freund François' d'Amboise war, dem jener Komödienband gewidmet ist. Er starb um 1615. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist die eines Uebersetzers. Den Lustspielen war 1576 eine Uebertragung der *Nuits facétieuses* von Straparola vorangegangen. Statt dann den *six premières comédies* weitere folgen zu lassen, wandte sich der Kanonikus, wie zur Busse für seine lizenziösen Geschichten und Theaterstücke, der Uebersetzung erbaulicher Werke

zu (1580—1603). Im Alter aber kehrte er zu seiner ersten Liebe zurück. Als ihm einst in seiner Bücherei alte Bändchen italienischer Lustspiele in die Hände fielen, da widerstand er der Versuchung nicht, sie auch noch zu übersetzen (*r'habiller à la façon de ce pays*). Er übergab 1611 vorläufig drei derselben dem Druck. An Weiterem scheint ihn der Tod verhindert zu haben. Diese drei Stücke sind nicht anständiger als die sechs früheren.

Wir kennen die neun italienischen Originale, die Larivey überträgt. Er selbst nennt ihre Verfasser (Lod. Dolce, Lorenzino de' Medici, Grazini etc.). In der Vorrede von 1579 verteidigt er die Prosa als die natürliche Form des komischen Dialogs. Er vermeint, der Erste zu sein, der im Französischen Prosakomödien schreibe. In der Uebertragung hat Larivey alle äussern Lebensumstände französisiert (z. B. *Venedig* in *Paris*, den *Arno* in die *Seine* umgetauft). Er hat ferner, da er für die Aufführung schrieb, szenische Rücksichten befolgt und ihnen zuliebe Auftritte zusammengezogen, Monologe und Dialoge, welche nur lustiger Zierrat sind und die Handlung nicht fördern, gekürzt oder gestrichen und damit auch die Zahl der bloss episodischen Personen reduziert. Mit dieser Reduktion entfernte er besonders weibliche Rollen, welche für die französische Bühne, die damals nur männliche Schauspieler kannte, immer eine gewisse Verlegenheit bedeuteten. Auch unterdrückt er mancherlei Anstössigkeiten des italienischen Textes. Aber er handelte ohne Consequenz. Neben den Kürzungen finden sich auch erweiternde Zusätze, deren Grund unerfindlich ist und in welchen er bisweilen die Unsauberkeit der Italiener erreicht.

Durch diese keineswegs hervorragende Arbeit hat er indessen die Bühnenfähigkeit der Stücke entschieden gefördert. Ueber ihre Aufführung ist uns nichts bekannt.

Larivey's besonderer Ruhmestitel besteht in der Sprache, die in ihrer Frische, Ursprünglichkeit und Volkstümlichkeit nirgends die Uebersetzung verrät.

Das beste Stück der Sammlung sind die Gespenster (*Les Esprits* = Lorenzino's *Aridosio*). Es ist dramatisch sehr geschickt gebaut. Diese neue Variierung des ewigen Einerlei der überlieferten Possenwelt vermag wirklich zu fesseln. Besonders der dritte Akt ist köstlich: Die Beschwörung der Gespenster durch *Mr Josse, sorcier*, die Abschiebung des unbequemen Gläubigers *Ruffin* und die Verzweiflung des bestohlenen Geizhalses (nach Plautus) sind Szenen voller Leben und von wahrer Komik. Larivey hat die 16 Personen des Originals auf 11 reduziert und dabei besonders eine unflätige weibliche Rolle (*Livia*) gestrichen. Es sind fast nur männliche Figuren übrig geblieben. Aus dem geistlichen Hexenmeister, *prete Giacomo*, hat er einen profanen Mr Josse gemacht. Einige

Szenen sind zusammengezogen; zwei sind ganz unterdrückt (II,6; IV,5).

Die beste Renaissancekomödie in französischer Sprache ist eine Uebersetzung aus dem Italienischen.

Es schwebt ein Unstern über diesem Gebiete der französischen Renaissancedichtung. Das neue Lustspiel erwirbt sich keine Gunst. Es hat keine Bühne. Das öffentliche Theater ist von der alten Farce beherrscht. Andrerseits nimmt die aufstrebende Tragikomödie einiges Lustspielgebiet in Beschlag. Endlich macht sich die Konkurrenz der *Comédiens italiens* empfindlich geltend. Ihre Stegreifpossen befriedigen die Lachlust des Publikums.

Das Facit der ganzen Renaissancedramatik liegt in den Werken Hardy's ausgesprochen.

Alexandre Hardy (1570—1632?) ist der erste berufsmässige Bühnendichter der Renaissance. Seine kräftige Hand hat der französischen Dramatik für drei Jahrzehnte den Stempel aufgedrückt. Er ist der Dichter der *Troupe royale* am Bourgognetheater (seit 1599). Von den 6—700 Stücken, die dieser französische Lope de Vega geschrieben haben will, hat er (von 1623 bis 28) 41 veröffentlicht: 12 Tragödien, 24 Tragikomödien, 5 Pastoralen. Komödie nennt er keines seiner Stücke. Von seinen vielen Farcen ist keine auf uns gekommen.

Die Tragödie (*Mariamne*, *Dido*, *Tod des Darius*, *des Alexander*, *des Achill* etc.; *Lucrèce*, ein modernes Ehebruchstück) gestaltet Hardy nach den Bedürfnissen der Bühne um. Die Chöre, die er ursprünglich für sie schrieb, liess er, durch die Aufführung belehrt, fallen. Der Geschmack des Publikums ist für ihn entscheidend. Und wie er den Lyrismus der Tragödie beschneidet, so beschränkt er auch ihre Rhetorik zu Gunsten der Handlung. Seine Helden treffen auf der Bühne aufeinander und sterben auf der Bühne. Er bedient sich nicht langatmiger Botenberichte. Mit dem Chor fällt auch die Schranke der Tageseinheit. Die tragische Handlung kann sich über Tage, ja Monate erstrecken. Der Praktiker Hardy nähert die Tragödie der freien und handlungsreichen Tragikomödie, ja er scheint sie ganz in die Tragikomödie übergeführt zu haben, denn die 12 Tragödien gehören wohl seiner ersten Zeit an. Dreien seiner — mythologischen — Stücke giebt er selbst bald den einen, bald den andern Titel.

Seine Tragikomödien haben alle ein buntes Handlungsgemenge, das keine zeitliche noch örtliche Beschränkung duldet In acht Stücken wird *Heliodor's* Roman von *Theagenes und Chariklea* dramatisiert. Fünf weitere sind Dramatisierungen spanischer Novellen, des *Cervantes*, *Montemayor* und *Agreda*, die alle in Uebersetzungen vorlagen (*La force du sang*, *La belle Egyptienne* etc.).

Kenntnis des spanischen Theaters beweist Hardy nicht. In der Form der Tragikomödie erobert sich die ernste Renaissancedramatik die Bühne unter der Führung Alexandre Hardy's. Sie ist das bühnenmässig gewordene Renaissancedrama.

Hardy's Pastorale ist eine dramatische Liebesgeschichte, aus Ernst und Scherz gemischt, deren Helden als Bürger oder Bauern gedacht, aber in Schäferkleider gesteckt sind, deren Szene nach Arkadien verlegt ist und in deren Handlung auch Wunder und Zauberspuck eine Rolle spielt. Da finden wir das reiche Mädchen und den armen Bewerber, den geizigen Alten, den von zwei Rivalinnen bedrängten Naiven u. s. f. und ihre Zeichnung ist nicht ohne bäuerliche Derbheit. Die Renaissancekomödie, in welcher Frankreich so wenig schöpferisch noch glücklich war, hat mit Hardy die Form der Pastorale angenommen. Und diese Form hat lange geherrscht und den Namen Komödie völlig verdrängt. Auch sie ist aus Italien eingeführt und hat vor Hardy Pflege gefunden durch Uebersetzer und Nachahmer. Hardy beruft sich dankbar auf die Vorbilder Tasso und Guarini. Ihrem Endecasillabo folgend, braucht er für seine Pastoralen den munteren Zehnsilbler. Aber ihrer strengen Beobachtung der Orts- und Zeiteinheit kann er sich nicht fügen und vieles setzt er in Handlung um, was bei ihnen blosser Bericht ist. D'Urfé's *Astrée* ist auf Hardy's Pastoralen ohne sichtbaren Einfluss geblieben.

Hardy ist weder ein hervorragender Dichter noch ein guter Schriftsteller. Lebensvolle Charakteristik seiner Personen erstrebt er nicht; sie ist ihm bisweilen, wie zufällig, gelungen. Bei der Raschheit, mit der er arbeitet, wird seine Reimerei leicht platt und geschmacklos. Die Geziertheiten der galanten Modesprache sind ihm durchaus geläufig. Aber er hat eine sehr lebhafte Empfindung für dramatische Handlung. Er ist ein hervorragender Dramatiker.

Der Ruhm der Buchdramatik der Renaissance erlischt vor seiner Bühnenkunst. Garnier's Tragödien werden 1619 zum letzten Mal aufgelegt, während Hardy's Name auf den Affichen des Pariser Theaters herrscht. Auf sein Vorbild wird Corneille sich berufen.

Die Renaissancetragödie ist am Schlusse dieses Zeitraums im Verschwinden. Ueber ihr erhebt sich siegreich das freie romantische Schauspiel *(tragicomédie)*, das aus einem Kompromiss zwischen Mysterium und Tragödie hervorgegangen war. Die Komödie lebt nur in der konventionellen und importierten Form der Pastorale. Es blüht die — ungedruckte — mittelalterliche Farce.

Farce, Pastorale und Tragikomödie sind die Formen, die Hardy als das dramatische Erbe der Renaissance der Bühne des XVII. Jahrhunderts überliefert.

H. Morf.

Gedanken zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts im Anschluss an Kron's Buch über die Serienmethode Gouin's[1]).

I. Teil.

Als ich das Buch Kron's, das nach einer Bemerkung auf dem Titelblatt die Darstellung einer „streng naturgemässen, der originellsten und radikalsten aller bisherigen fremdsprachlichen Lehrmethoden“ sein will, mit grossem Interesse, doch nicht ohne wiederholtes Kopfschütteln des Erstaunens und des Widerspruchs, fast zu Ende gelesen hatte und nun im dritten Abschnitt (*Die Methode Gouin im Urteile der Fach- und Tagespresse*) dem in der französischen Lehrerschaft mehrfach zu Tage getretenen Widerstand gegen das Gouin'sche System unedle Beweggründe, nämlich die selbstsüchtigen Triebe von Schulschriftstellern, ziemlich unverhohlen untergeschoben fand, da war ich längere Zeit im Zweifel, ob ich, der ich doch auch „der Schulschriftstellerzunft angehöre“, nicht in weiser Zurückhaltung die Ehre einer Besprechung des Buches für die *Zeitschrift* von mir ablehnen sollte.

Es ist Niemandem zu verargen, wenn er die ehrliche Arbeit seines Lebens mit Wärme verteidigt und zur Anerkennung zu bringen sucht. Es ist keinem Menschen übel zu nehmen, wenn er seine eigenen, scheinbar vielleicht materiellen, in Wirklichkeit aber weit mehr geistigen Interessen mit Anstand, gegebenenfalls mit Stolz vertritt. Wir freuen uns daher recht von Herzen des kühnen Aufbaues der Methode Gouins in seinem Buche *l'Art d'enseigner et d'étudier les langues* und der geistvollen, oft trotzigen Sprache des einsamen Denkers. Wir haben selbst im Grunde wenig dagegen einzuwenden, dass Kron zu Gunsten der ihm ans Herz gewachsenen *Häusser'schen Unterrichtsbriefe* eine mehr gelegentliche Bemerkung Gouins (*l'Art d'enseigner* . . ., 2. Aufl., S. 419), wonach zum Lehren einer Sprache ein dieselbe sprechender Lehrer naturnotwendig gehöre, zu einer unverhältnismässig langen Erörterung des Wertes fremdsprachlicher Selbstbelehrungswerke benutzt, wenn wir es auch auffallend finden, dass der doch sonst ihm so vortrefflich erscheinende Gouin sich gerade hier den Vorwurf fanatischer Gegnerschaft und

[1]) Zugleich Rezension dieses Buches, dessen Titel lautet: *Die Methode Gouin oder das Seriensystem in Theorie und Praxis.* Auf Grund eines Lehrerbildungskursus, eigener, sowie fremder Lehrversuche und Wahrnehmungen an öffentlichen Unterrichtsanstalten, unter Berücksichtigung der französischen und englischen Gouin-Litteratur, dargestellt von Oberlehrer Dr. *R. Kron.* Marburg, Elwert, 1896. Preis: 2 Mark.

einseitigen Urteils gefallen lassen muss. Ebensowenig aber darf man Jemanden, wenn auch etwas verblümt, einer unehrenhaften Handlungsweise zeihen, der in der Absicht, nicht nur seine eigenen geistigen Interessen, sondern auch die geistigen Interessen eines ganzen Standes selbst gegen wohlgemeinte und heilsame Angriffe zu schützen, sich gegen die vermeintlich drohende Gefahr der zwangsweisen allgemeinen Einführung einer aufs Genaueste ausgearbeiteten und festgelegten und in der That oft gar zu marktschreierisch gepriesenen Sprachlehrmethode in scharfen Worten wendet. Drohte nicht auch uns vor etlichen Jahren etwas wie eine Monopolisierung der Methode beziehungsweise der zu benutzenden Lehrbücher? Ist nicht zum entschiedenen Nachteil methodischen Fortschritts den Lehrern in den letzten 3—4 Jahren für die Auswahl vielfach eine hässliche und lästige Zwangsjacke angelegt worden? Spukt nicht der unglückselige Gedanke der Uniformierung noch in manchen Köpfen? Haben etwa nur die Verfasser von Schulbüchern ein Interesse an der Lösung dieser Frage? Zugegeben, dass die Verleger im wesentlichen nur materiell interessiert sind, so muss es doch für jeden ideal gerichteten Geist unzweifelhaft sein, dass der Wert ausreichender Freiheit und Selbstbestimmung gerade auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts von dem gesamten Lehrerstande weit lebhafter empfunden werden muss, als der Wert eines Häufleins klingender Münzen von einem einzelnen Herausgeber empfunden werden mag. Und bei der Gouin'schen Methode liegt die Gefahr einer Mechanisierung und Schablonisierung des Unterrichts, wie im Folgenden ausgeführt werden wird, allerdings sehr nahe. Die Methode hat ihre unzweifelhaften Vorzüge und die Arbeit des Erfinders verdient hohe Achtung. Dass sie aber wesentlich verschieden wäre von unseren neueren Methoden, behauptet Kron mit Unrecht. Dass sie Erfolge verbürge, welche ohne sie bei uns unter übrigens gleichen Verhältnissen nicht zu erzielen wären, ist ein entschiedener Irrtum. Es bedarf freilich einer nicht oberflächlichen Kenntnis der psychologischen Grundlagen wissenschaftlicher Pädagogik, um das Buch Gouins zu verstehen, das Wesentliche von dem Zufälligen reinlich und leicht zu scheiden und da, wo Uneingeweihte nur Neues und Eigenartiges sehen, das Alte in anderer Gestalt wiederzuerkennen. Auch hat sich mir bei der Lektüre des Buches die Wahrnehmung aufgedrängt, dass auf dem Ausstellungsfelde bedeutenderer pädagogischer Geschehnisse der That Gouins den ihr zukommenden Platz anzuweisen, demjenigen nicht recht gelingen wolle, der nicht selbst viele Jahre hindurch eine Reform des Sprachunterrichts auf wissenschaftlich psychologischen Grundlagen erstrebt hätte.

Ich habe daher meine Gewissensbedenken fallen lassen und die Aufgabe, die mir von der Redaktion dieser Zeitschrift über-

tragen worden ist, auszuführen beschlossen; dem Leser der folgenden Zeilen muss ich es überlassen, zu beurteilen, ob mein Herz sich hier an andere Interessen, als an die der Wahrheitserforschung gebunden zeigt. Das, was ich zu sagen habe, geht über den Rahmen gewöhnlicher Berichterstattung weit hinaus. Aus Liebe zur Sache, und um dem Vorwurfe zu begegnen, ich hätte ohne genaue Kenntnis der Gouin'schen Ideen und Forderungen geurteilt, habe ich mir Gouins *Art d'enseigner et d'étudier les langues*, sowie seine französischen Serienhefte (bisher wohl nur 2 Hefte) kommen lassen und studiert. Und während Kr. jenes Buch zweimal durchgearbeitet hatte, ohne von den Ausführungen des Verfassers im mindesten überzeugt worden zu sein, und es eines Londoner 10tägigen *training course* bedurfte, ihn in die Methode einzuführen und ihm Gouin verständlich zu machen, fand ich, dass ich den philosophisch denkenden und schreibenden Gouin selbst weit besser verstand und freudiger würdigte als Kron's Bearbeitung; womit es denn auch zusammenhängen wird, dass ich sofort in Gouins Sinne nach seinen Serien würde unterrichten können, wogegen Kr. und leider auch G.[2]) die vorgängige Teilnahme an einem Lehrkursus unbedingt für nötig halten.

In dem ersten Teile seines Werkes (S. 1—84) schildert uns G. in lebhaften Farben, oft im Stile des Dramatikers, mit dem Feuer des fanatischen Reformers, mit dem Triumphgeschrei des Siegers über Aberglauben und eingewurzelte Irrtümer, wie er seine Methode fand, um dann allmählich, die Wunder der Natur nachahmend, Stein auf Stein aufzubauen zu einem sprachlichen Lehrgebäude, das doch wieder die Natur weit hinter sich lassen sollte. Diese Darlegungen und Bekenntnisse, von denen Kr. in einem Anhang (S. 159—164) spricht, sind jedenfalls geeignet, den naiven Leser in hohem Grade für den um den Besitz der deutschen Sprache so lange vergeblich ringenden jungen Mann und damit für seine in diesem heissen Kampfe schliesslich errungene Sprachlehrmethode zu erwärmen. Wer die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen sprachlichen Ausbildung einer vergangenen Zeit an sich selbst mit Schmerzen erfahren hat und doch die oft sehr verschiedenartigen und verwickelten Gründe seines Misserfolgs nicht klar zu übersehen und gegen einander abzuwägen vermag, wird leicht von Gouins verführerischer Sprache so beeinflusst werden, dass er mit seinem Helden, der zugleich sein Leidensgenosse ist, unbedenklich und freudig ausruft: Hier ist die einzig wahre Methode, die erste und unübertreffliche Lösung eines

---

[2]) *Préface des Séries* p. V.: *Il faut un maître qui soit entré dans l'esprit de la méthode, qui ait appris à l'appliquer, auquel son maniement soit devenu familier. Aussi ne pouvons-nous recommander que ceux qui ont été initiés par nous-même, qui l'ont pratiquée sous nos yeux et notre direction immédiate, et auxquels nous avons délivré un certificat signé de notre main constatant leur aptitude à l'enseigner.*

Rätsels, an dem sich bisher keiner mit befriedigendem Erfolge versucht hat. Dieses Kapitel ist es sicherlich auch, das den praktischen Engländer, den Elektrotechniker Swan, als er die letzte Pariser Weltausstellung besuchte und dabei zufällig auf das Buch stiess, so ausserordentlich fesselte, dass er nach Anknüpfung der Bekanntschaft mit dem „geistvollen“ Franzosen und Gouinschüler Bétis beschloss, die Elektrotechnik an den Nagel zu hängen und in dem Lande, in dem der Sprachunterricht trotz eines gewiss stark empfundenen Bedürfnisses nach praktischer Beherrschung fremder Idiome bisher in der That auf einer ungewöhnlich tiefen Stufe stand, und wo die Schule mehr als anderswo ein geschäftliches Unternehmen ist, eine Sprachlehrmethode einzuführen, die mit geringen Mitteln und mit einem Minimum von Lehrkräften so erstaunliche Ergebnisse versprach. Hätte G., wie das sonst meist geschieht, sich auf die Veröffentlichung des eigentlichen Lehrbuchs der Serien beschränkt und lediglich in einem Vorwort die wesentlichsten Characterzüge seines Systems angedeutet, so wäre die Methode wohl noch lange ziemlich unbekannt geblieben und hätte den „Siegeszug durch die Länder englischer Zunge“ wahrscheinlich nicht erlebt. Aber dieser für philosophisches Denken beanlagte Normanne, bei dem einer seiner Universitätslehrer schon früh einen bemerkenswerten Grad der *faculté de suivre longtemps et loin une même idée* erkannt hatte, hat mit grossem Aufwande von Fleiss und Geduld Jahrzehnte dem Aufbau und der philosophischen Begründung seines Lehrsystems gewidmet und in seinem Buche den ganzen Apparat sorgfältig hervorgekehrt, wo andere ihn vielleicht vorweg verbrannt hätten, um nur den fertigen Tempel sehen zu lassen. Und diesem Baugerüst hat er dann eben in dem 1. Teil des Buches — immer im Namen der Logik — ein verlockendes Fundament in dem Romane seiner sprachlichen Irrfahrten gegeben, die ihn nach vielen Kämpfen durch Nacht zum Licht, durch ein Labyrinth von Hoffnungen und Enttäuschungen und durch leibliche wie geistige Erschöpfung zum Siege und zur Wahrheit, zu Klarheit und schöpferischer Kraft geführt haben.

Dies ist der Hauptinhalt des Kapitels von der Geschichte der Gouin'schen Entdeckung. Prüft man nun mit kritischem Blick das Einzelne, so muss man staunen über die ursprüngliche pädagogische Verbohrtheit des Sprachlehrers, über seinen Mangel an praktischem Sinn, wenn er, der in Frankreich das Deutsche einigermassen hatte lesen lernen, nach Hamburg und Berlin ging, in der zuversichtlichen Erwartung, er werde daselbst nach Verlauf einiger Wochen wenigstens wie die deutschen Kinder Deutsch sprechen können[3]),

[3]) *Art d'enseigner . . . p. 13: Il me semblait qu'une langue vivante devait s'assimiler avec et par l'air même du pays.*

und nun, anstatt die fremde Sprache fleissig, geduldig und ausdauernd zu hören und noch fleissiger zu sprechen, auf seinem Zimmer ganze Grammatiken sich einochste, mit den 800 deutschen Wurzelwörtern (*racines*) eines Jesuitenpaters sich abplagte, in seiner *soif ardente d'ordre et de logique* (p. 21) die magere Unterhaltung mit den ungebildeten Wirtsleuten verschmähte, in einsamem Studium Göthe und Schiller mit Hülfe des Lexikons zu lesen unternahm, Ollendorf oder *l'allemand en 90 leçons* (*cette malheureuse compilation de mots*) in 4 Wochen durcharbeitete und sich während dieser Zeit jeden Versuch der Unterhaltung in der deutschen Sprache streng untersagte, in Berlin mit den Studenten zunächst französisch sprach und, als er sich entschloss deutsch zu sprechen, sich nicht um reichliche Gelegenheit hierzu bemühte, sondern vom Morgen bis zum Abend in den Kollegiensälen sass, ohne davon, wie er übertreibend behauptet, den geringsten Erfolg zu verspüren. Man muss staunen, wie dann der junge Mann, dem Jeder in Berlin geraten hatte, soviel wie möglich mit den Studenten zu verkehren, da dies das beste und sicherste Mittel sei, deutsch verstehen und sprechen zu lernen, der gewahrte, wie einfache Arbeiter, die lange nach ihm aus Frankreich nach Deutschland gekommen, mit dem ersten Besten sich zu unterhalten imstande waren, den Entschluss fassen konnte *de se mettre et se déclarer en quarantaine, de s'interdire toute sortie et tout dialogue qui n'étainet pas d'une nécessité absolue*, und ein Wörterbuch von 30000 Wörtern oder 300 Seiten in 30 Tagen seinem Gedächtnis einzuprägen, in weiteren 2 Wochen und später nach überstandener Augenkrankheit wieder und wieder einzuprägen, um dann im Kolleg festzustellen, dass er die Professoren nicht besser verstand als vorher.

G. reist jetzt in die Heimat zurück, um daselbst die Ferien zu verleben. Das Geplauder eines nunmehr $3^1/_3$ jährigen Neffen, der, wie er behauptet, bei seiner Abreise als $2^1/_2$ jähriger zu laufen begonnen hatte, aber noch nicht sprechen konnte, frappiert ihn, der doch während derselben 10 Monate nicht deutsch sprechen gelernt, mehr als man verständigerweise erwarten sollte. Der Weg in die Mühle mit diesem Kinde wird sein Weg nach Damaskus. Aus dem Saulus wird ein Paulus. Er wirft die alten pharisäischen Satzungen der *École officielle* in des Abgrunds Tiefen und steigt auf der Leiter der Natur zu lichten Höhen empor. Nach Berlin zurückgekehrt, lernt er rasch die deutsche Sprache. Er glaubt, den neugefundenen, „der Natur abgelauschten" pädagogischen Grundsätzen und seinen ersten Serien verdanke er dieses Resultat. Das ist ein Irrtum, den auch Kr. nicht bemerkt zu haben scheint. Er hatte bisher nicht gelernt, die deutsche Sprache zu gebrauchen, weil er das Ohr zu wenig und die Zunge fast gar nicht geübt hatte; jetzt gerät er in eine treffliche sächsische Familie hinein, wird ganz und gar heimisch darinnen, gehört mit zum häuslichen Kreise, arbeitet

mit der ganzen Kinderschar, plaudert reichlich mit ihnen, seine Zunge löst sich mehr und mehr und die Sprachfertigkeit wächst naturgemäss sehr rasch. Sie wäre ebenso oder nahezu ebenso rasch gewachsen, wenn er vor den Ferien in Berlin in ähnliche Verhältnisse hineingekommen und mit Deutschen in lebhaften Verkehr getreten wäre. Die Arbeit an den Serien (Feststellung des deutschen Textes einiger durch die Mühlenepisode veranlassten französischen Serienstücke in gemeinschaftlicher Arbeit mit den Kindern) mag wohl insofern wichtig gewesen sein, als sie gerade ihn als den Schöpfer derselben ausserordentlich interessierte, und die intimste Bekanntschaft mit den betreffenden Stoffen zugleich das Behalten der deutschen Satzreihen und das Anschliessen von Gesprächen erleichterte. Darüber hinaus hat ihre Wirkung nicht gereicht, und wesentlich ist die Bedeutung der jedenfalls damals noch recht unvollständigen Serien für die Fortschritte des Franzosen nicht gewesen. Dagegen kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, dass G. ohne die wenn auch noch so thörichte Stubenarbeit der vorhergehenden Zeit nicht so rasche Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht haben würde, als er das Studium derselben endlich richtig anzugreifen gelernt und Gelegenheit gefunden hatte. G. polemisiert mit Eifer gegen eine solche Annahme (vgl. z. B. p. 83 ff.). Er will durch jene „Arbeit im Sinne der *École officielle*“ nur gehemmt worden sein, so dass er also bei seinem zweiten Aufenthalte in Berlin noch bessere Erfolge erzielt hätte, wenn er vorher nie etwas von der deutschen Sprache gesehen oder gehört hätte. Das ist eine jener vielleicht unbewussten Uebertreibungen, in die der gallische Rhetor oft verfällt und für die auch Krons Auge wenig geschärft zu sein scheint. Sein Buch wird dadurch gewiss für den Durchschnittsleser interessanter, aber für den besonnen urteilenden und wägenden Kenner der einschlägigen Verhältnisse büsst es an Zuverlässigkeit doch gar zu viel ein. Bei Gouins angeborenem oder anerzogenem Streben nach systematischem, streng folgerichtigem Aufbau trägt jede Uebertreibung und Einseitigkeit die Gefahr einer sich fortwährend steigernden Fälschung der Schlüsse und Ergebnisse in sich.

Den Abschnitt von Gouins leitenden didaktischen Grundsätzen allgemeiner Natur leitet Kr. mit der alten Klage über die Ergebnisse des schulmässigen Sprachunterrichts ein. Wenn wir auch zugeben, dass an sehr vielen Orten trotz der unleugbaren Fortschritte, die unsere Pädagogik in Theorie und Praxis in den letzten Jahrzehnten gemacht, die Resultate des Sprachunterrichts hinter den Erwartungen erheblich zurückbleiben, so liegt doch in Krons Behauptung, dass „die Ergebnisse im Vergleich zu dem ungeheuren Aufwand an Zeit und Arbeit geradezu kläglich sind“,

eine arge Uebertreibung. Darf man zunächst von einem ungeheuren Aufwande von Zeit und Arbeit reden, wenn auf dem Gymnasium (das doch zunächst in Betracht zu ziehen ist) ein Jahr hindurch wöchentlich 4, dann drei Jahre hindurch wöchentlich 3, und in den folgenden drei Jahren noch wöchentlich 2 kleine Stunden der schwierigen französischen Sprache in unsern deutschen Schulklassen gewidmet werden? Hat man denn ferner niemals davon gehört, dass an einzelnen Schulen auch in den untersten Klassen schon eine recht erfreuliche Sprachfertigkeit erzielt worden ist? Hat nicht G. selbst sich gewundert, dass in Berlin fast alles (*presque tout le monde*) französisch sprach? Die Schule freilich hat die Betreffenden selten unmittelbar zu einer gewissen Beherrschung der Verkehrssprache geführt, aber sehr häufig hat sie doch einen guten Grund dazu gelegt, und mehr kann sie wohl auch unter den gegebenen Verhältnissen selbst bei Anwendung einer guten „naturgemässen" Methode, selbst mit der Serienmethode zunächst schlechterdings nicht leisten. Wie G. immer bloss gegen den denkbar tiefsten Stand sprachlicher Methodik kämpft, so hat auch Kr. überall zu sehr eine prinzipiell entschieden überwundene Vergangenheit im Auge. Wo heutzutage das zu Grunde gelegte Lehrbuch wirklich gut und nicht bloss stark verbreitet ist[4]) und ein tüchtiger Lehrer die Fremdsprache wirklich genügend beherrscht, was freilich eine seltene Erscheinung ist, da sind die Resultate auch bei uns durchaus nicht so beweinenswert schlecht. Erst in Zukunft werden die Lehrer infolge der rastlosen Anstrengungen der Reformer in Bezug auf das Sprechen der Fremdsprachen besser vorgebildet sein, und dann werden sehr erfreuliche Erfolge auch ohne die „radikalste Methode" häufiger verzeichnet werden können.

Kr. verneint die von ihm selbst gestellte Frage, ob die Gründe für solche bedauerlich „kläglichen Resultate" vielleicht in der Trägheit des Schülers oder in der Unfähigkeit des Lehrers zu suchen seien. Ich bejahe die Frage ohne Menschenfurcht. Die Trägheit vieler Schüler und ihre Unreife lässt die fleissigste Arbeit und den höchsten Grad natürlicher und psychologisch vertiefter Unterrichtskunst nicht zu der sonst unausbleiblichen Wirkung kommen. Und unfähige Lehrer neuerer Sprachen giebt es doch auch: es wäre mehr denn wunderbar, wenn alle tüchtig wären. Die einen sind als Lehrer überhaupt unfähig. Andere mögen kenntnisreich sein und sogar eine natürliche Lehrbegabung mitbringen: aber es fehlt ihnen die Ausdauer in der täglichen Kleinarbeit des Klassenunterrichts. Wieder andere haben keine Methode als etwa die des eingeführten Lehrbuchs, das mit seinen offenbaren metho-

[4]) Für mehr oder weniger massgebende Leute scheint der wichtigste Gradmesser für die Güte und den dauernden Unterrichtswert eines Schulbuchs noch immer seine zufällige Verbreitung in der Gegenwart zu sein.

dischen Grundfehlern doch wiederum von einer gewissen Unfähigkeit des Verfassers und seiner Verteidiger und Lobredner aus der Lehrerschaft zeugt. Andere endlich — und zu ihnen gehört die erdrückende Mehrzahl der neuphilologischen Lehrer — werden, sie mögen im übrigen noch so gelehrte Leute, noch so ausgezeichnete Didaktiker, noch so tüchtige Kenner der kindlichen Natur und der bei der geistigen und sprachlichen Entwicklung in Betracht kommenden psychologischen Prozesse, also im allgemeinen ausserordentlich „fähig“ sein, doch als Lehrer einer lebenden Fremdsprache einer gewissen „Unfähigkeit“ sich bewusst sein, so lange sie nicht diejenige freie Verfügung über diese Sprache gewonnen haben, die sich mit ihrer Verfügung über die Muttersprache einigermassen vergleichen lässt.

Erwägungen dieser Art schienen mir wichtig für eine richtige Beurteilung des thatsächlichen Standes neusprachlicher Didaktik in Deutschland, im Gegensatz zu dem aus Gouins Buche abgeleiteten Zerrbilde, das Kr. uns zeichnet. Nach letzterem wäre an dem im Vergleich zum Ideal sehr unbefriedigenden Erfolg unseres Unterrichts lediglich die schlechte Methode schuld und die Quelle alles Uebels darin zu suchen, dass wir es versäumt haben, die „Methode der grossen Lehrmeisterin Natur zu studieren“. G. nun hat (trotz Comenius und manchen anderen!) als erster unter den Menschenkindern die Natur in ihrem geheimsten Walten und Wirken belauscht, ihre vermeintlich vollständig erkannten Gesetze geordnet und katalogisiert und darauf ein Sprachlehrsystem gegründet, mit dem er nach seiner Darstellung allerdings Wunder wirkt, die selbst die Natur nicht leisten kann. So nehmen wir denn dieses System an, und auch wir werden, da das Gelingen n u r von der Methode abhängt, Wunder wirken können.

Sicherlich ist die Methode und auch die Wahl des Lehrbuchs (besonders für den Klassenunterricht) von entscheidender Bedeutung, und wir verachten die schwachherzige Mattigkeit und Grundsatzlosigkeit derjenigen, welche das Gegenteil durch die Phrase begründen möchten, ein guter Lehrer erziele auch mit einem schlechten Lehrbuche die erfreulichsten Resultate. Aber welche Methode s t r e n g n a t u r g e m ä s s, d. h. doch d i e n a t u r g e m ä s s e s t e sei, das beurteilen zu können, dürfen wir kurzsichtigen Menschenkinder uns nicht anmassen. Wer von uns will die Natur ergründen? Wer vermag ihr zu folgen auf die verborgensten Pfade, in die innersten Geheimnisse ihres Thuns? Wer ist sicher, dass er nicht einige wichtige Gesetze des natürlichen leiblichen und geistigen Lebens und Wachsens übersah, als er einige andere endgültig erkannt zu haben glaubte und auf ihrem Grunde baute? Die Mittel der Natur sind unerschöpflich. Selbst die einzelnen von uns erkennbaren Geschehnisse in ihr sind die Summe oder das Produkt einer endlosen Reihe von Teilgeschehnissen, die wir mit unsern Sinnen nicht mehr erkennen und wahrnehmen können. Da entsteht Grosses aus un-

endlich Kleinem durch die Vermittlung unendlicher Reihen. Wie leicht wird unter solchen Verhältnissen Wichtiges, ja Wesentliches übersehen werden!

Auch beim geistigen Wachsen des Kindes entsteht Grosses aus dem Zusammenwirken unendlich vieler kleinster Ursachen, aus der Vereinigung verschiedener Elementarprozesse, unter Mitwirkung von Faktoren, die der Beobachtung oft sich entziehen. Das Kind wird, mit frischen scharfen Sinnen begabt, bei der Geburt hineingestellt in das Leben. Noch weiss es nichts von der Welt. Aber mit tausend Reizen stürmen die Gegenstände der Wahrnehmung auf seine Sinne ein. Der Trieb, der Aussenwelt allmählich sich zu bemächtigen, ist gross in ihm. Die Familie zunächst, diese „Schule der Natur", ist im Besonderen seine Welt. Die gesellige Beziehung zu den Menschen seiner Umgebung ist ihm ein natürliches Bedürfnis. Es beobachtet alles, betastet alles, es horcht auf jeden Laut. Es hat ein frisches lebhaftes Interesse für die kleine Welt seiner Wahrnehmungen. Rastlos arbeitet es mit dem bereits erworbenen Kapital seiner Geisteskräfte: es wuchert mit demselben, um es mit j e d e r S e k u n d e zu vermehren. In dieser Arbeit ist zumeist nichts von planvoller Ordnung und Systematik: darum eben wird sie zu leicht übersehen oder gering geachtet. Und nun dringt, ebenfalls von den ersten Tagen an, die Sprache aus dem Munde seiner Pfleger unablässig an sein Ohr, jene „Muttersprache", die der Kindesseele bei der Eroberung der Aussenwelt die wesentlichsten Dienste leistet, die dem Geiste allerdings nicht die Elemente des Denkens lehrt, aber gleichwohl ihm ein ganz unentbehrliches Hülfsmittel zu weiterer Ausbildung, zur allmählichen Erfassung und Gliederung der vielgestaltigen Wahrnehmungswelt ist. Darum bewegen den Geist des Kindes die stärksten Antriebe, „die ihm dargebotene (Mutter-) Sprache als eine Befriedigung seines eigenen Bedürfnisses begierig aufzufassen". Und weil Jahre hindurch Tag für Tag, Stunde auf Stunde, in jeder Minute gewisse Worte des heimischen Dialekts in allmählich wachsender Zahl immer wieder aus dem Munde der Mutter, des Vaters, der Geschwister, der Grosseltern, der Tanten, der Nachbarn an sein Ohr dringen, so hält es sie bald mühelos fest, und nachdem es die physische Schwierigkeit eigener Hervorbringung schliesslich überwunden, wendet es sie mit der Geschäftigkeit, die wir auch im kindlichen Spiele beobachten, fleissig an, und das Denken entwickelt sich mit der Sprache, und die Sprachkenntnis und Sprachfertigkeit wächst mit dem Denken. Denken und Sprechen unterstützen und fördern sich gegenseitig, und so eignet sich das Kind einen wichtigen Teil der Muttersprache in scheinbar spielender Arbeit mit einer gewissen instinktiven Schnelligkeit an. Und da wundert sich G., dass sein kleiner Neffe unbefangen in seiner Sprache plaudert, während er selbst in Berlin die Fremdsprache nicht

gelernt hatte?! Hinter dem 3jährigen Kinde lag die grosse, geistige Schöpfungs- und Erntewoche, in der es nach Jean Paul mehr gelernt haben musste, als ein Erwachsener in seinem akademischen Triennium. Das Kind lernte seine Muttersprache, weil es nur sie immer hörte und sprach, weil es sie naturnotwendig mit dem Denken lernen musste. Der 25jährige G., der längst denken gelernt und seit 24 Jahren seine Gedanken in den Formen seiner Muttersprache auszudrücken sich gewöhnt hatte, dem von der Elastizität der Jugend, von der Frische und Empfänglichkeit der kindlichen Sinne, von der Geschmeidigkeit der Sprachorgane naturgemäss ein gut Teil abhanden gekommen war, wollte eine fremde Sprache sprechen lernen, und er übte sich nicht einmal im Sprechen. Er ahnte offenbar nicht den grundsätzlichen und gewaltigen Unterschied zwischen der natürlichen Erlernung der Muttersprache (dieses notwendigen Vehikels der Gedanken) in der ersten Kindheit und der Aneignung einer Fremdsprache in einem späteren Lebensalter. Seine Stärke liegt in der Dialektik und im logischen Denken und Ordnen. In psychologische Probleme hat er sich weniger vertieft. Man beobachtet das überall in seinem Buche. So stellt er die oben angedeutete Thatsache der Wechselwirkung zwischen Denken und Sprechen geradezu auf den Kopf, wenn er p. 9 (wiederum übertreibend) schreibt: *L'enfant apprend en 6 mois, en un an au plus, à parler et à penser. L'adolescent ou l'adulte n'ayant à exécuter qu'une partie de ce travail, puisqu'il sait penser, peut donc sans peine apprendre en 6 mois, en un an au plus, une langue donnée: fût-ce le chinois, le japonais, l'arabe, le sanscrit, l'allemand ou l'anglais. Il le peut, à condition qu'il suive le procédé spécial que connut et qu'appliqua si bien chacune de nos mères.* So kommt er auch zu dem Schlusse: *Apprendre à parler n'importe quelle langue est chose aussi naturelle et aussi facile à l'enfant qu'à l'oiseau d'apprendre à voler* (p. 179—180). Dies hätte doch nur dann Sinn, wenn er, was nicht der Fall ist, damit sagen wollte: Gewöhne ein Kind, dadurch, dass du es nur diese oder jene Fremdsprache hören lässest, von der ersten Periode seines Lebens an, nur in dieser Fremdsprache seine Gedanken auszudrücken, so ist es für dieses Kind ebenso natürlich und leicht, diese Sprache sprechen zu lernen, als es für den Vogel natürlich und leicht ist, fliegen zu lernen. Dann ist eben diese „Fremdsprache" nicht Fremdsprache mehr, sondern dieses Kindes „Muttersprache".

Was lernt nun G. von der Mutter Natur? Zunächst dasselbe, was wir in Deutschland seit langer Zeit wissen, dass nämlich nicht das Auge, sondern das Ohr die Hauptrolle bei der Erlernung einer Sprache spielt. Auch zur Zeit der unbedingten Herrschaft der Ollendorf und Ploetz kannten wir diese Wahrheit: nur machten die meisten in der Praxis nicht den rechten Gebrauch davon. Wenn aber G. das Ohr zum *premier ministre de l'intelligence* macht, so

halten wir das für eine übertriebene Lobpreisung zu Ungunsten des Auges, dem man doch die erste Rolle in der Ausbildung des menschlichen Geistes nicht abzusprechen braucht, wenn man den Satz verfechten will, dass das Ohr (mit der Zunge) allerdings das wichtigste Organ für die Spracherlernung sei.

Der zweite allgemeine Grundsatz, den G. nach Kr. der Natur abgelauscht hat, „betrifft das Lehren und Lernen mittels der Anschauung“. Hier hat G. vollkommen Recht: er verlangt im allgemeinen einen konkreten anschaulichen Sprachstoff, der der kindlichen Erfahrung naheliegt, der dem Gedankenschatz der Jugend entspricht, für den genügende Anknüpfungspunkte in der Seele des Schülers vorhanden sind. Weil er nun im Besonderen in seinen Serien die eigene Individualität des Lernenden wiedergeben will, weil er beispielsweise, um Deutsch zu lehren, in seinen deutschen Serien die Gesamtheit der bisher erworbenen Vorstellungen des französischen Knaben (Jünglings, jungen Mannes), also nur das schon Erlebte und Gesehene und in den Formen der französischen Sprache Gedachte ins Deutsche übersetzen will, um es in den Formen dieser Sprache wiederholen zu lassen, so ist klar, dass er, falls der Inhalt der Serienstücke wirklich seinen Absichten entspricht, der Abbildungen recht wohl entraten kann.

Hier nun setzt Kr. mit seinen Erwägungen (S. 11) ein. Er stellt Gouins Forderung der inneren Anschaulichkeit des Lehrstoffes als etwas durchaus Neues, als sein „ureigenstes geistiges Besitztum“ und „seine Methode hinsichtlich des Lehrens auf Grund der Anschauung als wesentlich verschieden von allem Bisherigen“ hin. „Vor ihm“, sagt er, „hat meines Wissens Niemand die geheimnisvolle Macht der geistigen Anschauung gewürdigt“. Seltsame Verirrung! Sollte vielleicht Kron's Auffassung typisch sein? Dann erklärte es sich freilich leicht, warum die rechte innere Reform des Sprachunterrichts in den weitesten Kreisen so geringe Fortschritte macht, warum man in einigen äusserlichen Aenderungen das Wesen einer zeitgemässen Umgestaltung unserer Didaktik sucht, warum so viele von der „neuen Methode“ reden, ohne bei dieser bequemen recht eigentlich nichtssagenden Phrase an etwas anderes als etwa an die Verbannung des bunten Gewirrs der Einzelsätze, oder an einen überflüssigen phonetischen Vorkursus, oder an die Benutzung der Hölzel'schen Bilder zu denken; dann erklärte es sich leicht, warum die Lehrerschaft im allgemeinen noch so wenig imstande ist, in der Fülle des gebotenen Lehrmaterials die Spreu von dem Weizen zu sondern.

Was der aufmerksame Beobachter oft bestätigt zu finden glaubt, scheint eine allgemeine Wahrheit zu sein: wir akademisch gebildeten Lehrer sind in der Kenntnis wissenschaftlicher Pädagogik zurückgeblieben. Wir wissen ja wohl, dass die Pädagogik angewandte Psychologie ist, aber die elementarsten Gesetze des

geistigen Wachstums stehen höchstens in nebelhafter Unklarheit vor unsern Augen. Bei den tüchtigeren Elementen der Volksschullehrerschaft findet man durchschnittlich mehr psychologische Einsicht, ein regeres Streben, die Gesetze der Seelenlehre auf den Gebieten der Erziehung und des Unterrichts in Anwendung zu bringen, die Theorie der Erziehungswissenschaft zu studieren und in lebendige That umzusetzen. Sie sind in der Schule Herbarts, Diesterwegs, Dörpfelds gebildet. Sie arbeiten sich, um nur einiges zu erwähnen, in des Letzteren Schrift: „Ueber Denken und Gedächtnis" hinein, vertiefen sich in Hartmanns „Analyse des kindlichen Gedankenkreises" oder erfrischen sich an Langes Monographie Ueber Apperzeption". Mancherorten regen sich in Konferenzen und wissenschaftlichen Kränzchen die Geister durch Vorträge, Diskussionen und entsprechende Mitteilungen aus der Erfahrung immer von neuem an. Anerkennenswerte Zeitschriften und Jahrbücher fördern die gute Sache und verbreiten die leitenden Ideen. Diese erfreuliche Regsamkeit und Strebsamkeit hat Frick auf die akademisch gebildete Lehrerschaft zu übertragen sich bemüht. Sicherlich mit Erfolg, aber noch lange nicht mit genügendem Erfolg. Unsere Unwissenschaftlichkeit in dieser Beziehung ist beschämend. Die Universität könnte der Lehrerschaft ohne grössere Belastung eine bessere wissenschaftlich-pädagogische Ausrüstung mitgeben, wenn sie in der Geschichte der Philosophie einiges weniger Wichtige ausschiede und bei den Vorlesungen über „Logik und Erkenntnistheorie" der Neigung zu Doktrinarismus und systematisierendem Formalismus allgemeiner widerstände. Gewiss wollen wir nicht auf eine gute philosophische Bildung überhaupt verzichten: aber wichtiger als alle sich gegenseitig ablösenden Theorien von der Lösung des Welträtsels, wichtiger als alle dialektischen Methoden und logischen Formeln sind für den Lehrer psychologische Erörterungen und Untersuchungen, die sein Interesse für pädagogisches Denken entwickeln und ihn befähigen sollen, sich Klarheit zu verschaffen über den Wert seines Lehrverfahrens und letzteres allzeit auf seine psychologische Richtigkeit zu prüfen.

Nach Kr. also ist der Grundsatz der inneren Anschaulichkeit des Lehrstoffs, das methodische Prinzip der geistigen Anschauung, der *représentation intérieure*, die „Zuhilfenahme der geistigen Vorstellungsfähigkeit" Gouins ureigenstes Besitztum. Wo in aller Welt hat man denn einen Unterricht ohne Zuhülfenahme der geistigen Vorstellungsfähigkeit als denkbar und möglich angesehen? Alle grossen Pädagogen, zumal der letzten Jahrhunderte, haben gewusst oder geahnt, dass wir nicht bloss mit Augen und Ohren, sondern ebensosehr mit Hülfe ähnlicher Vorstellungen, also mit dem apperzipierenden Inhalt unserer Seele sehen und hören.

Ueberall wo man bei uns von der Anschaulichkeit des Unterrichts-

stoffes geredet hat — und unendlich viele Bücher sind darüber geschrieben worden — hat man wesentlich die innere Anschaulichkeit im Auge gehabt. Hat man niemals einen Gedanken angetroffen, wie er in dem 1887 erschienenen Vorwort zum 2. Teil meines alten Elementarbuchs sich findet: „Hier, wie überall, ist Anschaulichkeit ein Hauptprinzip, aber nicht jene falsche äusserliche Anschaulichkeit — — wie sie etwa in der Darstellung einer Zimmereinrichtung bis auf Bürste und Kamm liegt — —, die die Phantasie zerstört und doch dem Geiste kaum anderweitigen Ersatz bietet: die innerliche frische Anschaulichkeit des lebensvollen Stoffes ist es, die der kindlichen Einbildungskraft des Knaben Nahrung giebt, die sein Gemüt zu vertiefen und sein Wollen in der Richtung auf das Ideale und sittlich Gute zu stärken geeignet ist."? Steht das *seeing in the mind's eye* etwa im Gegensatz zu der direkten oder durch Abbilder vermittelten Anschauung? Ganz im Gegenteil. Direkte und durch Abbildungen vermittelte Anschauung führt selbstverständlich erst zu jener geistigen Anschauung, die ohne viel vorhergegangenes physisches Sehen und Anschauen nicht möglich ist: denn nichts ist in dem Verstande, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen wäre.

Unmittelbare Veranschaulichung oder Veranschaulichung durch die Kunst des Zeichners oder Malers braucht demnach nur da einzutreten, wo die Veranschaulichung mit Hülfe des apperzipierenden Inhalts unserer Seele nicht möglich ist oder wenigstens schwierig scheint. Aber das Bild kann zur Vermeidung weitschweifiger und doch vielleicht nicht überall ausreichender Auseinandersetzungen, zur Unterstützung schwächerer Geisteskräfte, zur Belebung der Phantasie, zur Ermunterung und Erfrischung der lernenden Jugend, auch da schon zu Hülfe genommen werden, wo ein tüchtiger Lehrer die der unmittelbaren *représentation intérieure* entgegenstehenden Schwierigkeiten durch seine Kunst im allgemeinen wohl überwinden könnte. Und gar da, wo man in der Klasse die Schüler in möglichst natürlicher unbefangener Weise in die Sprache des täglichen Lebens einführen möchte und dabei ein Buch nicht benutzen kann oder will, das etwa im Sinne der Gouinschen Serien die Welt um uns in nach einander vorzunehmende sprachlich genau fixierte Einzelbildchen zerlegt, wird man seinen Zweck ohne Benutzung passender Wandbilder, die das wirkliche Leben illustrieren und eine ungezwungene Anknüpfung an das in gewisser Ordnung und Zusammengehörigkeit Geschaute ermöglichen, kaum erreichen können. Gerade das Kind bedarf einer solchen sinnfälligen Stütze seiner Denkthätigkeit. Und die Kraft der *représentation intérieure*, die geistige Vorstellungsfähigkeit kann doch fürwahr dabei übergenug herangezogen, verwertet, geübt und entwickelt werden.

Nur beiläufig, nicht in dem *Art d'enseigner et d'étudier les langues*, sondern in dem Vorwort zu den *Séries* (Heft I, p. III und

IV) hat G. sich gegen die Illustrierung eines Buches von der Art seiner Serienhefte ausgesprochen. Und zwar lediglich zu seiner Verteidigung gegenüber der tadelnden Frage, warum er seinen Serien keine Abbildungen beigebe. Wenn jemand ein Buch nicht illustriert, so sind gewöhnlich weniger pädagogische oder psychologische Grundsätze, als vielmehr die nüchtern praktischen Erwägungen entscheidend, wie und wo man sich die besten Bilder beschaffen und wer die erheblichen Kosten der Illustrierung tragen solle. G. war schwerlich in der Lage, die von ihm selbst verlegten Bücher mit Illustrationen zu versehen. Er brauchte das einfach zuzugestehen und hinzuzufügen, dass ja seine Einzelbilder sich durch ihre innere Anschaulichkeit auszeichneten und darum der äusserlichen Veranschaulichung durch Illustrationen entbehren könnten. Wir hätten ihm dann bemerkt, dass er zwar im allgemeinen recht habe, aber doch im einzelnen mehrfach sich irre und die Kräfte der Jugend vom Standpunkte des Welterfahrenen überschätze, indem er jedenfalls dem Kinde der Stadt — mit dem wir fast allein zu thun haben — einen Reichtum der Erfahrung besonders auf dem Gebiete ländlichen Lebens zutraue, den es unmöglich besitzen kann: so ständen selbst die Fischerszene, die Kr. als Exempel dient (S. 13,14), die von G. mit Meisterschaft dargestellte Hahnenkampfszene und so viele andere, bei weitem nicht allen Schülern klar vor dem geistigen Auge und würden für den Zögling durch zweckmässige Illustrierung an Interesse und bildender Kraft sicherlich gewinnen. Aber durchaus zu billigen sei das Bestreben, die fremdsprachlichen Texte so einfach zu gestalten, den kindlichen Vorstellungen und Interessen so sorgfältig anzupassen, dass sie nötigenfalls der Illustrierung entraten könnten. Wenn er indessen seine methodischen Veranstaltungen unbedingt als gut und nützlich, irgend welchen andere Massnahmen als schlecht und verfehlt beweisen wolle, wenn er demgemäss behaupte, dass jegliche Illustrierung der Serientexte nicht bloss nutzlos, sondern schädlich sei, so beweise er nichts, weil er alles beweisen wolle. Denn dass die hülfsweise Benutzung von Abbildungen eine Rückkehr zu der von ihm mit Recht gegeisselten Methode der Spracherlernung durch das Auge bedeute, könne ihm doch kein richtig denkender Kenner der Verhältnisse zugestehen. Wer s o l c h e Art der Mitarbeit des Auges bei der Erlernung einer Sprache grundsätzlich verschmähe, folge zweifellos nicht der Methode der Natur.

Seite 13 behauptet Kr., mittels der geistigen Anschauung könne man sich alles vergegenwärtigen. Wir behaupten: gar nichts, sofern nicht die nötige Erfahrung vorliegt. Die verschiedenen Bilder, die vor Krons geistigem Blicke aufsteigen, wenn ihm die Fischerszene (S. 13) in den Formen der deutschen Sprache vorgeführt wird, sieht keineswegs der Knabe alle im Geiste. Beim

Hören des Satzes: „der Fischer legt die Angelrute sorgfältig zusammen“, ist eine klare Vorstellung von der Sache so lange unmöglich, als der Junge, was keineswegs selten vorkommt, eine Angelrute nicht genau kennt und sich von der sorgfältigen Zusammensetzung derselben kein Bild machen kann: da müsste unbedingt die direkte Anschauung oder die Anschauung durch Bilder aushelfen, da die lebhafteste Vorstellung des Lehrers von der Angelrute die eigene Beobachtung der Schüler nicht zu ersetzen oder entbehrlich zu machen vermag. Und wenn die nämliche Fischerszene in einer dem Hörer unbekannten Sprache geschildert wird und so, wie Kr. richtig bemerkt, die verschiedenen Vorstellungsbilder jedenfalls nicht unmittelbar erscheinen können, wird dann das „Streben des Lehrers, seinen Schülern diese Bilder thunlichst ohne Vermittlung der Muttersprache“ mit Hülfe der Kr. S. 91 ff. so ergötzlich geschilderten Massnahmen „vor das geistige Auge zu zaubern“ (Kr. S. 14), annähernd ähnliche Erfolge zeitigen wie etwa die Benutzung eines für diesen Zweck entworfenen Bildes eines tüchtigen Künstlers?

Nachdem Kr. Seite 16 und 17 dem thörichten Konglomerat von Einzelsätzen, das er einem der „verbreitetsten fremdsprachlichen Lehrbücher“ alten Stils entnommen, das Gouin'sche Serienstück vom Hutaufsetzen (bei dem, beiläufig bemerkt, das Geraderücken des Hutes keineswegs die logisch-chronologische Folge des Aufsetzens ist) gegenübergestellt hat, fährt er fort: „Es muss zugestanden werden, dass die neueren Lehrbücher der Reformrichtung auf inhaltlichen Zusammenhang innerhalb der einzelnen Sprachstoffe ernstlich bedacht sind und sorgfältig ausgewählte, in sich abgerundete Stückchen bringen, die zur Schulung des jugendlichen Geistes weit besser geeignet sind, als die der alten Einzelsatzmethode. Aber bei näherem Zusehen findet sich, dass für den Schüler der darin liegende geistige Gewinn — die Förderung des Denkvermögens — nicht bedeutend ist: das Stück wird gedächtnismässig eingeprägt und darauf mehr oder weniger mechanisch hergesagt; dass der Schüler dabei an das logisch-chronologische Nacheinander denke, ist so gut wie ausgeschlossen und auch nicht möglich, weil die Stückchen trotz des äusserlich scheinbar bestehenden Zusammenhangs innerlich meistens das Gesetz von Ursache und Folge, von Mittel und Zweck nicht genügend befolgen und der Vorstellung zumuten, Gedankensprünge zu machen. Wer daher das beste Gedächtnis hat, wird das Stück am fliessendsten hersagen, die übrigen aber werden unfehlbar ins Stocken geraten.“

Diese Behauptungen bedürfen der Berichtigung. Es ist wahr, dass die Verfasser vieler neuerer Lehrbücher, die, hauptsächlich dem erfolgreichen Vorgehen des englischen Gesenius folgend, zusammenhängende Sprachstücke an die Spitze ihrer Lektionen

stellten, offenbar ein wenig entwickeltes Gefühl für das der Jugend Interessante und Erreichbare, für das der Natur des kindlichen Geistes, seinen Erfahrungen, Gefühlen und Neigungen Entsprechende besassen, dass sie Situationen vorführten, durch welche die Schüler in eine ihnen fremde Gedankenwelt versetzt wurden, anstatt solcher einfachen Lebensbilder und Erzählungen, aus denen ihnen ihre Vorstellungs- und Gefühlswelt entgegenkäme; dass sie in fremder Sprache und oft in unkindlichen schwer verständlichen Ausdrucksformen einen Inhalt boten, der weder im ganzen noch im einzelnen anschaulich vor die Seele der Lernenden treten konnte, selbst wenn er in die Formen der deutschen Sprache gekleidet worden wäre. Solche Bücher, die sich im wesentlichen nur durch die Aufnahme von Stoffen dieser Art von der alten Plœtz-Methode unterscheiden, werden zu Unrecht den Lehrbüchern der „Reformrichtung" zugezählt. Denn die wahre Reform hängt nicht von der äusseren Gestaltung des Sprachstoffes, sondern von seinem inneren Unterrichtswerte und seiner Behandlung ab. Allgemeines Unterrichtsprinzip ist, wie ich mehrfach hervorgehoben habe, die möglichst unmittelbare Anschaulichkeit und die freie Mündlichkeit. Dieser Gouin'sche Grundsatz (vgl. Kr., S. 13,14), der, wie gesagt, durchaus auch der meinige gewesen ist, so lange ich über pädagogische Fragen ernstlich nachgedacht habe, und dem gewiss noch einige andere deutsche Reformer huldigen werden, die nicht bloss (den Lehrplänen oder der Mode zu Gefallen) das Mäntelchen der Reform tragen, ist leider noch sehr vielen Lehrern nicht klar zum Bewusstsein gekommen. So spricht man beim Elementarunterricht immer noch von L e s e stoffen, die doch — es ist das sehr wichtig — erst dann nebenbei gelesen werden sollten (vgl. das Vorwort zu meinem L e h r g a n g), wenn sie in rein mündlichem Verfahren (ohne Herbeiziehung des gedruckten Textes) vollständig assimiliert sind und vom Schüler frei wiedergegeben werden. So stösst man tagtäglich auf neue „Schriftstellerausgaben" oder Realiensammlungen oder Lesebücher, deren Grundfehler gerade in der Nichtbeachtung des Prinzips der inneren Anschaulichkeit zu finden ist. Und doch wird in den Rezensionen, die ja häufiger, als gut ist, günstig, zuweilen mit dieser oder jener verhältnismässig nebensächlichen Begründung ungünstig lauten, auf diesen Mangel selten oder nie hingewiesen. Auch in den von Prof. Müller-Heidelberg auf dem Hamburger Neuphilologentag vorgelegten Richtlinien und Grundsätzen für eine kanonische Auswahl unter den zahllosen Ausgaben fehlt bezeichnender Weise jede Betonung jener innerlichen frischen Anschaulichkeit eines lebensvollen Stoffes, auf die in allererster Linie Wert gelegt werden muss. Wollte die betreffende Kommission nicht vor allem auf diesen Punkt ihr Augenmerk richten, so würden ihre Beschlüsse auf die Dauer als vollständig verfehlt sich erweisen.

Von diesem obersten Prinzip aus müssen viele der neueren Publikationen abgewiesen werden, die von der Reklame und der „Kritik“ laut gepriesen worden sind.

Dies alles ist wahr. Nicht wahr aber ist es, dass alle Lehrbücher der Reformrichtung in den Mittelpunkt des Unterrichts solche Sprachstücke stellen, die „gedächtnismässig“ eingeprägt und darauf mehr oder minder mechanisch hergesagt werden müssen, bei denen also mit andern Worten die Kraft des judiziösen Gedächtnisses weder verwertet noch geübt werden könne, die nur äusserlich ein scheinbar zusammenhängendes Ganze bildeten und innerlich das Gesetz von Ursache und Wirkung, von Mittel und Zweck nicht genügend befolgten. Ein „streng logisch-chronologisches Nacheinander“, das G. ziemlich konsequent als Prinzip festhält, ist freilich bei unsern ganz anders gearteten Stoffen nicht wohl möglich und Gedankensprünge müssen hie und da gemacht werden. Aber erstlich ist dieses beschreibende blutlose Nacheinander durchaus nicht, wie G. meint, dem kindlichen Wesen und Denken entsprechend, widerspricht vielmehr der Natur des Kindes; und zweitens sind Sprünge durchaus etwas Natürliches, und Jedermann weiss, dass es nicht sehr interessant ist, das ganze Leben hindurch gleichmässig das eine Bein dem andern nachzuziehen. Gerade das Kind zieht also einen fröhlichen Gedankensprung unzweifelhaft einer Gedankenzwangsjacke vor und wünscht wahrlich nichts Besseres als diejenige (freiere ungezwungenere) logische und natürliche Ordnung der Gedanken, wie wir sie etwa in unseren schlichten kleinen Erzählungen wahrnehmen, die freilich der Phantasie hie und da etwas hinzuzuthun gestatten, aber doch ein klares und getreues, leicht zu überschauendes Abbild des Gesamtvorganges wie aller seiner einzelnen Teile auf der photographischen Platte der Seele zurücklassen und dem judiziösen Memorieren, oder der sinngemässen sprachlichen Reproduktion nicht grössere Schwierigkeiten bereiten, als es die Gouin'schen Serien durchschnittlich thun. Wer sich die Mühe nehmen will, die Sprachstoffe meines französischen Lehrganges für lateinlose Knabenschulen und für Mädchenschulen beispielsweise auf diese allerdings wesentliche Eigenschaft zu prüfen, wird darin kaum etwas finden, das „mechanisch auswendig gelernt“ werden müsste und von den Schülern nach einigermassen vernünftiger Behandlung „gedankenlos heruntergeleiert“ werden könnte (vgl. Kr., S. 18).

Auf alle diese Dinge habe ich schon vor Jahren bei der Veröffentlichung meiner Lehrbücher mehr andeutungsweise als ausführlich hingewiesen. Die Grundprinzipien jedes bildenden Unterrichts haben in jenen Lehrbüchern selbst praktische Anwendung gefunden. Sie in einer grösseren Schrift oder in einer längeren Abhandlung genauer zu entwickeln, habe ich verschmäht, weil ich glaubte, dass die schlichte That wichtiger sei als das grosse Wort.

Unterdessen habe ich öfters die Beobachtung zu machen geglaubt, dass in dieser Welt des Scheins und der Oberflächlichkeit dem rasch zusammengestellten wichtig klingenden Programm des kühnen oder dreisten Wortführers mehr Bedeutung beigelegt wird, als den Kunsterzeugnissen des ernst sinnenden und schaffenden Arbeiters, sollte gleich in ihnen ein wertvolleres Programm Leben und Gestalt gewonnen haben. Darum entwickle ich bei dieser Gelegenheit etwas genauer meine Reformgedanken, um zugleich zu zeigen, dass auch bei uns in Deutschland schon länger eine psychologisch begründete „naturgemässe" Sprachlehrmethode empfohlen und realisiert worden ist. Darum möchte ich auch eine Stelle aus dem Vorwort zu meinem alten Elementarbuch der französischen Sprache, 1. Jahr, das durch die speziellen und speziellsten Forderungen der Lehrpläne in den Hintergrund gedrängt worden ist, noch einmal hier mitteilen, um so mehr, als sich nach der Lektüre des Kron'schen Buches in mir die Ueberzeugung verstärkt hat, dass die dort zum Ausdruck gekommenen Gedanken noch heute der Beachtung empfohlen werden dürfen. Es heisst daselbst:

„Wenn ich kurz andeuten soll, worin für mich das Wesen der wahren Reform des französischen Unterrichts besteht, so muss ich zunächst betonen, dass die letztere nimmermehr durch eines der Schlagworte wie „zusammenhängender Lesestoff", „systematische Grammatik", „reichliche Sprechübungen", „induktive", „deduktive", „neue", „lautphysiologische Methode", „direktes", „natürliches", „vermittelndes Verfahren" gekennzeichnet wird. Das kann alles an seiner Stelle recht gut sein, aber auch dem traurigsten Mechanismus und Formalismus kann das alles dienen. Der Anekdoten- oder sonstige „Lesestoff", der mit der grammatischen Belehrung kaum in irgend welcher Verbindung steht, der Situationen vorführt, die nicht mit voller Anschaulichkeit vor die Seele des kleinen Schülers treten, dessen Inhalt nur wenig seiner Denkweise Verwandtes bietet; der möglichst systematisch auftretende grammatische Stoff, der den Knaben aufgezwungen und eingetrichtert wird, als etwas ganz Unanschauliches, Fremdes, Neues, wie etwas, das mit dem „Lesestoff" nichts zu thun hat; der Uebungsstoff, der dazu da ist, diesen grammatischen Ueberstrom durch Uebersetzen eines Heeres von Einzelsätzen in das Gehirn einzudämmen; die lautphysiologischen Abhandlungen, orthographischen Regeln und Notizen, die für den Schüler nicht den geringsten Wert haben; das Konglomerat von Einzelsätzen über Küche und Empfangszimmer, Speisesaal und Schlafzimmer, Waschtisch und Bett, Zahnbürste und Kamm, die zu abgesonderten Sprechübungen Anlass geben sollen, — das alles macht noch keine Methode, die vor der gebräuchlichen Nennenswertes voraus hätte. Das Entscheidende ist vielmehr dies, dass Lehrbuch wie Lehrer durch die Wahl und Behandlung der

Lehrstoffe den g a n z e n Geist und Sinn des Zöglings recht anzuregen, zu beleben und harmonisch zu entwickeln sich bemühen, den jugendlichen Strebungen entgegenkommen, der kindlichen Geistesthätigkeit sich anschmiegen, die Vorstellungen des Schülers in vielfältige Verknüpfung bringen, das ihm zugeführte Wissen in wahre geistige Kraft, in geistiges Leben umsetzen, kurz, dass sie den Unterricht von vornherein gemäss den Geboten und Gesetzen einer gesunden auf Ethik und Psychologie gegründeten Pädagogik gestalten. Das Prinzip elementarer lebendiger Anschaulichkeit (— bei strenger Wissenschaftlichkeit der A u f f a s s u n g), auf den g e s a m t e n Sprachunterricht, auf a l l e Teile desselben angewendet; das Prinzip der organischen Entwicklung des einen aus dem andern, des natürlichen, d. i. kunstgerechten Ineinandergreifens aller Veranstaltungen zur sprachlichen, geistigen und sittlichen Fortbildung der Zöglinge — das muss den ganzen Lehrgang, die ganze Lehrthätigkeit durchdringen. Der nach j e d e r Richtung sorgsam gewählte, dem kindlichen Gedankenkreise entnommene, wertvolle Sprachstoff muss Mittelpunkt des ganzen Unterrichts werden, alle Belehrung, alle Uebung muss sich natürlich aus ihm entwickeln, an ihm sich bethätigen. Und dann ist dafür zu sorgen, das der Schüler das Gelernte gehörig zusammenhalte, nicht durch abstumpfendes mechanisches „Repetieren“, sondern dadurch, dass der Lehrgang selbst repetitiv ist, dass die Wiederholungen „in den Fortschritt selber aufgenommen werden“, dass bei neuer Belehrung an Früheres angeknüpft, bei Uebungen aller Art der alte Stoff immer wieder herangezogen, erweitert, variiert und neu gestaltet wird.“

Seite 18 und 19 fasst Kr. Gouins leitende didaktische Grundsätze allgemeiner Natur kurz zusammen. Es wird nach dem Vorstehenden Niemanden mehr in Erstaunen setzen, wenn ich feststelle, dass 4 von den 5 Thesen nichts Neues enthalten, und dass die Eigentümlichkeit der Methode Gouin allein in der Serienbildung liegt, d. h. in dem Versuch der konsequenten Durchführung des Prinzips, den gesamten Wortschatz der Sprache in der Weise vorzuführen, dass die einzelnen zur Verwertung gelangenden Vorstellungseinheiten nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung in logisch-chronologischem Nacheinander sich synthetisch zu einem Gesamtbilde vereinigen, das seinerseits ein Stück eines der grösseren Gruppenbilder darstellt, welche in ihrer Gesamtheit *le vaste livre de l'individualité humaine* bilden sollen (vgl. Gouin, p. 61,71).

Es fragt sich, ob eine Durchführung dieses Prinzips, wie sie G. versucht hat bezw. versuchen will, unbedingt zu empfehlen ist.

WILHELM RICKEN.

Beiträge zur Geschichte der französischen Grammatik im 17. Jahrhundert.

I.

Der *Purismus* bei *Uebersetzern*, *Lexikographen*, *Grammatikern* und *Verfassern* von *Observations und Remarques*.

Während der letzten vierzig Jahre hat sich die Forschung oft und eingehend mit den Leistungen der französischen Grammatiker des 17. Jahrhunderts beschäftigt. Aber weder die Prüfung einzelner bedeutender Erscheinungen noch die vereinzelten Versuche von Gesamtüberblicken, die allerdings aus leicht begreiflichen Gründen noch recht lückenhafter Art sind, haben bis jetzt das von Stengel[1]) skizzierte Endresultat der historischen Grammatik-Betrachtung für diesen Zeitraum zu erzielen vermocht. Denn da fortwährend neue wissenswerte Einzelheiten zu Tage gefördert werden, erleidet die Beurteilung der gesamten grammatischen Entwicklung immer wieder wesentliche Modificationen. Der grammatische Stoff, den Frankreich im 17. Jahrhunderte zu verarbeiten hatte, ist bekanntlich ebenso unerschöpflich als mannigfaltig, aus diesem Grunde hoffe ich, dass, trotz des allbekannten Titels, der an die Spitze vorliegender These gestellt wurde, die Existenzberechtigung derselben nicht von vornherein in Frage gezogen werden wird. Auf alle Fälle hoffe ich noch einige Aehren auf einem Felde sammeln zu können, auf dem schon so viele tüchtige Fachmänner Ernte gehalten haben.

Staatsorganisation und Sprachevolution der Nationen stehen jederzeit in engster Wechselwirkung. Feudalistische Tendenzen,

[1]) *Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts p. 17:* „Eine materielle Vergleichung derartiger dem Titel nach verwandter Werke dürfte oft genug auch intime inhaltliche Beziehungen zwischen denselben herausstellen und damit zur Lösung einer der ersten Aufgaben der Geschichte der französischen Grammatik beitragen, zur Feststellung des Abhängigkeitsverhältnisses der einzelnen Lehrbücher. Erst nachdem diese erfolgt ist, lässt sich der relative und absolute historische Wert jedes einzelnen Werkes und darauf hin die Entwicklung der grammatischen Erkenntnis und Technik im ganzen mit Sicherheit feststellen.

auch auf sprachlichem Gebiete, gedeihen streng genommen in allen Staaten nur bis zum Ausgange des Mittelalters. Als unter Franz I. die politische Einheit Frankreichs gefestigt schien, war die Sprachcentralisation[2]) eine unmittelbare, unwillkürliche Folge des Umstandes, dass Paris als geistiges Centrum mehr und mehr in den Vordergrund rückte. Unter Ludwig dem XIV. hat diese Sprachcentralisation entsprechend der gesamten Gestaltung des französischen Staatenlebens, ihre höchsten Triumphe gefeiert, denn die Spracharchitekten des „grand siècle" bemühten sich schliesslich, ihr elegantes Gebäude auf bedenklich schmalem, aristocratischen Fundamente zu errichten. Der Sprachbau der absolut monarchischen Zeit aber gerät mit der Revolution ins Wanken[3]), und die demokratische Gegenwart hat auch der so lange künstlich eingezwängten sprachlichen Freiheit des Individuums in gewissem Sinne wieder die Zügel schiessen lassen. Denn in der Jetztzeit ist eine Gegenströmung eingetreten, die Geringschätzung der Provinz angesichts der Pariser Ausstellung von 1900, ist völlig geschwunden. Man fordert Decentralisation für eine günstigere Entwicklung von Kunst und Industrie, man gedenkt gelegentlich voll Lobes der Thätigkeit der mittelalterlichen Universitäten in den verschiedenen Landesteilen. Politik und Sprache eng an einander gekettet in ihrem Geschick, sind selbstverständlich einer derartigen neuen Strömung und Neubelebung weniger zugänglich. Immerhin haben sich seit dem 17. Jahrhunderte auch gesündere Sprachanschauungen stufenweise Bahn gebrochen. Ganz allmählig erlangten neben dem Hofe auch die gebildeten Mittelklassen eine bestimmte Autorität in Sprachfragen; und die unter dem Einflusse der stetig wachsenden Cultur zu Patois herabgesunkenen Dialecte bilden heute für viele Schriftsteller eine nie versiegende Quelle der Sprachbereicherung[4]), für die Gelehrten

---

[2]) Cf. Ronsard, *Art poëtique: „Aujourd'huy pour ce que nostre France n'obéist qu'à un seul Roy, nous sommes contraints, si nous voulons parvenir à quelque honneur, de parler son langage; autrement nostre labeur, tant fust-il honorable et parfait, seroit estimé peu de chose ou (peut estre) totalement mesprisé.*"

[3]) Cf. A. Darmesteter: *De la création actuelle de Mots nouveaux* (Paris, 1877) p. 29: „*Une série de révolutions dans l'ordre politique, industriel et social, en jetant dans la circulation une infinité d'objets nouveaux et d'idées nouvelles, et sans cesse renouvelées, a fait éclater, sans résistance possible, les barrières anciennes du lexique.*" Cf. ib. p. 25.

[4]) Cf. M. Lanusse: *De l'influence du Dialecte Gascon sur la langue française, de la fin du XV siècle à la seconde moitié du XVII*e p. 44: „*Avec les écrivains du XVI*e *siècle, n'hésitons pas à recommander l'étude des parlers populaires; que nos auteurs puisent à ces sources pures et fraîches pour rajeunir ou enrichir la langue française; l'emploi d'un terme dialectal est légitime, si ce terme manque à notre langue.*" — (ib. p. 42.) „*George Sand, l'un des premiers, frappé de la beauté de certains*

wertvolles Material zur Erforschung des gesamten Sprachorganismus[5]). Trotzdem das 17. Jahrhundert als eine Epoche bezeichnet wird, die in ihren Hauptströmungen eine vollständige Reaction gegen die Bestrebungen des 16. Jahrhunderts bekundet hat, eine Epoche, welcher namentlich der Bruch mit früheren verdienstlichen Sprachreformen ernstlich zum Vorwurfe gemacht werden kann, bleibt für den umsichtigen Forscher der Vergleich mit der Spracharbeit des 16. Jahrhunderts eine unerlässliche Vorbedingung zur gerechten Abschätzung der eventuellen Rück- oder Fortschritte auf linguistischem Gebiete im Zeitalter Ludwigs XIV[6]). Bleibendes Verdienst beanspruchen in diesem Zeitraume eigentlich nur die Leistungen der vereinzelten conservativen, mit der Sprachvergangenheit vertrauten, dem Hofe und der Akademie fern stehenden Sprachforscher; die Zahl Derjenigen, die an den Quellen des 16. Jahrhunderts geschöpft haben, ist immerhin verschwindend klein gewesen. Wohl ist die Freude am Gedeihen der Muttersprache beiden Jahrhunderten gemeinsam, aber selbst in dieser Freude tritt ein greller Unterschied zu Tage. Denn im 16. Jahrhunderte preist und verteidigt eine Reihe von Gelehrten und philologisch gebildeten Dichtern die Vorzüge der Nationalsprache, besonders seitdem Franz I. sie unter sein Protectorat genommen hat. Es gilt, die Landessprache von den verhängnisvollen Einflüssen der Renaissance zu befreien und sie den fremden Hofelementen gegenüber zu Ehren zu bringen. Deshalb bemüht man sich, ihre Vorzüge in's beste Licht zu setzen: Dichter und Uebersetzer suchen ihre Lebenskraft durch wertvolle Schöpfungen zu erweisen, die Grammatiker ihren noch unsicheren Bau durch Aufstellung bestimmter Regeln zu schützen. Nirgends überschreitet das von so vielen Seiten angestimmte Lob der Muttersprache das Mass politisch-historischer Berechtigung. Anders im 17. Jahrhunderte. Mit den glänzenden politischen Erfolgen ist ein stolzer, selbstbewusster Ton in Frankreich eingezogen. Mit souverainer Verachtung blickt man auf die Nachbarstaaten herab, criti-

mots berrichons, les a fait passer dans quelques uns de ses chefs-d'œuvre. Depuis, chaque province a été exploitée par un ou plusieurs écrivains; pour ne citer que quelques noms, la Provence n'appartient-elle pas à A. Daudet, la Normandie à G. de Maupassant, le Languedoc à F. Fabre?"

[5]) Cf. G. Paris: *Les Parlers de France* (Samedi 26 mai 1888) *Extrait de la Revue des Patois Gallo-Romans*, p. 8, fordert auf, die Spracheigentümlichkeiten der Provinzen zu retten, ehe es zu spät ist: „*Mais si nous ne pouvons empêcher la flore naturelle de nos champs de périr devant la culture qui la remplace, nous devons, avant qu'elle disparaisse tout à fait, en recueillir avec soin les échantillons, les décrire, les disséquer et les classer pieusement dans un grand herbier national.*"

[6]) So greift z. B. A. Haase in seiner *Französischen Syntax d. XVII. Jahrh. (1888)* fortwährend auf die Vorarbeit von **Palsgrave, Meigret, Ramus, H. Estienne** u. a. zurück.

siert das Altertum, ignoriert oder bespöttelt die eigene Sprachvergangenheit. Ein servil, kriechender Zug, durch welchen so mancher bei Hofe zweifelhafte Erfolge erringt, gewinnt auch in den Sprachanschauungen Platz, und das Lob der eigenen Sprache artet öfters in eine blinde Bewunderung aus, die das Interesse der streng-wissenschaftlichen Forschung arg zu gefährden drohte. Bouhours' *Entretiens d'Ariste et d'Eugène*[7]), die eine Lieblingslectüre der gesamten gebildeten Welt im ausgehenden 17. Jahrhunderte gewesen sind, liefern schon hinreichend den Beweis, warum, angesichts der Vorurteile, die damals in Frankreich über alle Nachbarsprachen gang und gäbe waren, von einer objectiven, wissenschaftlichen Sprachvergleichung noch gar nicht die Rede sein konnte.

Die im 16. Jahrhundert allzu gewaltsam erfolgte Sprachbereicherung hat keinen langen Bestand gehabt. Der Sprachbaum, dem die Plejade und ihre Anhänger eine Unzahl seltener Schösslinge angepfropft hatte, entfaltete sich schliesslich in so chaotischer Ueppigkeit, dass es für Malherbe und die ihm nachartenden grammatischen Aufseher eine Lust war, Blüten und Blätter, ja die Zweige herunterzuschneiden, selbst auf die Gefahr hin, dass sogar der blutende Stamm in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das 16. wie das 17. Jahrhundert hat sich, und zwar in völlig extremer Richtung, eine Sprachvergewaltigung zu schulden kommen lassen, die ihres Gleichen sucht. Zweimal haben starke Hände in das Räderwerk des Sprachgetriebes eingegriffen, jedoch mit völlig entgegengesetzter Absicht. Im 16. Jahrhundert suchte man so lange als möglich an alten kraftvollen Formen festzuhalten, ergänzte allerlei Lücken durch *Provignement*[8]), durch Anleihen bei den Dialecten, bei Kunst und Handwerk, gestattete auch Neubildungen

---

[7]) S. z. B. Bouhours: *Entretiens d'Ariste et d'Eugène* (II) p. 93: *Il n'y a rien de plus agreable à l'oreille que nostre E muet, que toutes les autres langues n'ont point, et qui finit la plus part de nos mots. Il fait les rimes feminines qui donnent une grace singuliere à nostre poësie. — Nous prononçons l'u doucement, et comme une simple voyelle, au lieu que les étrangers le prononcent comme ou, qui a un son bien plus rude etc.*

Cf. auch De la Touche: *L'art de bien parler François*, l. I. *Preface: La langue Alemande est énergique, mais elle est dure; l'Angloise est copieuse, mais elle n'est pas assez châtiée; l'Espagnole est grave et pompeuse, mais elle est trop enflée; l'Italienne est mignarde, mais elle est molle et languissante. La langue Françoise a tous les avantages de ces Langues, sans en avoir les imperfections. Elle est tout ensemble douce et forte, exacte et abondante, simple et majestueuse, mâle et délicate . . . . . .*

[8]) Cf. Ronsard, *Preface sur la Franciade: Malheureux est le debteur, lequel n'a qu'une seule espece de monnoie pour paier son creantier. Outre-plus si les vieux mots abolis par l'usage ont laissé quelque reietton, comme les branches des arbres couppez se raieunissent de nouveaux drageons, tu le pourras provigner, amender et cultiver afin qu'il se repeuple de nouveau. . . . .*

nach dem Vorbilde der antiken, sowie der verwandten Nachbarsprachen, insofern sie dem Geiste der Muttersprache analog schienen. All' diesen an und für sich lobenswerten Vorschriften setzte das 17. Jahrhundert nur eine einzige negative Tendenz entgegen: die Sprachreinigung. Seit Malherbe wird fast mit jedem Jahrzehnt veralteter Plunder (*antiquailles*) aus dem Wortschatze entfernt, für die jeweiligen Verluste ist ein Ersatz, gemäss den Ideen der neuen Schule, nicht einmal gestattet! Hatten die Spracherrungenschaften des 16. Jahrhunderts schliesslich ein bedenkliches Plus zu verzeichnen gehabt, so schloss das folgende Jahrhundert seine Rechnung mit einem unleugbaren argen Deficit ab, sowohl was den Wortschatz als den Lautreichtum anbelangt[9]). Einzelne grosse Dichter und Schriftsteller der Epoche haben indessen den guten Lehren der Puristen kein Gehör geschenkt. Offener kühner Protest gegen ihre Theorien tauchte wohl hie und da auf, aber er verhallte inmitten der Schaaren blinder Bewunderer, die sich zuerst um Malherbe, und später um Vaugelas drängten. Immerhin hat diese vereinzelte Opposition, die sich namentlich gegen das Verbot von Neologismen richtete, in einigen Fällen ein ebenso originelles als energisches Gepräge. Unmittelbar nach dem Erscheinen der *Remarques* von Vaugelas, noch im Jahre 1647, schreibt z. B. La Mothe le Vayer an Naudé, in dem dritten der vier Briefe, die er gegen dies Manifest der neuen Schule richtet: *Vous avez veû le nombre prodigieux de dictions et de phrases qu'il veut abolir. Jamais les Renards de Samson ne mirent tant de desolation dans la moisson des Philistins que ces Remarques sont capables d'en causer parmi tout ce que nous avons d'œuvres d'éloquences.*[10]) Dupleix, 1651[11]), versteht es ausgezeichnet, mit allerlei juristischen Spitzfindigkeiten Vaugelas in Widersprüche zu verwickeln und die Grössen des 16. Jahrhunderts auf's wärmste zu verteidigen: . . . . . *ie soustiens au contraire que Ronsard, le Cardinal du Perron, M. du Vair, Vigenaire et autres grands personnages du siècle dernier, et du présent, ont travaillé en cela si heureusement, qu'ils se sont acquis autant de loüange en enrichissant de nouveaux mots la Langue Françoise, que ces nouveaux Reformateurs de langage se sont chargés de blasme par l'abolition et retrenchement de plusieurs termes energiques et utiles.*

Aber kein noch so heftiger Widerspruch konnte es hemmen, dass die ernste grammatische Forschung, die im 16. Jahrhundert freilich nur isoliert auftauchte und somit keinen durchgreifenden

[9]) Man vergleiche Ch. Thurot's Schlussbetrachtung in seinem grossen Werke: *De la prononc. fr.*, t. II, p. 756.

[10]) *Quatre Lettres à M. Naudé. . . . . au sujet des nouvelles Remarques sur la langue françoise.* (Oeuvres, Paris, 1662, p. 649.)

[11]) Cf. *Liberté de la langue françoise dans sa pureté,* p. 100.

Erfolg erzielen konnte[12]), im 17. unter dem Einflusse der schöngeistigen Kreise, insbesondere der Frauen[13]), denen eine fast unglaubliche Autorität eingeräumt wurde, zu einer seichten Modespielerei verflachte. Neben der tändelnden Hauptströmung behaupteten sich nur wenige stille Stätten der Wissenschaft, in denen auch die philosophische Forschung eine Zuflucht zu finden vermochte[15]).

In einem Hauptpunkte aber hat das 17. Jahrhundert das 16. bei weitem überholt: mit seiner Forderung von Einheit, Reinheit und Klarheit der Sprache hat es der dunklen, oft doppelsinnigen Schreibweise, in der sich grosse Autoren wie Ronsard und Montaigne gefielen, ein Ende gemacht. Der Stil gewann im 17. Jahrhundert in demselben Masse an durchsichtiger Klarheit, wie die individuellen Rechte der Autoren verkümmert wurden, die gemäss dem Beschlusse einzelner anerkannter Sprachautoritäten (die sich für die besten Beobachter des „bon usage“ hielten) nur noch der vagen Willensäusserung der Gesamtheit Ausdruck verleihen sollten. Dass die erzwungene Spracheinheit bisweilen in förmliche Kastentyrannei ausartete, die Reinheit teilweise Sprachverarmung bedingte, die gepriesene Klarheit nicht selten zur nüchternen Dürftigkeit führte, hat selbst das 18. Jahrhundert nicht begreifen wollen: kennt doch Voltaire keinen anderen Wunsch auf sprachlichem Gebiete: *que de protéger et préserver de tout changement la langue française, telle qu'elle avait été écrite au Siècle de Louis XIV, tel est l'objet de sa constante sollicitude et la préoccupation de toute sa vie.*[16]) In seinem *Commentaire sur Corneille* liefert er ein würdiges Gegenstück zu

---

[12]) Cf. Livet: *La Grammaire fr. et les Grammairiens du XVIe siècle*, p. 178 . . . . . . *Si tous ces esprits téméraires qui prétendaient régenter la langue chacun à sa guise, avaient réuni leurs forces, l'insurrection, en quelque sorte justifiée par l'accord de tant de bons esprits, eut eû pour elle quelque prestige; mais la désunion compromit les chances que l'accord eût assurées aux novateurs.*

[13]) Molière geisselt diese Schwäche unbarmherzig auf der Bühne; gelegentlich fällt auch in weniger gekannten Schriften ein Seitenhieb auf dieses Uebel; La Mothe le Vayer protestiert in sehr unzarter Weise (s. Schluss seines zweiten Briefes). Dupleix bemerkt gelassener: *Ce n'est pas que ie n'approuve la deference que les galans hommes et polis ont de tout temps rendüe aux Dames, avec un respect civil, tant en leurs paroles qu'en leurs actions et mesmes en leurs gestes: mais cela ne se doit pas estendre jusqu'à l'abolition des mots necessaires à l'expression des choses.* (*Liberté de la langue française*, p. 606.)

[14]) Man erinnere sich der Leistungen der Benedictinermönche, von Port-Royal, Ducange u. a.

[15]) Cf. z. B. Ronsard's eigenen Ausspruch: *Car il n'y a point de doute, qu'un chacun autheur ne mette quelques choses en ses escrits, lesquels luy seul entend parfaitement.* (*Préf. de Marc Antoine* . . .)

[16]) Vernier, *Etude sur Voltaire grammairien et la grammaire au XVIIIe siècle*, p. 9.

Malherbe's Manifest gegen Desportes, nur mit dem Unterschiede, dass sich im Zeitalter der Philosophen ein unendlich bedeutenderes Genie die wenig dankbare Aufgabe gestellt hat, den Lorbeerkranz eines unsterblichen Dichters entblättern zu wollen, der — was Voltaire völlig übersieht — einer der Hauptschöpfer der von ihm abgöttisch verehrten classischen Sprache gewesen ist.[17])

In Malherbe's Zeitalter begannen kleinliche Köpfe eine Art von Sprachsplitterei, an welcher sich alle Lieblingsschriftsteller der schöngeistigen, insbesondere der preciösen Kreise beteiligten. Wer der Thätigkeit dieser mehr galanten[18]) Puristen des 17. Jahrhunderts nachspüren will, kann auf eine wirkliche reiche Ernte nur in den Schriften der einzelnen zeitgenössischen Autoren, eines Balzac, Voiture u. a. rechnen, aber auch die auserkorenen Interpreten des Sprachgebrauches selbst, die Verfasser von Grammatiken, Wörterbüchern, „Observations" und „Remarques" haben zumeist einen mehr oder weniger entschiedenen Standpunkt zur Puristenfrage eingenommen. Mit der Lösung dieser letzteren an und für sich nicht undankbaren Aufgabe wird sich vorliegende bescheidene Studie beschäftigen. Auch einige der berühmtesten Modeübersetzungen des 17. Jahrhunderts sind in den Rahmen dieser Untersuchung mit eingefügt worden, aus dem gewiss Jedermann einleuchtenden, bekannten Grunde, dass die Grammatiker des 17. Jahrhunderts, wie Malherbe und Vaugelas, in ihren Uebertragungen ihren Theorien gewissermassen einen practischen Teil, eine Art von Illustration, anzuhängen pflegten. Alle im vorliegenden Absatze behandelten Uebersetzungen von Puristen haben vornehmlich einen lehrhaften, sprachlichen Zweck gehabt!

Der zu bearbeitende Stoff hat folgende Gruppierung erfahren. A. Uebersetzer. B. Lexikographen. C. Grammatiker. D. Verfasser von „Observations" und „Remarques".

A. Uebersetzer.

Die Entwicklung der Uebersetzungskunst[19]) innerhalb der einzelnen Nationen bietet ebenso eigenartige als lehrreiche Momente, denn je nach den Anforderungen, die den Zeitbedürfnissen gemäss

---

[17]) Cf. ib. p. 121: *C'est dans ce même livre (le commentaire sur Corneille) qu'il faut voir avec quelle injustice le purisme a pu condamner au nom de la langue classique, le grand homme qui en avait été un des principaux créateurs.*

[18]) im 18. Jahrhundert eher von einem philosophischen Hauche belebten.

[19]) Cf. Blignières, *Essai sur Amyot et les traducteurs français au 16. siècle, Avant-propos VI . . . . . . L'histoire de la traduction, c'est, pour une grande part, celle de l'éducation des peuples, celle de l'union de leur science et de leur génie.*

an sie gestellt werden, wechselt die Rolle der Uebersetzer und der Uebersetzungen im Laufe einzelner Jahrhunderte um ein Bedeutendes. In Frankreich erhielt bekanntlich der Wissensdrang wie die Neugierde bis zur Zeit Franz I. auf diesem Wege bereits einige Befriedigung. Die Abenteuerlust erfreute sich an den Heldenthaten der Alten, die Forschung erweiterte ihren Blick durch die Kenntnis ihrer philosophischen Systeme. Der Inhalt der verschiedenartigsten Originalwerke ward dem Leser so zu sagen in Bausch und Bogen übermittelt, da der nicht immer sprachbewanderte Uebersetzer selbst oft schon aus zweiter Hand schöpfen musste, namentlich, wenn es sich um griechische Texte handelte. Es ist ja zur Genüge bekannt, dass z. B. die Originalquelle des Aristoteles auf dem Wege nach Frankreich bereits eine dreifache Trübung im Syrischen, im Arabischen und im Lateinischen erfahren hatte.

Im 16. und 17. Jahrhundert aber gewann die Thätigkeit der französischen Uebersetzer allmählich eine solche Bedeutsamkeit, dass dieselbe ohne näheren Einblick in die sie fördernden Umstände geradezu rätselhaft erscheinen könnte. In der französischen Litteratur des 16. Jahrhunderts steht der Uebersetzer dem Dichter, dem Originalschriftsteller fast ebenbürtig zur Seite, und die Grenzen zwischen eigener Schöpfung, Nachahmung und Uebersetzung werden häufig ohne alles Bedenken verwischt. Im 17. Jahrhunderte masst sich der Uebersetzer, obwohl schon etwas mehr in den Hintergrund gedrängt, andrerseits wiederum Rechte seinen Originalautoren gegenüber an, die dem Urteile der Gegenwart geradezu unerhört erscheinen.

Woher kommt es aber, dass, trotzdem die meisten Uebersetzungen dieses Zeitraums nur einen relativ-historischen Wert besitzen, Frankreich während dieser beiden Jahrhunderte seinen Uebermittlern fremdländischer Geistesschätze Rechte eingeräumt und eine Bewunderung gezollt hat, wie wir sie in der Gegenwart nur dem Originalgenie zuzugestehen pflegen? Die Beantwortung dieser Frage beruht zunächst auf der notwendigen Erkenntnis, dass auch betreffs der Uebersetzungsleistungen 16. und 17. Jahrhundert in Frankreich schroffe Gegensätze bilden. Höchstens Coeffeteau spannt noch ein schwaches Band zum 16. Jahrhunderte hinüber. Im Uebrigen spiegelt sich in den Uebersetzungen, und dazu gehörigen Vorreden des 16. Jahrhunderts, ein Geist wieder, der dem folgenden Jahrhunderte völlig fremd geworden ist. Streng genommen, sind die Uebertragungen der alten Griechen und Römer im 16. wie im 17. Jahrhunderte nur Travestien gewesen, in mancher Hinsicht von feinerer komischer Wirkung als die absichtlich zugestutzten Zerrbilder eines Scarron; aber diese Travestien zweier grundverschiedener Epochen tragen immerhin ein wesentlich verschiedenes

Gepräge. Die Uebersetzungen des 16. Jahrhunderts waren dazu bestimmt, Lücken in der nationalen Litteratur zu ergänzen; sie bildeten das Vorspiel zu einer reicheren Entfaltung der vaterländischen Muse. *Der Uebersetzer erschien wie ein ruhmreicher Eroberer im Reich der Geister, ein Conquistador des klassischen Eldorado, der die Ueberlegenheit der neugeschmiedeten sprachlichen Waffen Frankreichs urbi et orbi offenbarte.*[20]) Er bemühte sich in gewaltthätiger Weise die bewunderten classischen Vorbilder zu französisieren. Im Zeitalter Ludwigs XIV. traten an die Stelle dieser kühnen Eroberer selbstbewusste unerbittliche Censoren, Modeübersetzer, die aus Mangel an eigener Geistesfülle keine bessere Beschäftigung zu finden wussten, als die Schöpfungen der Alten zu meistern und ohne viel Rücksicht auf den eigentlichen Inhalt zu Stylübungen zu benutzen, um eine mustergültige Prosa ins Dasein zu rufen. Das 16. Jahrhundert blickte mit nationalem Stolze auf die den Alten abgerungenen Schätze, das 17. Jahrhundert bestrebte sich, der Umgiessung in französische Form auch noch das feinhöfische Gepräge[21]) aufzudrücken, das unter Ludwig XIV. zur unerlässlichen Lebensbedingung geworden war.

Im Mittelalter hatte die Travestierung des Altertums auf naiver Ignoranz beruht, im Renaissancezeitalter verleitete eine rein patriotische Absicht wiederum — und zwar diesmal absichtlich — zu einer Verzerrung antiker Lebensverhältnisse. Selbst ein unsterblicher Meister wie Amyot[22]), prägt seinem Plutarch durch die Wahl seiner Ausdrücke durchaus den Stempel seines eigenen Zeitalters auf. Die litterarischen Monumente einer abgeschiedenen Welt sollen in einem neuen französischen Gewande den Lesern des 16. Jahrhunderts als ein frisches Product vaterländischen Geistes vorgeführt werden. Diese litterarische Annexion hatte manche Ungenauigkeit zur Folge: Commentar und Text bildeten ein fortlaufendes Ganze; eine masslose Häufung von Synonymen entsprang dem redlichen aber ungeschickten Bemühen, an volltönenden Ausdrücken mit den Originalen zu wetteifern und ungetrübte Satz-

---

[20]) Cf. H. Morf: *Die französische Litteratur in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts* (diese Zs. Bd. XVIII. p. 167).

[21]) Cf. Hennebert, *Histoire des traductions françaises* . . . . . . p. 149: *l'éducation des anciens était à faire. On devait leur apprendre un peu de ce fin du fin. de cette politesse, de cette délicatesse que ces gentilshommes auraient connu sans doute, s'ils avaient eu le bonheur de naître au 17e siècle!*

[22]) Die Vestalinnen werden zu *religieuses* französisiert; Alexander hat *huissiers à verge* und *gentilshommes de la chambre*; Der Areopag klagt Diagoras der *hérésie* an; die Amphiktyonen versammeln sich *pour excommunier les sacrilèges* u. s. w.

harmonie zu erzielen. Mit vollem Rechte bemerkt E. Huguet[23]): *Illud apud omnes sexti decimi saeculi scriptores notari potest, nunquam eos sibi proposuisse ut constricte scriberent, ut uno et justo vocabulo uterentur.*

Im 17. Jahrhundert trat noch ein weiterer gefährlicher Factor zu der Travestierung der alten Welt: mit reiflicher Ueberlegung trug man dem Dünkel einer sich exclusiv fühlenden modernen Civilisation Rechnung und verzierte das neumodische französische Kleid antiker Autoren mit höfischem Flitterstaate. Die eifrigst bewunderten und sich brüstenden Interpreten[24]) rühmten sich laut der Verbesserungen, vermittelst derer sie die vollständig zu Zeitgenossen umgemodelten classischen Schriftsteller dem Lesergeschmacke angepasst zu haben glaubten. Manierierte Travestien traten an Stelle der vom Patriotismus dictierten des 16. Jahrhunderts und erregten verhältnismässig weniger heftigen Widerspruch[25]) in einem Zeitalter, das an blinder Selbstgefälligkeit seines Gleichen sucht.

Der hartnäckige Streit zwischen den *Anciens* und den *Modernes* hat sich in den systematisch geplanten Irrtümern der Uebersetzer des 17. Jahrhunderts unzweifelhaft ein günstiges Terrain vorbereitet. Von der Untreue eines D'Ablancourt z. B. bis zu der arroganten Uebersetzung eines La Motte, der die Ilias um mehr als die Hälfte verkürzt, um Homer seinen Weltruhm zu wahren, bedarf es nur noch eines einzigen Schrittes.[26]) Das 16. Jahrhundert konnte sich wenigstens eines Genies wie Amyot rühmen, dem keine Uebersetzergrösse des 17. Jahrhunderts ebenbürtig zur Seite gestellt werden darf. Die Kluft zwischen Amyot und den Uebersetzern der folgenden Epoche erschiene schier unüberbrückbar, wenn sich zwischen seine *Plutarchübersetzung*[27]) und Malherbe's *Uebertragung des 33. Buches von Titus Livius*[28]) nicht Coeffeteau's *Florus*[29])

---

[23]) Cf. *Quomodo Jacobi Amyot Sermonem Quidam d'Audiguier emendaverit* p. 13.

[24]) Cf. Hennebert: *Histoire des trad. fr.*, p. 148: *On porte aux nues les interprètes qui usent de ce qu'on veut bien appeler une heureuse liberté. Eux-mêmes se font des licences dont ils devraient rougir, et taillent dans leurs auteurs avec la plus outrecuidante aisance, une silhouette qui n'a plus du modèle que des traits éloignés.*

[25]) Du Bellay z. B. hatte energisch gegen die Untreue der Uebersetzer seines Jahrhunderts mit dem bekannten Ausspruche opponiert: Wenn man vom Original zur Uebersetzung übergeht: *il vous semblera passer de l'ardente montagne d'Aitne sur le froid sommet de Caucase.* (Deff. I, Cap. 5.)

[26]) Cf. Blignières, *Essai sur Amyot*, p. 249.

[27]) *Vie des hommes illustres*, 1558. — *Oeuvres morales*, 1572.

[28]) 1616—1621. — S. p. 16 Anmerk. 1 ff.

[29]) *Histoire romaine de L. A. Florus, depuis la fondation de la ville de Rome jusqu'à l'empire de Tybère, mise en nostre langue par le*

einschöbe, die erste, noch ziemlich zahme Schöpfung puristischen Geistes, die viel Aufsehen erregte.

Coeffeteau, *l'homme de la modération et du bon goût*, wie ihn Urbain[30]) mit Recht nennt, ist indessen nur insofern als Schüler Amyot's zu bezeichnen, als er sich verschiedene ähnliche Mängel wie Jener in seiner Uebersetzungsmethode zu Schulden kommen lässt. Denn in der Wiedergabe chronologischer und geographischer Verhältnisse begeht er dieselben Verstösse wie sein grosser Vorgänger; wie Jener ersetzt er technische Ausdrücke durch deren Erklärung, fügt in den Text selbst allerhand Commentare ein, erlaubt sich Tautologien wohlklingender Art und trübt die lokale Färbung[31]). Auch seine Syntax ist im Grunde genommen noch nicht wesentlich verschieden von dem oft so langatmigen Satzbaue Amyot's. Die kurz gedrängte Darstellungsweise Plutarch's hatte bei Amyot Schiffbruch gelitten, bei der Lectüre von Coeffeteau's Florus vergisst man ganz, dass der Titel des übersetzten Werkes: *Epitomae! rerum Romanarum* lautet. Unterzieht man die Weitschweifigkeit des Stils beider Autoren einer näheren Prüfung, so ergiebt es sich, dass die Hauptursache derselben in einer, wenigstens bei Amyot geradezu verschwenderischen Anwendung von Synonymen zu erblicken ist. Man hat mancherlei Erklärung dieser in der ganzen damaligen Litteratur verbreiteten Unsitte versucht. Zunächst sah man darin das redliche aber ungeschickte Bemühen, die Sprache zu bereichern[32]), eine Tendenz, die für das 16. Jahrhundert wenigstens sicher nicht ausgeschlossen erscheint; ferner ein tappendes Bestreben des Uebersetzers, vollständige Wiedergabe eines kraftvollen Originalausdruckes durch zwei minderwertig erscheinende Ausdrücke zu ermöglichen;[33]) drittens den Wunsch, der Satzharmonie, der

---

commandement du Roy et dediée à Sa Maiesté par F. N. C., son prédicateur ordinaire. Paris, 1615, in-8⁰.

[30]) S. *Nicolas Coeffeteau*, p. 338.

[31]) S. ib. p. 265 f. f.

[32]) Cf. z. B. Méziriac, *Discours de la Traduction*, Ménagiana (Edit. 1715), t. II., p. 420. *Or Amiot ajoute des mots inutiles à tout propos, s'étant imaginé, comme j'estime que par le fréquent usage des synonymes il enrichiroit merveilleusement son langage; car il abonde en synonymes. et en use avec si peu de modération que toutes ses périodes en sont enflées . . . . .*

[33]) Cf. Huguet, *Quomodo Jacobi Amyot Sermonem Quidam d'Audiguier emendaverit.* p. 13: *Amyot ipse non sibi proponit ut pro vocabulo graeco id vocabulum francogallicum inveniat, quo vere et plane graecum verti possit et ex illa ipsa negligentia forsitan orta sit illa toties laudata ejus orationis amoenitas. Nonnunquam enim francogallici nominis paulo augustior significatio videtur, quam ut omnino graecum reddatur; quod ut plenius reddat, nomen aliud fere idem significans addit, ita ut pro uno et justo quod statim ad sensum perveniat, duobus utatur quorum utrumque ad sensum accedere conetur.*

noch kreisenden Prosagestaltung nachzuhelfen; viertens, und hierbei tritt allerdings entschieden ein Grundzug des 17. Jahrhunderts zu Tage, den etwas schüchternen Versuch, durch Aneinanderreihung eines „terme propre“ an einen „terme figuré“, allzu kühn erscheinenden Metaphern ihre Existenz zu sichern. Dieser letzte Punkt kann freilich nur für Coeffeteau[34]), nicht aber für Amyot in Betracht kommen. Denn Amyot ist öfters ein beherzter und glücklicher Neuerer des Sprachausdruckes, mit massvollem Tacte ein echter Vertreter der Sprachtendenzen seines Jahrhunderts. Wohl aber hat er hie und da den Fehler begangen, sei es, weil er die Sprachbereicherung oder eine klangvollere Form der Satzperiode im Auge hatte, Synonyme zweckloser Art anzuwenden, wie: *sa seule fille unique*, *haine et malveillance*, *régir et gouverner*. Bereits 1609 hat man sich gegen derartige Weitschweifigkeit zu sträuben begonnen, wie die Correctur[35]) beweist, die sich d'Audiguier mit Amyots: *Histoire Ethiopique d'Héliodore*, *contenant les amours de Theagenes et de Chariclea* (1547 erschienen) vorzunehmen erlaubte. In diesen Fehler verfällt Coeffeteau schon seltener, eben, weil er Purist ist und seinen Wortschatz im Hinblicke auf den Hof sorgfältig abzuwägen und zu mustern pflegt. Der Geist der Verneinung ist bei ihm allerdings noch nicht so stark ausgeprägt, wie bei Malherbe, wenn er auch in der 2. Edition seines Florus[36]) (1621) einige „Archaismen“ mit modernen Ausdrücken vertauscht, aber völlig fern liegt ihm auch der Gedanke, mit Neologismen etwaiger Spracharmung energisch entgegenzuarbeiten.[37]) Dagegen besitzt er ein feines Geschick, nicht nur mit dem vorhandenen Material fürlieb zu nehmen, sondern dem herrschenden Sprachgebrauch folgend, immer das Beste mit untrüglichem Instincte auszuwählen. Als Uebersetzer respectiert er sein Original, indem er niemals auf den Gedanken

---

[34]) Cf. Urbain, *Nicolas Coeffeteau*, p. 337—338: *Il arrive assez souvent que Coeffeteau, à côté d'un terme figuré, met le mot propre qui exprime la même idée:* p. ex.: *la fleur et l'élite des soldats, ils reçurent le joug et les lois des Romains etc. . . . . Sommes nous en présence d'un procédé réfléchi et destiné à faire accepter plus facilement des métaphores qui passaient alors pour trop hardies, et par suite à rendre le style plus orné sans nuire à sa clarté?*

[35]) S. Huguet, p. 23—30 ff.

[36]) Er ersetzt z. B.: *ains* durch: *mais*; *par ainsi* durch: *de cette sorte; mis à la cadène* durch: *enchaîné; contention* durch: *contestation; déconfiture* durch: *défaite*; *discord* durch: *discorde; embûche* durch: *embuscade; ès* durch: *dans les*; *honnêteté* durch: *politesse*. Cf. Urbain, p. 307.

[37]) Ib. p. 303: *Notre auteur n'a créé aucun mot, et dans la grande quantité d'ouvrages qu'il nous a laissée, on ne rencontrerait ni une expression ni une tournure qui lui appartînt en propre.*

kommt, eigene geistreiche Einfälle in den Text einschieben oder manirierte Verbesserungen vornehmen zu wollen. *Sa phrase limpide se déroule avec une tranquille lenteur et avec une abondance quelque peu diffuse. On y voudrait une concision plus grande et une allure plus rapide; il y faudrait surtout plus d'agrément, de couleur et d'originalité.*[38])

An der Hand einer Probe, die wohl noch besser für unsere Zwecke geeignet ist, als die von Hennebert[39]) gewählte, wird es uns vielleicht am schnellsten gelingen, Coeffeteau's Eigenart als Uebersetzer zu charakterisieren: [40])Florus: Lib. I. Cap. XXIII: *La premiere discorde civile advint à cause de la tyrannie des usuriers, qui exerçoient toutes sortes d'outrages sur ceux qui leur estoient redevables, iusques à les battre de verges sur le dos comme des esclaves, dont le peuple irrité prit les armes, et se retira sur le mont Sacré, d'où il ne fust point party si on ne lui eust accordé des Tribuns, et si Menenius Agrippa, sage personnage, ne l'eust retiré par son eloquence et par son authorité. Il se trouve encore aujourd'hui quelque chose de la harangue qu'il fit au peuple pour l'induire à la concorde, nommément la fable qu'il employa, comme un assez puissant moyen pour obtenir de luy ce qu'il desiroit. — Autrefois, luy dit-il, il y eut entre les membres du corps humain une dispute fondée sur ce qu'ils se plaignoient, que tous les autres membres travaillans, il n'y avoit que le ventre qui demeurast ocieux*[41]): *et là dessus refusans de le nourrir, ils commencerent à languir, et à donner des signes d'une prochaine mort. C'est pourquoy ils se reconcilierent avec luy, apres avoir recogneu que c'estoit luy qui digeroit les viandes, et qui les convertissoit au sang, dont ils estoient arrousez et entretenus en leur vigueur.*

Ein einziger Blick auf Text und Uebersetzung genügt, um festzustellen, dass bei Coeffeteau die knapp gedrängte Darstellung eines Florus reichlich den doppelten Umfang angenommen hat, und zwar allenthalben, nicht nur an der citierten Stelle, wo die kurze Fassung des Originals jedem Uebersetzer Kopfzerbrechen verur-

---

[38]) Ib. p. 323.

[39]) *Histoire des traductions françaises*, p. 156—157 (Lib. I Cap. XVI).

[40]) Cf. L. Flori *Rerum Romanarum Epitome.* Liber I, Caput XXIII. *Prima discordia ob tyrannidem foeneratorum: quibus in terga quoque serviliter saevientibus, in Sacrum montem plebs armata secessit: aegreque, nec nisi Tribunos impetrasset, Menenii Agrippae facundi et sapientis viri auctoritate, revocata est. Extat orationis antiquae satis efficax ad concordiam fabula, qua dissedisse inter se quondam humanos dixit artus, quod omnibus opere fungentibus, solus venter immunis ageret: deinde moribundos a sejunctione rediisse in gratiam, quando sensissent, quod ejus opera redactis in sanguinem cibis irrigarentur.*

[41]) Edit von 1615: *ocieux*, 1621: *oiseux*.

sachen dürfte. In der angeführten Probe hat der bündige, rein sachliche Bericht die Form einer breiten Erzählung angenommen. Wir haben es hier vielmehr mit einer *Periphrase* als mit einer eigentlichen Uebersetzung zu thun. Die Wirkung des Originals ist durch diese schon ganz puristische Tendenz der Umschreibung vollständig abgeschwächt. Das von Florus flüchtig, nur andeutungsweise hingeworfene *quoque*, schwillt bei Coeffeteau zu der ausführlichen Bemerkung an: *qui exerçoient toutes sortes d'outrages sur ceux qui leur estoient redevables.* Die schlichte Bemerkung: *extat orationis antiquae satis efficax ad concordiam fabula* verleitet zu dem wertlosen Zusatze: (*la fable*) *qu'il employa* (*comme un assez puissant moyen*) *pour obtenir de luy ce qu'il desiroit.* Das völlig anspruchslose *dissedisse* wird wiedergegeben durch: *il y eut une dispute fondée sur ce qu'ils se plaignoient.* — Nach *deinde* fand Coeffeteau es unerlässlich, *refusans de le nourrir* einzuschieben; *moribundos* hat er (und hier erschienen ihm vielleicht mit Recht 2 Ausdrücke nötig) durch: *ils commencèrent à languir et à donner des signes d'une prochaine mort* wiederzugeben gesucht; . . . *ejus opera redactis in sanguinem cibis* hat er mit jedenfalls unbeabsichtigter realistischer Deutlichkeit durch: . . . *qui digeroit les viandes et qui les convertissoit au sang* weiter ausgesponnen; *irrigarentur* endlich, ein vielleicht zu kühn erscheinender Ausdruck, bietet in Coeffeteau's Uebersetzung ein Beispiel für die bereits oben erwähnte Nebeneinanderstellung von *terme figuré* und *terme propre*: . . . . . . *arrousez et entretenus en leur vigueur*!

Florus' Eigenart ist in dieser etwas verwässerten Wiedergabe Coeffeteau's entschieden stark beeinträchtigt worden. Den Mangel an Kraft und Schärfe des Ausdruckes aber hat unser Uebersetzer durch Tact und eine gewisse Eleganz zu überdecken verstanden. Malherbe, der ein Jahr[42]) später bereits einen Teil seiner Uebersetzung des 33. Buches von Titus Livius publicierte, und, wie wir wissen, häufig mit Coeffeteau seine Ansichten über die Sprachreform auszutauschen pflegte, geht, seinem Character gemäss, mit seiner classischen Vorlage eher brüsk und rücksichtslos um. Während Coeffeteau sein Original noch mit einer gewissen massvollen Feinheit trübt, befleissigt sich Malherbe als Uebersetzer einer täppischen Geziertheit. Seine Uebertragung des Titus Livius mutet den

[42]) Cf. Edit. Lalanne, t. I, p. 390: *La traduction des seize premiers chapitres et d'une partie du 17e de ce livre parut en 1616 dans le second tome de la traduction de Tite Live par Vigenère. Plus tard Malherbe acheva son oeuvre et publia, en 1621, la version du livre entier, sous le titre de: Le XXXIIIe livre de Tite Live, nouvellement trouvé à Bamberg, en Allemagne, traduit par le Sr. de Malherbe, gentilhomme ordinaire de la chambre du Roy, et dédié à Monseigneur le duc de Lugues, Paris, T. du Brag, in 8°.*

modernen Leser öfters grob, trivial, abgeschmackt, ja bisweilen geradezu lächerlich an. Im Gegensatze zu Coeffeteau hat Malherbe energischer mit veralteten Ausdrücken aufgeräumt, andrerseits aber mit fast tölpischem Ungeschick, Redensarten, die gerade „en vogue" in der Hofconversation sein mochten, auf Verhältnisse angewendet, in denen sie sich selbst zu seiner Zeit für einen vorurteilsfreien Kritiker im höchsten Grade unpassend ausnehmen mussten. Jedenfalls hatte Coeffeteau sein Publikum mit seinem viel gelesenen Florus auf die Möglichkeit eines gefälligeren sprachlichen Ausdruckes aufmerksam machen können.

Nur ein paar Beispiele solch abgeschmackter Wendungen, deren sich Malherbe bedient, werden genügen, sein plumpes Vorgehen als Uebersetzer in ein grelles Licht zu setzen. (Edit. Lalanne, t. I. p. 448[43]):

1. *Antiochus à cela répondit que ce n'étoit pas de cette heure que les Romains* ***mettoient le nez en ses affaires!***

p. 457:

2. *Annibal, qui* ***eut! meilleur nez que les autres!****, sentit bien que c'étoit à lui que! le* ***paquet s'adressoit!*** . . . . .

p. 423:

3. *Il s'en alla . . . . . le long des côtes de Cilicie et de Carie, en partie pour* ***!tâter le pouls!*** *aux villes que Ptolomée y avoit!*

p. 430:

4. *Aussitôt que les nouveaux consuls furent en exercice, la première affaire qu'ils* ***!mirent sur le tapis!,*** *fut le département des provinces.*

p. 412:

. . . 5. *Mais que depuis qu'ils étoient par terre, il n'appartenoit qu'à des âmes lâches de leur* ***!mettre le pied sur la gorge!***

p. 414:

5. *Les Etoliens furent seuls qui témoignèrent en être mal satis-*

---

[43]) Cf. Tit. Liv. Lib. XXXIII.

(C. 40). 1. *Ad ea rex: Satis iam ante videre se. Romanos !inquirere! quid regi Antiocho faciendum* . . . .

(C. 47.) 2. *Annibalem unum se peti ab Romanis non fallebat* . . .

(C. 19.) 3. *Ipse . . . . . proficiscitur simul per omnem oram Ciliciaeque et Carias !tentaturus! urbes, quae in ditione Ptolemaei erant* . .

(C. 25.) 4. *L. Furius, M. Claudius Marcellus consulatu inito, !cum de provinciis ageretur!* . . . .

(C. 12.) 5. . . *Adversus victos, mitissimum quemque, animum maximum habere.*

(C. 13.) 6. *Haec, cum omnium sociorum adsensu dicta, Aetolis non in praesentia modo gravia auditu, sed mox belli etiam causae, magnarumque ex eo cladium, iis fuerunt.*

(C. 14.) 7. *Quum id effusius hostes, et, ut fit ab nimia fiducia, neglegentius etiam facerent, Nicostratus, spem nactus necopinantes eos agrediendi* . . . .

faits, et par leurs bizarreries bientôt après **!s'attirèrent sur les bras!** *une guerre qui les accabla de toutes sortes de calamités.*

p. 415:

6. *Nicératus ayant considéré que pour le mépris que les ennemis faisoient de sa foiblesse ils ne marchoient jamais qu'en désordre, s'imagina qu'il y avoit moyen de leur* **!donner sur les doigts!**

Immerhin bleibt es vom Standpunkte der Gegenwart aus eine heikle, fast unlösbare Frage, wie derlei unsere Ohren wunderlich genug berührende Wendungen den Lesern des 17. Jahrhunderts geklungen haben! Malherbe selbst rühmt sich[44]) . . . . *Je n'ai pas voulu faire les grotesques, qu'il est impossible d'éviter quand on se restreint dans la servitude de traduire de mot à mot. Je sais bien le goût du collège, mais je m'arrête à celui du Louvre.* — Er selbst glaubte somit sicherlich, eine mustergültige, tadellos elegante Prosa geschaffen zu haben, auf die er voll Stolz seine Jünger verweisen konnte, wenn sie ihn drängten, seine sprachlichen Theorien in einer Grammatik niederzulegen.[45]) Sogar Mlle. de Gournay weiss gegen die Uebersetzung ihres Gegners keinen schärferen Tadel vorzubringen, als dass dieselbe *un bouillon d'eau claire*, d. h. also eine arge Verwässerung sei; sie vermisst in der Uebertragung alte kraftvolle Ausdrücke, nimmt aber keinerlei Anstoss an den uns Moderne befremdenden Ausdrücken. Mithin wäre es eine interessante, wenn auch mit aller Vorsicht zu behandelnde Aufgabe, durch den Vergleich namentlich aller bedeutenderen zeitgenössischen Schriftsteller, den historischen Wert einer ganzen Reihe von Wendungen und Ausdrücken genau festzustellen: unzweifelhaft herrschte zu Malherbe's Zeit ein etwas derberes, zu d'Ablancourt's Zeit ein affectierteres Genre vor. In dieser Richtung hat bereits E. Roy[46]) ungemein interessante Forschungen, namentlich zum besseren Verständnis der Komik von Molière's *Précieuses Ridicules* unternommen. Für unsern vorliegenden Fall interessiert uns besonders eine Bemerkung auf Seite 286 . . . . . . *Le vieil écrivain* (Sorel) *ne cache pas son dédain pour les expressions nouvelles: Hier, les beaux parleurs mettoient une question ou une personne sur le tapis; aujourd'hui ils se mettent sur le chapitre de quelqu'un.*

Malherbe hat also Coeffeteau mit modernen Ausdrücken zu überbieten und zu überflügeln gesucht. Seinem weniger geschmei-

---

[44]) Edit. Lalanne, t. I, p. 464 (Anmerkung).

[45]) *Quelques-uns de ses amis le prièrent un jour de faire une grammaire de notre langue. Il avoit si bonne opinion de ses ouvrages qu'il leur répondit que sans qu'il prît cette peine, on n'avoit qu'à lire sa traduction du XXXIIIe livre de Tite Live, et que c'étoit de cette sorte qu'il falloit écrire. (La Bibliothèque française de M. C. Sorel,* Paris, 1664. p. 234.)

[46]) *La Vie et les Oeuvres de Charles Sorel.*

digen Stile gebührt andrerseits aber der Vorzug grösserer Kürze und Klarheit. Die Ueberfülle an Synonymen ist ganz geschwunden; die Periphrase tritt nur ausnahmsweise ein, wie z. B., wenn: *id creditum vulgo* durch: *La chose, assez vraisemblable de soi, fut estimée vraie de tout le monde* schwerfällig wiedergegeben wird.

Manchmal ist die grössere Kürze allerdings auf Kosten des Originals erreicht worden, denn Malherbe bekennt offen[47]: *Si en quelques autres lieux j'ai ajouté ou retranché quelque chose, comme certes il y en a cinq ou six, j'ai fait le premier pour éclaircir des obscurités qui eussent donné de la peine à des gens qui n'en veulent point; et le second, !pour ne tomber en des répétitions, ou autres! impertinences! dont sans doute un esprit délicat se fût offensé.*

Diese kaltblütige Ankündigung, am Texte willkürliche Aenderungen vornehmen zu wollen, ist nicht ungehört verhallt; spätere Uebersetzer, durch das Beispiel Malherbe's ermutigt, wiederholen sie, nur noch — wie wir sehen werden — mit etwas mehr Anmassung.

Dass einzelne Kürzungen bei Malherbe öfters aus dem Unvermögen, passende Ausdrücke zu finden, hervorgegangen sein mögen, beweist folgendes Beispiel. Die Stelle des lateinischen Textes: *Ipse cum classe centum tectarum navium, ad hoc levioribus navigijs cercurisque; ac lembis ducentis proficiscitur* ist in der Uebersetzung einfach zusammengezogen zu: . . . . . *Pour lui, il prit celle de mer, qui étoit! de trois cents vaisseaux tant grands que petits!* . . Augenscheinlich sah sich Malherbe im vorliegenden Falle in Verlegenheit, woher er die Benennungen für die verschiedenen Schiffsarten nehmen sollte, addierte einfach die Gesamtzahl und begnügte sich im Uebrigen mit der generellen Bezeichnung *tant grands que petits.*

Zum Schlusse noch eine kurze zusammenhängende Probe, zur endgültigen Bestätigung der vielleicht manchem zu scharf klingenden obigen Kritik:

Annibal, après qu'il eut exactement appris ce que se montoient les fermes tant de la mer que de la terre, quelles étoient les causes

---

S. Vorrede zu *Titus Livius:*

[47]) Ed. Lal. t. I. p. 464. — Für Malherbe's Uebersetzung von Seneca's *Traité des bienfaits* (1630 zum ersten Male teilweise publiziert) findet sich im *Discours de Godeau sur les Oeuvres de M. de Malh.* (Ed. Lal. t. I. p. 371) folgende Anpreisung: . . . . . . *Jamais Ancien n'eust si tost lassé ses Lecteurs que ce divin Philosophe, si Malh. n'eust hardiment renversé ses périodes, changé ses liaisons pour faire la suite meilleure, retranché les mots qui paroissoient superflus, ajousté ceux qui estoient necessaires pour l'éclaircissement du sens, expliqué par circonlocution des choses qui ne sont plus en usage parmi nous, et adouci quelques figures nt la hardiesse eust indubitablement offensé les lecteurs.*

des impositions, ce qui s'en employoit aux charges ordinaires, et combien il en pouvoit demeurer aux mains des receveurs, tout compté et rabattu, il fit voir à l'oeil et toucher au doigt que quand les restes seroient exigés, il y auroit de quoi payer les Romains sans que personne fût cotisé. La-dessus tout plein de gens, qui jusques alors avoient vécu de grivelées, estimant que les empêcher de les continuer, c'étoit leur ôter leur propre bien, n'oublièrent artifice quelconque pour exciter les Romains à une chose à quoi d'eux-mêmes ils avoient assez de disposition, qui étoit de ruiner Annibal.[48])

Um nur einige wesentliche Punkte, abgesehen von der etwas modernen Färbung der antiken Steuerverhältnisse, hervorzuheben, begnügen wir uns mit dem Hinweise auf:

1. die ebenso sinnfalsche als abgeschmackte Wiedergabe des lateinischen nachdrücklichen: *pronuntiavit in concione . . . . et praestitit promissum* durch: *!il fit voir à l'oeil et toucher au doigt!*

2. das fade: *il y auroit de quoi payer les Romains* für die würdevolle Wendung: *satis locupletem rempublicam fore ad vectigal praestandum . . .*

3. die banale Zufügung: *tout plein de gens* zu dem schlichten: *tum vero isti.*

4. die völlig abgeschwächte Wirkung des charakteristischen *quos! paverat! per aliquot annos publicus peculatus* in der Wendung: *qui iusques alors avaient vécu de grivelées! . . . .*

5. die zweifelhafte Auslegung der Stelle: *velut bonis ereptis, non furto eorum manibus extorto.*

6. die völlige Unterdrückung der Schilderung des Grimmes in den Worten: *infensi et irati.*[49])

7. die Verwässerung des kräftigen Schlussatzes: . . . . *Romanos in Annibalem, et ipsos causam !odii! quaerentes! instigabant.*

Hat sich Malherbe in dieser seiner Uebersetzung wirklich überall dem „goût du Louvre“ angepasst, oder tritt hier nicht auch bisweilen der Zug trockener nüchterner Anschauung zu Tage, der

---

[48]) *Titus Livius: (Ed. Rom.* 1616. *T. Livii Historiarum A. U. C.* L. XXXIII p. 76). Cf. L. XXXIII. C. XLVII:

Annibal postquam vectigalia quanta terrestria, maritimaque essent, et in quas res erogarentur, animadvertit: et quid eorum ordinarij reipubl. usus consumerent, quantum peculatus averteret: omnibus residuis pecunijs exactis, tributo privatis remisso, satis locupletem rempubl. fore ad vectigal praestandum Romanis, pronuntiavit in concione, et praestitit promissum. Tum vero isti, quos paverat per aliquot annos publicus peculatus, velut bonis ereptis, non furto eorum manibus extorto, infensi et irati Romanos in Annibalem, et ipsos causam odij quaerentes, instigabant.

[49]) Oder soll etwa das unberechtigte *n'oublièrent artifice quelconque* dafür einen Ersatz bieten?

die meisten seiner Dichtungen und seine Beurteilung der Poesien Desportes' charakterisiert?

In ihren ersten Anfängen datiert Vaugelas' Uebersetzung des *Quintus Curtius* (er stirbt 1650 und hat sich bekanntlich dreissig Jahre damit beschäftigt) annähernd aus denselben Jahren, in denen Malherbe's Uebersetzungen erschienen. Doch hat Vaugelas, wie er ausdrücklich bekennt, sich Coeffeteau's Florus zum Vorbilde gewählt. Mit der Zeit änderte sich sein Geschmack, sodass er eine vollständige Umarbeitung der Uebertragung vornahm und sie nach dem Muster von D'Ablancourt's *Arrian* zustutzte. Leider ist die Veröffentlichung derselben erst nach seinem Tode erfolgt.[50]) Ueber die verschiedenen Lesarten, die am Rande und innerhalb des Textes der beiden aufgefundenen Manuscripte angebracht waren, haben einerseits Chapelain und Conrart, andrerseits Patru[51]) eine definitive, von dem zaghaften Uebersetzer über die Massen verzögerte Entscheidung treffen müssen. Die Kritik der vorhandenen Druckgestaltung wird also bis zu einem gewissen Grade auch die drei Herausgeber in Mitleidenschaft ziehen, um so mehr, als die beiden Handschriftsversionen verloren gegangen zu sein scheinen. Dieser Verlust ist ungemein zu bedauern, wenn auch Hennebert[52]) in anderer Hinsicht mit vollem Rechte bemerkt: *Pour nous le Quinte-Curce de Vaugelas n'est plus qu'un exemple estimable du degré où l'on peut porter le scrupule, et le monument d'un travail peut-être aussi peu fructueux qu'il a été long.* Denn ein directer Einblick in die Variationen des Ausdruckes, die sich Vaugelas innerhalb 30 Jahren gestattet hat, wäre gewiss ungemein lehrreich für das bessere Verständnis des immerhin dunklen Vorganges, der nötig war, einem Autor in der Uebersetzung allmählich alles ursprüngliche Colorit, die äussere Form der Gedanken, ja bisweilen den Gedanken selbst zu rauben.

Immerhin fördert selbst der Vergleich von Patru's Ausgabe mit derjenigen Chapelain's und Conrart's einige schwache Spuren des ursprünglich weitschweifigeren Textes zu Tage. In der Edition

---

[50]) *MM. Chapelain et Conrart procurèrent en 1653 la première édition du Quinte-Curce de Vaugelas; il s'en fit incontinent une seconde, toute semblable à la première; mais ensuite on retrouva une nouvelle copie de l'auteur, sur laquelle M. Patru en donna une troisième édition, fort différente des deux autres.* (Histoire de l'Académie Française par Pellisson et d'Olivet, Ed. Livet, t. I. p. 236.)

[51]) Ed. Patru (1659) *Préface: Le lecteur sera averty que depuis la premiere et la seconde impression faites, on a recouvré une derniere Copie beaucoup plus nette, et qui estoit celle à laquelle l'Autheur vouloit s'arrester. Et parce qu'en quelques endroits il ne s'estoit pas encore déterminé, cette dernière Copie a esté revüe par M. Patru . . . .*

[52]) *Histoire des Traductions* . . . . p. 172.

von 1653 ist z. B.[53]): *compositisque rebus* mit: *et après y avoir reglé et policé toutes choses*" wiedergegeben, 1659 ist *policé* geschwunden, als an dieser Stelle völlig überflüssiges Synonym, — *penetrare* war ursprünglich durch *pénétrer* übersetzt; schliesslich erscheint es ohne ersichtlichen Grund abgeschwächt als *aller*. — Die Periphrase eines so kurz gedrängten Satzes wie: *terra caeloque aquarum penuria est* erscheint, mit einer geringfügigen Variante, in beiden Editionen gleich schwerfällig: Edit. Chap. et Conr.: *car il y a grande disette d'eau par toute cette contrée, et le Ciel ne luy est pas plus liberal que la terre* (Edit. Patru: *et le ciel luy en est aussi avare que la terre*). — *Ac primo quidem et sequente die tolerabilis labor visus* . . ist zuerst mit der Moderedensart: *pour la première et la seconde journée, !il n'y eut pas de quoy se plaindre, ni de quoy se décourager!* umschrieben; bei *Patru* ist diese Wendung durch: *elles furent assez passables* ersetzt. — Die Uebersetzung der Stelle: *et aestu destituta navigia* lautete ursprünglich: *des vaisseaux qui viennent échouer sur les bancs quand la mer est basse*, später: . . . . . . *qui demeurent à sec quand la mer s'est retirée.* — Ergötzlich klingt die völlig gedankenlose Verwendung des für moderne Zeitverhältnisse durchaus eleganten Ausdruckes *tenir les clefs* an folgender Stelle[55]): der wilde Volksstamm der Scythen hat an Alexander eine Gesandschaft geschickt; gegen den Schluss der kraftvollen Rede heisst es bei Quintus Curtius: *Ceterum nos et Asiae et Europae custodes habebis*, Vaugelas umschreibt den Passus zuerst folgendermassen: *Considere que nous !tenons les clefs! de l'Asie et de l'Europe, que nous serons, si tu veux, comme des sentinelles pour te garder l'un et l'autre Empire.* In Patru's Ausgabe ist jedoch diese übel angebrachte Metapher gestrichen: *Considere que nous veillerons pour toy à la garde et de l'Europe et de l'Asie.*

Eine kurze zusammenhängende Probe, wie die folgende, bietet vielleicht noch etwas mehr Anhalt, Vaugelas' hin und her schwankende Uebersetzungsmanier zu kennzeichnen: Edit. Chap. et Cour. p. 310[56]):

[53]) Etwa eine Reminiscenz an Coeffeteau?

[54]) Cf. Malherbe's erwähnte Wiedergabe: *satis locupletem rempublicam fore ad vectigal praestandum* durch: *il y auroit de quoi payer les Romains.* p.

[55]) Cf. Edit. Chapel. et Conr. p. 553; Edit. Patru 551. (Q. Curt. Rufi Histor. Al. Magn. Lib. VII Cap. 8.)

[56]) Cf. Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Lib. IV. Cap. VII . . . . *Est etiam aliud Hammonis nemus: in medio habet fontem. Solis aquam vocant. Sub lucis ortum tepida manat, medio die, cuius vehementissimus est calor, frigida eadem fluit, inclinato in vesperam calescit, media nocte fervida exaestuat, quoque nox propius vergit ad lucem, multum ex nocturno calore decrescit, donec sub ipsum diei ortum*

Il y a encore une autre forest d'Hammon, au milieu de laquelle est une fontaine qu'ils appellent: l'eau du Soleil. Au point du jour elle est tiede: sur le Midy lorsqu'en ce climat le chaud est insupportable, elle est froide; vers le soir elle s'échauffe peu à peu; et à minuit elle est toute bouillante; puis à mesme que le iour approche, sa chaleur diminüe, iusqu'au matin qu'elle reprend sa tiédeur, continuant tousiours réglément dans cette mesme révolution. Ce qu'on y adore pour Dieu n'a pas la mesme figure, dont les Peintres et les Sculpteurs ont accoustumé de se servir pour répresenter les Dieux. Elle est faite comme un nombril composé d'une esmeraude et d'autres pierres precieuses. Quand il rend ses Oracles, les prestres le portent dans une nef d'or garnie d'une quantité de coupes d'argent, qui pendent des deux costez. Ils sont suivis d'une longue troupe de femmes vénérables, et de ieunes vierges, qui chantent à la mode du païs certains Cantiques grossiers par le moyen desquels elles croient se rendre Jupiter propice, et en tirer des réponses claires et certaines. Le Roy donc s'estant avancé le plus ancien des Prestres l'appella son fils, l'asseurant que Jupiter son père luy donnoit ce nom: et luy, sans se souvenir qu'il estoit homme, dit, qu'il l'acceptoit comme luy estant deü. Après il luy demanda, si son pere ne luy avoit pas destiné l'Empire de tout le monde? Et le Prestre porté à la flaterie, autant que le Roy à la vanité, luy déclara: Qu'il seroit Monarque de l'Univers. Il s'enquit encore si tous les meurtriers de son père avoient esté punis? Surquoy le Prestre s'escria Qu'il blasphemoit parce qu'il estoit fils d'un Pere à qui les hommes ne pouvoient faire de violence; mais que pour les meurtriers de Philippe, ils estoient tous exterminez, adioustant, qu'il seroit invincible, tant qu'il eust pris rang entre les Dieux. Puis, ayant achevé son sacrifice, il fit de magnifiques offrandes aux Dieux, et de grandes largesses aux Prestres, et permit à ses amis de consulter aussi Hammon.[57])

adsueto tepore languescat. Id, quod pro deo colitur, non eundem effigiem habet, quam vulgo diis artifices accomodaverunt: umbilico maxime similis est habitus, smaragdo et gemmis coagmentatus. Hunc, cum responsum petitur, navigio aurato gestant sacerdotes multis argenteis pateris ab utroque navigii latere pendentibus: sequuntur matronae virginesque patrio more inconditum quoddam carmen canentes, quo propitiari Jovem credunt, ut certum edat oraculum. Ac tum quidem regem propius adeuntem maximus natu e sacerdotibus filium appellat, hoc nomen illi parentem Jovem reddere adfirmans. Ille se vero et accipere ait et adgnoscere, humanae sortis oblitus. Consuluit deinde, an totius orbis imperium fatis sibi destinaretur — Vatesque in adulationem compositus, terrarum omnium rectorem fore ostendit. Post haec institit quaerere, an omnes parentis sui interfectores poenas dedissent. Sacerdos parentem eius negat ullius scelere posse violari, Philippi omnes interfectores autem luisse supplicia: adiecit, invictum fore, donec excederet ad deos. Sacrificio deinde facto dona et sacerdotibus et deo data sunt permissumque amicis, ut ipsi quoque consulerent Jovem.

[57]) Cf.: Beifolgende Varianten der Edition Patru p. 300: *Il y a*

In Patru's Ausgabe sind, wie ersichtlich, einige völlig unberechtigte Kürzungen eingetreten, die Stelle: *medio die, cuius vehementissimus est calor, frigida eadem fluit* ist durch *à Midy froide* wiedergegeben. Vaugelas hat hier ganz im Sinne seines Vorbildes d'Ablancourt gehandelt, der nur noch am Rande seiner Uebersetzung, oder in seinen als Appendix zusammengereihten geistreichen Kritiken bemerkt haben würde: *cuius vehementissimus est calor* ist überflüssig, jedes Kind weiss, dass Mittags die Hitze ihren Höhepunkt erreicht! Auch Vaugelas hat gelegentlich[58] geäussert: *il faut corriger dans la Traduction avec la permission des Critiques.* Der künstlerisch-wirksame Gegensatz, der dem Leser mit dieser Bemerkung schildernd vor Augen geführt werden soll, ist Vaugelas, der nur seinen Stil zu feilen bemüht ist, vollständig entgangen. Verunglückt ist auch die Kürzung *continuant toujours dans cette même vicissitude* für *donec sub ipsum diei ortum adsueto tepore languescat,* wenn auch die ursprüngliche Wiedergabe: *iusqu'au matin qu'elle reprend sa tiédeur, continuant tousiours réglément dans cette mesme révolution* den Vorwurf der Weitschweifigkeit verdiente. Andrerseits sind in Patru's Edition manche überflüssige Ausdrücke stehen geblieben: *artifices* ist beide Male durch *les Peintres et les Sculpteurs* statt einfach

encore une autre forest. . . . . de laquelle sourd une fontaine . . . . Au point du jour elle est tiède: à Midy froide: vers le soir . . . . sa chaleur diminüe, continuant toujours dans cette même vicissitude. Le Dieu qu'on adore dans ce temple n'a point la figure que les Peintres et les Sculpteurs ont accoustumé de donner aux Dieux. Il est fait d'Esmeraudes et d'autres pierres précieuses et depuis la tête jusqu'au nombril il ressemble à un bélier. Quand on le veut consulter, les Prestres le portent dans une nef dorée garnie d'une . . . . Ils sont suivis d'une troupe de femmes et de ieunes filles qui chantent certains Cantiques grossiers à la mode du païs par le moyen desquels elles croient se rendre Jupiter favorable . . . . et luy, sans se souvenir qu'il estoit homme, dit, qu'il acceptoit ces honneurs et reconnoissoit Jupiter pour son pere . . . . Surquoy le Prestre s'escria Qu'il blasphemoit, que son père estoit immortel, mais que pour les meurtriers de Philippe, ils estoient tous exterminez, adioustant, qu'il seroit invincible, jusques à ce qu'il eust pris rang entre les Dieux. Puis, comme il eust acheré son sacrifice, il fit . . . . et permit aux principaux de sa Cour de consulter aussi l'oracle.

[58] Edit. Chapel. et Conrart, Préf. heisst es: *A costé de ces paroles:* (Lib. IX p. 640) *Estant eschappé de ce danger, il avoit mis: Cum Amni bellum fuisse crederes: J'ay supprimé cela, tant parce qu'il y a trop de jeu et d'affectation, qu'à cause qu'il a déjà employé la mesme pensée ailleurs, ce qui luy arrive souvent, et qu'il faut corriger dans la Traduction, avec la permission des Critiques. — Il y avoit aussi beaucoup d'autres lieux où il avoit marqué qu'il avoit envie de retrancher quelques pensées de l'Autheur, parce qu'elles estoient souvent répétées; mais il ne l'a fait qu'en fort peu d'endroits.* (In der Ed. Patru haben sich die Kürzungen indessen vermehrt.

durch *artistes* wiedergegeben: *ut certum edat oraculum* lautet stets in der Uebersetzung: *et en tirer des réponses !claires et certaines!* Das schlichte: *dona et sacerdotibus et deo data sunt* ist angeschwollen zu: *il fit de magnifiques offrandes aux Dieux, et de grandes largesses aux Prestres*; *amicis* ist in Patru's Ausgabe durch: *aux principaux de sa cour* ersetzt. An einer Stelle hat sich Vaugelas sogar gestattet, mitten in den Text einen Commentar (?) einzufügen: . . . *umbilico maxime similis est habitus, smaragdo et gemmis coagmentatus*; zuerst war dieser Passus correct wiedergegeben in den Worten: *elle est faite comme un nombril composé d'une esmeraude et d'autres pierres précieuses.* Bei Patru aber lautet dieselbe Stelle: *il est fait d'Esmeraudes et d'autres pierres précieuses et !depuis la tête iusqu'au nombril il ressemble à un bélier!* — *Patrio more* klingt auch weniger würdevoll in der französischen Wendung: *à la mode du païs.*

Vaugelas' Zaghaftigkeit hat ihn davor bewahrt, sich als Uebersetzer lächerlich zu machen, aber sein Stil ist weit davon entfernt, natürlich zu sein, was er doch vor allen Dingen bezweckte. Das Ganze bewegt sich geschraubt und gekünstelt, *On y sent toute la gêne d'une phraséologie assez lâche d'abord, qu'on a resserrée outre mesure.*[59])

Vaugelas zweites und letztes Vorbild, Nicolas Perrot, sieur d'Ablancourt, repraesentiert den reinsten Typus eines puristischen Modeübersetzers des 17. Jahrhunderts. In Rücksicht auf den Geschmack der Romanleser seiner Zeit hat er die alten Griechen und Lateiner unbarmherzig zu entstellen gewagt.[60]) In den Vorreden zu seinen zahlreichen Uebersetzungen, die er mit fabrikmässiger Eile angefertigt zu haben scheint, bekennt er sich selbst auf's freimütigste zu den Ideen, die er sich von der Aufgabe eines tüchtigen Uebersetzers gebildet hat. Drei Hauptgrundsätze hat er unbedenklich in seiner Thätigkeit zur Richtschnur gewählt: 1. dem Uebersetzer sind sowohl Kürzungen als Zusätze gestattet; 2. manche Gedanken dürfen, ja müssen sogar mit anderen vertauscht werden; 3. generell gewählte Ausdrücke sind stets specifisch-genauen vorzuziehen.

Im Allgemeinen hat sich d'Ablancourt mehr Kürzungen als Zusätze gestattet, da er namentlich beflissen war sich durch eine elegante klare Form auszuzeichnen. Wo ihm Schilderungen zu breit und ermüdend dünkten, Wiederholungen auftauchten[61]), Gedanken-

[59]) Hennebert, *Histoire des traductions* . . . . . p. 171.

[60]) Cf. Ib. p. 161: *Il taille à sa fantaisie dans les originaux, corrige ici au nom de la morale, là au nom du bon goût: plus loin dans l'intérêt de la logique, de la noblesse ou de l'harmonie. Ce n'est plus un interprète, mais un censeur, qui fait la leçon aux anciens et les amende sans merci.*

[61]) Cf. z. B. Préface zu den *Commentaires de César.* Paris. 1650.

häufungen in ein und demselben Satze Unklarheit hervorzurufen drohten,[62] anstössige Stellen seiner moralischen Anschauung zuwider waren,[63] die gefällige Abrundung seiner Phrasen durch irgend ein Satzglied gefährdet schien,[64] strich er das ihm Unbequeme, weil er sich dazu völlig berechtigt glaubte. — Zusätze sind nur in drei Fällen erfolgt, erstlich, wenn d'Ablancourt einen Gedanken des Originals seinen Lesern klarer gestalten, zweitens, wenn er seinen eigenen Witz leuchten lassen wollte, drittens, wenn er noch eines volltönenden Schlusses zu seiner Periode bedurfte.[65] — Gedankenvertauschungen rechtfertigt unser Uebersetzer ausdrücklich in seiner Vorrede zu Lucian: *Je ne m'attache donc pas tousiours aux paroles ni aux pensées de cet Autheur, et demeurant dans son but, j'agence les choses à nostre air et à nostre façon. Les divers temps veulent non seulement des paroles, mais des pensées différentes; et les Ambassadeurs ont coustume de s'habiller à la mode du pays où on les envoye, de peur d'estre*

Je ne repete point ici ce que i'ay remarqué dans mes autres Traductions, que pour leur donner les graces de nostre Langue, i'abbrege quelquefois des endroits trop languissans, évite des repetitions inutiles . . . . . .

[62] Cf. Préface zu *Tacite* (1640) *D'ailleurs, il a accoustumé de mèler dans une mesme période, et quelquefois dans une mesme expression, diverses pensées qui ne tiennent point l'une à l'autre, et dont il faut !perdre une partie, comme dans les ouvrages qu'on polit, pour pouvoir exprimer le reste sans choquer les delicatesses de nostre Langue, et la iustesse du raisonnement. — Car on n'a pas le même respect pour mon Français que pour son Latin.*

[63] Cf. Préface de *Lucain* (Edit. 1655) *Epistre à Conrart: J'ai retranché ce qu'il y avait de plus sale, et adoucy en quelques endroits ce qui étoit trop libre. — Curata resurgo* steht auf der Vignette der Annalen.

[64] Cf. Unglaublich, aber auch komisch klingt z. B. seine Anmerkung zu einem Passus der *Annalen* v. Tacitus (Lib. XIII C. 44) p. 346 der Uebersetzung. Die Stelle handelt von Octavius Sagitta und Pontia: . . . . *Qu'elle estoit cause de sa ruine et de celle de sa reputation — Le Latin adjouste: qu'il abandonnait sa vie entre ses mains qui estoit la seule chose qui luy restoit.* ***mais! ie n'ay sceu ou le placer!***

[65] Cf. *La Germanie de Tacite* (p. 743): *De tous ces peuples les Ariens sont les plus puissans et les plus redoutez, et augmentent encore la terreur de leur nom par artifice: car ils noircissent leurs corps et leurs boucliers avant que d'aller au combat, et choisissent la nuit la plus noire, de sorte qu'ils ressemblent à une armée infernale, dont on ne sçauroit seulement souffrir la veüe, car les yeux sont les premiers vaincus aussi bien en guerre* ***!qu'en amour!*** Der Uebersetzer bemerkt selbst (p. 845) *Qu'en amour, i'ay adjousté ces deux mots, pour égayer la pensée à l'imitation de l'Auteur, qui descrit tout cecy avec beaucoup de grace, outre que de dire, car les yeux . . . . vaincus à la guerre, ie trouvois cela trop court pour en reprendre une periode toute seule.* — (Man vergleiche): *Ceterum Arii super vires, quibus enumeratos paulo ante populos antecedunt, truces insita feritate arte ac tempore lenocinantur. Nigra scuta, tincta corpora, atras ad proelia noctes legunt: ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt, nullo hostium sustinente novum ac velut infernum aspectum. Nam primi in omnibus proeliis oculi vincuntur.*

ridicules à ceux à qui ils taschent de plaire. Und auch sonst, gelegentlich, wenn es sich nicht um altmodische Anschauungen handelt, ist es nach d'Ablancourt's Ansicht doch nur begreiflich und selbstverständlich, dass spontane Regungen den Uebersetzer drängen, etwas von seinem eigenen Geiste in den antiken Rahmen einzufügen: *Et comme un homme libre qu'un malheur a rendu esclave, se sent tousiours de sa liberté, l'esprit du Traducteur ne peut s'empescher d'éclater en quelques endroits.*[66]) Diese Argumentation ist nach moderner Anschauung ebenso schief als forciert, sie klingt wie eine Art von Notwehr und — thatsächlich ist sie eine Antwort auf die Angriffe, welche von vernünftiger Seite schliesslich mehr oder weniger laut gegen *Hardi d'Ablancourt* erhoben wurden.

Wichtig und ganz besonders charakteristisch für die Tendenzen des 17. Jahrhunderts erscheint der dritte Hauptgrundsatz d'Ablancourt's: *Toutes les choses exprimées en général sont plus belles qu'en particulier, si le particulier n'est tres agreable, et dans les graces du pays, ce qui ne peut pas estre dans la traduction d'un ancien.*[67])

Dass d'Ablancourt eifrig bemüht war, den zu seiner Zeit üblichen preciösen Romanstil auf einzelne seiner Autoren zu übertragen, mögen folgende kleine Proben beweisen. Wie hat er z. B. die bekannte Schilderung deutscher Sittenreinheit in Tacitus' Germania[68]) dargestellt? *La chasteté n'y est point corrompüe par les festins, les assemblées, ny les spectacles; on n'y donne, et on n'y reçoit point de !poulets!*[69]) (Rem. p. 844: *j'ay expliqué le texte de la chose*

---

[66]) S. Préface zu *Arrian* (Edit. 1664. Paris).

[67]) Cf. Lucien, Paris. 1655. p. 587: *Tous les Mathématiciens du monde.* ***Le Grec*** *Νέρωνα δὲ τῆς μὲν τοῦ Ἰσθμοῦ τομῆς οὐδ' ἂν Θαλῆς μετέστησεν ὁ σοφώτατός τε καὶ φυσικώτατος* ***dit:*** *Thalès, mais j'exprime cela à nostre air.* (***Neron***, *ou l'entreprise de percer l'Isthme*).

[68]) Cf. Tac. Germ. C. 19. *Ergo septa pudicitia agunt, nullis spectaculorum illecebris, nullis conviviorum irritationibus corruptae. Litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant. Paucissima in tam numerosa gente adulteria, quorum poena praesens et maritis permissa. Accisis crinibus nudatam coram propinquis expellit domo maritus, ac per omnem vicum verbere agit. Publicatae enim pudicitiae nulla venia, non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit. — Nemo enim illic vitia ridet: nec corrumpere et corrumpi, saeculum vocatur.*

[69]) Bisweilen ist D'Ablancourt mit seinen preciösen Modeausdrücken selbst wieder aus der Mode gekommen, ohne dass er es jedoch bemerkte. 1640, als sein „Tacitus" erschien, war *poulet* noch ein vornehmer Ausdruck. Aber bereits für 1659 liegt ein Zeugnis vor, dass die elegante Welt sich inzwischen für *billet doux* entschieden hatte. Cf. Roy. *Charles Sorel* p. 278: *Billet doux est un mot nouveau en 1659. et il n'y a pas longtemps que Mlle de Scudery l'a substitué à l'ancien mot: poulets, comme le dit Sorel. Bibl. fr. de 1664,* p. 102. — Cf. ferner: *Marguerite Buffet. Nouvelles observations sur la langue françoise* (1668) p. 34, die peremptorisch erklärt: *On ne se sert plus de ce mot de Poulet, on dit plus ordinairement des Billets doux.* — D'Ablancourt's Uebersetzungen

dont il s'agissoit.) *de sorte qu'il y a peu d'adulteres dans un si grand peuple, et quand il s'en trouve, on en fait sur le champ la punition. Le mary rase sa femme, et l'ayant despoüillée en la presence de ses parens la chasse de chez luy à coups de bâton, et la promene de la sorte par le village: il n'en faut pas après qu'elle attende de pardon ny d'excuse; Ny son âge ny ses richesses, ny sa beauté ne luy trouveroient pas un autre mary. Car on ne rit point là des vices; et l'on ne dit point que c'est la mode de galantiser, ou d'estre galantisée.* Der markige Ton, der gehaltene Ernst eines Tacitus ist in diesem abgeschmackten Zerrbilde vollständig verwischt. Nach dieser einen auffallenden Probe wird es Niemanden verwundern, wenn es z. B. an einer anderen Stelle von den Sueven heisst: *Voilà le soin innocent qu'ils ont de se parer; mais ce n'est pas pour !plaire aux Dames! c'est pour paroistre plus efroyables à leurs ennemis* (*ea cura formae, sed innoxie. Neque enim ut ament amenturae; in altitudinem quandam et terrorem adituri bella compti, ut hostium oculis ornantur.*) Oder wenn die dringende Anrede des Critognatus: *Nolite hos vestro auxilio exspoliare, qui . . . . . .* in den *Commentaires de Cesar* (p. 245) *Ne desniez pas, Messieurs, vostre assistance à ceux . . . . .* lautet. — *Cum his mihi res sit, qui eruptionem probant* (Ib. p. 245) wird zierlich umgedrechselt zu: *Je m'adresseray donc aux autres, qui veulent mourir l'espée à la main.* — *Sed in consilio capiendo omnem Galliam respiciamus* (ib.) nimmt die feinste höfische Wendung: *Mais iettons un peu les yeux, ie vous prie, sur toute la Gaule . . .* an. Nur einmal erklingt mitten hinein in den süsslich geschraubten Ton wie ein Echo von Malherbe's mehr bärenhafter Manier: *Il fut resolu au plus de voix, qu'on mettroit dehors !toutes les bouches inutiles! . . . . .* (ib. p. 247[70]).

Und nun gar erst *Lucian* in D'Ablancourt's sogenannter Auffrischung! Selbst die Lectüre der Bemerkungen, die sich der Uebersetzer gestattet hat, genügt schon, sich eine ungefähre Idee von seiner Bearbeitung zu machen.

Da heisst es (Edit. v. 1655, Paris, p. 2) z. B.: *De petits ouvrages de cire,*[71]) *il est plus delicat de la sorte, que de dire des hommes, des chevaux et des boeufs.* — p. 288 hat d'Ablancourt ausdrücklich verbessert: *Plus lascifs que des moineaux et plus larrons*

waren also in mancher Hinsicht, selbst für den affectierten Leserkreis, dem er zu gefallen strebte, nur „Eintagsfliegen."

[70]) Cf. *C. J. Caesaris Commentarii de bello gallico* (VI. 78): *Sententiis dictis constituunt, ut ii, qui valitudine aut aetate inutiles sunt bello, oppido excedant. . . .*

[71]) Cf. Lucian's Traum: *ὁπότε γὰρ ἀφεθείην ὑπὸ τῶν διδασκάλων, ἀποξέων ἂν τὸν κηρὸν ἢ βόας ἢ ἵππους ἢ καὶ νὴ Δί' ἀνθρώπους ἀνέπλαττον, εἰκότως, ὡς ἐδόκουν τῷ πατρί.*

que des chouëttes. j'ay mis la chose à nostre air, il y a en Grec[72]*: plus lascifs que des asnez, et plus larrons que des chats, mais on ne parle point parmy nous de la façon. (Dialogue de Lucien et des Philosophes.)* p. 327 vertauscht er das Bild von „neuen Schuhen", die bald abgetragen hinter die Thür geworfen werden, mit einem ihm passender dünkenden Vergleiche: *Atten, dit l'un, cela ne durera pas longtemps, c'est un balay neuf, qu'on jettera bientost derriere la porte; au Grec*[73]*) souliers neufs, mais l'autre est mieux à nostre air. (De Ceux qui entrent au service des Grands)* — p. 354 kennzeichnet am Besten seinen preciösen Stil: *Un amoureux oubliroit plustost le logis de sa maistresse. Le Grec dit*[74]*): (Qu'une charogne ne seroit pas si tost découverte par des Vautours; mais cette comparaison est! trop sale! (Le Navire ou les Souhaits.)*

Am fadesten erscheint D'Ablancourt aber unbedingt an den Stellen, wo er im Namen der *Logik* Verbesserungen vorgenommen hat. Wenn es bei *Tacitus* folgendermassen heisst: *Sic vivendum, sic pereundum, accipere se quae liberis inviolata ac digna reddat, quae nurus accipiant, rursusque ad nepotes referant,* übersetzt er[75]): *C'est ainsi qu'il luy faut vivre, c'est ainsi qu'il luy faut mourir, elle doit faire de semblables presens aux femmes de ses fils et conserver cette coutûme inviolable dans sa famille.* Denn, fügt er weise hinzu (Rem. p. 844 ib.), *Le latin dit qu'elle doit laisser ses presens à ses enfans, et ses enfans aux leurs mais !**des boeufs et des chevaux ne vivent pas trois races**!*

In den *Dialogues des Courtisanes* Lucian's (p. 399 d. Edit. 1655) hat er gelegentlich eine Frist von 3 Tagen in 10 umgewandelt. Warum? *Mais c'est trop peu, pour se plaindre tant, et pour faire dire à une voisine, qu'on ne le voit plus.*

Als Sabina Poppaea's Schönheit und Vorzüge von ihrem Gatten dem Kaiser Nero gepriesen werden[76]), bemerkt D'Ablancourt tiefsinnig (Ed. 1693, Lyon, p. 222) zu den Worten: *Il ne cessoit de louer au Prince sa beauté et ses perfections. Cela est bien estrange pour un mary qui parle de sa femme, quoi que Tacite en rende*

[72]) *ἀσελγέστεροι δὲ τῶν ὄνων, ἁρπακτικώτεροι δὲ τῶν γαλῶν, φιλονεικότεροι δὲ τῶν ἀλεκτρυόνων.*

[73]) *Νῦν μὲν γὰρ ὥσπερ τὰ καινὰ τῶν ὑποδημάτων ἐν τιμῇ τινι καὶ ἐπιμελείᾳ ἐστί.*

[74]) *Οὐκ ἐγὼ ἔλεγον ὅτι θᾶττον τοὺς γῦπας ἔλαθε νεκρὸς ἐν φανερῷ κείμενος, ἢ θέαμά τι τῶν παραδόξων Τιμόλαον διέλαθεν.*

[75]) *Germania* C. 18. Und wie schön ist doch die symbolische Bedeutung der Hochzeitsgaben in dem vorausgehenden Absatze dargelegt: (*ne se mulier extra virtutum cogitationes extraque bellorum casus putet, ipsis incipientis matrimonii auspiciis admonetur venire se laborum periculorumque sociam, idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque: hoc iuncti boves, hoc paratus equus, hoc data arma denuntiant.*)

[76]) Cf. Tacitus, *Annales*: L. XIII. C. 46.

quelque raison: pour moi je croirois qu'il parloit de la sorte avant qu'il l'eust épousée, si l'Auteur ne disoit le contraire.

Wenn unser Uebersetzer andrerseits es wagt, in die Dialoge Lucians das Gespräch *Des lettres de l'alphabet, où l'usage et la grammaire parlent*, verfasst von seinem Neffen, M. de Frémont, einzuschieben, wenn er selbst von Arrian's Buch über Indien nur einen Auszug „de ce qu'il y a de plus agreable" für den Leser zusammengeschnitten hat, weil dieser Autor *est sujet à des repetitions frequentes et inutiles, que ma langue ni mon stile ne peuvent souffrir (Préface* zu *Arrian*, Paris 1664[77]), so begreift man angesichts einer derartigen Pietätlosigkeit gegenüber dem Altertume, die sich tausendfach bei anderen weniger bekannten Uebersetzern des 17. Jahrhunderts wiederholt, den etwas hart klingenden Ausspruch Despreaux[78]: *Savez-vous, me demanda-t-il, pourquoi les anciens ont si peu d'admirateurs? C'est parce que les trois quarts tout au moins de ceux qui les ont traduits étoient des ignorants ou des sots.* Racine machte bekanntlich seinem Unwillen noch drastischer Luft, indem er gelegentlich, als Tourreil, der Uebersetzer des Demosthenes, ihm in Auteuil Proben seiner Uebersetzungskunst vorlegte, seinem anwesenden Freunde Despreaux zuraunte: *Le bourreau! Il fera tant qu'il donnera de l'esprit à Démosthène!*[79] Aber die grosse Menge zollte den Verirrungen der zeitgenössischen Uebersetzer grossen Beifall, ja noch mehr, selbst so begabte Köpfe, wie *Godeau (La liberté qu'il prend avec Tacite, sert à y porter la lumière avec la beauté), Chapelain*[80], *Patru*[81]) huldigten der verkehrten

[77] Cf. auch die Vorrede zu *l'Octavius de Minucius Felix* (Paris, 1646): *Ce seroit une superstition Judaïque de s'attacher aux mots, et de quitter le dessein pour lequel on les employe. D'ailleurs ce ne sont pas les paroles d'un Dieu, pour avoir tant de peur de les perdre; et apres tout, ce n'est rendre un Autheur qu'à demy que de luy retrancher son eloquence. Comme il a esté agreable en sa langue, il faut qu'il le soit encore en la nostre; et d'autant que les beautez et les graces sont différentes, nous ne devons point craindre de luy donner celles de nostre païs, puisque nous luy ravissons les siennes.*

[78] Cf. *Histoire de l'Acad. fr.* p. 109.

[79] Cf. Ib. p. 110.

[80] Cf. *Mélanges de Litt. tirez des Lettres manuscrites de* M. Chapelain, Paris, 1726.

[81] Cf. Patru, *Oeuvres diverses*, Paris 1692, t. II, p. 345 (*La vie de M. D'Ablancourt*) . . . . . *On pourroit icy parler de sa maniere de traduire qui n'a pas plû à tout le monde, quoy qu'elle ait esté admirée de tous les illustres de nôtre siecle. Il est vray que quelquefois il prend quelque liberté, et c'est ce qui luy donna le nom d'Hardi d'A. dans la requeste des Dictionnaires. Néanmoins il ne prend ces libertez qu'aux endroits où il les faut prendre. Mais sans le défendre icy dans ces !Préfaces admirables! qu'il a faites à la plupart de ses livres, il se défend*

Moderichtung eines D'Ablancourt und Anderer im vollsten Masse. Die Arroganz aber erreichte erst ihren Höhepunkt, als 1663 Tallemant, ohne gründliche Kenntnis des Griechischen zu besitzen, eine neue Plutarchübersetzung zu publizieren wagte, die sogar von Ludwig XIV. eine Weile derjenigen Amyot's[82]) vorgezogen wurde.

Man gestatte den nochmaligen Abdruck der Proben, die Blignières[83]) aus: *La Vie de César* bei Amyot und Tallemant ausgewählt hat, um einen Vergleich zwischen kraftvoller Darstellung im 16. Jahrhundert und fader Verwässerung im 17. Jahrhundert zu ermöglichen.

Caesar, der siegreich den Rubikon überschritten hat, zieht im schutzlosen Rom ein, wo nur Metellus mit Widerstand droht:

Bei Amyot lautet die Antwort Caesars an den Tribun: *Que le temps des armes et le temps des loyx estoient deux: et si ce que je fais d'adventure te desplaict (dict.-il), oste toy d'icy pour ceste heure: car la guerre ne comporte point cette licence de contredire ainsy si franchement de paroles; et puis, quand j'auray posé les armes, et que nous aurons faict appointement, alors tu viendras prescher et haranguer tant que tu vouldras; encores te dis-ie cela de grâce, en remettant et relaschant autant de mon droict. Car tu es à moy et tous ceulx qui ayant esté seditieux contre moy, estes tombez soubs mes mains.*

Bei Tallemant:

A quoy César répondit que le tems des loix et de la guerre ne se ressembloient point; et pour ce qui te regarde, lui dit-il, s'adressant à Metellus, si tu te fâches de ce que tu vois faire, oste toy d'icy; cette liberté de parler n'est plus de saison; lorsque j'auray posé les armes et que la paix sera faite, alors tu viendras nous haranguer si tu veux: en te disant cela, je relâche encore de mes droits, car tu es à moy et tous ceux que j'ay pris qui ont esté du party contraire.

Selbst Port-Royal, die sonst von Modeeinflüssen fast unberührte stille Stätte der Wissenschaft, hat, wo es sich um Uebersetzungs-Uebungen und die dafür nötigen Vorbilder in seinen Schulen handelte, Concessionen an den puristischen Geist seiner Zeit gemacht. Olzscha[84]) führt mit der Bemerkung: *Das gute reine Französisch der Uebersetzungen in Port Royal ist ganz der Sprache*

assez luy-même et fait bien voir qu'il s'est proposé la vraye idée d'un bon traducteur qui doit rendre le sens de l'original, sans luy rien oster, ni de sa force, ni de sa grace . . . . . .

[82]) Cf. Méziriac, *Discours de la Traduction* (1635), woselbst Amyot in pedantischer Weise gegen 2000 Irrtümer und Sprachwidrigkeiten nachgewiesen werden.

[83]) *Essai sur Amyot*, p. 438—439.

[84]) Cf. K. Olzscha: *Der muttersprachliche und der lateinische Unterricht in den Petites Ecoles von Port-Royal* p. 22—23.

und Anschauungsweise des klassischen Zeitalters Ludwigs XIV. angepasst, ein paar Proben der den Schülern als Muster vorgelegten *Billets que Cicéron a écrit tant à ses amis communes qu'à Attique, son amy particulier* von Guyot (1668) an. Man braucht nur den Schluss eines einzigen Briefes an *Atticus* zu lesen, um den sicheren Beweis in Händen zu haben, dass der Purismus nicht nur die Salons, sondern schliesslich auch die Schulen inficiert hatte[85]): *Vous m'écrirez une chose touchant Madame Terencie, à laquelle j'ay résolu de ne vous point faire de réponse, car j'espère que vous aurez eu la bonté de me décharger de ce fardeau. Je salue Madame votre femme et Mademoiselle votre fille. Adieu.*

Auch die Kirche hat zum Schlusse des 17. Jahrhunderts noch ein Vermächtnis vom Purismus in dem Zerrbilde des Evangeliums erhalten, das Bouhours den Jansenisten zum Trotz, als Muster einer höfisch-eleganten Uebertragung zu liefern gewagt hat.[86]) Denn so ausgezeichnet er es als Theoretiker verstanden hat, die langatmigen Perioden, kühnen Neubildungen, die gelegentlich allzu rhetorischen und geradezu unfranzösischen Wendungen der berühmten Einsiedler von Port Royal, namentlich in ihrer „Imitatio Christi" zu geisseln, ebenso unglücklich hat er sich als Praktiker erwiesen.[87]) Selbst Doncieux,[88]) sonst sein begeisterter Lobredner, bemerkt etwas sarkastisch: *Ainsi disparaissent les termes consacrés, s'évanouissent les vives figures orientales, partout des gentillesses de style, des tours coquets, de jolis gallicismes; bref une traduction de l'Evangile agréable, coulante, exacte même,*[89]) *à laquelle rien ne manque à peu prèsque l'air évangélique* (p. 207—8). Man hat Bouhours nicht mit Unrecht vorgeworfen, dass er Christus *à la rabutine* sprechen lasse, und spöttische Couplets[90]) über die geschraubten und zum Teil auch

[85]) Cf. Cicero, Lib. XII. Epist. ad Atticum. . . . . . *Unam rem ad me scripsisti, de qua decreri nihil tibi rescribere. Spero enim me a te impetrasse, ut privares me ista molestia. Filiae et Atticae salutem. Vale.*

[86]) *Le Nouveau Testament de Notre Seigneur Jésus Christ, traduit en français selon la Vulgate.* Paris, 1697 et 1703 in-12.

[87]) H. Morf, in seinem interessanten Essay über Bouhours (S. *Nation* vom 15. Juni 1889) bemerkt treffend: *B. kostümierte die Evangelien nach der neuesten Versailler Mode. Er giebt uns das neue Testament im Gesellschaftsanzuge.*

[88]) *Un jésuite homme de lettres au XVIIe siècle. Le Père Bouhours.*

[89]) Uebrigens protestiert der anonyme Verfasser der *Remarques sur le N. T. du Père Bouhours* (Manuskript der Nationalbibliothek, Fr. 24736) auch gegen Sinnfälschungen z. B. p. 30: *In sinu Jesus: tout proche du sein de Jesus. In sinu dit: sur le sein (par conséquence beaucoup plus que tout proche; C'est un changement considérable et sans nulle nécessité!*

[90]) Cf. *Doncieux*, p. 298:

Bouhours, puriste habile
Vint lui-même au berceau,
L'ouvrage méritait sous son nom
de paraître.

recht trivialen Ausdrücke, in die er den erhabenen biblischen Stoff gekleidet hatte, cirkulierten eine Zeitlang im Publikum.

Auch das 18. Jahrhundert kennt nur eine puristische Uebersetzermethode. Noch 1823, in seiner Vorrede zu Herodot, hat Paul L. Courier mit hellem Grimme[91]) diese bedenkliche, seit Ludwig XIV. in der Uebersetzungslitteratur vorherrschende Tendenz gegeisselt, und aus diesem Grunde fast alle französischen Uebertragungen der Classiker für wertlos erklärt. Er hat kurz und bündig die Producte von reichlich zwei Jahrhunderten achtlos auf einen einzigen Haufen geworfen. Dennoch läuft meines Erachtens nur durch die Modeübersetzungen des 17. Jahrhunderts seit Malherbe ein mehr oder weniger greller störender Faden, gewoben aus den Redensarten, die gerade „en vogue" waren und die in den Uebersetzungen, ungeschickt genug, öfters einen Tummelplatz gefunden hatten. Die Puristen des 18. Jahrhunderts sind in dieser Beziehung geschickter und massvoller geworden. Die Uebertragung der Worte: *cum adhuc tenebrae essent* (Jean XXI.) = *on ne voyait goutte!* von Bouhours liefert die beste Illustration zu der von mir angedeuteten faden Sprachspielerei der sich mit Uebersetzungen die Zeit vertreibenden Schöngeister des 17. Jahrhunderts!

B. Lexikographen.

Puristischem Geiste in den Wörterbüchern des 17. Jahrhunderts nachzuspüren, ist eine ebenso langwierige als heikle Aufgabe. Denn die Lexikographen dieser Epoche stehen im Allgemeinen schon auf der Höhe ihrer Aufgabe, d. h. sie erstreben eine möglichst vollständige Aufnahme aller mehr oder weniger gebräuchlichen, der gewählten oder der vulgären Sprache angehörigen Ausdrücke. Ihren Zwecken gemäss nehmen sie eine ziemlich neutrale, apathische Haltung während der hartnäckigen Kämpfe der streitenden sprachlichen Parteien ein. Meist sind es denn auch nur die Bearbeiter oder Herausgeber neuer Auflagen, die in irgend einer Form Zeugnis von der stetig fortschreitenden Schmälerung des Wortschatzes ablegen, die ihnen immerhin mehr zu schaffen

Porter son Evangile
D'un français tout nouveau.

Car sans lui, saurait-on
Que le diable emporta
Jésus, nostre bon maître?

[91]) Cf. *Oeuvres complètes*, Ed. 1834. p. 283: *Cette rage d'ennoblir, ce jargon, ce ton de cour infectant le théâtre et la littérature sous Louis XIV. et depuis, gâterent d'excellents esprits, et sont encore cause qu'on se moque de nous avec juste raison. L'imitation de la cour est la peste du goût aussi bien que des moeurs. Un langage si poli adopté par tous ceux qui, chez nous, se sont mêlés de traduire les anciens, a fait qu'aucun ancien n'est traduit, à vrai dire, et qu'on n'a presque point de versions qui gardent quelques traits du texte original.*

machte, als die geringe Zahl der noch überdies stark beanstandeten Neologismen. Bei der bescheidenen Auswahl, die innerhalb des überreichlich vorhandenen Materials vorgenommen worden ist, hat folgender Standpunkt den Ausschlag gegeben: berücksichtigt wurden von den bedeutendsten Wörterbüchern des Zeitraums nur diejenigen, deren Verfasser oder Bearbeiter, sei es in der Vorrede oder in der alphabetischen Reihenfolge des Wortfonds selbst, ausdrücklich Stellung zum Purismus und seinen Hauptvertretern, z. B. Vaugelas, genommen haben. Denn an das etwaige Fehlen bestimmter von den Puristen verpönter Ausdrücke in einzelnen Wörterbüchern Conjecturen anzuknüpfen, die nirgends eine directe Bestätigung von Seiten des Verfassers finden, erscheint in den meisten Fällen allzu gewagt.

Die erste Bearbeitung eines ungemein wertvollen Wörterbuches, die an dieser Stelle unsere Aufmerksamkeit erfordert, rührt von James Howell her, der im Jahre 1660 eine neue Ausgabe des bereits 1611 zum ersten Male erschienenen Werkes seines verdienstvollen Landsmannes Cotgrave[92]) veranstaltete. Vielleicht erscheint der Ausdruck „Bearbeitung" nicht einmal ganz berechtigt, wenn man in Betracht zieht, dass sich Howell darauf beschränkt hat, eine neue eigene Vorrede hinzuzufügen und bestimmte Wörter mit einem „Kreuze" zu bezeichnen, dagegen von dem vorhandenen reichen Materiale nichts beseitigt hat, wie er selbst in seinem Vorworte[93]) ausdrücklich beteuert: *The former work is not awhit lessend by this review, only som of those words that are now obsolete, and held pedantic, forc'd or affected, are distinguished by this mark (+) and from others that have now the vogue in the refined Court French which I would not presume to do only of my self without the coadjutorship of a noble and knowing French gentleman.* Howell's französischer Sachverständiger scheint jedoch einer sehr gemässigten Richtung angehört zu haben, vorausgesetzt natürlich, dass seinen Ratschlägen überall pünktlichst Folge geleistet worden ist. In der Widmungsepistel tritt Howell wenigstens in keiner Hinsicht ausdrücklich für die Ansichten der französischen Puristen ein. In einem völlig sachlich gehaltenen trockenen Résumé wird der sprachlichen Evolutionen Frankreichs nur mit einem kurzen Streiflichte gedacht: *Touching the modern French that is now spoken in the Kings Court, in the Courts of Parlement, and in the Universities of France, there hath been lately a great competition which was the best; but by the learnedst and most indifferent persons it was adjugd that the stile of the Kings Court was the smoothest and most elegant.*

[92]) *A Dictionarie of the French and English tongues, compiled by Randle Cotgrave. London (printed by Adam Islip, Anno 1611).*

[93]) *The Epistle Dedicatory.*

because the other two did smell the one of Pedantery, the other of wrangling and Chiquanery: and the late Prince of Conde with the Duke of Orleans that now is, were used to have a Censor in their Houses, that if any of their family spoak any word that savourd of the Palace or the Schools hee should incur an amercement.[94])

Was die mit einem Kreuze versehenen absoleten, für pedantisch, forciert oder affectiert geltenden Ausdrücke anbelangt, so ist die Zahl derselben, namentlich, wenn man in Anrechnung bringt, dass Cotgrave in seiner Wissbegier *à lire toute sorte de livres, vieux et nouveaux, et de tous noz dialectes*[95]) sein Wörterbuch mit teilweise sehr seltenem Materiale angefüllt hat, geringer als man mit Fug und Recht erwarten sollte.

Eine Liste der interessantesten Beispiele wird uns immerhin einigen Aufschluss gewähren, in wie weit gewisse puristische Tendenzen um 1660 auch schon für das Ausland eine bestimmte Geltung erlangt hatten:

† ***abdiquer*** = *to abdicate; to refuse, reject, forsake, resigne, give over; cast off, expell, put out of favour; also: to abrogate, or disanull; also: to prohibit the use of.*

† ***abonnement:*** *a compounding with, or for; an agreeing for, a being at a certainne rate with, before hand; a making good of one thing with another; also an exchanging or aliening of one thing for another* (desgl.: ***abonné, abonner, abonneur***).

† ***accentuer*** = *to marke, note, or pronounce with an Accent* (desgl. ***accentué***).

† ***ades*** = *presently, out of hand, by and by, incontinently, immediatly.*

† ***afaner*** = *(ahaner) to get hardly, or with much toyle, to take exceeding paines for, to sigh in the laborius getting of* (desgl. *ahan*).

† ***affoler*** = *to foyle, wound, bruise, or hurt sore with blows; also: to spoile, ruine, undoe; also: to besot, gull, befoule.*

† ***s'alouser*** = *to praise or commend himselfe, to brag or boast of himselfe.*

† ***anui*** = *to day; all this day.*

† ***arer*** = *to plough, till, eare the ground.*

[94]) Cf. auch: *Lexicon Tetraglotton: An English-French-Italian-Spanish Dictionary — by the Labours and Lucubrations of James Howell. London, 1668.* Vorrede: (*To the tru Philologer*) . . . *But at this time the French is arrived to a great pitch of perfection, purity and sweetnes. Ther was a contest not long agoe which spoke the best French, the Kings Court, the University, or the Lawyers, and the Courtier carried it, the other two savouring the one of Pedantery, the other of Chicanery or Sophistry.*

[95]) Cf. Edit. v. 1611.

† ***anguillonneux:*** *a crafty fellow, slye mate, subtill merchant*

† ***bilieux*** = *angry, chollericke, teasty, full of gall, full of rancour.*

† ***behourd*** = *a Juste, or Tourney of many together with launces . . . . . .*

† ***cadastre*** = *an ancient rent-roll, Register or Survey, specifying what lands be Roturiers, and thereby subject unto the (kings) Taille.*

† ***candelabre*** = *a candlesticke.*

† ***candidat*** = *a flatterer, soother, smoother, one that ever makes it faire weather.*

† ***coint*** = *quaint, compt, neat, fine, spruce, brisk, smirk, snug daintie, trim, tricked up.*

† ***colporter*** = *to carry upon the necke, or shoulders (as a coarse unto buriall).*

† ***comestible*** = *comestible, eatable, fit to be eaten.*

† ***decombres*** = *the ruines of decayed, the rubbish of downfallen buildings, also: a clearing of a ground etc. from them.*

† ***equestre*** = *of or belonging to: Horsemen, Knights or Gentlemen.*

† ***ethéré*** = *airie, of aire.*

† ***evaser*** = *to widen; to open wide; to gape or set wide open.*

† ***fendement*** = *a cleaving, chopping chapping, dividing, riving, or cutting asunder.*

† ***fieller*** = *to make bitter.*

† ***gehir*** = *to racke, to wring out a confession by extreme torture* (v. mot).

† ***goupil*** = *a fox* (v. mot).

† ***guenille*** = *a rag, or old and tattered clout.*

† ***homicider*** = *to slay, kill, murther.*

† ***hosteler*** = *to lodge, give or afford lodging unto,* also: *to take or have a lodging in.*

† ***implanter*** = *to implant, to fix or set into.*

† ***inné*** = *innate, borne, or bred in.*

† ***latent*** = *hidden, lurking, close, privy, secret, unknowne.*

† ***legeresse*** = *lightnesse, nimblenesse, agilitie, swiftnesse, quicknesse, speedines, livelinesse.*[96])

† ***ligneux*** = *woodie, full of wood.*

† ***lubre*** = *lubricke, filthie.*

† ***maturer*** = *to ripen, mellow, wax full.*

† ***mainsné*** = *a younger brother.*

† ***mechine*** = *a maid-servant, a chamber-maid.*

---

[96]) *Légèreté* fehlt ganz.

† ***monocle*** = *one eyed, having but one eye.*

† ***monologue*** = *one that loves to heare himself talke; or talkes very much about a very little.*

† ***noireté*** = *as: noirceur.*

† ***oedeme*** = *a painlesse, waterish, and flegmatick swelling, which pressed downe with the finger, retains the impression thereof.*

† ***periller*** = *to perish;* also: *to be in some perill or hazard.*

† ***peripneumonie*** = *the inflammation of the lungs.*

† ***queux*** = *a cook.*

† ***rabougrir*** = *to grow crooked, and low with all; to wax mishapen or imperfect of shape; to become a wragland, or grub; to be shortned or dried up by extraordinary heat.*

† ***recte*** = *right, equity, justice, honesty* (v. mot).

† ***rée*** = *a faultie or guiltie person; one that is accused, or arraigned; a defendant in any sute.*

† ***rheteur*** = *a Rhetorician.*

† ***sceleré*** = *lewd, naughty, wicked, villainous; unhappy, knavish, mischievous, unnaturall, gracelesse, ungracious.*

† ***sieger*** = *le Parlement siegeoit* = *The Parliament (or court) sat or was held, le Pape siegeoit 12 ans* = *the Pope governed or held his place 12 yeares (this word being proper to popes, as regner is for Kings).*

† ***solacier*** *(se)* = *to solace, make merry, recreate himselfe.*

† ***soleiller*** = *to sun* (desgl. *soleilleux* = *sunny*).

† ***sombrer*** = *to darken,* also: *to dig up a vineyard (the first labour done to it), thereby to supple and soften the soil therof.*

† ***sororge*** = *a brother in law; the husband of a sister.*[97])

† ***stagnant*** = *eau stagnante* = *the water of ponds, pooles, motes or ditches; water that runs not, standing water.*

† ***taxer*** = *to tax, rate, assesse, make a certain estimate of, set a certaine price or scantling on; to allow costs and charges unto.* (desgl. *taxation, taxe, taxateur*).

† ***tayon*** = *a grand father,* also: *an Oake of 60 years growth.*

† ***tendreté*** = *tendernesse, softnesse . . .* [98])

† ***terrer*** = *to terrifie, deter, fear, scare, affright* (v. mot).

† ***tonsurer*** = *to clip, sheere, powle, not;* also: *to shave.*

† ***trajecter*** = *to ferry, transport, passe, convey, or: carry*

---

[97]) In der *Epistle Dedicatory* bemerkt Howell: *I finde ther are some well-sounding single words disúsd in the present French, which seem to be more significant than those that are come in their places: as maratre, paratre, fillatre, serourge, a mother in law, a sonne or daughter in law, a sister in law; which now they expresse by two words: belle mere, beau pere, belle soeur . . .*

[98]) *tendresse* fehlt ganz.

over from shore to shore, also: *to send, thrust, transferre, put, or cast through.*

† ***trivial*** = *triviall, common, homely, ordinary, usuall, slight, of small worth.*

† ***trouée*** = *a gap or muset in a hedge.*

† ***tubercle*** = *the small rising or swelling of a wheele, push, powke or pimple;* also: *a push or wheele.*

† ***totage*** = *the whole summe, substance, matter of; the whole, all.*

† ***tumefier*** = *to make to swell, or tuffe up.*

† ***valitude*** = *health, strength, good liking, welfare.*

† ***vée*** = *labour, toile, paines, travell* (an old word).

† ***vée*** = *forbidden, whence: Chose véée est plus desirée.*

† ***verdurer*** = *to make or become green.*

† ***vermiller*** = *to worme, to roote for wormes.*

† ***viable*** = *liveable, likely to live.*

† ***vociter*** = *to call often.*

† ***voguer*** = *to saile forth, or forward; to set saile, hoise up sailes, put forth unto the sea; to part or passe along under saile.*

† ***volatiliser*** = *to fly, flicker, flit, waver.*

† ***volonteux*** = *willfull, selfwilly, wedded to his will, swaied by the throng, or carried by the streame of his own (untemperate) humors.*

Ohne näher auf die Geschichte der einzelnen angeführten markierten Ausdrücke einzugehen, fällt es jedem in's Auge, dass Howell vielleicht unabsichtlich, einigen puristischen Neigungen eingewurzelter Art Gehör geschenkt hat. Unter den von ihm mit einem Kreuze bezeichneten Wörtern finden sich ausser einigen niemals recht lebensfähigen *Latinismen*[99]) (wie *monocle* in der Bedeutung = einäugig) erstlich *medicinische Ausdrücke*, die schon seit Malherbe bei den Sprachreinigern wohl aus ursprünglich übertriebenem echt preciösen Anstandsgefühl, für verpönt galten, wie *bilieux*, *oedeme*, *peripneumonie*, zweitens *termes du Palais*, wie *abdiquer*, *cadastre*, *sieger*, *taxer*. Unzweifelhaft sind auch in die Winke des französischen Ratgeber's Howell's etliche Missverständnisse oder Irrtümer mit untergelaufen, wie aus dem zuletzt citierten Beispiele: *taxer* hervorgeht. Howell hat es samt *taxation*, *taxe*, *taxateur* markiert, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass *taxer*[100]) nur in der Bedeutung *blasmer*, *reprendre*, *noter* die Misbilligung der schöngeistigen Kreise erregt hatte.

---

[99]) Man vergleiche allein schon die Liste von Ausdrücken, die Roderich Schwartze (*Die Wörterbücher der französischen Sprache vor dem Erscheinen des Dict. de l'Ac. fr.*, 1350—1694. Jena, 1875) als „*Rabelais*" entnommen, zusammengestellt hat.

[100]) *Vaugelas, Remarques.* Ed. Chassang. t. I. p. 354—355.

Während Howell's wahre persönliche Meinung, insofern wir annehmen wollen, dass er eine solche überhaupt besessen hat,[101]) nur in sehr verschwommenen Umrissen[102]) zu Tage tritt, lässt Antoine Oudin in seinen: *Curiositez françoises, pour supplement aux Dictionnaires, ou Recueil de plusieurs belles proprietez, avec une infinité de Proverbes et Quolibets, pour l'explication de toutes sortes de Livres* bereits 1640 seiner Geringschätzung über frühere Autoren und ihre Sprache freien Lauf. In seiner Vorrede[103]) spricht er es dreist aus: *Je ne touche point aux escrits des Anciens dont la profondité surpasse tout à fait la foiblesse de mon entendement, mais sans sortir de mes bornes, ie me contente de dire, que depuis peu nostre langue est tellement embellie, que leur vieille façon d'escrire à peine est reconnoissable auprès de celle du temps.* Heftigen Tadel verdienen nach seiner Ansicht diejenigen modernen Autoren, die ihre Schriften mit einer grossen Anzahl *antiquailles* angefüllt haben, sodass die Lectüre ihrer Werke geradezu abstossend wirken muss. Oudin führt auch wie zur Warnung ein buntes Zusammengewürfel solcher *antiquailles* an: *y a-t-il rien de plus desgoustant qu'une mulcte pecuniaire*; *un faire porter l'endosse; un garousser, un larder les passages, un boucler le traitté; avoir serment à quelqu'un*; *se fermenter, fermentation*; *estre en levain des anciennes ialousies, ou du traittement; à grand randon, et une infinité de semblables ordures?* — *Peut-on voir une plus grande impropriété qu'une lavandiere pour une blanchisseuse*; *on sçait bien que les lavandières ne blanchissent pas d'ordinaire les rabats et point* (*sic!*) *coupez!* Kein Zweifel, dass einige der von ihm angeführten Ausdrücke das Prädicat „veraltet“ oder „abgeschmackt“ verdienten, warum aber soll eine so charakteristische Wendung wie *larder les passages* durchaus verwerflich sein, warum ist *fermenter*, *fermentation* zu verdammen, vorausgesetzt, dass keine bildliche Verwendung dieser Begriffe an einer Stelle stattfindet, wo dieselbe einen unangenehmen Eindruck hervorrufen könnte?

Was den eigentlichen Inhalt der *Curiositez* anbelangt, so hat derselbe höchstens ein ganz sekundaires Interesse für unsere Zwecke. Immerhin aber drängt sich bei der Lectüre der eine Gedanke wieder und wieder auf: welche eigenartige Begabung hat das 17. Jahr-

---

[101]) Er steht unzweifelhaft an Kenntnissen und Bildung weit hinter Cotgrave zurück.

[102]) Z. B. in der *Epistle Dedicatory*: . . . . *Since the reign of these Kings* (Franz I, Heinrich II), *there is little alteration in the context of speech, but only in the choice of words, and softness of pronunciation proceeding from such wanton spirits that began to miniardize and make the language more dainty or feminine.*

[103]) *Aux Estrangers.*

hundert besessen, überall schmutzige Zweideutigkeiten, oft nur aus dem ungefähren Gleichklange ganz verschiedenartiger Begriffe herauszuspüren, und wie oft mag der gute Glaube, *équivoques* entdeckt zu haben, ein starker Hebel gewesen sein, nützliche und notwendige Ausdrücke auszumerzen.

Le grand Dictionnaire des Pretieuses ou la Clef de la Langue des Ruelles von Somaize[104]) (Paris, 1660), beweist, dass Niemand weniger geneigt war, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen als die pretiösen Kreise. Roy[105]) bemerkt mit vollem Rechte über diese Sucht, die albernsten Umschreibungen für die Bezeichnung einfacher Begriffe zu erfinden: *La manie des périphrases était si répandue chez les précieuses, que Mlle. de Scudery elle-même n'y a pu résister, et n'a pas dédaigné à l'occasion les phrases poétiques comme celles-ci: l'espérance est le printemps de l'amour.* — Die trotz des pompösen Titels recht winzige Sammlung von Somaize vermag übrigens nur einen ganz schwachen Begriff von dieser sprachlichen Modekrankheit zu geben, denn in den schöngeistigen Kreisen hastete jeder förmlich den anderen an neuen geistreichen Einfällen zu überbieten.[106]) Aber wenn wir auch heute darüber lächeln, dass in der Conversation der *Ruelles* die Nase als *porte du cerveau*, die Füsse als *les chers souffrans*, das Wasser als *element liquide*, die Zähne als *ameublement de la bouche* u. s. w. bezeichnet wurden, so steht es immerhin fest, dass selbst diese Art Periphrasen-Karrikatur[107]) einer recht puristischen Tendenz entwachsen ist, der sozusagen instinctiven Scheu, aus Gott weiss welchen Gründen, den rechten Ausdruck an rechter Stelle anzuwenden. Fénelon (*Lettre sur les occupations de l'Acad. fr. § 3*) hat energisch auf diesen Schaden mit den Worten hingewiesen: *Toute circonlocution affaiblit le discours!*

Oudin[108]) hatte 1640 die Klage geäussert: *Touchant les Dic-*

---

[104]) Er hat Molière's Préc. rid. plagiert. (Cf. diese Zs. *IV*. p. 213, 223.)

[105]) *La Vie et les Oeuvres de Charles Sorel*, p. 315.

[106]) Cf. ib. p. 322 *Même ces périphrases ridicules disparaissaient le plus souvent, sitôt créées; il fallait sans cesse en trouver de nouvelles pour briller dans la conversation, sans cesse proposer de nouvelles énigmes; mais les énigmes changeaient et le défaut subsistait. Pendant de longues années, les beaux esprits s'amusèrent à substituer aux mots propres des expressions plus ou moins claires.*

[107]) Uebrigens zweifelt Roy in vielen Fällen die Echtheit der preciösen Erfindung an: *Beaucoup de périphrases, recueillies dans les deux dictionnaires de Somaize, ont bel et bien une origine grecque ou latine. Le conseiller des grâces*) est une expression de Martial; l'effronté qui ne rougit point* finde sich schon in einem Briefe *Cicero's* an den Historiker *Lucceius, où on lit: Epistola non erubescit* (ib., p. 318).

*) Auf alle Fälle findet sich dieser Ausdruck schon vor Somaize bei Molière: Préc. rid. sc. 6.

[108]) *Curiositez françoises*, Vorwort: *Aux Estrangers.*

tionnaires, ils sont si mal ordonnez que l'on n'a pas seulement eu le soin de marquer le bon d'avec le mauvais. Diesen Wunsch eines echten Puristen hat Richelet in seinem: *Nouveau Dictionnaire françois* vom Jahre 1680 in eingehendster Weise erfüllt. Was die erste Auflage von 1680 noch an Deutlichkeit zu wünschen übrig liess, hat Richelet in der Neubearbeitung von 1694, die zu Köln erschien und dem Fürstbischof von Münster gewidmet ist, auf's redlichste nachgeholt. Jedem Worte, dessen Gebrauch nach Ansicht der Puristen einer gewissen Vorsicht unterworfen war, ist von Richelet eine mehr oder weniger umfangreiche Erklärung in echt puristischem Eifer beigefügt worden.

Man braucht nur eine oberflächliche Prüfung beifolgender Liste verpönter Ausdrücke, die nach den Auflagen von 1680 und 1694 zusammengestellt wurde,[109]) vorzunehmen, um zu erkennen, dass Richelet die meisten Beschlüsse der Puristen seiner Zeit sanctioniert hat.

***s'acouder**: Ce mot commence un peu à se passer et ne peut trouver place que dans les discours familiers, et d'un stile simple.*

***s'acroupir**: n'entre que dans les discours familiers ou dans les ouvrages simples et plaisans.*

***adonc**: ce mot est vieux, on dit alors.*

***adolescent**: ne se dit qu'en plaisantant.*

***aéré**: ce mot ne se dit guère, en sa place on dit: en bel air.*

***aérer**: ce mot n'a pas grand cours et en sa place on dit: mettre en bel air.*

***afairé**: mot bas pour dire qui a bien des afaires, qui est acablé d'afaires.*

***afectueux**: il est vieux.*

***afectueusement**: il est suranné.*

***afriander**: mot bas. Il n'entre que dans les discours ordinaires ou comiques.*

***ains**: conj. qui veut dire mais, et qui en ce sens n'est plus en usage.*

***alégement**: ce mot dans l'usage ordinaire commence à vieillir et en sa place on dit soulagement* (desgl. *aleger* = *soulager ou adoucir*).

***antérieurement**: ce mot ne se dit que parmi les gens de pratique et signifie auparavant.*

***bref**: en un mot, enfin, vieillit fort.*

***caler**: ce mot au figuré est bon, mais il est bas. Il signifie obeir, soûmettre.*

---

[109]) Hie und da wurde auch die Auflage von 1719 (Lyon) berücksichtigt.

certes: *ce mot commence à vieillir.*

couard: *mot bas, pour dire lâcheté, poltron.*

coucher par écrit: *cette façon de parler a vieilli.*

courroucer: *il est un peu vieux* (1719). — *Ce mot de courroucer est vieux et ne trouve bien sa place que dans le burlesque ou le figuré* (1680). — *Il est noble dans le figuré et se dit de la mer*[110]) (1694).

courtois: *on ne s'en sert plus guere: en sa place on dit: civil, honnête, galand.*

courtoisie: *ce mot vieillit et en sa place on dit civilité, honnêteté.*

cuider: *vieux mot burlesque pour dire penser.*

curable: *qui peut être guéri; mais il ne se dit guere qu'entre Medecins et encor rarement.*

deception: *tromperie; mais il n'est en usage qu'au Palais.*

desemparer: *le mot de d . . se dit, mais rarement, et il me semble qu'il trouveroit mieux sa place dans le comique que dans le sérieux.*

desireux: *Ce mot se trouve dans quelques bons Auteurs,*[111]) *mais il vieillit et n'est presque point en usage aujourd'hui.*

desoccupation: *ce mot se trouve dans les ouvrages de feu M. Arnaud, mais il n'est pas encore établi.*

detresse: *Ce mot est un peu vieux. Il signifie affliction.*

disputeur: *Ce mot ne se dit guère.*

ebahissement: *ce mot est vieux.*

effaçable: *ne se dit guere.*

elabourer: *n'est guere en usage qu'au participe elabouré.*

embler: *vieux mot hors d'usage qui signifie prendre et voler subtilement.*

s'emerveiller: *ce mot est un peu vieux et veut dire s'étonner qui est plus en usage.*

erre: *ce mot veut dire: route, chemin, hâte, mais il est un peu vieux.*

etourderie: *ce mot ne s'écrit pas, mais se dit en parlant.*

etreinte: *action par laquelle on etreint et l'on serre quelque chose: mais il ne se dit guere.*

eventrer: *tirer les entrailles hors du ventre de quelque animal; mais il ne se dit guere.*

---

[110]) Vaugelas (Rem. t. II p. 78) *Ce mot, dans le propre est vieux; mais, dans le figuré, il est fort bon.* — La Mothe le Vayer dagegen behauptet: *Il est courroucé contre moi! Le figuré n'oste rien ici au propre!* (*Oeuvres.* Paris. 1662, t. II. p. 640, zweiter Brief an Naudé.)

[111]) Z. B. bei Vaugelas, in seiner Uebersetzung des Quintus Curtius.

exorable: *il est moins en usage que son contraire: inexorable* (desgl. *explicable*).

expulser: *chasser avec violence, contraindre à sortir. Ce mot ne se dit guere en ce sens.*

fautif: *mot bas, pour dire: qui fait des fautes.*

gaber: *se moquer, vieux mot qui entre quelquefois dans le burlesque.*

geindre: *vieux mot qui ne peut trouver sa place que dans le stile le plus bas et encore fort rarement. On dit en sa place: se plaindre, gemir.*

gent: *adj., mot vieux et burlesque pour dire: propre, joli, galant.*

gentil: *le mot de gentil est burlesque et en sa place lorsqu'on parle serieusement on dit joli.*

gracieux: *quoique ce mot ne soit pas fort bon dans le commerce ordinaire de la langue, il a bonne grace, en parlant de peinture.*[112])

grandissime: *ce mot n'est que de conversation et signifie fort grand.*

grandir: *ce mot n'est pas d'un grand usage.*

guerroier: *vieux mot qu'on trouve encore quelquefois dans le burlesque et qui veut dire: faire la guerre.*

huis: *ce mot est vieux et ne se dit plus guére qu'en matiére de Palais.*

improbation: *ce mot n'est pas encore reçu.*

indisputable: *ce mot ne se dit pas.*

induire: *ce mot est un peu vieux, il signifie persuader.*

inhiber: *terme de Palais, qui signifie défendre, mais il est fort vieux, et pour ainsi dire hors d'usage.*

insidiateur: *ce mot signifie qui tend des piéges, mais il n'est pas en usage.*[113])

interrogateur: *ce mot signifie celui qui interroge: mais il ne se dit qu'en riant et par mépris.*

invendu: *ce mot est bien nouveau et ne doit pas étre hazardé que tout au plus dans le Satirique et le Comique. Il signifieroit non vendu.*

jongler: *folâtrer, faire le baladin, faire le jongleur. Le mot de jongler est vieux.*

---

[112]) Ed. 1719: *Ménage s'est déclaré contre M. de V., qui n'aprouve point ce mot. (Ce mot ne me semble point bon, quelque signification qu'on lui donne,* Rem. t. II. p. 306.) *Le Pére Bouhours pretend qu'on ne peut s'en servir sérieusement que quand il s'agit de peinture. M. M. de l'Ac. l'ont emploié pour signifier agreable, qui a beaucoup de grace et d'agrément.*

[113]) *Le P. Bouhours l'a condamné dans l'imitation de Jésus-Christ par M. M. de Port-Royal, et il n'est point dans l'Académie.*

ire: ce mot signifie colere et est un peu vieux. Cependant il est toujours reçu dans la belle poësie en parlant des Cieux, des Dieux et des princes souverains.

limpide: *mot écorché du latin qui veut dire clair. — Ce mot n'est point dans l'Académie.*[114]

loisible[115]*: mot qui n'est plus en usage parce qu'il est trop vieux.*

lors: *ce mot est vieux, et en sa place on dit alors.*

los: *vieux mot qui signifie loüange et qui n'est proprement en usage que dans le burlesque.*

luxure: *ce mot est vieux et ne se dit plus que dans le stile comique ou satirique. Il signifie incontinence.*

luxurieux: *ce mot a vieilli et signifie qui est sujet à luxure.*

maint: *vieux mot burlesque qui veut dire plusieurs.*

méfait: *vieux mot, sorte de crime.*

mefaire: *c'est un mot usé.*

mesaise: *vieux mot pour dire chagrin . . . . .*

mesaventure[116]*: mot vieux qui ne se dit guère. Il signifie mauvais evenement, malheur.*

mie: *adv. = non, point. Le mot de mie en ce sens n'entre que dans le bas burlesque, et même il est fort vieux.*

mignard: *ce mot signifie joli, mignon, délicat, agréable. Il est un peu vieux et ne peut servir que dans le stile simple, ou la conversation.*

molester: *mot un peu vieux qui signifie tourmenter, chagriner.*

navrer: *vieux mot qui signifie blesser et qui ne se dit plus qu'en riant et dans le burlesque.*

nef: *pour dire navire est vieux et ne sçauroit trouver place que dans le Burlesque ou dans le stile bas.*

nuisance: *ce mot est vieux, et il signifioit l'action de nuire, dommage.*

obscene: *ce mot vient du Latin et se dit par quelques uns et veut dire sale.*

obscenité: *ce mot non plus qu'obscène n'est pas generalement reçu. Il signifie paroles sales, ordures.*

occire: *vieux mot qui entre quelquefois dans le burlesque et qui signifie tüer.*

---

[114]) Ed. v. 1719.

[115]) Cf. dagegen: De la Touche, *l'Art de bien parler François*, t. 2 p. 195: *loisible: ce mot a rajeuni et on commence à s'en servir sans scrupule.*

[116]) Cf. Huguet: *Quomodo Jacobi Amyot Sermonem Quidam d'Audiguier emendaverit*, p. 57: *mesaventures: Pro eo nomine d'Audiguier substituit: aventures, quod totam significationem non reddit. De hoc vocabulo. mesaventure, Furetière scribit: Ce mot vieillit.*

***onc* ou *oncque*:** *vieux mots qui signifient jamais et qui ne se disent qu'en riant et dans le burlesque.*

***oportun, oportunité*:** *ces mots ne se disent guere.*

***ores*:** *vieux mot qui veut dire présentement et qui quelquefois a encore cours dans le burlesque.*

***ost*:** *vieux mot qu'on prononce ôt, et qui signifioit une armée.*

***outrecuidance*:** *vieux mot qui signifie hardiesse et qui entre quelquefois dans le stile simple et burlesque.*

***palefroi*:** *vieux mot qu'on trouve dans les Amadis et autres vieux Romans; et même dans Sarazin.*

se parforcer[117]): *c'est faire un efort violent et presque au delà de ses forces. Ce mot vieillit, et il faut dire se forcer.*

***paumer*:** *ce mot est bas et du petit peuple de Paris. Il veut dire soufleter.*

***pécune*:** *mot bas et burlesque pour dire argent.*

***pécunieux*:** *ce mot n'est guère en usage. Il signifie riche en argent.*

***perversion*:** *ce mot est écorché du Latin. Il ne se dit guere.*

***pieton*:** *ce mot a vieilli, en sa place on dit fantacin.*

pis[118]): *vieux mot qui signifioit autrefois l'estomac; mettre la main au pis, c'étoit faire serment.*

***pourpenser*:** *ce mot est un peu vieux et n'est bien en usage qu'en riant. Il signifie penser, songer à qch . . . . . .*

quasi (verteidigt in der *Princesse de Cleves*): *vient mieux en de certaines façons de parler que presque.*

***raire*:** *mot vieux et burlesque, qui signifie raser.*

***rancoeur*:** *ce mot est à présent hors d'usage. En sa place on dit rancune.*

***rarissime*:** *mot de conversation qui veut dire tres rare.*

***reconfort*:** *ce mot signifie consolation, mais il est un peu vieux, et est mieux reçu en vers qu'en prose.*

***reconforter*:** *ce mot signifie consoler, mais il ne se dit guere dans le beau stile.*

ridiculiser[119]): *ce mot est de fabrique nouvelle et n'a guere cours que dans le bas stile; il signifie: rendre ridicule.*

---

[117]) Cf. Huguet: *Quomodo Jacobi Amyot Sermonem Quidam d'Audiguier emendaverit*: p. 50: *parforcer: Nonnullis in locis pro eo verbo d'Audiguier substituit s'efforcer, quamvis apud Nicotium ut semper usitatum reperiatur.*

[118]) *pis* (1680): *Ce mot se dit des femelles de certains animaux et principalement des vaches, des chèvres et des brebis. C'est la partie de la femelle qui contient le lait.*

[119]) De la Touche, *l'art de bien parler françois*, t. II, p. 349: *On se sert quelquefois de ce mot dans la conversation. Il signifie tourner*

simplesse: *ce mot a un usage fort borné et signifie une action de simplicité.*

en somme: *ce mot est vieux, si ce n'est dans le burlesque; en sa place on dit enfin, en un mot, après tout.*

somnifere: *mot écorché du Latin qui se dit quelquefois entre les medecins, et qui dans le stile ordinaire ne se peut dire qu'en riant. Il signifie: qui fait dormir.*

souvenance: *mot qui n'est plus guere en usage, qui signifie souvenir et qui ne peut trouver place que dans le bas stile et même fort rarement.*

statuer: *terme de Palais. Ordonner. On ne le dit point ailleurs.*

subsequent: *ce mot vient du Latin et il est peu en usage. Il signifie: suivant, qui vient après. Il se dit particulierement du tems.*

subsidiaire: *ce mot se dit quelquefois au Palais. Il signifie qui est surabondant et qui vient fortifier ce qui est le principal.*

subsistance: *ce mot se trouve dans Voiture pour dire Etat mais il est un peu vieux. (Je lui laisse à juger si je ne pourrai pas être en bonne subsistance aussi bien que lui.)*

taper: *mot bas et burlesque.*

taxer[120]: *mot qui vient du Grec et qui est rarement reçu aujourd'hui dans le beau langage, pour dire blâmer, noter, reprendre.*

venusté: *c'est le venustas des Latins. M. Ménage trouve à ce qu'il dit, le mot de venusté très-beau, mais comme il est tout seul de son sentiment, il est bon, pour ne se pas rendre singulier, d'atendre que d'habiles écrivains se laissent toucher à la beauté de ce charmant mot et l'emploient dans leurs ouvrages.*

voire: *il signifie même, au contraire. Il est reçu dans le stile sérieux mais il a vieilli.*

Richelet hat offenkundig den Beschlüssen eines Vaugelas, eines Bouhours, überhaupt der ganzen puristischen Schule beigepflichtet. Im *Avertissement* der Auflage von 1694 bekennt er sich auch als d'Ablancourt und Patru zu grossem Danke verpflichtet. Von d'Ablancourt bemerkt er ausdrücklich: *l'un des plus excellens esprits et des meilleurs écrivains de son siècle. Comme il me faisait l'honneur de m'aimer avec tendresse, il m'a découvert une partie des mistères de nôtre langue.* Und von Patru heisst es: *qui sait à fonds ce que nôtre Langue a de plus fin.*

Furetière's *Dictionnaire universel*[121]) hat erst in der erweiterten

---

ridicule. M. Ménage l'approuve fort; cependant on ne doit guère s'en servir qu'en badinant.

[120]) Daneben: *taxer, terme de Palais, fort en usage pour dire: imposer quelque taxe.*

[121]) Dasselbe erschien erst nach dem Tode des Verfassers: 1690 zu Rotterdam. Zu Lebzeiten Furetière's war indessen bereits 1685 zu

Bearbeitung von Henri Basnage de Bauval (Rotterdam, 1701) eine gewisse puristische Färbung angenommen. In der *Préface* von 1701 erfolgt denn auch die ausdrückliche Mitteilung: *L'augmentation la plus considérable regarde la politesse et l'exactitude du langage. Mr. l'abbé Furetière, pour ne se trouver point en concurrence avec Mrs. de l'A. fr., n'avoit pas entrepris de décider du bon ou du mauvais usage des mots, ni de la pureté de la Langue.* Basnage bekennt sich aber immerhin zu einer etwas gemässigteren Richtung als Richelet. Seine Autorität ist die Akademie, oft bringt er auch nur das „Für" und „Wider" der streitenden Parteien, ohne selbst eine bestimmte Ansicht zu äussern. Bezeichnend für seinen Standpunkt ist, dass er Ménage gelegentlich eine gewisse Autorität einräumt, sowie dass er den vernünftigen Ausspruch thut: *On sçait bien qu'il ne faut pas être trop pointilleux, et qu'on énerve, ou qu'on desseche le discours à force de le limer et de le polir.*[122])

Ein entschieden gemässigter, conservativer Ton klingt aus den Bemerkungen, mit denen Basnage die citierten von Richelet beanstandeten Ausdrücke begleitet hat:

s'acroupir wird ohne tadelnde Bemerkung angeführt.

affectueux: *ce mot ne se dit que des choses et est vieux. Cependant il y a des gens qui s'en servent dans les matières de piété, pour marquer ce qui vient du coeur.*

antérieurement: wird nicht beanstandet.

certes: *on ne s'en sert gueres dans la conversation, mais dans l'Histoire, ou dans un discours d'éloquence, il a quelque chose d'énergique qui soutient et qui anime les endroits passionnez ou raisonnez.*

coucher par écrit: wird nicht getadelt. Bsp.: *c'est un homme qui couche bien par écrit, qui explique bien ses pensées.*

courroucer: *ce mot vieillit, cependant selon Vaugelas l'on s'en peut encore servir quelquefois et de bons Autheurs approuvent c..... quelcun.*

courtois: *ce mot a vieilli et n'est plus du bel usage.* (Bouhours.) *Mr. Ménage s'en est pourtant servi.*

desemparer: ist von keiner Bemerkung begleitet.

Amsterdam sein: *Essai d'un dict. univers., contenant généralement tous les mots français tant vieux que modernes et les termes de toutes les sciences et des arts* erschienen. — In Frankreich wurde dies Wörterbuch bekanntlich von dem berühmten Jesuiten-Collegium zu *Trévoux* unter dem Titel: *Dictionnaire de Trévoux* 1704 vervollständigt und schwoll allmählig zu einer wahren Universal-Encyclopädie an (18. Bd. fol. 1771).

[122]) Cf. Scipion Dupleix: *Liberté de la langue françoise dans sa pureté,* p. 18. *Le meilleur stile du monde se corrompt s'il est trop limé et perd sa rigueur à mesure qu'on repasse dessus.* (Cf. auch: La Mothe le Vayer, *Oeuvres,* Paris, 1662, t. II. p. 654.)

desireux: *ce mot n'est plus du bel usage.* (Aber Ronsard und Regnier, heisst es weiter, brauchten diesen Ausdruck.)

disputeur: wird ohne einschränkende Kritik angeführt.

embler: *c'est un vieux mot et hors d'usage, sinon en ce commandement de Dieu: l'avoir d'autrui tu n'embleras . . . . .*

erre: *qui ne se dit qu'en ces phrases: aller grande erre, aller belle erre; pour dire: aller bon train. On dit l'erre d'un vaisseau, pour marquer sa vitesse, ou sa lenteur.*

étourderie: *action d'étourdi. Il a fait une étourderie etc. Il y a des gens qui croyent que ce mot ne s'écrit point encore, et qu'on doit se contenter de le dire, mais on le juge assez établi par l'usage pour pouvoir l'écrire dans le stile épistolaire et familier.*

estreinte: *action par laquelle on serre ou étreint, qui se dit tant au propre qu'au figuré.*

eventrer: *ouvrir le ventre pour en tirer les boyaux, les trippes.*

fautif: *sujet à faire des fautes. Il se dit des personnes et des choses. Il n'y a rien de si fautif que l'homme.*

geindre: *terme populaire qui signifie se plaindre languissamment, tout bas et à diverses reprises, d'un mal qu'on souffre, sans pouvoir connoître en quelque partie il est. On ne s'en sert guere que pour blâmer ceux qui se plaignent de la sorte (cette fille ne fait que geindre, et on ne peut sçavoir quel mal elle peut avoir).*

gracieux: *on en fait peut-être un usage trop fréquent; quoy qu'il en soit, de bons auteurs l'employent . . . . . .*

improbation: *ce mot n'est pas encore bien établi quoy qu'il se trouve dans Danet. Aussi le met-il au rang des mots dont l'usage est rare.*

induire: *ce mot s'employe particulierement quand il s'agit de porter quelcun à quelque chose de mauvais.*

interrogateur: *terme odieux dont on se sert pour désigner ces importuns qui font des questions continuelles.*

limpide: *ce terme est dogmatique, et ne se dit que de l'eau et du vin.*

loisible: *quoyque ce mot commence à vieillir, on s'en peut servir encore dans le stile familier et comique.*

lors: *il ne se dit guere que suivi d'un genitif. lors de la bataille. Vaugelas et Corneille le condamnent . . . . . Il est supportable dans la conversation parce qu'il abrege un grand tour, qu'il faudroit prendre sans cela.*

los: *on s'en peut encore servir dans le stile badin avec La Fontaine.*

maint: *est un mot qu'on ne devoit jamais abandonner, et par la facilité qu'il y avoit à le couler dans le stile, et par son origine qui est Françoise.*

mignard: *ce mot à été banni de l'usage; peut-être par ce qu'il a paru trop mol et qu'il sent un peu le diminutif. Il plaisoit extrémement aux poètes de la Cour des Valois et il entroit dans tous les vers qui avoient un caractère tendre et délicat.*

nef: *il n'est plus en usage que dans les enseignes.*

pecunieux, ***perversion***, ***pieton***: ohne irgend welche Bemerkung.

quasi: Basnage bringt Ansichten „für" und „wider" den Gebrauch.

raire: *en phrases proverbiales: à barbe de fou on apprend à raire.*

reconforter: keine Bemerkung.

ridiculiser: von Ménage verteidigt.

simplesse: *terme populaire. Il ne demande qu'amour et simplesse.*

souvenance: *rive de souvenance.*

subsequent: unbeanstandet.

taxer: *noter, accuser, blâmer, censurer, reprendre. Les Historiens ont taxé ce prince de cruauté. d'avarice. — Vaugelas prétend que taxer en ce sens se-doit employer rarement dans le beau langage.*

venusté: *on le trouve dans quelques auteurs du siècle passé. Le Père Bouhours a raillé Mr. Ménage qui le trouvoit très-beau. On ne le trouve en effet dans aucun auteur moderne, et je le croi aboli.*

voire: *ce mot est entierement aboli: et si l'on se sert de voire, ce n'est que dans le stile bas, ou en badinant.*[123])

Welche Stellung die Akademie selbst zur Erledigung sprachlicher Schwierigkeiten, auch in ihrem *Dictionnaire* eingenommen hat, ist zur Genüge bekannt. Dem ursprünglichen Plane gemäss sollte eigentlich nur die Bedeutung der Wörter erklärt werden, und ihr richtiger Gebrauch zur Besprechung gelangen. Aber nur zu bald gefiel sich die Akademie darin: *die Sprache als ein mit Ueberlegung geschaffenes und immer dem Urteilsspruch der Kenner unterworfenes Ganze von Formen anzusehen, als ein Gebiet, dessen Grenzen durch officielle Beschlüsse geometrisch festgesetzt und bestimmt werden können.*[124])

Bereits 1611 hat der Verfasser[125]) der französischen Vorrede zu Cotgrave's Wörterbuch eine Klage geäussert, die am Ende des 17. Jahrhunderts angesichts des stark verringerten lexikalischen Be-

---

[123]) Betreffs der übrigen in dieser Liste fehlenden Ausdrücke stimmt Furetière (Basnage), öfters fast wörtlich, mit Richelet's Anmerkungen überein.

[124]) S. Laubert: *Uebersicht der Forschungen auf dem Gebiete der französischen Philologie.* (Programm) Frankfurt a. O., 1874.

[125]) *L'oiseau de Tourval, Parisien.*

standes der französischen Sprache, mit noch viel mehr Berechtigung hätte wiederholt werden müssen: . . . . . *Ce ne seroit pas le pis qui nous pût arriver, que de remettre sur certains mots sur-annez, que nous avons mieux aimé laisser perdre, quoyque tres propres et significatifs; et autres de notre propre cru, bien que de divers terroir, allans plutot mandier chez les Etrangers pour nous exprimer, ou bien nous taisans du tout, ou parlans par un long contournement de paroles, que d'ouvrir un peu la bouche pour en prononcer quelques uns qui sembloyent trop revesches pour la douceur du palais de noz Demoiselles ou grater l'oreille delicate de Messieurs noz Courtisans de ce tems-cy.*

Borel[126]) hat für das 17. Jahrhundert wenigstens einen völlig zutreffenden Hauptgrund der Veränderungen, denen die lebenden Sprachen unterworfen sind, prophetisch vorausgesehen: . . . *la seule fantaisie des hommes qui s'ennuyent des vieux mots comme de toutes les vieilles choses, est assez capable de les changer.* Leider hat nur der Sprachorganismus in diesem Jahrhunderte unter dem unnatürlichen Zwang der Puristen viel mehr ausgeschieden als neu erzeugt!

C. Grammatiker.

Die Zahl der grammatischen Schriften ist im 17. Jahrhundert gegenüber dem 16. ganz enorm angewachsen. Dem rastlosen Sammelfleisse der beiden unermüdlichen Forscher, Ch. Thurot[127]) und E. Stengel,[128]) die sich auf diesem Gebiete gegenseitig ergänzen, haben wir in der Gegenwart eine annähernd genaue Uebersicht des vorhandenen grammatischen Materials der verschiedenen Epochen bis zum Jahre 1799 zu verdanken.

Die Fülle und Mannigfaltigkeit des für das 17. Jahrhundert vorhandenen Stoffes drängt unwillkürlich zu einer Sichtung und Gruppierung, selbst auf die Gefahr hin, dass dieselbe mit der chronologischen Reihenfolge in Conflict gerathen sollte. Bereits Wüllenweber[129]) hat den Versuch gemacht, die eigentlichen, planmässig geordneten Grammatiken von den Sammelbemerkungen Vaugelas' und seiner Schule zu sondern. Dieser an und für sich berechtigten Sonderung liegt indessen, abgesehen von der wesentlich verschiedenen Anordnung und Behandlung des grammatischen Materials, noch eine

---

[126]) Cf. Preface zu: *Tresor de recherches et antiquitez Gauloises et Françoises, réduites en ordre alph.* Paris, 1855.

[127]) Ch. Thurot: *De la prononciation française,* t. I. p. 44—73 (Introduction).

[128]) E. Stengel: *Chronol. Verzeichnis frz. Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts,* p. 30—69.

[129]) *Vaugelas und seine Commentatoren,* p. 21.

tiefer greifende Ursache zu Grunde. Man pflegt gewöhnlich mit dem Erscheinen der *Remarques* von Vaugelas im Jahre 1647 eine neue Periode in der Geschichte der französischen Grammatik anzusetzen, forscht man aber dem Ursprunge der so grosses Aufsehen erregenden Theorien genauer nach, so fällt es nicht allzuschwer, die Keime derselben bereits im Anfange des Jahrhunderts, vor allem bei Malherbe selbst aufzuspüren.

Im 17. Jahrhunderte hat eine zweifache Behandlung der Sprachfragen stattgefunden. Die eine Art stimmt mit der des 16. Jahrhunderts so ziemlich überein, indem sie eine stufenweis fortschreitende Entwicklung der Regeln bewirkt, die bereits in bescheidenerem Grade die früheren Grammatiker beschäftigt hatten. Bisweilen erscheint diese Weiterentwicklung allerdings gehemmt durch die Unkenntnis vorausgegangener trefflicher Leistungen. Indessen bewahrt sich die Tendenz, die französischen Grammatiken nach dem Schema der lateinischen einzurichten, fortgesetzt ihre Lebensfähigkeit. In diesen Producten fortlaufender Tradition treten allerdings keine auffallend charakteristischen Züge der Sprachbewegung des 17. Jahrhunderts zu Tage. Der Feuereifer der streitenden Parteien, das eigentlich pulsierende Leben, die allmählichen Evolutionen der Sprache finden in diesen grammatischen Dokumenten keinen Platz. Denn Grammatiken bieten ihrem Charakter gemäss, zu allen Zeiten nur erstarrte Resultate, den mühsamen Gewinn langer Kämpfe. Doch tauchen im 17. Jahrhunderte gelegentlich Zweifel in Form von kurzen Bemerkungen auf, oder Randglossen zu veralteten und beanstandeten Ausdrücken.

Daneben aber besitzt das eigenartige 17. Jahrhundert eine Reihe interessanter Zeugnisse in den *Remarques* und *Observations*, die eher dazu geeignet sind, einen Einblick in das Walten der berufenen und unberufenen Sprachforscher dieser Epoche zu gestatten, und die dem Sociologen so gut wie dem Philologen einiges Interesse abnötigen dürften. Denn alle Schwankungen und Bedenken der Zeit in sprachlicher Hinsicht, finden hier eine Stätte. Bisweilen scheint es, wie wenn gleichsam eine grammatische Salonconferenz mit dem Pinsel des Malers festgehalten worden wäre.[130]) Tausenderlei Stilfeinheiten, psychologische Nüancen, syntaktische Erwägungen, Spitzfindigkeiten, die schliesslich zu gekünstelten Entscheidungen (an denen die Grammatik so reich ist) führen, werden hier in buntem Wirbel erörtert. Die Hindernisse, welche sich der Fixierung einer einheitlichen Sprache in den Weg stellten, bedurften ausser den mündlichen Debatten in schöngeistigen Kreisen und den Sitzungen der Akademie noch einer schriftlichen, zwanglosen Auseinander-

[130]) S. Bouhours: *Doutes sur la langue françoise.*

setzung, die hauptsächlich den Dilettanten Aufschlüsse gewähren sollte. Die kunstlos aneinandergereihten Bemerkungen, die freilich selten in den Kern der Sache eindrangen, entsprachen einem Zeitbedürfnis. Sie sind das Product der empirischen Methode des 17. Jahrhunderts,[131]) nehmen ihren sichtbaren Anfang mit Malherbe's Commentaire zu Desportes, beeinflussen auch hie und da die zu einem Ganzen abgerundeten, eigentlichen Grammatiken; und am Schlusse des Jahrhunderts vereinigt Regnier Desmarais, so gut er es versteht, den Gewinn beider Richtungen in seinem *Traité de la grammaire françoise* (1705).

Der Beweis, dass es sich in den eigentlichen Grammatiken des 17. Jahrhunderts nur um eine stufenweise Weiterentwicklung der einfacheren, manchmal sogar noch recht primitiven Regeln des 16. handle, ist leicht zu liefern. Man verfolge z. B. die Behandlung des *Artikels*, wenn auch nur in den weitesten Umrissen. Im 16. Jahrhunderte kostete es einigen Kampf, bis die Existenzberechtigung des Artikels überhaupt festgestellt wurde, da sich für denselben im Lateinischen ja nichts Entsprechendes nachweisen liess. Seine willkürliche Auslassung fand sich in Prosa und Poesie. Die Grammatiker erwähnten ihn gar nicht,[132]) wie Dubois (1531) oder besprachen ihn in unklarer Weise wie Ramus (1562). Pillot (1550) und Meigret (1550) reihten ihn unter die Wortclassen ein. H. Estienne that noch einen Schritt weiter (1582) und rühmte mit einem Ausblicke auf das Griechische das Vorhandensein des Artikels als einen besonderen Vorzug des Französischen gegenüber dem Lateinischen. Somit war der Artikel erst gewissermassen in seine Rechte eingesetzt worden, und man durfte nun daran denken, seinen Gebrauch zu regeln, seine Beschaffenheit zu sondiren und seinem Ursprunge nachzuforschen. Bereits Ronsard[133]) hatte darauf

---

[131]) Im 18. Jahrhundert tritt eine neue Umwandlung ein: *On avait fait assez d'analyse, il était temps de se mettre à la synthèse. Aux Remarques sur la langue succèdent les traités dogmatiques, après les observations viennent les systèmes.* (S. Vernier, *Etude sur Voltaire grammairien* . . . ., p. 5.)

[132]) Dagegen hat J. Palsgrave *Lesclarcissement de la Langue Françoise* schon 1530 den Artikel als besonderen Redeteil aufgeführt und zwischen bestimmtem und unbestimmtem zu unterscheiden gewusst. — Noch erstaunlicher aber erscheint es, dass zwischen 1286—1291, also im vollsten Mittelalter, Jaufre de Foixa, der, wie er im Prolog seiner *Regles* deutlich ausspricht, für Leute schreiben will, die die Gramatica, d. h. das Lateinische nicht verstehen, im Gegensatze zu seinem Vorgänger (Raimon Vidal) vom Artikel und dessen Gebrauch spricht. (S. *Romania*, t. IX p. 51 ff.)

[133]) *Art poëtique: Tu n'oublieras jamais les articles et tiendras pour tout certain que rien ne peut tant defigurer ton vers que les articles delaissez.* Cf. auch: Karl Becker, *Syntaktische Studien über die Plejade*,

hingewiesen, dass nichts die Verse so arg entstelle, wie die willkürliche Auslassung des Artikels. In der Prosa galt diese Art von Ellipse selbstverständlich für ebenso fehlerhaft. Aber Theorie und Praxis standen noch lange Zeit in Widerspruch. 1607 sieht sich Maupas genötigt, die Hauptregel in seiner Grammatik aufzustellen, dass das Substantiv vom Artikel begleitet sein muss. Im Laufe des 17. Jahrhunderts bürgert sich diese Erkenntnis dann allerdings so fest ein, dass die späteren Grammatiker eine Wiederholung dieser Forderung nicht mehr nötig haben. Damit ist die erste, noch schwebende Frage des 16. Jahrhunderts in Bezug auf die Anwendung des Artikels endgültig gelöst. Eine weit grössere Schwierigkeit aber ist mit der Feststellung der verschiedenen Arten desselben verknüpft. Es kostet viel Zeit und ein gut Teil Erwägungen, bis es nur zu einer klaren Sonderung des bestimmten und des unbestimmten Geschlechtswortes kommt. Häufig pflanzen sich irrige Anschauungen aus dem 16. Jahrhundert in das folgende hinüber fort, sodass die Praepositionen *de* und *à* zu den Artikeln gerechnet werden.[134]) Am Schlusse des 17. Jahrhunderts befindet man sich nur noch über den Begriff des Teilungsartikels im Unklaren. Die ziemlich klare Definition desselben bei Garnier (1558) hat eher einen Rückschritt erfahren.

Im 16. wie im 17. Jahrhundert unterscheiden die Grammatiker acht oder neun Redeteile. Adjectiv und Substantiv werden gemeinsam behandelt, das Particip wird vom Verbe gesondert angeführt, die Interjectionen bilden mit den Adverbien nach griechischem Vorbilde öfters eine gemeinsame Gruppe.

Der Ausbau der grammatischen Regeln wird natürlich im 17. Jahrhundert sorgfältiger und präciser, denn nachdem die Hauptschwierigkeiten aus dem Wege geräumt waren, bot sich Gelegenheit und Musse, auf allerlei Feinheiten zu achten und einzelne Fälle einer speciellen Lösung zu unterziehen. Man sieht sich genötigt, neue Regeln aufzustellen, die aber nicht selten den Nachteil haben, dass die Zahl der Ausnahmen die überwiegende ist.[135]) Manchmal

---

Darmstadt, 1885, p. 8—11. — Ferner: *Du Bellay:* (*Deff.* T. C. 9) *Garde toi aussi de tomber en un vice commun, mesmes aux plus excellens de nostre Langue: c'est l'omission des articles.*

[134]) Noch im Jahre 1684 bekämpft der anonyme Verfasser der *Veritables Principes de la langue fr.* derlei Irrtümer bei Chiflet, indem er zu dessen Kapitel *des Noms et des Articles* bemerkt: *Il a pris l'article un pour défini; il a établi de et à pour article indéfini. Il n'a pas conceu que de et à ne sont que des particules qui servent à distinguer les cas.* Selbst De la Touche ist 1696 noch unsicher, ob er *de* und *à* gänzlich aus der Reihe der Artikel streichen soll. (Cf. p. 61.)

[135]) Auf diesen Uebelstand macht bereits Chiflet aufmerksam, in seinem *Essay d'une parf. Gramm. de la langue Françoise*, p. 361 . . .

verirrt man sich in der kleinlichen Detailbetrachtung, die den kühnen Forschern des 16. Jahrhunderts noch völlig fremd war, andrerseits aber erzielt man auch bemerkenswerte Fortschritte, selbst auf dem Gebiete der Syntax.[136])

Die Leistungen der bedeutendsten Grammatiker des 17. Jahrhunderts sind schon nach verschiedener Richtung hin[137]) untersucht und gewürdigt worden. Gemäss dem Zwecke vorliegender Arbeit ist dagegen der Standpunkt einzelner Verfasser zur Puristenfrage festzustellen: die Sammlung gelegentlich eingestreuter Bemerkungen verhilft am sichersten dazu, die persönliche Ansicht der Hauptgrammatiker, ihre Stellung zu den Sprachautoritäten und Sprachreformen der Epoche kennen zu lernen. Immerhin ist die Ernte auf diesem Gebiete, dem Charakter dieser Gruppe von Schriften gemäss, dürftig. Darum sei es gestattet, früheren Berichten [138]) als Ergänzung gelegentlich einige Früchte persönlicher Lectüre zuzufügen, selbst auf die Gefahr hin, dass diese Zusätze zu dem eigentlichen Thema nicht in directer Beziehung stehen.

1607 veröffentlichte Maupas,[139]) ein Zeitgenosse Malherbe's seine *Grammaire et syntaxe françoise, contenant reigles bien exactes et certaines de la prononciation, orthographe, construction et usage de nostre Langue.* Brunot[140]) hat bereits darauf hingewiesen, dass die von Maupas aufgestellten Regeln zumeist mit Malherbe's Beschlüssen genau übereinstimmen. Warum? Weil beide, ohne irgendwie in directer persönlicher Beziehung zu stehen, an der gleichen Quelle geschöpft haben: dem *usage de Paris.* Maupas bemüht sich, wie er in seiner Vorrede bemerkt, die *naïveté* seiner Sprache zu lehren. Da er hauptsächlich für Ausländer, insbesondere für Deutsche schreibt, widmet er den Schwierigkeiten der Aussprache besonders Aufmerksamkeit: *car sans bonne et naïve prononciation le langage perd toute sa grâce.*

Mais voilà ce qui trompe ces Grammairiens: Quand il est question de former une regle de Grammaire, ils s'arrestent de dix ou douze mots, qui se présentent à leur memoire; . . . . . . et là-dessus, sans examiner plus avant, ils prononcent leurs arrests de l'usage de la langue.

[136]) Freilich hat die Bemerkung Livet's (S. *La Gramm. fr. et les Grammairiens au XVIe siècle* p. 234) auch für das 17. Jahrhundert noch Gültigkeit: *La grammaire va du mot au mot, mais ne s'élève jamais jusqu'à la proposition.*

[137]) Z. B. von H. Breitinger *(zur Geschichte der frz. Grammatik 1530—1647),* von Wüllenweber (*Vaugelas und seine Commentatoren*), Haase (*Französische Syntax des XVII. Jahrhunderts*) u. a.

[138]) Z. B. Wüllenweber.

[139]) Auf dem Titelblatte steht: *Gr. françoise par C. M. Bl., A. Bloys 1607;* im Privilege dagegen: *Charles Maupas, Chirurgien demeurant en nostre ville de Blois.*

[140]) *Doctrine de Malherbe,* p. 221.

Der orthographischen Missstände der Vergangenheit gedenkt er (p. 26) mit einer kurzen Bemerkung *Jadis aussi l'Orthographe françoise estoit bien plus copieuse en lettres escrittes, non leües qu'elle n'est à présent. Car nos ancestres y inseroient plusieurs lettres qui ne servoient qu'à monstrer un vestige de l'etymologie ou racine des mots; desquelles beaucoup ont été retrancheez.*

Maupas bespricht neun Wortarten nach der Weise der lateinischen Grammatiker; jedoch ist er nicht blind für die Unterschiede beider Sprachen. So stellt er (p. 32) ein Schema für die verschiedenen Arten des Artikels und seiner Declination auf und bemerkt dazu: *Car nous distribuons les articles en cas, selon l'usage naïf de nostre langue comparé et rapporté à la raison Latine.* — Sehr klar spricht er sich über das Geschlecht aus: *Tout nom est de genre masculin, feminin ou commun, car de neutre nous n'en avons point.* Die Hauptregel, die er für das Geschlecht der französischen Substantive aus dem Vergleiche mit dem Lateinischen herleitet, steht sogar mit unserer modernen Anschauung völlig im Einklang: *Pour les substantifs, on doit tenir pour reigle generale (sous les exceptions à mettre cy apres) que les substantifs françois issus de latins suivent le genre de ceux dont ils sont issus, de manière que les masculins ou neutres en latin, sont masculins en françois, et les feminins en latin, ne changent point de genre en françois* (p. 82—83).

Auch der wesentlich verschiedene Charakter des lateinischen und des französischen Satzbau's nötigt ihm (p. 2) eine treffende Bemerkung ab: *Notre langue aime à suivre, en l'arrangement de ses mots l'ordre naturel de l'entendement, qui est que la diction regissante soit devant la regie, ce qu'un ancien Poëte françois assez estimé de son temps à dit en ces vers*[141]) . . . . *qui est cause qu'elle ne permet un tel meslange et entrelassement de paroles comme la latine.*

Man sieht, dass Maupas durchaus nicht völlig befangen in der lateinischen Tradition aufgeht. Er ist auch kein Purist, denn nirgends bekundet er Geringschätzung für veraltete oder vulgaire Ausdrücke. Er konstatiert nur, dass einzelne Ausdrücke nicht mehr gebräuchlich, oder höchstens im Volksmunde erhalten sind. So citiert er (p. 92) *graigneur = plus grand; mais il n'est plus en usage vulgaire: bien s'en sert on quelquefois es actes de judicature, et se trouve en Ronsard excellent poëte.*

Auch die dem Italienischen entlehnten Superlative, die später den Puristen unbequem wurden, entlocken ihm kein Wort des Tadels. Von *grandissime* (p. 92) heisst es bloss: *il est assez receu*

[141]) Hier folgt der bekannte, schon von den Grammatikern des 16. Jahrhunderts citierte Ausspruch Clement Marot's: *Enfans, oyez ceste leçon* . . . . . .

pour tres grand; auch *doctissime* ist bisweilen verwendbar; *Illustrissime*, *Serenissime*, *Reverendissime* dagegen: *ne sont gueres recevables*, es sei denn zur Bezeichnung hoher, besonders geistlicher Würdenträger. — Von *nulli* (p. 189) erfahren wir: *que les anciens en usoient plus que ne faisons à ceste heure. Et en son lieu, nous disons personne.* Das Volk brauche auch gern *ame* im gleichen Sinne: *je n'ay vu ame à qui parler.* Während Maupas' kleine Grammatik den vernünftig-gemässigten Standpunkt der Provinz um die Wende des Jahrhunderts vertritt, verrät Antoine Oudin's 1632 veröffentlichte *Grammaire françoise, rapportée au langage du temps* schon eher, dass inzwischen die Saat Malherbe's auf fruchtbarem Boden aufgegangen war. Oudin ist *Secretaire interprette de Sa Majesté* und schreibt in *Paris*. Die souveraine Verachtung des Hauptstädters für veraltete oder provinziale Ausdrücke tritt gelegentlich sehr scharf zu Tage. Mit der litterarischen Vergangenheit bricht Oudin ohne Zaudern und in ziemlich wegwerfendem Tone. So erklärt er (p. 51) unumwunden: *Je trouve en effet qu'il est mal à propos de citer les vieux Autheurs pour toutes sortes de raisons, puisque nostre langue est entierement reformée depuis quelque temps.* Bei einer anderen Gelegenheit äussert er sich sogar ganz wegwerfend: *Laissons les vieux Autheurs à part, qui ont manqué à bien escrire, faute de bien digerer.* Zieht man hingegen seinen orthographischen Standpunkt in Betracht, so erscheint seine Haltung zwitterhaft. Denn er ist ein erklärter Gegner der phonetischen Reform. Didot[142]) bezeichnet ihn geradezu als einen Anhänger E. Pasquier's.

Für streng wissenschaftliche Arbeit hat Oudin absolut kein Verständnis, obwohl er gelegentlich Kritik zu üben wagt. So thut er (p. 171) den herablassenden Ausspruch: *Il me faut rire d'une observation que i'ai trouvée dans un Grammairien qui dit que le verbe sçavoir vient plustot de sapere Italien, que de scire Latin, et sans en apporter de raison pertinente, veut qu'on l'escrive sans „c".*

Wüllenweber[143]) hat bereits den Reichtum an syntaktischen Bemerkungen, die ihren Wert bis in die Gegenwart bewahrt haben, an Oudin's Grammatik besonders hervorgehoben, aber auch in anderer Beziehung ist sie wertvoll, denn es spiegelt sich darin, ohne jede Absicht des Verfassers, manche Spur des kämpfenden Sprachgebrauches.[144])

[142]) *Observations sur l'Orthographe ou orthographie française*, p. 221.

[143]) *Vaugelas u. s. Commentatoren*, p. 23.

[144]) So hören wir z. B. (p. 98—99) von dem Wechsel, der sich im Gebrauche der *Titel* vollzogen hat: dass *Sire* nur dem Könige gebührt, Niedrigerstehende sich mit *Sieur* zu begnügen haben. *Madame* bildet die Anrede für alle *Dames damées*, auch die unverheirateten; nur in Grenz-

Uebereinstimmend mit Malherbe tadelt er (p. 106) die Auslassung der Fürwörter in Sätzen wie: *j'ai receu les lettres que m'avez envoyées.* — Die *pronoms possessifs absolus* teilt er in zwei Gruppen; es sei gestattet zu sagen: *un mien amy, un tien parent, un sien frere, pour les autres on ne dit point maintenant: un nostre garçon, un vostre serviteur, un leur amy* . . . . . (p. 120): *la phrase n'en vaut rien!*

Diminutive mahnt er (p. 89) mit einer gewissen Vorsicht zu brauchen, die Superlative: *doctissime, grandissime, ignorantissime* etc., *que nous empruntons de l'Italien*, dagegen lässt er unbeanstandet gelten.

Auch die Sprachdebatten der Pretiösen berührt Oudin (p. 304) mit einem kurzen Streiflichte. Es handelt sich um den berühmten Streit über das Wörtchen: *car*. Unser Grammatiker bemerkt dazu: *Nous avons des Modernes qui ne veulent point admettre le car. mais il y a des occasions où ils se trouveroient bien empeschez à ne le pas employer.*

In anderen Fällen urteilt Oudin aber weniger vernünftig. Bei den Verben mässigt er sich noch, indem er gelegentlich „veraltete" neben „modernen" Formen anführt und gelten lässt, wie das Futurum *lairray* neben *laisseray*. Als *antiques et hors d'usage, ou pour mieux dire: vitieux* erscheinen ihm: *doint, donroy, donrois* u. a. — *Raller* bezeichnet er als *fort mauvais mot* (p. 161). Bei den Adverbien (Interjectionen) Conjunctionen und Praepositionen räumt er energisch auf: (p. 261) *leans* ist *antique et hors d'usage, ceans* bedeutet nur: *en ce logis* (263), *illec et d'illec sont antiques et tout à fait bannis du langage moderne*; *par fois* (p. 272) *est commun parmy le vulgaire*; *moult est trop vieux et tiré du Latin* (p. 277); *voire, trop vulgaire* (p. 284), *ia est antique* (p. 285); *chut, mot Normand*; *à l'instar est trop latin, et n'est point en usage parmy les bons François* (p. 295); *voyez-cy n'est gueres elegant, et voyez-là fort peu frequent* (p. 298); *ains est devenu vieil depuis dix ans* (p. 304); *à val . . . . . à mont, est Normand*; *du mont à val: peu usité, contremont: vulgaire* (p. 309).

Oudin's Grammatik ist fünfzehn Jahre vor den *Remarques* Vaugelas' erschienen. Bereits 1657 erscheint in Lyon eine anonyme: *Grammaire fr. Avec quelques remarques sur cette langue selon*

gegenden brauche man aus Unwissenheit in letzterem Falle *Demoiselle*, *Messire* sei der übliche Titel für Priester, *Maistre* für Handwerker. (Ueber das Geschick von *Maistre* und anderen Titeln hat sich auch Howell in seiner Vorrede zur 2. Auflage von Cotgrave's Wörterbuch. ausführlich ausgesprochen: *Maistre, Master, was a word of high esteem in former times among the French, and appliable to noblemen and others in some high office only, but now t'is fallen from the Baron to the Boor, from the Count to the Cobler, or any other mean Artisan . . . . . . f. f.*)

l'usage de ce temps,[145]) die überraschender Weise nicht nur die Errungenschaften Vaugelas' verwertet, sondern auch Malherbe's Commentaire sur Desportes[146]) benutzt. In dieser kleinen, nur für Franzosen, und zwar für Franzosen *qui ont quelque premiere teinture de la pureté et de la netteté de nostre langue* bestimmten Schrift sind zum ersten Male die Resultate traditioneller und empirischer Methode zusammengeflossen! Freilich völlig kritiklos!

Bei Chiflet: *Essay d'une parfaite Grammaire de la langue françoise* (Anvers, 1659) haben Vaugelas' Verdienste wie Schwächen eine ziemlich richtige Abschätzung gefunden. In der Vorrede bekennt Chiflet ausdrücklich, dass er dem Verfasser der schönen und beachtenswerten *Remarques* viel zu verdanken habe. Aber langjährige praktische Erfahrung[147]) hat Chiflet's angeborenen Scharfblick noch bedeutend erhöht, sodass er sich in allen wesentlichen Fragen einen eigenen Standpunkt zu wahren versteht. Von der grossen Beliebtheit seiner Grammatik legen zahlreiche Auflagen (von 1659—1722) beredtes Zeugnis ab.

Er ist durchaus conservativ. In Orthographie ist er (p. 246) geneigt, einige völlig unnütze Buchstaben *de la vieille mode* zu opfern, spricht sich aber gegen die gewaltsamen Reformatoren der Rechtschreibung und ihre *fades nouveautez* äusserst missbilligend aus. Seine orthographischen Principien sind, soweit sie mit dem Sprachgebrauche in Einklang standen, in der ersten Auflage des Wörterbuches der Akademie aufgenommen worden.

Die Aussprache möchte er am liebsten gar keiner Veränderung unterworfen sehen: *En matiere de prononciation, il n'est pas bon de courir avec trop de chaleur après les nouveautez* (p. 253).[148]) Mit mustergültiger Einfachheit zeichnet er die Grenzen ab, inner-

[145]) Brunot, *Doctrine de Malherbe* (p. 587) hat zuerst auf diese eigentümliche kleine Schrift, in derem Verfasser er den *Copisten der Handschrift B des Commentaire's* (S. p. 104) vermutet, aufmerksam gemacht.

[146]) *Au lecteur: . . . . . En quoy ie veux ingenûment avoüer que j'ay sur tout proffité en ce Recueil que ie donne, tant d'une Censure escritte de la main de M. de Malherbe, sur les Ouvrages de M. l'Abbé de Tyron; comme encore des belles Remarques de M. de Vaugelas sur la langue Françoise.*

[147]) p. 223—230 legt er mit berechtigtem Stolze seine *Unterrichtsmethode* dar, die fast in jeder Hinsicht den Anforderungen der Gegenwart entspricht, äusserst einfach und zweckmässig ist, sodass seine Versicherung (p. 358): *Je fais profession de soulager le mieux que je pourray, ceux qui apprennent la Langue Françoise*, volle Berechtigung hat.

[148]) S. Gaston Paris: *Préface* zu *Ch. Thurot: De la pron. fr.*, p. XVI.: *Soyons conservateurs! (en fait de langue au moins). Que chacun se fasse scrupule de laisser la prononciation qu'il trouve établie en entrant dans le monde, qu'il reçoit de ceux qui l'y ont précédé, se gâter, dans sa bouche.*

halb derer sich eine gute Aussprache zu bewegen hat: *Elle doit être douce et naturelle, sans affectation de trop de mignardise, et sans sentir le grossier et le villageois, qui sont les deux extremitez vicieuses qu'elle doit éviter* (p. 251). Im Gegensatze zu Vaugelas möchte er die Frauen ihres allzu grossen Einflusses in Sprachangelegenheiten entheben, denn die Aussprache derselben z. B.: . . . *en toute langue tient de la mollesse de leur sexe, et ne doit pas servir de loy au langage des Hommes.*[149])

Während in dem ausführlichen Kapitel (VIII), das der Syntax und dem Stil gewidmet ist, sich häufig Anklänge an Vaugelas[150]) finden, spricht sich Chiflet in dem Absatze: *Observations des Noms* (p. 40 ff.) auf's entschiedenste gegen die bedrohliche Verringerung des Wortschatzes aus. Unumwunden zeiht er Vaugelas in diesem Punkte allzugrosser Kurzsicht (p. 136): *M. de Vaug., qui avoit une bonne maxime d'obéir à l'usage, qu'il appelle le Tyran des Langues, en usoit un peu trop rigoureusement; se portant avec trop de facilité à condamner de bons mots, et à en approuver de mauvais, sur l'observation d'un Usage, dont il prenoit les mesures un peu trop courtes.* Aus den Anmerkungen, mit denen Chiflet eine ganze Reihe von Vaugelas ausser Curs erklärter Ausdrücke begleitet, gestützt auf die gegenteilige Ansicht de *quelques Censeurs* geht deutlich hervor, dass er auch die Opposition eines La Mothe le Vayer[151]) und eines Dupleix[152]) nicht blos vom Hörensagen kennt. Oft wiederholt er fast wörtlich die Einwände dieser beiden heftigen Gegner des Purismus. Z. B. (p. 41): *la Rem. tâche de bannir gracieux et malgracieux. La Censure demande pourquoy? Puisque ces mots sont tres-bons, fort significatifs et tousiours continuez dans l'usage*; *courroucé* ist nicht nur für das Meer anwendbar, *la Censure dit qu'il est tres bon dans le sens propre, un homme fort courroucé.* Mit ähnlichen Zusätzen verteidigt Chiflet: *accoutumance, futur, esclavage, face, les gestes, prouesse, taxer* (= *blâmer, reprendre*), *à présent, affectueusement* u. a.

Völlig von seiner Erbitterung aber lässt er sich fortreissen, als er die Verheerungen in Betracht zieht, die entstanden sind: *au sujet des Conjonctions,*[153]) *des Propositions, et des Adverbes, où*

[149]) S. auch p. 323; da heisst es ebenfalls geringschätzig bei Erwähnung der falschen Aussprache: *adversion* für *aversion: Mais presentement il n'y a plus que quelques femmes qui retiennent cette erreur.*

[150]) Doch auch hier ordnet sich Chiflet nicht blind unter, erweitert einzelne Regeln, oder weist auch Widersprüche nach; z. B. p. 86, 205, 311 u. a.

[151]) In *Lettres sur les nouvelles Remarques de Vaug . . . .*, Paris, 1647.

[152]) In *Liberté de la langue françoise dans sa pureté*, Paris, 1621.

[153]) p. 189 verteidigt er *sinon*: *la conjonction est tres-bonne et exprime le Latin: Nisi. J'ay mis icy cette observation de sinon, parce*

la perte est d'autant plus grande, que c'est moins la coustume d'inventer quelque chose de nouveau en ces Particules, qui puisse suppléer à ce qu'on en détruit (p. 183). In seinem Zorne versteigt er sich zu dem stärksten Proteste, der den Puristen des 17. Jahrhunderts von einem Zeitgenossen in's Gesicht geschleudert worden ist . . . . *En effet, si ces scrupuleux, qui sont tousiours aux écoutes, pour entendre, si un mot est moins en usage dans la bouche des Dames, cette année que l'autre, continuent à crier: le mot commence à vieillir, et qu'on les laisse faire, dans peu de temps nostre langue se trouvera détroussée, comme un Voyageur par des brigands.*

Die ein Jahr später erschienene: *Grammaire générale et raisonnée von Port-Royal* (1660) bildet einen grellen Gegensatz zu den kleinlichen Wortstreitigkeiten, die im 17. Jahrhundert an der Tagesordnung stehen. Von den Zeitgenossen ist dieses Resultat rein wissenschaftlicher Forschung ohne rechtes Verständnis eifrig bewundert worden. Erst im folgenden Jahrhundert nennt man die Autoren (*Lancelot* und *Arnauld*) unter der Zahl von Sprachforschern: *qui ont le mieux approfondi la Science grammaticale.*

In dem weiten Rahmen sprach-philosophischer Untersuchungen[154]) taucht bei den tiefen Denkern von Port-Royal das Französische nur gelegentlich im Verein mit der Gruppe der *langues vulgaires* auf, die im Gegensatze zu den antiken Sprachen manche Verschiedenheit aufweisen.

In seinen *Petites Ecoles*[155]) hat dies Asyl gründlicher wissenschaftlicher Forschung aber vor allem die Muttersprache einer eingehenden, sorgfältigen Pflege gewürdigt. Vaugelas' Remarques waren natürlich auch in Port-Royal wohlbekannt. In ruhiger, völlig objectiver Weise werden in der *Grammaire générale* verdienstliche oder unzulängliche Resultate seiner Methode hervorgehoben.[156]). Auch an der Debatte über die Veränderlichkeit oder

qu'un grammairien l'a voulu presque bannir du langage. (Dieser Grammatiker ist *Oudin (?)*, der in seiner Grammatik, p. 303 bemerkt hat: *sinon, ne m'agrée point en signification exceptive . . . . . . nous avons assez d'autres mots, pour eviter ce sinon.*)

[154]) Doch enthält die *Grammaire gén.* auch einigen practischen Gewinn, z. B. beachtenswerte Reformen für *Phonetik* (Cap. V; cf. auch Didot: *Observ. sur l'orthogr.*, p. 226) und *une nouvelle manière pour apprendre à lire facilement en toutes sortes de Langues* (C. VI.).

[155]) Cf. Karl Olzscha: *Der muttersprachl. u. der latein. Unterricht in den Petites Ecoles von Port-Royal* p. 9 ff. „Jedem fremdsprachlichen Unterrichte hat der Unterricht in der Muttersprache vorauszugehen". — Latein soll nach einer französisch geschriebenen Grammatik erlernt werden etc. . . . . .

[156]) Z. B. Cap. X (p. 128): *M. de Vaugelas est le premier qui a publié cette règle, entre plusieurs autres très-judicieuses, dont ses remarques sont remplies: Qu'après un nom sans article on ne doit point mettre de*

Unveränderlichkeit des Particips, die zu einer Zeitfrage für sämtliche Grammatiker geworden war, hat sich Lancelot[157]) beteiligt. Der „bon usage" aber galt diesen ernsten Forschern nicht als Tyrann, dem blinde Huldigung gezollt werden müsse. Mit massvollem Ernste sind (p. 134) die Abwege angedeutet, auf die der kurzsichtige Beobachter der neuen Maxime geraten kann: *Or c'est une maxime que ceux qui travaillent sur une Langue vivante, doivent toûjours avoir devant les yeux, que les façons de parler qui sont autorisées par un usage général et non contesté, doivent passer pour bonnes, encore qu'elles soient contraires aux règles et à l'analogie de la Langue; mais qu'on ne doit pas les alléguer pour faire douter des règles et troubler l'analogie, ni pour autoriser par conséquence d'autres façons de parler que l'usage n'auroit pas autorisées. Autrement, qui ne s'arrêtera qu'aux bizarreries de l'usage, sans observer cette maxime, fera qu'une Langue demeurera toûjours incertaine et que n'ayant aucuns principes, elle ne pourra jamais se fixer.*

In den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts treten die eigentlichen Grammatiken fast sämtlich hinter den beliebten *Remarques* und *Observations* zurück. Nur der anonyme Verfasser der *Veritables principes de la langue françoise*[158]) zeichnet sich durch überraschend klare und knappe Anordnung des grammatischen Materials aus, fordert konsequente Durchführung der Accente, streicht den Optativ aus der Reihe der dem Französischen eigentümlichen Modi und reduciert in der Declination die Fälle wegen äusserer Uebereinstimmung auf drei. Spuren vom kämpfenden Sprachgebrauche finden sich in seiner summarischen Uebersicht fast gar nicht.[159])

qui. Lancelot bemüht sich, diese Regel, die nicht für alle Fälle ausreiche, zu erweitern: freilich nicht mit viel mehr Glück: *Dans l'usage de notre Langue on ne doit point mettre de qui après un nom commun, s'il n'est déterminé par un article, ou par quelque autre chose qui ne le détermine pas moins que feroit un article . . . . . .*

[157]) Die von ihm vorgeschlagene Lösung ist (Ed. Chassang) *Rem.* t. I. p. 304 ausführlich dargelegt.

[158]) Die erste Auflage erscheint 1684, die zweite (1689) beschäftigt sich nebenher damit, einzelne Irrtümer Chiflet's nachzuweisen, von dem sehr herablassend bemerkt wird: *Je sçai que cet Autheur a beaucoup travaillé et qu'il a autant bien pénétré les secrets de son entreprise, qu'un Vallon étoit capable de le faire.* (S. Vorrede.)

[159]) Allerdings taucht auch hier die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts übliche Mahnung auf, fehlerhafte Anwendung bestimmter Pronomina, wie z. B. *un mien ami* zu vermeiden. Doch ist dieser Hinweis wahrscheinlich für unentbehrlich gehalten worden, da die Sprache gerade an dieser Eigentümlichkeit besonders zäh festhält. Heute sind bekanntlich nur Spuren des alten Gebrauches in *un mien ami; chose qu'il a faite sienne* erhalten. (In *le seixième siècle en France par* A. Darmesteter et A. Hatzfeld, p. 265, heisst es mit Recht: *Dans ce changement, la langue a éprouvé une perte que rien n'a compensée.*)

De la Touche in seiner vielgerühmten *Art de bien parler* (Amsterdam, 1696) dagegen spiegelt alle Spracherrungenschaften seines Jahrhunderts wieder. Sein reichhaltiges Werk zerfällt bekanntlich in zwei Teile, erstens eine Grammatik, zweitens eine Sammlung: *où on traite du choix des mots et des expressions, suivant la décision des meilleurs Auteurs.* Die umfangreiche Vorrede setzt sich aus Reminiscenzen von Vaugelas, Th. Corneille, Ménage und Bouhours zusammen. Bis auf einige starke Irrtümer[160]) und die Aufstellung von 5 Declinationen (eine vermittelst des bestimmten, drei vermittelst des unbestimmten, und die fünfte mit Hilfe eines Artikels *qui est moins un article, qu'une marque du génitif et du datif)* ist die Behandlung des grammatischen Stoffes scharfsichtig und durchaus erschöpfend von De la Touche bewerkstelligt worden. Im zweiten Teile hat er, wie er selbst ankündigt, diejenigen Ausdrücke und Redewendungen alphabetisch zusammengereiht, die von Vaugelas, Ménage, Bouhours, Corneille in ihren „Observations" berücksichtigt worden sind. Auch dem Autor *des Réflexions sur l'usage présent de la Langue françoise, qui a fait d'assez bonnes découvertes,* hat er Vieles entnommen. De Callieres Büchlein *Des Mots à la Mode*[161]) ist gleichfalls verwertet worden. Viel Neues hat de la Touche hier nicht hinzugefügt, aber die Zusammenstellung ist übersichtlich und gewährt den denkbar besten Einblick in das Getriebe der Puristen. Er selbst huldigt keineswegs blindlings jeder Modelaune: man will *s'acheminer* für veraltet erklären und durch *marcher, s'avancer* ersetzen; *De la Touche* ist anderer Ansicht: *je souhaiterois de tout mon coeur que l'on conservât ce mot aussi bien que plusieurs autres qu'on ne quitte que par caprice et par un dégoût très déraisonnable* (p. 7--8). Aber den genannten Sprachautoritäten, besonders Bouhours ordnet er sich doch zumeist[162]) unter.

Für den Stil giebt er eine Vorschrift an, die, so haarsträubend sie auch klingt, ein ganz natürliches Product des Zwangssystems ist,

---

[160]) Cf. z. B. p. 67 . . . . *mais les Grecs, outre la variation des cas, se servoient encore d'articles, pour faire connoître le genre de leurs noms en les déclinant. C'est de ces derniers que les François, les Italiens, les Espagnols, et quelques autres Nations ont pris l'usage des articles.*

[161]) p. 224: *Il n'y a pas long-tems qu'un Auteur agreable et judicieux a donné au public un petit ouvrage où il se moque finement de plusieurs expressions nouvelles, qui n'ont cours que parmi certains extravagans, qui afectent à tort et à travers tout ce qui n'est pas commun. Il est fort avantageux à notre Langue qu'il se trouve des gens raisonnables qui s'oposent fortement à de si grands abus.* . . . .

[162]) Gelegentlich bringt er Gegenansichten, z. B. t. II p. 389: *taxer: Ce mot, pour dire blâmer, reprendre, n'est plus receu dans le beau langage, selon M. de Vaugelas. Mrs. Chapelain et la Mothe le Vayer étoient d'un sentiment contraire.*

das unter Ludwig XIV. jede freiere natürliche sprachliche Regung in Fesseln zu schlagen drohte: *Les Personnes qui entendent le mieux la Langue, prétendent que les belles périodes ne doivent avoir que trois membres, et que le nombre des sylabes ne doit pas aller au delà de soixante et dix, ou de soixante-quinze* (t. I. p. 291). Das Zopfsystem hat mit dieser sylbenzählenden Prosa die ungeheuerlichste Ausgeburt puristischer Phantasie begünstigt.[163])

D. Die „Remarques" und „Observations".

La réforme de Malherbe n'est autre chose dans son ensemble qu'une rupture avec le lexique, la grammaire et pour aller plus loin avec les habitudes et le génie de notre ancienne langue[164]), mit diesen Worten kennzeichnet Brunot den ersten und zugleich gefährlichsten puristischen „Codificateur" der französischen Sprache des 17. Jahrhunderts. Unbedingt muss Malherbe als der einflussreichste Vertreter des Purismus bezeichnet werden, denn er fördert ihn in Wort und Schrift, hält förmlich Schule, um die Tendenzen der Sprachreinigung der ganzen folgenden Generation nachhaltig einzuprägen und eröffnet mit seinem kriegerischen Commentaire zu Desportes die eigenartige Reihe der im 17. Jahrhundert so beliebten Remarques und Observations.

Allerdings liegt der Einwand nahe, dass der Commentaire Malherbe's thatsächlich erst 1862 durch Lalanne[165]) zum Drucke gelangt ist, und dass folglich dieses unveröffentlichte „Brouillon" bei dieser Gruppe[166]) grammatischer Schriften gar nicht in Betracht kommen kann. Die Hypothese eines organischen Zusammenhanges mit den „Remarques" von Vaugelas wäre somit unhaltbar, wenn nicht ein Blick hinter die Coulissen Thatsachen an's Licht förderte.

[163]) Was würde La Mothe le Vayer zu dieser Verirrung gesagt haben, nachdem er schon bei der Lectüre von Vaugelas' Vorschriften erklärt hatte: *Un homme qui travaille dans une crainte perpetuelle de pecher contre les regles de Grammaire, ressemble proprement à ceux qui cheminent sur la corde, que l'apprehension de tomber ne quite iamais et qui ne songent qu'à faire pas à pas le petit chemin qu'ils ont entrepris.* (*4e lettre à Naudé. Oeuvres, Paris* 1662, t. II. p. 654.)

[164]) *La Doctrine de Malherbe, d'après son Commentaire sur Desportes*, p. 253.

[165]) *Oeuvres de Malherbe, recueillies et annotées par* M. L. Lalanne t. IV. p. 249—473.

[166]) Wie urteilt bereits Doncieux (le Père Bouhours) p. 178 über die Entstehung der *Remarques* und *Observations?* . . . . . . *Ces philologues ne prétendaient autre chose que d'être les véridiques interprètes de l'usage. Ils n'échafaudaient point de système; ils s'appliquaient à rédiger la coutume présente de la langue. Ils n'écrivirent pas proprement de livres; mais couchant en marge des livres d'autrui leurs réflexions et leurs doutes, tenant registre des façons de parler du grand monde, ils*

die mindestens stark für ihre Wahrscheinlichkeit sprechen. In der Gegenwart existieren, wie uns Brunot ausführlich berichtet, drei Exemplare des Commentaire, das von Malherbe's Hand herrührende Original in der Nationalbibliothek, sowie zwei Abschriften unbekannter Herkunft auf der Arsenalbibliothek. Die Schwierigkeit, Copien der oft dunkel gehaltenen und schwer leserlichen Randbemerkungen anzufertigen, berechtigt zu der Vermutung, dass nur Eingeweihte, nur Jünger Malherbe's dieselben abzunehmen vermocht haben. Diese Abschriften circulierten jedenfalls in dem Kreise seiner Anhänger. Dass der Commentaire z. B. Balzac[167]) wohl bekannt war, beweist ein Brief von ihm an Conrart. Warum sollte also Vaugelas nichts von seiner Existenz gewusst haben? Brunot[168]) kommt sogar momentan auf die Vermutung, dass die mit einigen Zusätzen versehene Copie B. von Vaugelas herrühren könne, und nur die wesentlich verschiedene Handschrift veranlasst ihn, einen anderen Schüler Malherbe's für den Schreiber zu halten. Auf alle Fälle kennt Vaugelas dies Manifest seines verehrten Meisters, hat wohl sogar genaue Einsicht davon genommen. Denn er ist kein origineller Kopf, bedient sich bekanntlich häufig des Rates anderer[169]) und hat somit sicherlich nicht verabsäumt, auch an dieser ihm zugänglichen, wichtigen Quelle der Belehrung zu schöpfen. Form und Inhalt seiner Remarques bestätigen diese Möglichkeit sogar in jeder Hinsicht. Wiederum wird man einwenden, dass sich die groben, abgerissenen, critischen Bemerkungen des Meisters mit den fein abgerundeten, in eine Art von Paragraphen geordneten Erörterungen des Jüngers doch gar nicht in Beziehung setzen lassen, und dass beide sich doch mit völlig verschiedener Absicht an's Werk begeben haben. Aber man darf nicht vergessen, dass Malherbe, gleichviel aus welchem Motive, mitten in der Arbeit inne gehalten hat. Wir haben im Commentaire nur ein Embryo vor uns, an dessen Weiterentwicklung Malherbe selbst kein Interesse mehr verspürte. Aber die Theorien, welche Vaugelas und seine Nachfolger beschäftigen werden, sind bereits so weit gekeimt, dass sie in geschickter Hand einer Fortdauer fähig waren. All' die

rassemblaient un jour ces feuilles volantes et donnaient modestement au public un recueil d'Observations ou de Remarques sur la Langue.

[167]) *Je vous dirai . . . . que j'ai ici un exemplaire de ses oeuvres (de Desportes) marqué de la main de feu M. de Malherbe, et corrigé d'une terrible manière.* (20. nov. 1653.)

[168]) *Doctrine de Malherbe.* p. 104. Anmerkung 1: *Nous avions pensé que B. pourait être de la main de Vaugelas. Mais l'écriture du célèbre grammairien présente avec celle de B. des différences notables.*

[169]) Urbain Nicolas Coeffeteau. p. 301: behauptet sogar, den Einfluss C. auf V. jedenfalls etwas übertreibend: *C'est de lui (Coeffeteau) surtout que Vaugelas tenait sa méthode grammaticale.*

Grundsätze, die Malherbe für die Reform der Dichtersprache aufgestellt hat, wendet Vaugelas auf die Prosa an; nur trägt er, dem Fortschritte der Zeit gemäss, dem Einflusse der inzwischen verfeinerten Conversation ebenfalls Rechnung. Den rücksichtslosen Ton des Bahnbrechers ersetzt er durch höfische Eleganz, die Aphorismen[170]) erweitert er zu förmlichen Kapiteln, die Betrachtungen, die Jener an einen einzelnen Autor anknüpfte, multipliciert er in jahrelanger Lectüre, verflicht sie mit den Eindrücken, die ihm die Unterhaltung der Salons verschafft, und gestaltet schliesslich den definitiven Ausbau des gewonnenen Materials mit Hülfe umsichtiger Freunde.

Auf alle Fälle beweist ein eingehender Vergleich der Principien Malherbe's und Vaugelas', dass, wenn bei Letzterem keine directe Benutzung des Commentaire stattgefunden haben soll, die Uebereinstimmung in den Hauptfragen geradezu auffällig ist, und dass eine bloss mündliche Ueberlieferung des ganzen Systems schwerlich einen solchen Gleichklang hervorgerufen haben würde. Immerhin gebührt Vaugelas das Verdienst, ein ausgezeichneter Interpret seines Meisters gewesen zu sein; öfters hat er sogar Lücken[171]) in dem skizzenhaften Systeme Malherbe's ganz im gleichen Geiste auszufüllen gewusst. In einigen Punkten ist der sanfte Verfasser der „Remarques" als Vermittler aufgetreten, indem er allzu schroffe Forderungen seines tyrannischen Vorgängers milderte, in anderer Beziehung aber hat er als „Fortsetzer" der gleichen Richtung gewirkt. Auch die ganze Reihe der Jünger Vaugelas' variiert im Grunde genommen nur dasselbe Thema, das jener von Malherbe als Vermächtnis übernommen hat; oft handelt es sich nur um Wiederholung längst aufgestellter Fragen, um winzige Zusätze, Berichtigungen, um den detaillierten Ausbau bestimmter Kapitel.

Der Wortschatz, einzelne grammatische Fragen (Aussprache und Orthographie mit einbegriffen) und vor Allem der Stil, finden in den *Remarques* und *Observations*, die man, abgesehen von ihrem oft polemischen Charakter, *grammatische Ergänzungsschriften* nennen könnte, mehr oder minder sorgfältige Prüfung und Sichtung.

Von der Art und Weise, wie dem Wortschatze, je nach Laune und Willkür der schöngeistigen Kreise mitgespielt wurde, vernehmen wir bei Vaugelas und seiner Schule einen schwachen Nachhall.

---

[170]) Mit dem energischen Ausrufe: *en latin bon, en français non!* z. B. hat Malherbe das Geschick der Latinismen ebenso endgültig besiegelt. wie es in späteren langen Erörterungen geschah.

[171]) Mit Recht spricht Brunot auch noch von einem *Commentaire laconique*, der in einer wahren Flut von stark unterstrichenen Versen Desportes' besteht, denen ausser diesem Zeichen der Missbilligung keine weitere Bemerkung hinzugefügt ist (*Certaines pièces sont zébrées de barres indignes*).

Man tröstet sich über die zu constatierenden Verluste mit der bequemen Ausrede, dass die Eleganz der Sprache einem bedenklichen Reichtume vorzuziehen sei.[172]) Malherbe selbst hat im Commentaire zur Genüge gezeigt,[173]) wie er mit dem vorhandenen Wortbestand aufräumt und neue Zuflüsse verstopft sehen will. Gemeine, volkstümliche und veraltete Ausdrücke verwirft er unter Umständen mit der gleichen Energie. Und was rechnet er nicht alles unter die gemeinen Ausdrücke, erstlich, weil seine sonst doch bekanntlich nicht zu starke Einbildungskraft überall anstössige Zweideutigkeiten wittert, fernerhin, weil ihm die häufige Anwendung medicinischer Bezeichnungen (wie z. B. *être sans pouls*[174]) und die Erwähnung der Körperteile (*poitrine*, *estomac* u. s. w.) unpassend, oder wie er sich ausdrückt *malpropres* erscheint. *Brandon*, *faire compte*, *coups de fouets*, *fallace* gelten ihm als *plébé*, *bas et plus que plébé*, oder *peu courtois*. Bei der Verschmähung von Archaïsmen nimmt Malherbe's Kritik die gröbste Form an: so wird *ains* als *hors d'usage et fâcheux*, *un mauvais mot*, *n'est guère bien*, *n'est plus du monde* getadelt. Andere veraltete Ausdrücke trifft der Vorwurf: *vieil mot qui ne vaut rien*, *mauvais mot qui ne vaut guère d'argent*, *parce qu'il est vieil et ne s'use qu'entre les paysans*, oder gar *ce mot est au vieux loup*! Ableitungen wie *ivoirin*, *marbrin* werden als *drôleries* verurteilt. Die beliebten Juxtapositionen der Plejade, wie *blond-doré*, *aigre-doux* sind lächerlich. Selbst *enpourprer* soll eine unerlaubte Wortbildung sein. Entlehnungen sind nicht gestattet, weder aus fremden Sprachen noch aus den heimischen Dialecten: *jà* brauchen nur noch die Bauern, *gonflé* ist provençalisch, *maint* stammt aus der Gascogne, *avoir deuil* aus der Normandie. Fort mit all' diesen Provinzialismen! Technische Ausdrücke sollen auf ihr specielles Gebiet beschränkt bleiben: *Idéal est un mot d'école et qui ne se doit point dire en choses d'amour*, *caler la voile* = *céder* ist nur in der Seemannssprache zulässig. Wollen die Magistratspersonen sich mit Litteratur beschäftigen, so sollen sie mit ihrer *Robe* zugleich die *termes de Palais* ablegen. Alle diese negativen Vorschriften erhalten sich trotz vereinzelter heftiger Opposition das ganze 17. Jahrhundert hindurch, rauben der Sprache schliesslich fast jedes Kolorit und versenken die litterarische Vergangenheit für die grosse Menge in ein schwer zu enträtselndes Dunkel.

---

[172]) Saint Maurice, *Remarques sur les principales difficultez de la langue françoise* (1672), p. 218, braucht von der verarmten Sprache z. B. das schiefe Bild: *Un royaume qui n'auroit que de l'or et de l'argent pour son usage, sans se servir d'autre métal, n'en seroit pas plus pauvre.*

[173]) Cf. Brunot, *Doctrine de Malherbe*, p. 237 ff.

[174]) Und doch braucht Malherbe selbst als Uebersetzer: *tâter le pouls* (s. p. 17).

Der von Malherbe brüsk angestimmte Schlachtruf wird von Vaugelas und seinen Jüngern, besonders Bouhours, fleissig wiederholt, nur in feinerem Tone, und von Vaugelas' Seite sogar mit dem Ausdrucke des Bedauerns. Man fährt fort, kostbare Steine am Sprachgebäude abzutragen, aber glücklicherweise sucht Malherbe für das übrig gebliebene Material eine sorgsamere Verwendung anzubahnen. Mit feinem Verständnisse erstrebt er die Feststellung der verschiedenen Bedeutung einzelner Ausdrücke, um die Unklarheit, den Doppelsinn, der dem 16. Jahrhundert eigen war, zu beseitigen. Begriffe wie *consommer* und *consumer*, *atteindre* und *tendre* dulden keine Verwechslung. „Nourrir" ersetzt nicht *paître*, *oublieux* bedeutet niemals: *qui donne l'oubli*, *valeur* und *pouvoir* sind nicht identisch. Die beliebige Anwendung und Vertauschung von Praefixen ist keineswegs statthaft; es ist durchaus nicht gleichgültig, ob man *avancer* oder *devancer*, *adjurer* oder *conjurer* braucht. In dieser Vorschrift Malherbe's, die zuerst einem beliebten Missbrauche des 16. Jahrhunderts steuert, erblickt Brunot[175]) mit Recht ein wichtiges, positives, allerdings unbeabsichtigtes, Resultat des systematisch aufräumenden Ordnungssinnes des Kritikers. Auch hier setzt die Weiterarbeit[176]) seiner Nachfolger ein und regelt zahllose Fälle, die noch unentschieden gelassen waren.

In zwei Hauptpunkten aber pflichten die Späteren Malherbe nicht bei. Denn erstlich genehmigt er ebensowenig einen reichen Wortschatz als Wörter mit Vielfältigkeit der Bedeutung. Veralteten, fremdartigen und neuen Sinn der Ausdrücke will er ebensowenig gelten lassen, wie die Archaïsmen, Lehnwörter und Neologismen an und für sich. Die Folgezeit aber freut sich gerade der neuen Bedeutungen; sie gelten für sehr elegant und machen Glück, wie uns besonders Bouhours an vielen Stellen seiner *Remarques* versichert, in denen er mit Vorliebe den *sens propre et figuré* untersucht. Selbstverständlich treffen aber auch in dieser Frage die tonangebenden Kreise die Entscheidung, denn ein individuelles Recht des Autors auf den Gebrauch individueller Neologismen der Bedeutung kennt das 17. Jahrhundert natürlich nicht.

Zweitens hemmt Malherbe die Freiheit der Redewendungen. Neue Zusammenstellungen erscheinen ihm entweder unlogisch oder ungewöhnlich, in beiden Fällen aber sprachwidrig. Wie aus dem Commentaire zu ersehen ist, erregen schliesslich die natürlichsten

---

[175]) *Doctrine de Malherbe*, p. 322: *Chose étrange! C'est l'homme qui est le plus opposé aux créations de mots qui conserve sans s'en douter les procédés pour les créer. Il prêche pour la langue la pauvreté et c'est lui qui lui garde le moyen de s'enrichir.*

[176]) So behandelt Ménage z. B. in seinen *Observations* t. II p. 416: *enfermer* und *renfermer*. (Cf. auch: Vaug. Rem. t. II p. 394.)

Wortverbindungen seinen Tadel: *une beauté ne blesse pas le coeur! Un regret ne peut pas le charger! Ni le feu d'amour l'allumer.* Banale Ausdrücke, wie sie Jedermann im Munde führt, sind den gesuchten vorzuziehen. Warum ist es nötig: *planter sa renommée* zu brauchen? *Envoyer*, *porter* verrichten denselben Dienst. Hier hat das System Malherbe's seinen gefährlichsten Gipfel erreicht, wohin ihm Niemand, besonders nicht die Pretiösen nachfolgen wollten. Vaugelas[177]) schlägt hier einen anderen Weg ein, Neologismen sind nicht erlaubt: *Mais il n'en est pas ainsi d'une phrase entiere, qui estant toute composée de mots connus et entendus, peut estre toute nouvelle, et neantmoins fort intelligible.*

Auch für die spätere Entwicklung der Stylistik hat Malherbe bereits die Hauptumrisse vorgezogen. *Il faut penser et écrire avec pureté, avec clarté, avec précision.* Kein Halbdunkel, keine Zweideutigkeit sei gestattet. Jede Metapher, jeder Vergleich soll „passend" gewählt sein. Eine zu knapp gehaltene Ausdrucksweise ist ebenso fehlerhaft wie eine weitschweifige. Unklarer Kürze zieht Malherbe eher noch eine schwerfällige Wendung[178]) vor, um vollständige Wiedergabe des betreffenden Gedankens zu ermöglichen. Der Redeschmuck ist stets so zu wählen, dass die Hauptwirkung nicht durch überflüssigen Ballast beeinträchtigt wird. Hier streift Malherbe allerdings hart an trockene Dürftigkeit, wenn er z. B. verwirft: *l'homme mortel doit obéir aux Dieux;* denn *mortel* sei unnötig!

Malherbe ist auch der Erste, der die Streitfrage angeregt hat, ob die Anwendung der Hyperbel im Französischen zulässig sei. Freudig ergreift er die Gelegenheit bei der Beurteilung Desportes' Copie und italienisches Modell zugleich mit dem groben Ausspruche: *singerie de la singerie de la passion italienne* zu geisseln. Für die Anwendung der Metapher stellt er eine für dichterische Zwecke ausgezeichnete Critik auf: sie soll nicht zuviel wechseln und nicht bis in's Detail ausgemalt werden, da sie sich sonst leicht in's Groteske verliert.

Was man nach Malherbe[179]) an stilistischen Forderungen hinzugefügt hat, ist im grossen Ganzen doch schon in seiner Skizze vorgezeichnet und vorbedacht gewesen, obwohl gewöhnlich angenommen wird, dass Vaugelas das ganze phraseologische System begründet habe.

---

[177]) Remarques, t. I. p. 213.

[178]) Hier stimmt er mit Bouhours überein.

[179]) Er selbst scheint hier stark von seinem Freunde Du Vair beeinflusst, der in seinem: *Traité de l'Eloquence fr.* (1625, Oeuvres, p. 421 bis 445) ausführlich die gleichen Forderungen für den Redner aufgestellt hat und bereits Bouhours ein grosses Teil des Verdienstes vorweg nimmt, das Doncieux diesem speciell zuerkennen möchte.

Die in den „grammatischen Ergänzungsschriften" unternommenen Streifzüge sind mit Hülfe zahlreicher Citate bewerkstelligt worden. In zweifelhaften Fällen werden Gründe und Gegengründe aufgezählt, ohne dass es zu einer ernstlichen Entscheidung kommt[180]) Auch diese Bruchstückarbeit, die der Feststellung complicierter grammatischer Regeln förderlich sein soll und bald von Diesem bald von Jenem aufgegriffen wird, hat im Commentaire sozusagen ein energisches Vorspiel gefunden. Auf die Mehrzahl unentschiedener Fragen fällt bei der Critik Desportes' wenigstens ein Streiflicht. Nur äussert sich Malherbe im Dilemma anders als z. B. Vaugelas. Handelt es sich um zweifelhafte Pluralbildungen, so rät er einfach die Mehrzahl zu vermeiden. Vaugelas aber bemerkt bei einem solchen Anlasse zur Unsicherheit: . . . . . *M. de Malherbe disoit qu'il falloit éviter cela comme un escueil, et ce conseil est si sage, qu'il semble qu'on ne s'en sçauroit mal trouver; mais il n'est pas question pourtant de gauchir tousjours aux difficultez, il les faut vaincre, et establir une reigle certaine pour la perfection de nostre langue. Outre que bien souvent voulant éviter cette mauvaise rencontre on perd la grace de l'expression, et l'on prend un destour qui n'est pas naturel.* (Rem. I. p. 163.)

Noch im 16. Jahrhundert gestattete man sich die Freiheit, wenn mehrere Substantive verschiedenen Geschlechts mit einem Adjectiv verbunden waren, das letztere in Geschlecht und Zahl nur mit dem ihm zunächst stehenden übereinstimmen zu lassen. Malherbe war anderer Ansicht, hier musste unbedingt der Plural eintreten und das Masculinum dominieren. Doch überlässt er es seinem Jünger Vaugelas, darauf hinzuweisen, dass für solche Fälle den Beschlüssen der lateinischen Grammatik Rechnung getragen worden sei: . . . . *qui en use ainsi, pour une raison qui semble estre commune à toutes les langues, que le genre masculin estant le plus noble, doit predominer toutes les fois que le masculin et le feminin se trouvent ensemble* . . . . (Rem. I. p. 163[181].)

---

[180]) Noch Regnier Desmarais bekundet ein hin- und herschwankendes Urteil; so citiert er z. B. für die Adverbbildung Ménage's Ansicht, dass dieselbe vermittelst des Ablativs *mente* erfolge; bekräftigt dieselbe auch noch weiter durch ein Citat aus Tibull: *illa aliud tacita, jam sua mente rogat*, und fügt dann trotzdem noch hinzu, Andere hielten indessen *mente* für eine aus dem Sprachfonds selbst geschöpfte Endung. (S. *Traité de la Gramm. fr.*, p. 514). Cf. auch Wüllenweber, *Vaugelas und seine Commentatoren*, der auf S. 20—21 ein treffliches Bild der Unschlüssigkeit Vaugelas', Bouhours' und Ménage's zusammengestellt hat.

[181]) S. auch Rem. t. II. p. 90: *Parce que le genre masculin est le plus noble, il prévaut tout seul contre deux féminins' mesme quand ils sont plus proches du régime.*

Gegen die willkürliche Auslassung des Fürwortes spricht sich Malherbe bereits ebenso entschieden aus, wie Vaugelas: *le pronom est toujours obligatoire devant chaque verbe: la clarté le demande quelquefois, la grammaire le veut toujours.* Vaugelas, bei Erörterung eines speciellen Falles[182] (*le pronom relatif oublié*), äussert im Grunde genommen nur ausführlicher dieselbe Ansicht: *Amyot fait tousjours cette faute, mais ce n'est qu'avec luy et leur, pour éviter sans doute la cacophonie de: le luy, et le leur . . . . . . qui n'est pas une raison suffisante pour laisser un mot si necessaire, car il vaut bien mieux satisfaire l'entendement que l'oreille, et il ne faut jamais avoir esgard à celle-cy qu'on n'ayt premierement satisfait l'autre.*[183])

Ueber die häufige Confusion von *soi* und *luy* äussert sich Malherbe wohl etwas zu oberflächlich, wenn er an einen darauf bezüglich Irrtum Desportes'[184]) die Bemerkung anknüpft: *Quel enfant feroit cette faute: le roi est aux Tuileries; la reine est auprès de soi.* Denn dieser Fehler fristet sich noch weiter in's 17. Jahrhundert hinein.

Selbstverständlich beschäftigt sich auch Malherbe schon mit der schwebenden Frage der Veränderlichkeit des Particips und des Gerundiums. Er behandelte die ganze Angelegenheit, wie Balzac witzig bemerkte, als ob es sich um einen Grenzstreit zwischen zwei Völkern handle: *le gérondif est invariable, le participe s'accorde,* lautet sein Beschluss. Seine speciellen Regeln über Accord des Part. passé sind die der Gegenwart. Vaugelas[185]) in seiner ausführlichen Besprechung des gleichen Thema's stützt sich in mehreren Punkten direct auf Malherbe.

In der Satzconstruction räumt Malherbe vollständig mit der Freiheit der alten Sprache auf, die doch soviel Schönes und Anmutiges hatte. Seit seiner Zeit ist selbst jede poetische Licenz aus der französischen Sprache verbannt. *Il enferme la phrase dans un tracé géométrique qu'on peut ne pas choisir mais qu'il faut suivre jusqu'au bout, si on l'a une fois adopté.*[186])

Ohne Zweifel taucht mit Malherbe's Commentaire, seinen schriftlichen wie mündlichen Theorien überhaupt, aus dem Chaos des 16. Jahrhunderts zum ersten Male fester grammatischer Grund auf. Vaugelas und seine Nachfolger fassen Wurzel auf demselben und nützen ihn nach Kräften aus. Was die Späteren auch an Einzel-

---

[182]) Rem. t. I. p. 95.

[183]) Th. Corneille und die Akademie bestätigen diese Regel *Patru* weist darauf hin, dass in der Conversation gegen sie verstossen wird

[184]) *Un seul mauvais penser n'a place auprès de soy.* (s. Brunot *Doctrine de Malherbe*, p. 388).

[185]) Rem. t. I. p. 289.

[186]) s. Brunot, *Doctrine de Malherbe*, p. 515.

heiten hinzufügen, im grossen Ganzen kreisen sie um die Sonne Malherbe's, deren Strahlen durch Vaugelas' Vermittlung nach allen Seiten hin verbreitet werden.

Die Liste der Verfasser von *Remarques* und *Observations* entbehrt der Vollständigkeit. Stengel hat diese „grammatischen Ergänzungsschriften" vollständig ignoriert. Etwa ein Dutzend Namen lassen sich mit Sicherheit bei Thurot, Chassang[187]) Doncieux[188]) und Moncourt[189]) ermitteln. Die chronologische Reihenfolge derselben ist folgende:

1647 Vaugelas, *Remarques sur la langue françoise.*
1652 Louis Besain,[190]) *Remarques sur la langue françoise.*
1668 Marguerite Buffet, *Nouvelles observations sur la langue françoise.*
1672[191]) Saint Maurice, *Remarques sur les principales difficultez de la langue françoise.*
1672, 1675, 1676 Gilles Ménage: *Observations sur la langue françoise.*
1674 Patru: *Remarques sur les remarques de Vaugelas.*
Bouhours:
1674 *Doutes sur la langue françoise, proposez à MM. de l'Ac. fr.* —
1675 *Remarques nouvelles sur la langue françoise.* —
1692 *Suite des Remarques nouvelles sur la langue françoise.*
1675 Nicolas Berain: *Nouvelles Remarques.*
1685 D'Aizy: *Le génie de la Langue françoise.*
1687 Th. Corneille: *Remarques sur la langue françoise de M. de Vaugelas.*
1688 L. A. Aleman: *Nouvelles Observations ou guerre civile des François sur la langue.*

---

[187]) Chassang, *Introduction des Rem. sur la langue fr. par Vaugelas:* p. 47.

[188]) Le Père Bouhours, p. 180 Anmerkung.

[189]) *De la méthode grammaticale de Vaugelas*, p. 161—163.

[190]) Besain's Schrift habe ich leider auch nicht auf der Nationalbibliothek ausfindig machen können. Eine einzige Notiz über das Buch fand ich bei Tell (*Les Grammairiens français.* 1520—1874. Paris, 1875), nach dieser hat Besain vor Voltaire die Schreibweise: *avait, français* für *avoit, françois* einführen wollen; er begründet diese orthographische Reform mit dem Hinweise auf die gegenwärtige Aussprache, die sich von Maria von Medici auf den Hof und schliesslich auf alle Volksschichten übertragen habe. (Cf. auch Wüllenweber, *Vaugelas und seine Commentatoren*, p. 28, Anmerkung).

[191]) Die von mir auf der Nationalbibliothek benutzte Ausgabe trägt diese Jahreszahl; bei Thurot (*De la pron. fr.* p. 64) ist *1674* angegeben.

1689 N. Andry: *surnommé Bois-Regard: Réflexions sur l'usage présent de la langue françoise.*

1692 De Callieres: *Des mots à la mode et des nouvelles façons de parler.*

Selbst innerhalb dieser, wie schon gesagt unvollständigen Reihe sind die wirklich bedeutenden Erscheinungen vereinzelt. Vaugelas' Werk, von Patru und Th. Corneille teils berichtigt, teils ergänzt, hat nur einen einzigen wirklich hervorragenden Fortsetzer in Bouhours[192]) gefunden. Ménage[193]) nimmt in einigen Hauptfragen eine Sonderstellung ein. Die meisten Verfasser von „Remarques“ begnügen sich damit, die Aussprüche Vaugelas' in mehr oder weniger geschickter Form zu wiederholen, oder einfach zusammenzutragen, was er, Bouhours und Ménage Wesentliches geleistet haben.

Marguerite Buffet hat ihr Büchlein in vier Abschnitte eingeteilt.

I. *Pour la correction des termes barbares et anciens, et de ceux dont il se faut servir dans le bel usage.*

II. *Contre ceux qui parlent trop, et des avantages de ceux qui sont moderez en paroles.*

III. handelt von der richtigen Aussprache.

IV. *Remarques de quelques termes mal adaptez, confondant sans distinction la signification propre des termes.*

Die kleine Schrift hat nur einen, von der Verfasserin überdies völlig unbeabsichtigten Wert: sie enthält anlässlich banaler, kritikloser Erklärungen, manchen Aufschluss über die Sprachzustände der Zeit. So hören wir z. B. *que les Provinciaux se servent encore de ce meschant mot lisable.* Ueber das Geschick von *tarder* und *bouger* wird folgendermassen abgeurteilt: *On veut que ce mot de tarder aussi bien que bouger soit trop rude: p. ex. j'iray dans cette maison, je ne tarderay point, il faut dire, estant plus doux, je n'arresteray point!* (p. 38—39.) — *Encanailler*[194]) *est bien receu! je ne veux point m'encanailler de ces gens-là!* — Seite 188 wird *teint*

---

[192]) Doncieux, le Père Bouhours, p. 265, erklärt bei aller Bewunderung von B. sonstigen Verdiensten: *Grammairien, Bouhours a l'autorité d'un maître, mais ce maître n'est en somme qu'un tres bon élève de Vaugelas.*

[193]) Denn auch La Mothe le Vayer und Scipion Dupleix, einer viel älteren Generation angehörig, lassen sich aus verschiedenen Gründen — wie wir sehen werden — nicht mit Ménage zu einer gemeinsamen Oppositionsgruppe vereinigen.

[194]) Cf. Roy: *La Vie et les Oeuvres de Ch. Sorel*, p. 290: *Climène se rend ridicule en employant les mots excèllents d'obscénité et de s'encanailler, tous deux nouveaux, tous deux inventés récemment dans le monde de l'aristocratie, l'un par Ménage et l'autre par la marquise de Maulny.*

éclatant getadelt, da *éclatant* nur von Diamanten und anderen Edelsteinen gebraucht werden könne. Kurz, Marguerite Buffet's *Observations* enthalten Salongewäsch, aufgetischt, wenn man die von ihr erörterten Sprachfehler in Betracht zieht, für einen völlig ungebildeten Kreis von Leserinnen.

Für Saint-Maurice lautet die lakonische Auskunft Thurot's[195]): *Son travail n'a aucune valeur personnelle. Presque tout est tiré de Vaugelas et de Ménage.* In der That sind die Ansichten Maurice's, der für Ausländer[196]) schreibt, nichts weniger als originell. Nicht ganz unwitzig ist (p. 219) sein Spott über die Langsamkeit der Herren Akademiker, die ihr Dictionnaire wohl erst vollendet haben würden, wenn ihre Zeitgenossen bereits die Sprache der Engel redeten, *dont les expressions sont bien plus pures et plus délicates que celles de la nostre.* — Auf Seite 218 kennzeichnet sich sein beschränkter Horizont in Bezug auf die Thätigkeit der Puristen in folgendem Ausspruche: . . . . *Il y en a qui sçavent mauvais gré à M. de Vaug., d'avoir reprouvé dans ses Remarques plusieurs mots, dont nous ne sçaurions nous passer, à ce qu'ils disent. De plus ils veulent nous persuader que c'est appauvrir nostre Langue, qui d'elle-mesme n'est pas fort riche. Je ne suis pas de leur sentiment, et je crois que c'est enrichir une Langue et la rendre plus facile aux Etrangers, de la purger d'une infinité de Dictions, dont l'usage n'est pas constant, et que les uns approuvent, et les autres rejettent.* Maurice hat nur seine eigenen kurzsichtigen, practischen Zwecke im Auge!

Nicolas Berain schreibt *pour les personnes qui n'ont pas étudié;* er giebt ganz elementare Erklärung der Redeteile und der Regeln über Interpunction. Gelegentlich schreibt er Ménage aus.

D'Aizy stellt ganz offenkundig die Hauptregeln Vaugelas', Ménage's und Bouhours', aber — wie er stolz hinzufügt — *dans un ordre très-méthodique*[197]) zusammen. Er selbst hat sich damit begnügt, zum besseren Verständnisse der einzelnen Bemerkungen ein *Abrégé de la grammaire françoise* vorauszuschicken, weil es ihm besser dünkte *de ne point mêler parmi ces Oracles, des choses qui n'auroient pas la même forme et la même autorité.* Ueber die drei von ihm aufgestellten Autoritäten urteilt er folgendermassen (Vau-

---

[195]) *De la pron. fr. Introduction,* p. 64.

[196]) In der *Préface* bemerkt Maurice: *Le choix des Livres ne doit point estre negligé; car qui donneroit à un Etranger qui commence à apprendre la Langue, un Balzac ou un Voiture, un Vaugelas ou un Ablancourt, ne réussiroit pas: Ce seroit écorcher l'anguille par la queüe, ou mettre la charrete devant le boeufs, comme dit le Proverbe.*

[197]) S. *Avertissement . . . . . Mais ce qui fait de la peine à ceux qui étudient la pureté et la netteté de nôtre Langue, c'est que ces Auteurs n'ont observé aucun ordre dans leurs Remarques ou Observations.*

gelas): *Ses reflexions sont judicieuses et subtiles, et ses raisonnemens justes. Il est vray que dequis la mort de ce grand Homme, quelques locutions qu'il approuve, ont vieilly, et que quelques autres, qu'il condamne, se sont introduites: mais elles sont en petit nombre, comme on le voit dans les nouvelles Remarques du R. Père Bouhours, qui nous fournissent presque tout ce qui pouvoit manquer aux Rem. de M. Vaug., et servent particulièrement pour regler le stile des personnes qui se mêlent d'écrire. Les Obs. de M. Ménage sont pleines d'érudition, et descendent dans le détail de tout ce qui peut faire naître quelque doute dans les mots, ou dans les expressions.*

Aleman[198]) hat seine *guerre civile* dem Herzoge v. Montausier gewidmet. Der Titel seines Buches ist ihm entschieden am besten geglückt. Gelegentlich entschlüpft ihm aber auch eine treffende Bemerkung, so z. B. (p. 268): *C'est que nos Grammairiens ne sont pas seulement opposez les uns aux autres, ils le sont encore à eux-mêmes.* Interessant ist auch seine Beobachtung betreffs der Vorliebe, die das 17. Jahrhundert bekundet hat, Hauptwörtern schwankenden Geschlechts das Feminin zuzuweisen (p. 6): *Nôtre langue même a un extrême penchant pour ce genre, comme nos meilleurs Grammairiens l'ont très-bien remarqué; c'est peut-être parce qu'il est plus doux et plus agreable que le masculin, peut-être aussi que les Dames parlant ordinairement fort bien, et affectant comme elles font, le feminin, l'usage dont elles font la partie la plus considerable, se détermine fort souvent à ce genre, outre que la complaisance entraîne toûjours de leur côté la plus grande partie des hommes, après cela doit-on être surpris si nôtre langue a une fois autant de mots feminins que de masculins, c'est une remarque que j'ay faite et que je donne pour veritable.* Seine Zusammenstellung verrät kein besonderes eigenes Urteil.

Andry, surnommé Bois-Regard[199]) hat in seinen *Réflexions*[200]) einen sehr vernünftigen, gemässigten Standpunkt zur Puristenfrage einzunehmen verstanden; in seiner *Préface* kündigt er ausdrücklich an, dass die von ihm aufgenommenen *termes sont marquez chacun selon leur caractère propre et plusieurs y sont apellez bas et populaires, sans qu'on prétende pour cela les condamner: Car tous les mots ont leur place, souvent il est à propos de se servir d'expressions communes, selon la nature du sujet; quelquefois mesmes elles donnent de la force aux choses.* Er teilt auch nicht die allgemein übliche Ansicht, dass die Sprache trotz starker Aderlässe noch reich genug sei (p. 29): . . . . *Je ne comprens pas comment*

[198]) Cf. Wüllenweber, *Vaugelas und seine Commentatoren*, p. 17. pag. 19.

[199]) Cf. Wüllenweber, p. 20.

[200]) Von De la Touche (s. p. 61) u. a. benutzt und citiert.

il se trouve des personnes qui la veuillent faire passer pour la plus riche et la plus abondante de toutes les langues; elle a assez d'autres avantages sans vouloir lui donner celui-là qu'elle n'a pas asseurément. Von den fortwährend auftauchenden, fast nur auf einen Tag berechneten Neuerungen der Pretiösen will Bois-Regard nichts wissen, aber ein massvoller Gebrauch „alter" Ausdrücke an richtiger Stelle hat seine volle Billigung.[201]) Ein Anklang an Fénelon's *Lettre sur les occupations de l'Ac.* findet sich Seite 21—22: man hat *acquiescer*, *acquiescement* verurteilen wollen und *consentir* für besser erklärt. Entrüstet fragt Bois-Regard: *Et quand il le seroit, ce qui n'est pas, est-ce une raison pour les rejetter? S'il falloit ne garder que les meilleurs mots et abolir tous les autres, on se verroit bientost reduit à des redites continuelles. On appauvriroit nostre Langue, et l'on ne pourroit plus s'exprimer que par des circonlocutions; ce qui est le plus grand defaut d'une langue.*[202])

De Callieres'[203]) Plaudereien *en forme de dialogues recitez* gehören streng genommen nicht in die Reihe der „grammatischen Ergänzungsschriften". Die Form und einige Aussprüche sind entschieden Bouhours' *Entretiens* abgelauscht, so die übertriebene Bewunderung des Königs, der in jeder Beziehung als Vorbild zu gelten habe, so auch der Ausspruch p. 110: *Il faut être fort réservé à se servir des nouvelles façons de parler, quoique bien inventées, ainsi que des mots nouveaux, qui sentent la science, sur tout quand on en a d'autres plus familiers pour exprimer les mêmes choses.* In diesen von drei Herren und drei Damen der vornehmen Gesellschaft gepflogenen Gesprächen aber treten besonders zwei interessante Punkte zu Tage: erstlich, die Arroganz der Salons[204]) gegenüber den Au-

---

[201]) S. *Préface: . . . . . On doit néanmoins laisser ces expressions et ces termes d'un jour qui sont ordinaires aux precieuses; ces affetteries ne sont dignes que d'un petit esprit. On peut au contraire se servir quelquefois de vieux mots, et pourvû qu'on en use sobrement, ils donnent au discours une force et une noblesse que les nouveaux n'y sçauroient donner* — (p. 84 heisst es auch: *donner est bon et bailler n'est pas mauvais;* p. 275 wird *ire* neben *colere* verteidigt u. a. m.)

[202]) Ausgezeichnet ist auch sein Ausspruch: p. 420: *C'est un défaut ordinaire à nos Grammairiens de s'imaginer que dès qu'une chose se dit de deux façons, il faut condamner l'une pour autoriser l'autre.*

[203]) Von De la Touche gerühmt. (S. p. 61 Anmerkung.)

[204]) p. 18: *Les Auteurs sont aussi de plaisantes gens, repliqua la Marquise, d'un air chagrin et dédaigneux, pour être comparez aux gens de qualité sur le langage, ce ne sont que de malheureux copistes des belles choses que nous disons; et quand ils veulent acquerir de la reputation, il faut qu'ils viennent la mandier dans nos hôtels, qu'ils nous lisent leurs ouvrages du beau ton, avant que de les donner au public, et qu'ils nous supplient tres-humblement d'en dire du bien; sans cela, est-ce qu'on iroit voir représenter une piece de theatre, que nous n'aurions pas loüée auparavant, et qu'on acheteroit un Livre nouveau qui n'auroit pas eu nôtre*

toren, zweitens die läppische Manier, Ausdrücke, die gerade „en vogue" waren, binnen wenig Minuten, ja fast in einem Atem bis zum Ueberdrusse zu wiederholen (z. B. *s'encanailler*, *un gros seigneur*). De Callieres bekämpft diese gefährliche Modethorheit, die ganz gewiss dazu beigetragen hat, gute und notwendige Wörter wenigstens auf lange Zeit in Verruf zu bringen.

Die sichtende Critik hat schliesslich nur das Haupt der ganzen Schule öfters besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt, Moncourt in einer eleganten These Vaugelas sogar mit einer gewissen Glorie zu umweben verstanden, von welcher Doncieux wiederum auf den begeisterten Jünger und Lobredner Bouhours einen Teil zu übertragen versucht hat. Aber auch Ménage verdient einige Aufmerksamkeit, er ist kein Salongrammatiker und seit 1649[205]) bis zu seinem Tode (1692) protestiert er hartnäckig gegen verschiedene verkehrte Sprachreformen seines Jahrhunderts. Von anderen ausgesprochenen Gegnern Vaugelas' und seiner Schule, insbesondere La Mothe le Vayer[206]) und Scipion Dupleix, unterscheidet er sich durch eine gewisse, für seine Zeit sogar recht beachtenswerte philologische Vorbildung. Seine ganze Kraft hat sich auf Sprachstudien concentriert, während sowohl La Mothe le Vayer als Dupleix nur gelegentlich ihrer Hauptlebensarbeit die Erörterung von grammatischen Fragen hinzugefügt haben. Diese beiden erbitterten Widersacher Vaugelas' entschuldigen sich denn auch gewissermassen in ihren Streitschriften, dass sie zu einem so geringfügigen Zeitvertreibe gegriffen haben. Gleich am Eingange seines ersten Briefes an Naudé[207]) bemerkt La Mothe: *Mais dispensez moi, je vous supplie de vous entretenir sur un sujet, pour lequel je commence à ressentir je ne scay quelle aversion. Mon ame se fait accroire qu'il est temps de s'occuper plus serieusement, et qu'il y a de la honte à s'amuser encore à des questions de grammaire.* Dupleix in seiner *Liberté de la langue françoise dans sa pureté* äussert sich noch drastischer. Er beteuert, dass er im Vollbesitze seiner geistigen Kraft, nicht als altersschwacher Mann seinen Werken wichtigen Inhalts solche Kleinigkeiten hinzuzufügen genötigt sei. Aber der Zorn hat ihn übermannt, weil man es gewagt hat, seinen veralteten Stil, seine altmodischen Ausdrücke anzugreifen, ohne zu berücksichtigen, dass seine schriftstellerische Thätigkeit vor mehr als fünfzig Jahren begonnen habe! So sei es wohl Jedermann begreiflich . . . . . (p. 3) *que ce mesme esprit aprez la speculation de tant de sublimes, celestes et divins objets, se*

approbation avant que d'être imprimé, vous n'avez qu'à en demander des nouvelles à Barbin.

[205]) 1649 erscheint: *la Requête des Dictionnaires.*

[206]) La Mothe ist Jurist, Dupleix Historiograph.

[207]) S. *Oeuvres* (Paris, 1662), t. II. p. 628.

soit précipité tout à coup, comme par une cheute de Phaëton, dans ces bas lieux, pour se captiver à des occupations si abjectes que les principes de la Grammaire, qui ne consistent qu'en letres, syllabes, mots et locutions, premier exercice des enfans des-lors qu'ils commencent à monstrer quelque usage de la raison. Die beiden unerschrockenen Kämpen wagen sich auf ein unheimisches Terrain, einzig und allein, um die arg bedrohte Freiheit der Autoren zu verteidigen. Ménage dagegen, obwohl auch er mit der gleichen Energie für die individuelle Unabhängigkeit des Schriftstellers zu Felde zieht, ist mit Leib und Seele Philolog. Man hat ihn als Pedanten verspottet, weil er die geringfügigsten Spracherscheinungen zu erwägen pflegte, ohne öfters zu einem wirklichen Resultate zu gelangen, aber sein wissenschaftlicher Ernst stimmt zu unseren modernen Anschauungen, und seine Devise[208])

Usum loquendi populo concessi,
Scientiam mihi reservavi!

wird jedem Philologen der Gegenwart verständlich erscheinen.

II.

Gilles Ménage und seine Observations sur la langue françoise.

Als Baret[209]) im Jahre 1659 eine kleine interessante Abhandlung über Ménage publicierte, bemerkte er schon am Eingange derselben (p. 3): . . . . . *En consacrant quelques pages au docte Ménage, nous ne prétendons nullement à l'honneur d'opérer une résurrection littéraire. Ce lointain dans lequel nous l'apercevons mêlé à la gloire du XVIIe siècle ne nous fait aucune illusion. Nous estimons que la plus grande partie de sa prose et de ses vers repose fort à sa place dans la poussière du tombeau. Qu'elle continue à y dormir en paix. Nous ne conseillerons à personne de l'en exhumer.* Wohl aber, fährt er (p. 4) fort: *Si nous sacrifions volontiers dans Ménage le versificateur ou, si l'on veut, le poète, nous confessons que nous faisons grand cas du savant, et, ce qui vaut mieux, de l'honnête homme.* In der That hat sich Baret in einsichtsvoller Weise darauf beschränkt, von Ménage ein glaubwürdigeres Charakterbild zu entwerfen als Molière's Bühnenspiegel der Nachwelt hinterlassen hat. In der Gestalt des „Vadius“ hat sich ein rein persönlicher Rachegedanke Boileau's und Molière's verkörpert, Ménage, weit davon entfernt, ein ränkesüchtiger Pedant zu sein, vereinigte in sich die seltenen Gaben gründlicher Gelehrsamkeit und eines echten bel

[208]) Motto an der Spitze der 2. Auflage seiner *Observations* (1675).
[209]) *Ménage, Sa Vie et ses Ecrits, par Eugène Baret, Professeur à la Faculté des Lettres de Clermont. Lyon,* 1859.

esprit des 17. Jahrhunderts,[210]) namentlich in seinen jüngeren Jahren, und Freunde, die sich mit ihm entzweit hatten oder in Not geraten waren, haben niemals vergeblich auf seine Versöhnlichkeit und Hilfsbereitschaft gerechnet.

Die Zahl seiner vollendeten, unvollendeten und geplanten Schriften ist bekanntlich sehr gross. Von rein philologischem Interesse sind (abgesehen von seinen *Observations et Corrections sur Diogène Laërce*) hauptsächlich nur folgende:

La Requête des Dictionnaires.[211]) — *Origines de la langue françoise.* 1650. — *Osservazioni sopra l'Aminta del Tasso.* 1655. *Les Poësies de Malherbe avec des notes.* 1666. — *Annotazioni sopra le rime di Monsignor della Casa.* 1667. — *Origini della lingua Italiana.* 1669. — *Observations sur la langue françoise.* 1672. (2e ed. 1675.) — *Observations, Segonde Partie.* 1676.

Auch verschiedene polemische Schriften, zu denen im Grunde genommen fast der ganze zweite Teil der *Observations* gerechnet werden dürfte, sind als dauerndes Andenken seiner zahlreichen litterarischen Fehden hinterblieben: so z. B. sein *Antibaillet*, wie schon der Titel bekundet, gegen Baillet gerichtet, der die Dichtereitelkeit Ménage's tötlich verwundet hatte, und sein *Discours sur l'Heautontimorumenos de Térence*, der ihn in heftigen Streit mit dem Abbé d'Aubignac verwickelt zeigt. Der Conflict, der sich um die kleinliche Frage dreht,[212]) ob diese Comödie des Terenz 10 oder 15 Stunden Dauer der Handlung voraussetze, erregte wegen der Hitze der beiden Gegner allgemeine Heiterkeit. Ch. Arnaud[213]) hat folgende ergötzliche Schilderung des drolligen Kampfes ent-

---

[210]) Cf. auch: Fabre, *Les ennemis de Chapelain*, p. 638—39: *Tout jeune encore, vers 1842, par la plus heureuse des fortunes, il eut deux charmantes écolières* (die spätere *Mme. de Sévigné* und die Gräfin *Lafayette*) *dont le nom doit protéger le maître contre la réputation de pédanterie que Molière, et. après lui, tant d'autres lui ont faite, et qu'il ne mérite pas- Singulier pédant que celui qui vécut dans la société la plus brillante qui fut jamais! Au milieu de toutes les délicatesses du grand monde. et que chacun s'empressait de rechercher ou de fuir pour la liberté de son langage, ses traits piquants, sa parole mordante, et l'indépendance d'un caractère que rien ne put discipliner!* . . . . . . (ib. p. 283) *Ménage était un érudit doublé d'un homme d'esprit.*

[211]) Zuerst 1649 gedruckt unter dem Titel: *Le Parnasse réformé*, auf Veranlassung des Abbé de Montreuil, der das Libell aus den Papieren Ménage's entwendet haben soll. 1652 veröffentlichte Ménage, nachdem das Pasquill nun einmal ohne sein Vorwissen (?) in die Oeffentlichkeit gedrungen war. eine correktere Ausgabe unter dem bekannten Titel.

[212]) Baret bemerkt freilich mit Recht (p. 18): *Mais tel était l'esprit du temps; on y traitait les matières d'érudition avec beaucoup plus d'âpreté que de grâce. On disputait doctement et pesamment sur de petites choses. Une faute de langage. quelques propositions malsonnantes sur le chapitre des anciens étaient relevées presque à l'égal d'un délit.*

worfen: *On passait en revue toute l'histoire des anciens, leurs moeurs, leur religion, leur astronomie, leurs poèmes dramatiques, ceux qui nous sont parvenus en entier, ceux dont nous n'avons que de fragments, ceux même dont il ne reste que le nom. Ce conflit produisit une avalanche de citations et de textes, une lutte héroï-comique comme celle du Lutrin, où l'on combat à coups d'in-folios.*

Ernster Art waren die Zwistigkeiten mit Cotin, Bouhours und vor Allem Boileau. Was Bouhours anbetrifft, so kann Doncieux selbst es zwar nicht in Abrede stellen, mit welch' feinen Nadelstichen dieser den Krieg mit Ménage absichtlich heraufbeschworen hatte, verzeiht es dem schwer gereizten Gegner aber — trotzdem er zugiebt, dass Bouhours nicht leicht seines Gleichen findet *pour les méchancetés enveloppées et ces sousentendus narquois* — nicht, dass er dem hinterlistigen Angriffe mit groben Keilen auf offenem Kampffelde entgegentritt. In diesem Falle wird der in die näheren Verhältnisse Eingeweihte nicht umhin können, sich der Ansicht Mme. de Sévigné's anzuschliessen, die von Anfang an in dieser Streitigkeit für ihren alten Lehrer Ménage Partei nahm.

Weniger klar erscheint dagegen der Charakter Ménage's in seinem Verhalten gegen Boileau, dessen vernichtende Waffe des Spottes er augenscheinlich nur mit Ränken zu parieren versucht hat. Diese Gegnerschaft ist Ménage in doppelter Hinsicht teuer zu stehen gekommen: sie hat ihm einerseits die langjährige, einträgliche[214]) Freundschaft Chapelain's gekostet, andrerseits Molière's Rache geweckt. Die Strafe war auf alle Fälle hart, selbst wenn man dem Berichte von Zeitgenossen Glauben schenken wollte, dem zufolge Ménage mit Cotin bei Hofe den Zwischenträger gespielt und Molière verdächtigt haben soll, dass er im Misanthrope den Herzog von Montausier karikiert habe. Mehr als dieses angebliche Gerücht scheint ein direkter Einfluss Boileau's auf Molière bestimmend gewirkt zu haben; wenigstens hatte Boileau, wie aus Chapelain's Briefen[215]) hervorgeht, allen Grund zu einer gerechten Erbitterung gegen Ménage. Thatsächlich war Ménage — wie bei fast allen seinen litterarischen Fehden — der zuerst angegriffene Teil. Das Brüderpaar Boileau konnte und wollte es nicht verzeihen, dass ein kleiner Gelegenheitsdichter des Hôtel Rambouillet sich mit

---

[213]) *Les Théories dramatiques au XVIIe siècle. Etude sur la vie et les oeuvres de l'Abbé d'Aubignac.* Ch. II. p. 179.

[214]) In wissenschaftlicher, aber auch in pekuniärer Hinsicht, da Chapelain Auftrag von allerhöchster Seite hatte, verdiente Männer auf der königlichen Gratificationsliste einzutragen.

[215]) S. *Lettres de Jean Chapelain, publiées par* Ph. Tamizey de Larroque. (Paris, 1880). t. II. p. 32: *Lettre à M. Christ. Huggens de Zulikem* (9. avril, 1659) p. 37. *Lettre à M. Nicolas Heinsius* (XIII. mai 1659). Cf. ferner: Fabre, *les ennemis de Chapelain*, C. 17—26 ff.

einiger Eitelkeit seiner Salonerfolge rühmte und schliesslich auf der königlichen Gratificationsliste mit 2000 Lire bedacht war *comme excellent dans la critique des pièces*, während Boileau auf derselben ganz fehlte und Racine auf 800 lire! taxiert erschien. 1656 hatte Gilles Boileau in einem beissenden *Avis à M. Ménage*[216]) dessen Lieblingsgedicht, seine *Eglogue* an die Königin von Schweden für bombastisch und zusammengestohlen erklärt. Drei Jahre später bot sich für den gekränkten Dichter eine willkommene Gelegenheit zur Rache. Gilles Boileau sollte in die Akademie gewählt werden, und Ménage bot sofort Alles auf, diese Absicht der Mehrzahl der Mitglieder der Akademie zu vereiteln. Auf sein Anstiften hin wusste Mlle. de Scudery ihren Freund Pellisson zu bestimmen, einen Zwiespalt in die Wahlverhandlungen zu bringen, und als Chapelain die Candidatur mit aller Energie durchzusetzen bemüht war, kam es zwischen ihm und Ménage, der die ganze Cabale mit der grössten Leidenschaftlichkeit angefacht hatte, zum offenen Bruche: *Après vingt ans d'étroite amitié, de relations agréables, de bons offices de part et d'autre, vieux poète et jeune érudit se brouillèrent ensemble en 1659, pour ne se réconcilier que bien tard, en 1671, presque à la veille de la mort de Chapelain.* (Fabre, p. 239.)

Ménage hat unzweifelhaft in dieser Angelegenheit schwer gefehlt, aber es berührt immerhin doch peinlich, wenn Chapelain fortan in seinen Briefen an Huggens und Heinsius mit der grössten Ausführlichkeit betont, welche Verpflichtungen der undankbare Ménage eigentlich gegen ihn habe, während die Vermutung, dass diese 20jährige Freundschaft doch auch für Chapelain ihre Annehmlichkeiten gehabt haben muss, in früheren Aeusserungen des Letzteren manche Bestätigung[217]) erhält.

[216]) Darin heisst es z. B.: *Mais comme dans vos Poësies latines, on y reconnoît Catulle, Tibulle, Properce, Ovide, Virgile et tous les autres: il arrive la même chose en votre Eglogue. Car vous m'avoüerez que si M. de Malherbe, M. de Vence, M. de Racan, M. Corneille et M. Chapelain, y avoient pris ce qui leur appartient, il y resteroit très-peu de chose. Tant vous sçavez bien, Monsieur, l'art de mêler les stiles differens, et de joindre les pensées de divers Auteurs ensemble.* (S. *Recueil de pieces choisies, tant en prose qu'en vers. A la Haye.* 1714. p. 284.) Cf. auch (ib. p. 295): *La plûpart du monde ne vous regarde que comme un simple Poëte et moi, je respecte en vôtre seule personne tous les Poëtes de Grèce et d'Italie.*

[217]) Cf. *Chapelain's* Brief an *Ménage* (17. Sept. 1640), in welchem er seine Freigebigkeit (an Büchern) rühmt und am Schlusse die Absicht äussert, Ménage während der bevorstehenden Gerichtsferien öfters aufzusuchen: . . . . . . *Ce sera avec d'autant plus de joye qu'en faisant mon devoir, je feray profit de vostre conversation de laquelle on ne sort jamais que meilleur et que plus sçavant* . . . . . Cf. auch: *Chapelain: De la lecture des vieux Romans* (1649) *Ed. Feillet*, p. 2 . . . . . . *Et vous instruisisse de la bonté, de la doctrine et de l'esprit qui excellent en M. Ménage* . . . . . .

Unwillkürlich fühlt man sich versucht, dem gehässigen Worte Chapelain's: . . .

> *C'est bien l'homme le plus emporté et le plus violent dans les siennes que vous ayez jamais connu. Ce n'est pas que ce soit un meschant, au contraire, il y a en lui assés de semences de bonté, mais elles sont estouffées par la vanité qui est insupportable*[218]) *et pour se contenter en ce point, il s'abandonne, de sorte que, sans être meschant, il fait les mesmes choses que les meschans et dans les moindres obstacles qu'il trouve à ses fantaisies il perd toute connoissance et tout respect: il escrit, il parle, il court le monde avec une véhemence qui n'a pas sa pareille et pousse son ressentiment jusqu'à l'exès . . . . .*[219])

den schönen Ausspruch Ménage's gegenüberstellen: *L'honnêteté qui fait qu'un homme est honnête, est la justesse de l'esprit et l'équité du coeur; ainsi être honnête homme, c'est n'être point prévenu, avoir du discernement, juger bien des choses, avoir l'esprit et le coeur droit: c'est loüer avec chaleur son concurrent ou son ennemi dans les choses où il est loüable; c'est le condamner sans aigreur et sans emportement quand il est condamnable; c'est enfin ne pas exagérer le mérite de son ami, et ne pas soûtenir ses sottises. Tout roule là-dessus, la justesse de l'esprit et l'équité du coeur . . . .*[220])

Zu diesem wackeren Worte ist auch öfters die That getreten. Leicht gereizt und aufbrausend, ist Ménage doch auch ebenso schnell geneigt gewesen, Frieden zu schliessen. Mit fast allen seinen Gegnern, Bouhours, Boileau, Chapelain hat er sich wieder ausgesöhnt. Gewiss hat es ihm öfters an dem von ihm selbst gerühmten Gleichmasse der Anschauung und Handlungsweise gefehlt, aber in den meisten Fällen handelte es sich dann um die grillenhafte Erbitterung eines kränklichen, schliesslich völlig an's Haus gefesselten Stubengelehrten.

In seinen *Observations sur la langue françoise* hat Ménage ebenfalls zu der beliebten grammatischen Modeform seines Jahrhunderts gegriffen. Während jedoch Vaugelas bemüht ist, als Vulgarisator weiteren Kreisen leicht verständliche sprachliche Aufschlüsse zu erteilen, während Bouhours mit eleganten grammatischen Plaudereien angenehmen Unterhaltungsstoff für die vornehme Welt liefert, spiegelt sich in Ménage's Sammelbemerkungen zumeist das Resultat ernst-wissenschaftlicher Forschung wieder.

---

[218]) *Chapelain* besass nur leider diesen Fehler selbst im höchsten Grade, hatte er sich doch eigenhändig in der Pensionsliste für *Colbert* mit 3000 l. eingetragen: *comme le plus grand poëte françois qui eût jamais été, et du plus solide jugement.*

[219]) *Lettre à Heinsius*, p. 37.

[220]) *Ménagiana* t. IV. p. 102—103.

Was die Form anbelangt, in die er seine critischen Bemerkungen gekleidet hat, so muss man bei näherer Prüfung derselben zugestehen, dass sie den Vergleich mit Vaugelas' und Bouhours' Schriften nicht aufnehmen kann. Vaugelas bietet in seinen *Remarques* bei aller anscheinenden Zusammenhangslosigkeit ein so wohlgeordnetes harmonisches Ganze, dass seine Selbstkritik: *il y a une certaine confusion qui a ses charmes, aussi bien que l'ordre*[221]) durchaus zutreffend erscheint. Bouhours ist geradezu Meister in der Behandlung der Form. Mit grossem Geschick passt er sich dem Zeitgeschmacke an und bietet reiche Abwechslung. In der zweiten Unterhandlung[222]) der beiden Freunde *Ariste et Eugène* hat er die zwanglose Plauderei gewählt, die nach ihm besonders Fontenelle mit soviel Glück in seinen „Entretiens sur la pluralité des mondes" anwenden wird. Bouhours' *Doutes* sind sogar ein kleines Meisterwerk. Der scheinbar naive Ton des angeblichen Provinzlers, der die Herren Akademiker in höchster Verlegenheit um Rat fragt, ist köstlich; dazu tritt klare, übersichtliche Gruppierung des Stoffes und eine ziemlich sorgfältige Angabe der Schriften, aus denen er seine Zweifel geschöpft hat, als Anhang: kein Wunder also, dass man selbst in der Gegenwart das Büchlein nicht unbefriedigt aus der Hand legt. Und schliesslich sind auch Bouhours' *Remarques* nebst Fortsetzung elegant geschrieben und mit allerlei Witzkörnern gewürzt, sodass man Doncieux[223]) nur von ganzem Herzen beipflichten kann, wenn er behauptet, dass die Lectüre der grammatischen Schriften des liebenswürdigen Jesuitenpaters niemals trocken oder langweilig anmutet.

Um so mehr Tadel ergiesst sich über Ménage. Zwar hat er eine Kapiteleinteilung vorgenommen, aber schon beim oberflächlichen Durchblättern der beiden Teile seiner *Observations* entdeckt man, dass die Unsumme seiner Gelehrsamkeit nicht in wohlgeordnete Rubriken verteilt worden ist. Mitten in einem Absatze bricht der Verfasser ab, mit dem Hinweise auf einen dritten Teil, der niemals erschienen ist, sodass man sich unwillkürlich seines Lieblingsausspruches:

---

[221]) *Préface*, p. 43. La Mothe le Vayer, mit feiner Ironie, Dupleix mit nicht misszuverstehender Deutlichkeit, wollen übrigens dieses anmutige Durcheinander nicht recht gelten lassen. La Mothe bemerkt am Eingange seines 2. Briefes an Naudé: ich werde hervorheben, was mich bei der Lectüre der Remarques befremdet hat: *Ce sera sans y observer d'autre ordre que celuy du livre qui les contient, si tant est qu'il en ait, puisque l'Auteur a declaré qu'il n'en vouloit point garder . . . .* (*Oeuvres*, Paris, 1662 t. 2. p. 634.) — Dupleix (*Liberté de la langue fr.*, p. 15) erklärt: *Et dautant qu'il a estalé confusément et sans aucun ordre ses Remarques, j'ay choisi l'Alphabetique.*

[222]) *De la langue françoise.*

[223]) *Un jésuite homme de lettres*, p. 177.

il faut mourir la plume à la main erinnern muss. Immerhin ist sein Tod erst viel später (1693) eingetreten, sodass die Vermutung nahe liegt, dass Ménage über neuen Plänen und Entwürfen es verabsäumt hat, an seine *Observations* eine letzte Feile anzulegen.

Die Meisten scheinen, durch den ersten Eindruck abgeschreckt, eine gründliche Durchsicht der *Observations* verschmäht zu haben. Niemand hat bis jetzt darauf hingewiesen, dass diese grammatische Ergänzungsschrift hauptsächlich die Selbstbekenntnisse eines Etymologen enthält, dessen Aufmerksamkeit sich fortwährend zwischen der Beobachtung des actuellen Sprachgebrauches und der Forschung nach dem Ursprunge einzelner Wörter zersplittert. In völliger Verkennung des Ménage unausgesetzt vor Augen schwebenden Zieles hat sich Moncourt[224]) in seiner Apologie Vaugelas' ein ungünstiges Urteil über einen Mann gestattet, dessen Gesammtarbeit auf sprachlichem Gebiet er aus Unkenntnis völlig unterschätzt. Moncourt erscheint manches als Fehler, was die Gegenwart von einem neuen Standpunkte aus als Vorzug rühmen dürfte. Seine Critik wendet sich mit aller Schärfe gegen die Methode Ménage's in folgenden Worten: *Les vices de la méthode de Ménage font ressortir le mérite de celle de Vaugelas. C'est d'abord une exuberance*[225]) *d'érudition qui lui fait chercher des exemples dans tous les âges de la littérature, et associer Alain Chartier à Corneille, Jean de Meung à Boileau. Ménage montre de la sympathie pour la pléjade, pour Ronsard, Du Bellay, Belleau et même Du Bartas. Il allègue à tout propos l'autorité des auteurs latins anciens et modernes, et même celle de leurs commentateurs. Il confond les genres et les temps, il ne craint pas de remonter jusqu'au Roman de la Rose, tandis que Vaugelas a le bon esprit de ne pas remonter au delà d'Amyot. Son livre présente l'image du chaos, tandis que celui de Vaugelas brille par l'esprit de discernement, la chose la plus rare après les diamants et les perles, si l'on en croit La Bruyère. Ménage se cite lui-même assez volontiers; pour justifier l'emploi de telle ou telle locution, il veut bien nous apprendre qu'il l'a mise dans sa prose ou dans ses vers. . . . .*

Veraltete Ansichten wie die obige ausführlich anzuführen hat nur dann einen Zweck, wenn dieselben gleichzeitig, wie im vorliegenden Falle, das beste Mittel zur systematischen Widerlegung irriger eingewurzelter Anschauungen zu liefern geeignet sind. Der von Moncourt angeregte Vergleich mit Vaugelas — der am besten ganz unterblieben wäre — bietet einige vortreffliche Anhaltspunkte, Ménage's Eigenart schärfer abzugrenzen. Das Terrain

---

[224]) *De la méthode grammaticale de Vaugelas,* p. 162—163.

[225]) Doncieux, p. 179, äussert sich ähnlich . . . . *Ménage qui suppléait à la pauvreté de son goût par une érudition alors inusitée* . . . . .

hat sich in den Augen der Gegenwart völlig verändert. Die vielverlästerte Plejade, Ronsard an der Spitze, ist heute sozusagen in ihrem vollen historischen Werte rehabilitiert. Dass Ménage sie citiert, stempelt ihn zum Kenner der Litteraturbewegung des 16. Jahrhunderts. Falsch wäre es, wenn man sein litterarisches Urteil mit gelegentlich rein-sprachlichem Interesse in Zusammenhang bringen wollte. Ménage ist durchaus nicht blind in seiner Sympathie für die Plejade, deren Sprachreformen ihn allerdings — wie wir sehen werden — unausgesetzt beschäftigen; über Ronsard hat er sich z. B. gelegentlich sehr verständnisvoll geäussert: *Je ne suis pas de l'avis de ceux qui méprisent Ronsard jusqu'à l'effacer tout entier.*[226]) *Mais je suis encore moins de l'avis de ceux qui l'adorent jusqu'à lui dresser des autels: et je tiens avec l'illustre M. de Balzac qu'il n'est que le commencement et la matiere d'un Poete.*

Mit all' seinen Citaten, gleichviel ob sie älteren französischen Denkmälern, benachbarten Litteraturen oder lateinischen Autoren früherer oder späterer Perioden entnommen sind, verbindet sich die noch halb unbewusste Absicht Ménage's, eine historisch-vergleichende Methode in die Sprachbetrachtungen einzuführen, und somit eine von Vaugelas selbst gefühlte Lücke in der zeitgenössischen Forschung einigermassen zu ergänzen.

Seine Eitelkeit, sich selbst zu citieren, erscheint verzeihlich aus doppelten Gründen: erstlich beruft er sich gelegentlich auf seine etymologischen Wörterbücher, um überflüssige Wiederholungen zu vermeiden, zweitens erwähnt er gern seine allerdings höchst mittelmässigen Verse. Jedenfalls weckte ein gut Teil seiner Poesien in ihm die selige Erinnerung an seine Jugendzeit[227]), an die schönen Stunden, die er im Hôtel Rambouillet verlebt hatte, wo fast Jeder, so gut oder schlecht es eben ging, bei festlicher Gelegenheit Reimereien zu schmieden genötigt war. Ménage hat selbst einmal wie zur Entschuldigung seiner poetischen Thätigkeit geäussert, er habe zu dichten versucht: *ne esset tantae suavitatis expers.* Uebrigens hat gerade diese verzeihliche Liebhaberei, dieses gesellschaftliche Talent ihn davor bewahrt, der trockene Pedant zu werden, zu welchem man ihn stempeln wollte. Eine gewisse, ihm innewohnende

---

[226]) *Les Poesies de M. de Malherbe, avec les observations de M. Ménage*, p 527.

[227]) Cf. Baret, *Ménage, sa Vie et ses Ecrits*, p. 9—10: *Sans doute M. ne dut qu'à lui-même ce qu'il y a de meilleur dans ses travaux: l'étendue, la variété, la profondeur des recherches. Mais j'oserais affirmer que la fréquentation de la maison de Rambouillet lui imposa ce qu'il fit un peu contre nature, je veux dire ses poésies, épitres, églogues, épigrammes, quatrains et madrigaux en quatre langues, y compris le grec.* (Das Sonett, das sich an der Spitze der *Guirlande de Julie* befindet (1644), rührt von Ménage her.)

poetische Empfindungsgabe hat ihm oft den richtigen Weg offenbart, wo es galt, die individuelle Freiheit der Dichter, der Schriftsteller zu schützen!

Was endlich den Vorwurf anbelangt, dass Ménage „Zeiten und Genres“ vermenge, so lässt sich auch dieser im Hinblick auf die hier näher zu erörternden Maximen und Absichten unseres Autors einigermassen entkräften.

Wie bereits erwähnt wurde, zerfallen die „Observations in zwei Teile. Der erste erschien 1672 zum ersten Male und enthält 355 Capitel auf 486 Seiten. Die zweite Auflage vom Jahre 1675 ist scheinbar nicht sehr gewachsen: sie umfasst nur 4 Capitel mehr, aber die Seitenzahl ist auf 609 gestiegen. Eine nähere Prüfung des Inhalts ergiebt, dass die Sticheleien Bouhours in den Doutes (1674) diesen Zuwachs hervorgerufen haben. Der Hauptangriff auf den versteckten Gegner — Ménage spricht freilich nur von Notwehr — erfolgt aber erst im zweiten Teile, 1676. Wegen der kleinlichen Zänkereien, die hier zum Austrage gebracht werden, pflegt man diese zweite Hälfte für sprachliche Untersuchungen zumeist weniger in Betracht zu ziehen, und doch bietet sie die beste Gelegenheit, sich mit Ménage, dem Critiker, in einigen Hauptfragen bekannt zu machen. Hier erscheint er in einem doppelten Lichte, als Verteidiger seiner eigenen Ansichten und als Bekämpfer vieler Vorurteile seines Jahrhunderts, die in Bouhours' Schriften Schutz und Verbreitung gefunden haben.

Für unsere Zwecke, d. h. für die Feststellung von Ménage's allgemeinen Standpunkt, seine etwaige Opposition gegen allgemein herrschende Sprachtendenzen, tritt der zweite Teil, die Fortsetzung also naturgemäss in den Vordergrund, während für die Untersuchung specieller grammatischer Fragen der erste Teil detaillierten Aufschluss gewährt.

Es sei mir gestattet in sieben kurzen Abschnitten festzustellen, welche Stellung Ménage zur Sprachvergangenheit, zur Wortschöpfung und den Sprachautoritäten einnimmt, wie er die Sprache und die Sprachen im Allgemeinen beurteilt, welche Auswahl von Citaten er getroffen, welche Beachtung er den Dialecten geschenkt hat, und welche Ansichten er betreffs Aussprache und Orthographie bekundet.

1. Die Sprachvergangenheit.

Das 17. Jahrhundert hat, wie wir wissen, für die Sprachvergangenheit nicht bloss kein Interesse, sondern häufig sogar eine souveraine Verachtung. Malherbe räumt mit ihr auf, Vaugelas überlässt ihre Untersuchung einem Anderen[228]), Bouhours schmäht

[228]) Ed. Chassang, *Préface*, p. 47—48. (*Patru.*)

sie. Man rechnet nur mit den Anforderungen der Gegenwart, die allerdings in der Regelung der grammatischen Verhältnisse noch viel zu schaffen macht. Ménage dagegen widmet ihr grosse Aufmerksamkeit. Er schützt viele Ausdrücke, die man als veraltet verbannen möchte, die Vaugelas mit Bedauern schwinden sieht, Bouhours mit faden Bemerkungen in die Rumpelkammer wirft. Er bekennt offen: *Je fais le contraire de Messieurs de l'Académie Françoise. Ils remplissent leur Dictionaire des mots qui sont en usage, et moi je mets avec soin dans mes Etymologies ceux qui sont hors d'usage, pour empêcher qu'ils ne tombent dans l'oubli.*[230]) Als Bouhours das Wort: *desireux* bei Balzac als veraltet tadelt, bemerkt Ménage dazu: *il est vray que ce mot a vieilli: mais c'est un beau vieillard, qui peut encore trouver sa place* (II. p. 448). An vielen Stellen widerspricht er auch Vaugelas' Behauptungen, z. B.: *M. de Vaugelas a condanné gracieux en toutes ses significations. Il est tres-bon . . . . Tous nos bons Auteurs s'en sont servis, et en prose, et en vers* (II. p. 272.[231]) — *Je n'en puis mais, cette façon de parler est tres-naturelle et tres-Françoise. Il est vrai qu'elle n'est plus du haut stile; mais il n'est pas vray, comme le veut M. de Vaugelas, qu'elle ne soit plus que du stile burlesque . . . . .* (II. p. 122) u. a.

Die Geringschätzung, mit welcher im 17. Jahrhundert die Ausscheidung veralteter Ausdrücke beschleunigt wird, hängt eng zusammen mit den unklaren Vorstellungen, die man sich von der Sprachvergangenheit überhaupt noch macht. Vaugelas schüttelt die historischen Betrachtungen von sich ab, teils, weil sie ihm unbequem sind, teils, weil sie überhaupt nicht in sein Programm passen; aber er fühlt wenigstens instinctiv ihre Notwendigkeit und hofft, dass der in Sprachgeschichte bewanderte Patru diese Lücke ausfüllen wird. Was Patru unterlässt, fühlt Bouhours sich be-

---

[229]) *Ménagiana*, t. I. p. 99.

[230]) Cf. *Requête des Dictionnaires* (1649):

> *Disant que depuis trente années*
> *on a par diverses menées*
> *banni . . . .*
> *les nobles mots: moult, ains, jaçoit,*
> *ores, adonc, maint* etc.

[231]) Bereits 1666 in den *Poesies de M. de Malherbe, avec les observations de M. Ménage* bemerkt Ménage (p. 421): *gracieux: Ce mot est tres-beau. M. de Vaug., qui le condamne, n'a pas raison; et M. de la Mothe le Vayer* (im dritten Briefe an Naudé) *qui le justifie contre M. de Vaug., a raison.* — S. ib. die Verteidigung von *ire* (p. 308), *quantefois (il seroit à souhaitter que quelque grand poëte le remist en usage par son autorité*, p. 366). *parentage* (p. 415), *corsage* (p. 418) u. a.; p. 321 betont Ménage überdies ausdrücklich: *Les mots anciens employez sans affectation rendent les vers et plus merveilleux et plus majestueux.*

wogen, nachzuholen. Er entwirft ein ganzes Tableau[232]) der früheren Perioden der Sprachentwicklung, benutzt gelegentlich die von H. Estienne, Fauchet und Pasquier gewonnenen Resultate, knüpft daran seine eigenen Combinationen und mischt Wahres und Falsches so bunt durcheinander, dass ihm nur die Möglichkeit bleibt, die verkannte, doch so bestimmten Gesetzen unterworfene Entwicklung zu schmähen, von früherer Barbarei zu reden und die Sprache im Anfangsstadium als „Missgeburt“ und „hässliches Ungeheuer“ zu bezeichnen. Er erkennt die Mischelemente, aus denen sich das Französische zusammengesetzt hat, verkennt aber vollständig die Proportionen[233]), übertreibt den Einfluss des Celtischen und der germanischen Idiome. Tausend Irrtümer[234]), die er begeht, pflegt man freilich seinem Jahrhundert zur Last zu legen, und in der That kann kein Zweifel darüber herrschen, dass er im Allgemeinen das Niveau der zu seiner Zeit herrschenden Anschauungen repräsentiert.

Von Ménage besitzen wir in den *Observations* nirgends eine derartig vollständige Uebersicht der Ideen, die er sich über die Entwicklungsstadien des Französischen gebildet hat. Aber einzelne verstreute wichtige Bemerkungen ergeben, aneinandergereiht ein wesentlich anderes Bild. Ihm,[235]) wie uns heutzutage erscheint das

---

[232]) Cf. *Entretien de la langue françoise*, p. 151 ff.

[233]) ib. p. 152: *Notre langue n'estoit dans son origine, qu'un miserable jargon, demi-Gaulois, demi-Latin et demi-Thudesque.*

[234]) ib. p. 111 . . . . . *Les Francs donnerent avec le temps le tour de leur langue à ce Latin corrompu, en l'assujettissant à l'usage des verbes auxiliaires, estre et avoir, qui sont propres à l'Allemand, et qui regnent partout dans le François.* — (p. 114) . . . *Au reste, si vous me demandez pour-quoy nôtre langue n'eut point d'articles au commencement, et qu'il en eut dans la suite; je n'ay point d'autre raison à vous en rendre, sinon que le Roman étant un Latin corrompu, il suivit d'abord le génie de la langue Latine qui n'a point d'articles; et qu'étant devenu le langage d'un peuple sorti de Franconie, il prit peu à peu des articles à l'imitation de la langue Thudesque, qui en a de propres, aussi bien que la langue Grecque et la langue Hebraïque.* — (p. 115) . . . . *Ce fut aussi, ce me semble, alors qu'on inventa nôtre E feminin, ou du moins qu'on l'ajoûta à plusieurs mots, pour en rendre le son plus doux et plus agreable.* — (p. 116) *Je m'imagine encore, dit Eugène, que dans les premières voyages d'outremer, les François prirent des Grecs plusieurs mots qu'ils accommoderent à leur langage, et qu'ils imiterent en quelque chose le tour et l'oeconomie de la langue Grecque; et de là vient probablement la conformité qu'a nôtre langue avec le Grec plûtost que les colonies que les Phocenses planterent à Marseille, avant que les Romains se rendissent maistres des Gaules.*

[235]) S. *Ménagiana*, t. III, p. 398: *Les mots des langues modernes sont nez des anciennes en même idiôme. Le François, par exemple, l'Italien et l'Espagnol, du Latin. Et il est à remarquer que les mots François, p. ex., ne sont pas nez des mots Latins écrits, mais des mots Latins prononcez.*

Vulgairlatein (er nennt es noch *latin barbare*) als der Grundstock der romanischen Sprachen, dem gegenüber alle anderen Elemente an Wichtigkeit zurücktreten müssen. Nicht oft genug kann er, seiner Ansicht nach, auf den wichtigen Umstand aufmerksam machen, dass das Französische, wie das Italienische und das Spanische, sich aus dem Lateinischen, aber nicht dem classischen Latein entwickelt hat. So heisst es: Teil I., Cap III. (p. 7) *Il est vray que nostre Langue vient du Latin: mais elle vient du Latin barbare, et si on vouloit la réformer selon les mots du siècle d'Auguste, il faudroit la refaire toute entière.* — Teil II., Cap. XXVIII (p. 66): *Mais la raison par laquelle nous avons redoublé „l" aux mots: querelle, tutelle, curatelle, chandelle, c'est parce que les Ecrivains de la Basse-Latinité l'ont redoublée dans les mots, d'où ces mots viennent, et que nostre Langue a estée formée de la Langue latine barbare* — Cap. XXXI (p. 98) *Et ne peut-on pas dire aussi que ces mots: débourser, débaucher, défaillance, defrayer . . . . viennent du Latin, quoyque le Latin dont ils viennent, soit un Latin barbare?*

Ein einziges Beispiel genügt, den Unterschied zwischen Bouhours' dilettantenhafter Forschung und Ménage's mehr wissenschaftlicher Methode hervortreten zu lassen. Bouhours leitet das Verbum[236]) *mourir* von *mori* ab. Man fügte ein *r* an, sodass *morir* entstand und machte später daraus *mourir*. Ménage nimmt sich die Mühe ihn zu widerlegen: *mourir* kommt nicht von *mori*, sondern von *moriri* her. Es finde hier, wie schon *Henri Estienne* in seinen *Hypomnèses de la Langue Françoise* nachgewiesen habe, Zusammenhang mit archaischen Formen statt. Nachweisbar sei ein älteres: *moriri* bei *Plautus* (*Aulularia* I[1]) *moriri sese misere mavolet, quam non perfectum reddat, quod promiserit.* Bei dem Grammatiker *Cledonius* heisse es ausdrücklich: *Veteres dicebant moriri, euphonia mori emendavit.* Und diese Erscheinungen, dass ältere lateinische Formen romanischen Bildungen zu Grunde lägen, sei nichts völlig Ungewöhnliches.[237]) *Nous avons ainsi plusieurs mots en nostre Langue, qui sont dérivez de mots Latins anciens, comme je l'ay remarqué dans mes Origines de la Langue Françoise et dans mes Origines de la langue Italienne.*

Die Wahl der lateinischen Citate überhaupt verrät, wie wir sehen werden, dass Ménage innerhalb des Lateins und seiner Entwicklung annähernd die gleichen Stufen zu unterscheiden vermag, wie die Forschung der Gegenwart, und dass er, trotz vieler Irrtümer, einen guten Anfang gemacht, die einzelnen feinen Fäden des Zusammenhanges zwischen romanischen und lateinischen Formen

[236]) S. *Entretien de la langue françoise*, p. 159.

[237]) Seconde Partie: C. 34, p. 120.

mehr und mehr zu entwirren. Bouhours stehen die gleichen Hilfsmittel zu Gebote wie Ménage, aber da er kein Mann gründlichen Wissens und tiefer Forschung ist, nippt er überall nur ein wenig, plaudert in anmutiger Weise über seinen oberflächlichen Gewinn und verspottet Jeden als Pedanten, der die Wahrheit aus richtigen Quellen schöpft.

Aber Ménage hat sich nicht damit begnügt, die lateinische Basis in ihrer Beschaffenheit zu sondieren,[238]) sondern auch der älteren französischen Sprache, hauptsächlich seiner etymologischen Forschungen wegen, einige Aufmerksamkeit gewidmet. Hier ist er besonders Chapelain zu grossem Danke verpflichtet, der Ménage öfters persönlich[239]) auf den Wert der älteren Litteratur in sprach- und sittengeschichtlicher Beziehung hingewiesen hat. Manche ältere Handschrift, z. B. *le Roman de Lancelot du lac*, ist zur Durchsicht in Ménage's Hände gelangt.[240]) In der Vorrede zu seinen *Origines de la langue françoise* zählt er auch ausdrücklich unter den Vorbedingungen gründlicher Wortuntersuchung auf: *Il faudroit avoir leu tous nos vieux Poetes, tous nos vieux Romans, tous nos vieux Coustumiers, et tous nos autres vieux Escrivains, pour suivre comme à la piste et découvrir les alterations que nos mots ont souffertes de temps en temps. Et ie n'ay qu'une legere connoissance de la moindre partie de toutes ces choses!* Immerhin enthalten die *Observations* hie und da bereits den Versuch, Lautgesetze, freilich in sehr primitiver Form, aufzustellen: z. B. *Nos anciens ont souvent changé l'o et l'u des Latins en eu.*[241]) – *Au lieu de plier on a prononcé ensuite pléer, d'où l'on a fait ployer, selon le changement ordinaire de l'e en oi.*[242]) — *C'est chose assez commune que nos mots Fran-*

[238]) Fleissig zog er die *Glossarien* von Du Cange, mit dem er auch in persönlichem Verkehre stand, zu Rate. S. *Ménagiana* t. III. p. 43. Cf. auch *Observ.* t. I. p. 247.

[239]) *La lecture des vieux Romans par Jean Chapelain, Dialogue.* 1647 (Ed. Feillet, Paris, 1870). Z. B. p. 5 ff. . . . . . (Chapelain drängt Ménage zur Lectüre des Romans: *Lancelot du lac*) . . . *Vous y remarquerez des formations de noms et de verbes, des collocations de pronoms, des omissions d'articles; des constructions et des transpositions qui semblent ridicules à la plupart de ceux qui les lisent, mais qui vous serviront de flambeaux pour retracer plus facilement la dépendance que le François a du Latin* . . . .

[240]) S. auch *Ménagiana*, t. I. p. 27: *J'ai eu en communication pendant deux jours un vieux Roman, manuscrit in-folio, ancien de près de 400 ans, intitulé le Renard contrefait . . . . . . L'Auteur s'est contenté de nous apprendre qu'il etoit de Troie, qu'il a commencé son ouvrage en 1319 et qu'il l'a fini en 1328 . . . .* ff.

[241]) Obs. t. I. p. 380: p. ex. *demorari-demeurer, pluviare = pleuvoir, probare = preuver, laborare = labeurer, trovare = treuver.*

[242]) ib. p. 68: p. ex.: *avena = avoine, regina = roine, debere = devoir.*

çois ont pris l'u consone pour le P. ou B. latin.[243]) — *Nous disons présentement cou, mou, fou, en changeant l 'en u selon son changement ordinaire après l'a et l'o.*[244])

2. Die Neologismen.

Bekanntlich hat das 16. Jahrhundert in der Wortschöpfung kein Mass zu halten verstanden, und im 17. Jahrhundert tritt gegen diese zügellose Freiheit eine berechtigte Reaction ein.[245]) Leider verfällt dieselbe aber dem Loos aller Reactionen und opponiert schliesslich schroff gegen jede individuelle sprachliche Neuerung. Malherbe repräsentiert, wie wir gesehen haben, das Extrem der einengenden Gegenströmung. Vaugelas verfährt gemässigter und gestattet wenigstens einige Freiheit in der Gestaltung der Sätze. Immerhin aber bleibt der Vorwurf an ihm haften, dass er die Schöpfung neuer Worte verbietet. Moncourt, der in dem Ueberhandnehmen der Neologismen überhaupt ein Zeichen sprachlicher *Décadence* sieht,[246]) versucht zwar mit juristischer Spitzfindigkeit diesen dunklen Punkt in den Theorien seines Lieblingsgrammatikers zu verwischen, aber die Haupttendenz des vorsichtigen Hofmannes ist in diesem Falle so klar und entschieden in den Remarques ausgesprochen, dass man keinen Augenblick in Zweifel bleiben kann, dass er die individuellen Rechte verkümmern will. An mehreren Stellen hören wir ausdrücklich von ihm: *il n'est permis à qui que ce soit de faire de nouveaux mots, non pas mesme au Souverain*[247]). Und wenn er zögernd und halb widerwillig zugiebt, dass einige Schriftsteller schöne Neuerungen (*belles hardiesses*) geschaffen haben, so warnt er gleichzeitig, ihrem Beispiele ja nicht zu folgen, selbst wenn hie und da ein neues Wort seinen „Pass" verdiene. Bouhours, Vaugelas' getreues Echo, schreitet auf der gefährlichen Bahn weiter. Immer und immer wieder betont er, dass es am sichersten sei, keine Neuerungen vorzunehmen. Mit den Worten verhalte es sich wie mit den Münzen. Niemand habe das Recht, beliebige in

---

[243]) ib. p. 102: p. ex.: *habere = avoir, debere = devoir, rapere = ravir, cooperire = couvrir, febris = fievre, Aprilis = Avril.*

[244]) ib. p. 254.

[245]) Fénelon, der bekanntlich in seiner *Lettre sur les occupations de l'Ac. fr.* (1714) den Verlust der alten naiven Sprache lebhaft bedauert, tadelt gleichwohl das gewaltsame Vorgehen der Plejade zum Zwecke der Sprachbereicherung: *L'excès choquant de Ronsard nous a un peu jetés dans l'extremité opposée.* (Oeuvres, t. XXI p. 191.)

[246]) Er begegnet sich hier mit Darmesteter's Ansicht: (*Vie des mots*, p. 119) *De nos jours, dans notre langue du XIXe siècle finissant, il est à craindre que, de ces deux forces, la force de tradition cède à la force révolutionnaire qui entraîne le français dans des directions inconnues. Nous assistons à un triomphe effréné du néologisme.*

[247]) *Rem.* p. 213. *Préface* p. 39—40.

Umlauf zu setzen. Sei indessen Jemand wirklich so keck den Versuch zu wagen, so solle man vorsichtig abwarten[248]), ob er glücke, und nur mit dem allgemeinen Strom schwimmen. Mit der Zeit mochte Bouhours aber eingesehen haben, dass die Möglichkeit neuer Wortschöpfungen nicht absolut auszuschliessen sei. Er räumt ein, dass für neue Begriffe neue Ausdrücke notwendig werden könnten. Immerhin aber sei es besser, die gefährliche Klippe zu umschiffen und Umschreibungen anzuwenden. Der Hinblick auf die Mängel anderer Sprachen tröstet ihn. Wenn jedoch in der Conversation ein neuer Ausdruck auftauche, allmählich in den Briefstil und schliesslich überhaupt in die Schriftsprache übergehe, so solle man ihn mit aller Behutsamkeit anwenden, durch den Druck markieren oder mit einem *adoucissemen* (*s'il m'est permis*) versehen.

Die Ansicht, dass aus der gesprochenen Sprache alle neuen Zuflüsse in die Schriftsprache übergehen müssen, wird auf alle Fälle festgehalten.[249]) An eine Wechselwirkung von Conversation und Schriftsprache, die allerdings wohl erst in der Gegenwart fast gleichwertig geworden ist, scheint man im 17. Jahrhundert noch nicht zu denken. Wer vermag freilich auch heute mit Sicherheit zu entscheiden, ob wir aus dem täglichen geselligen Verkehr mehr neue Ausdrücke aufnehmen, als aus unserer Lectüre? Ob ein Schriftsteller zuerst ein geflügeltes Wort in Umlauf gesetzt hat, so wie es seinem eigenen Kopfe entsprungen ist, oder ob ein Moment der Unterhaltung es geboren hat, und die Feder nur die Dauer seiner schwankenden Existenz sicherte? Gewiss geschieht das Eine so häufig wie das Andere.

Bouhours ahnt nichts davon. Unwillkürlich fühlt man sich versucht, sich im Geiste das Entsetzen auszumalen, mit dem er und Gesinnungsgenossen die Neologismen eines Victor Hugo betrachten würden. Aber Bouhours denkt in diesem Falle überhaupt nicht an die Schriftsteller und Dichter. Wenn die Modelaune[250]) der

---

[248]) Cf. z. B.: Bouhours, *Rem. nouvelles (Suite*, 1693), p. 28: *Toutes les nouveautez sont suspectes mesme en matiere de langage: et le bon sens veut que quand il s'élève une nouvelle façon de parler, on l'entende long-temps dire aux autres avant que de s'en servir; qu'on ne s'en serve que rarement et qu'on s'en abstienne le plus qu'on peut.* *Doutes*: p. 48 bis 49: *Pour ce qui est des mots tout nouveaux, je ne pense pas, qu'aucun particulier ait droit de les établir.* — p. 66 *N'est-ce pas le plus seur, de ne rien innover dans la Langue? On risque beaucoup en faisant un nouveau mot.*

[249]) Cf. Vaugelas, Rem. t. II. p. 426: . . *La Reigle est générale et sans exception, que ce qui ne se dit jamais en parlant, ne se dit jamais en escrivant.*

[250]) Cf. *Rem. nouvelles*, p. 143: *Il seroit à souhaiter que nous eussions notre sagacité, et qu'il nous fust permis de nous en servir dans toutes sortes d'occasions. Par malheur les femmes ne l'entendent pas et*

vornehmen Welt einen neuen Ausdruck genehmigt, darf er sich verbreiten und so lange fortleben, als man Lust hat.

Ménage dagegen ist eher ein Fürsprecher der schriftstellerischen und vor Allem der dichterischen Freiheit. Er, den man einen Pedanten zu nennen pflegt, ignoriert sämtliche kleinliche Bedenken und Einwände, fragt weder nach der Ansicht der Salons, noch den von Malherbe herstammenden Uniformierungs-Tendenzen, vielmehr erörtert er klar und bestimmt die Fälle, in denen es nicht nur möglich und erlaubt, sondern sogar geboten erscheint, neue Ausdrücke zu schaffen. Drei Veranlassungen[251]) können Neologismen in's Leben rufen. Erstlich: wenn es sich darum handelt, völlig neue Dinge zu benennen. Zweitens: wenn es bereits Vorhandenem an einer Bezeichnung fehlt. Das sei häufig genug der Fall: *Plura sunt negotia quam vocabula.* Drittens sei man völlig berechtigt, Dingen statt ihres alten Namens neue zu geben, vorausgesetzt, dass dieselben schöner und bezeichnender ausfallen. Vor Allem sei es den Dichtern gestattet, neue Worte zu schaffen.[252]) Erlaubt sei es Jedermann, nur, fügt Ménage fein hinzu: *il n'est pas donné à tout le monde de faire des mots. Car il ne suffit pas de faire des mots, il faut que le public les homologue* (t. II. p. 171). Der unerträgliche Zwang, den man den Schriftstellern auferlegen

ont peine à s'en accommoder; celles qui entendent le Latin devroient expliquer ce mot aux autres et gagner leurs suffrages pour l'établir.

[251]) (Obs. t. II., C. 54, p. 179 . . . . . *Il ne nous est pas seulement permis de faire des mots pour exprimer des choses nouvelles, nous pouvons en faire aussi pour exprimer les anciennes qui n'en ont point . . . . Et il nous est mesme permis de donner des noms aux choses qui en ont, quand nous leur en donnons de plus beaux et de plus significatifs, que ceux qu'elles ont.* Man vergleiche diese Ansicht mit Darmesteter: (*La vie des mots* p. 12) *Le néologisme est amené par l'acquisition de nouveaux faits, de nouvelles idées, de nouvelles façons de comprendre et de sentir les choses.* — Cf. auch: Dupleix (*Liberté de la Langue fr.*, p. 93—94) *C'est une maxime des Jurisconsultes que celuy qui a droit de destruire, l'a pareillement d'édifier comme respectivement celuy qui a droit d'édifier, l'a aussi de destruire. Or il n'y a rien de plus ordinaire en toutes les langues, et singulierement en la nostre que d'abolir des mots, dont ces Remarques* (*de Vaug.*) *nous fournissent bon nombre d'exemples. Il s'ensuit donc que ceux qui ont droit de les abolir, l'ont aussi de leur en substituer et subroger d'autres. Ce qui est absolument necessaire afin d'éviter que la langue ne s'appauvrisse, et enfin ne se destruise par la frequente abolition des mots de l'ancien style, s'il n'estoit pas permis de leur en substituer de nouveaux. — Il y a plusieurs choses naturelles qu'on descouvre de nouveau, et plusieurs artificielles que l'on fait de nouveau: toutes lesquelles il faut marquer et signifier par des nouveaux termes — C'est une maxime receue en toutes les langues que l'usage admet de nouveaux mots, ou les abolit, comme bon luy semble.*

[252]) *C'est particulièrement aux Poëtes qu'il est permis de faire de nouveaux mots.* (Obs. I. p. 457)

wolle, habe zu keiner Zeit regiert. Die berühmtesten Schriftsteller hätten von Alters her Freiheit gefordert; so z. B. *Horaz* und *Quinctilian.* Im 16. Jahrhundert hätten Du Bellay und Ronsard in ihren Manifesten sogar direct dazu aufgefordert, den Wortreichtum zu vermehren. Und wie zum offenen Proteste druckt Ménage die betreffenden Stellen aus der Vorrede zur *Franciade* und aus der *Deffense et Illustration de la langue françoise* vollständig wieder ab. Lieber mag nach seiner Ansicht die Zügellosigkeit des 16. Jahrhunderts wieder als bedenkliche Folge der individuellen Freiheit drohen, als dass die persönlichen Rechte der Autoren durch unvernünftige Forderungen gehemmt werden! In diesem Punkte ist Ménage, der Sprachforscher, als *esprit libertin*[253]) zu bezeichnen, so befremdend der Ausdruck auf sprachlichem Gebiete auch klingen mag. Jeder Autor soll seine Gedanken und Gefühle in die Ausdrücke kleiden dürfen, die ihm am passendsten erscheinen, widersetzt sich die vorhandene Form dem Gepräge, das er ihr aufdrücken möchte, oder reicht sie nicht aus, so ergänze er den Mangel aus eigener Kraft und schaffe das Fehlende auf seine Manier nach. Zu der von anderer Seite geforderten Freiheit der Phantasie und des Gefühls, trete die Freiheit der Form, des Ausdrucks.

Und welchen Gesetzen hat sich die neue Wortschöpfung zu fügen? Auch hier trifft Ménage das Richtige. Bouhours[254]) hat den Satz aufgestellt: *il faut que les mots qu'on invente, soient faits selon l'analogie de la Langue.* Daraus folgere, dass nur das Latein und die Sprachen der übrigen romanischen Nationen das Französische mit Lehnwörtern bereichern könnten. Nur in ganz ausserordentlichen Fällen nähme man den Namen gewisser Dinge zugleich aus der Quelle mit an, der diese selbst entstammen (wie Thee, Kaffee, Sorbet), Ménage erkennt die Notwendigkeit der Analogiebildung natürlich an, springt dann aber ganz, wie Bouhours, zu dem Capitel der Lehnwörter über und erhebt den berechtigten Einwand, dass dieselben doch öfters auch aus anderen als nah verwandten Sprachen gezogen werden könnten. Der Beweis für seine Behauptung liege vor: *Nous en avons un grand nombre qui sont tirez de l'Alleman, du Flaman et de l'Anglois.*

---

[253]) Wieviel kurzsichtiger urteilt in dieser Hinsicht, noch im folgenden Jahrhundert der grosse *Voltaire*: *Un mot nouveau n'est pardonnable que quand il est absolument nécessaire, intelligible et sonore. On est obligé d'en créer en physique; une nouvelle découverte exige un terme nouveau. Mais fait-on de nouvelles découvertes dans le coeur humain? Y a-t-il une autre grandeur que celle de Corneille et de Bossuet? Y a-t-il d'autres passions que celles qui ont été maniées par Racine, effleurées par Quinault?* (D. phil., art. Esprit XXIX. 219.)

[254]) Cf. Doutes. p. 53 ff.

Die summarische Forderung von Markierung durch den Druck, oder Anwendung eines *Adoucissemen* oder *Correctifs* weist Ménage in witziger Weise zurück. Warum ein solches Verfahren, das höchstens bei zu gewagter Ausdrucksweise berechtigt erscheint, auf alle neuen Wörter[255]) ausdehnen? Was sollen die Dichter[256]) in solchen Fällen beginnen, sollen sie nach der Anwendung eines neuen Ausdruckes noch einen Vers hinzufügen, um sich zu entschuldigen dass sie ein Wort gebraucht haben, das sich in der Sprache noch nicht eingebürgert hat? Wie liesse sich auch die lächerliche Vorschrift consequent durchführen, neue Schöpfungen der Sprache durch gesperrte Lettern hervorzuheben? Wie lange solle dieselbe denn in Kraft bestehen, und wer werde im Stande sein, sich zu merken, welche Wörter für „neu“ gelten? Dieses förmliche Zopfsystem Bouhours', der sich übrigens auf Vaugelas beruft, hat nur einen einzigen Lichtblick. Bouhours tadelt den im 17. Jahrhundert allerdings beliebten Brauch der Schriftsteller, sich der Urheberschaft von Neologismen geradezu zu rühmen. Diese laute, absichtliche Ankündigung sei eher im Stande, das Gedeihen des neuen Sprösslinges zu hemmen.[257]) Ménage ist anderer Meinung. Aber die Gegenwart teilt hier die Ansicht Bouhours', freilich aus anderen Gründen. Ihm, dem echten Kind seiner Zeit, widerstreben die individuellen Regungen; das Vordrängen einzelner Persönlichkeiten befremdet ihn. Für uns dagegen begründet sich die gleiche Ansicht auf die bessere Erkenntnis des waltenden Sprachgeistes. Denn[258]) in der Regel hat Derjenige, der einen Ausdruck zuerst anwendet (sei er neugeschaffen oder Lehnwort) nicht die Absicht ihn usuell zu machen; er befriedigt damit nur das momentane Bedürfnis der Verständigung.“ Das übersieht Ménage in diesem Falle, erfüllt von dem Grolle, dass einzelne Grammatiker die gesammte Schriftstellerwelt in Fesseln schlagen möchten. Mit feiner Ironie hat Balzac sich gleichfalls gegen diesen Zwang aufgelehnt. Spöttisch befragt er in einem Briefe M. de la Roche-Hely: *Mais avez vous pris attache des Grammairiens pour passer intrepide en nostre langue? C'est une nation redoutable à tout le monde. Elle*

[255]) Sowohl Bouhours als Ménage vermengen die Begriffe: Lehnwort und neugeschaffenes Wort, wie aus dem Folgenden hervorgeht.

[256]) Wieder — wie man sieht — steht die Rücksicht auf die dichterische Freiheit im Vordergrund.

[257]) Cf. auch De la Touche (*L'art de bien parler François*) t. I. p. 285 . . . . . . *Le Public jaloux de son autorité ne veut point que les Particuliers, quelque grande que soit leur réputation, s'arogent le droit de lui imposer des loix, de sorte que c'est assez que quelqu'un se déclare le Père d'une expression nouvelle, pour qu'on lui refuse le droit de Bourgeoisie.*

[258]) H. Paul: *Principien der Sprachgeschichte* (1886) p. 340.

pense que les sceptres doivent relever de ses ferules; et si on la veut croire, sa jurisdiction s'étend jusques sur les têtes couronnées si elles veulent introduire quelque nouveau mot[259]) . . . . *Quoy qu'il en soit, intrepide me plaist fort; et si j'ai du crédit, je l'employerai volontiers pour faciliter sa reception.*

3. Die Sprachautoritäten.

Als Malherbe den Commentaire zu Desportes schrieb, war der *Usage von Paris* seit etwa einem halben Jahrhundert schon tonangebend. Die Grammatiker des 16. Jahrhunderts hatten freilich noch geschwankt, ob in Paris das Volk, der Hof, das Parlament, die Gelehrten als Sprachautoritäten gelten sollten. Malherbe traf die Wahl ohne vieles Bedenken. Seine Ansicht richtete sich bereits nach der des Hofes, obschon er seine Ideen noch nicht mit der Entschiedenheit Vaugelas' äusserte. In seiner Critik kehrt aber der Ausdruck: *mots peu courtisans* so häufig wieder, dass man keinen Augenblick über seinen Standpunkt in Zweifel sein kann. Der Hof, soweit er vom Einflusse der Gascogne gereinigt ist, gilt ihm viel; Vaugelas aber erhebt denselben sogar zur höchsten Instanz. *La plus saine partie de la cour* erscheint Letzterem wichtiger als alle Autoren und Fachgelehrten.[260]) Bei Bouhours hat die Verehrung des Hofes ihren Gipfelpunkt erreicht. In der Person des Monarchen verherrlicht er am Schlusse des zweiten *Entretien* den höchsten Richter in Sprachangelegenheiten: *Les Rois doivent apprendre de luy à regner; mais les peuples doivent apprendre de luy à parler* (p. 211). Die Akademie, als der Ausfluss des höchsten Willens betrachtet, hat seiner Ansicht nach die Pflicht und das Recht, die Keckheit der Autoren zu zügeln.[261])

Ménage liebäugelt weder mit dem Hofe noch mit der Akademie. Die Grammatiker und Autoren der verschiedensten Epochen[262]) bestimmen hauptsächlich seine Ansichten. Aus ihnen schöpft er seine persönliche Erkenntnis, oder die Bestätigung der ihm vorschwebenden Ideen. Seine erstaunliche Belesenheit, die sich in der ungeheuren Fülle von Citaten bekundet, verrät überall den Wunsch, möglichst Alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Wohl ordnet

---

[259]) Hier folgt das bekannte Spottwort auf Vaugelas, der nur bei „Coëffeteau" schwöre!

[260]) s. Rem., Préf. p. 13: *Ce n'est pas pourtant que la Cour ne contribüe incomparablement plus à l'Usage que les Autheurs.*

[261]) *Doutes*, p. 67. *C'est à vous, Messieurs, à réprimer la licence de ces Ecrivains hardis, qui aiment les nouveautez et qui s'érigent en souverains Maistres du langage.*

[262]) *Ménagiana*, t. II. p. 291: *On est toujours enfant dans sa langue quand on ne lit que les Auteurs de son tems et que l'on ne parle que la langue de sa nourrice.*

auch er sich dem herrschenden Sprachgebrauche unter, aber nicht blind, wie Vaugelas und besonders Bouhours es fordern; er unterscheidet zwischen momentaner Laune und Willkür Einzelner, und allgemein sich bahnbrechenden Tendenzen. Man hat poitrine, face verbannen wollen. Ménage erklärt unbeirrt: *Ces mots sont fort beaux et fort nobles, et les Ecrivains qui font difficulté de les employer parce que l'on dit: une poitrine de mouton et la face du grand Turc sont ridicules* (t. I. C. 104, p. 231[263]).

Mit dem ruhigen Gleichmasse wissenschaftlicher Anschauung berücksichtigt er alle Factoren, die für die Sprachgestaltung von Wichtigkeit sind. Der Hof, überhaupt die Kreise der Gebildeten: *les honnestes gens* sind in allen Fragen der Conversation tonangebend, die Autoren und Gelehrten bestimmen die Regelung der Schriftsprache, die Bewohner der Provinzen und das Volk im eigentlichen Sinne üben gleichfalls einen gewissen Einfluss aus, der weder zu unterschätzen noch zu unterdrücken ist. Von der Redeweise der Bauern sagt er ausdrücklich, dass sich die Sprachformen am längsten in ihr erhalten.[264] Das Volk bildet seiner Ansicht nach das conservative Element in Sprachfragen; es hält am zähesten die als Archaismen verbannten Ausdrücke fest. Der Sprachforscher hat die Aufgabe, allen Ständen ein reges Interesse zu widmen, um einen richtigen Einblick in den Mechanismus der Sprache zu gewinnen, feine und sorgsame Beobachtung aller Eigentümlichkeiten hindert ihn keineswegs, das berechtigte Uebergewicht der kleinen Schar der Gebildeten über die grosse Masse des Volkes bedingungslos anzuerkennen. Mit einem Worte, Ménage strebt überall darnach, sich die für einen tüchtigen Philologen notwendigen Kenntnisse anzueignen; er ist kein Salongrammatiker und niemals das Echo der Ansichten, die gerade en vogue sind.

4. Beurteilung der Sprache und der Sprachen im Allgemeinen.

Griechisch und Lateinisch, Italienisch und Spanisch haben im 16. und noch teilweise im 17. Jahrhundert die Entwicklung der französischen Sprache arg beeinträchtigt. Diese fremden Elemente

[263]) s. auch: *Poésies de M. de Malherbe, avec les obs. . . . . .* p. 261: *Sa poitrine: ce mot est fort beau et fort noble.* La Mothe le Vayer und Dupleix (*Liberté de la langue fr.*, p. 452) sind derselben Ansicht, wohl aber irrt sich Ménage, wenn er Malherbe als Gegner dieser Ansicht Vaugelas' anführt. Denn im *Commentaire* hat Jener das Wort *poitrine* 17 Mal unterstrichen, allerdings ohne einen genaueren Grund dafür anzugeben, als: *je serois bien aise que l'on n'usât point de ce mot de poitrine, que rarement, il n'est guère bon en vers.* (*S. Brunot, la Doctrine de Malherbe,* p. 240.)

[264]) S. *Préf.* der *Origines de la Langue Françoise*, Paris, 1650.

haben die Puristen mit Recht zu beseitigen gesucht. Malherbe, wie wir gesehen haben, duldet weder Latinismen noch sonstige unnationale Einflüsse. Vaugelas und Bouhours wenden ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der verkünstelten Geschmacksrichtung der italienischen und spanischen Nachbarn zu, die sie mit Recht bekämpfen. Aber ihr Blick reicht auch hier nicht über die Gegenwart hinaus. Vaugelas hält sich noch innerhalb einer gewissen Grenze, er verurteilt die Petrarchisten und den deklamatorischen hohlen Pomp der zeitgenössischen spanischen Litteratur.[265] Bouhours aber beurteilt sofort den Gesamtcharakter beider Sprachen nach den Producten dieses einzigen ungünstigen Zeitraums.[266] Die italienische Litteratur kennt seiner Ansicht nach keinen kühnen Gedankenflug. Von Dante weiss er nichts; er hat nur die Wortspiele, die Pointen, die Effecthascherei, die Weichlichkeit der Gegenwart im Auge. Wie tief steht folglich das Italienische unter dem Französischen. Die ihm gerade bekannten spanischen Schriftsteller gefallen sich in einem *mélange de bouffon et de sublime.* Deshalb ist notgedrungen die spanische Sprache aufgeblasen, unwahr und hohl. Dichterische Grösse sucht man in Spanien vergebens. Wieder folgt enthusiastisches Lob der Muttersprache. Ménage weist die ungerechten Angriffe zurück. Es sei ein Unterschied, ob man schädliche Uebergriffe fremder Sprachen auf das Gebiet der Muttersprache abzuwehren habe, oder blos fremde und einheimische Spracheigentümlichkeiten vergleiche. Der frühere masslose Gebrauch von Diminutiven in der französischen Sprache z. B. sei nicht zu billigen; derselbe entspräche durchaus nicht ihrer Eigenart. Aber wenn Bouhours behaupte, die Diminutive gereichten dem Italienischen zum Nachteile, so sei diese Kurzsicht energisch zurückzuweisen[267]: *les diminutifs estant d'un grand usage dans les Langues, non seu-*

[265]) Indessen erfährt sein stolzer Ausspruch *Nous sommes plus exacts en nostre langue et en nostre stile que les Latins ny que toutes les nations, dont nous lisons les escrits* von Dupleix (*Liberté de la langue françoise*, p. 112), dem alle nationale Verblendung zuwider ist, eine scharfe Replik: *Cette maxime tesmoigne tant de vanité de la part de nos Critiques et Raffineurs du langage François, que si elle estoit eschappée à un Espagnol, elle seroit receüe pour une des plus hautes rodomontades et ridicules saillies de l'arrogance de la nation . . . .*

[266]) *Ménagiana*, t. III, p. 9 sucht Ménage als gründlicher Kenner des Italienischen, Bouhours' blinde Verurteilung anderer Sprachen, in sehr vernünftiger Weise zu widerlegen: *Je ne trouve pas que le P. Bouhours . . . . ait eu assés d'égard au génie des Nations dont il critique les pensées. Ce qui est naturel à Paris, paroîtroit plat à Rome; et ce qui nous paroît trop brillant en France, ne paroît que naturel en Italie. Une pensée Italienne n'est pas à blâmer, suivant mon sens, pour être un peu trop brillante, si d'ailleurs elle ne choque pas ouvertement la raison.*

[267]) Obs. t. II. C. 78, p. 317.

lement pour caresser ou mépriser les personnes, mais aussi pour avilir et diminuer les choses. Daher ihre Beliebtheit bei den Stoikern. Daher eine feine Nuance in dem Charakter der Dichtungen: Homer habe keine Diminutive gebraucht, weil sie sich mit der Grösse und Majestät des Heldengedichts nicht vertragen. Virgil verwende sie mit Glück in seinen Hirtendichtungen, nicht aber in der Aeneide.

Ebenso wenig stichhaltig sei die Bemerkung Bouhours' über die Superlative. Wenn er behaupte, dass die französische Sprache, weil sie die Uebertreibungen hasse und streng wahrheitsgemässen Ausdruck bevorzuge, keine Superlative besitze, so bekunde diese Ansicht nur einen Mangel an Urteilskraft[268]): *car nos positifs joints à la particule tres, nous tenant lieu de superlatifs, n'exagèrent pas moins les choses que les superlatifs. Tres-beau, par exemple, et tres-grand nous font concevoir la mesme chose que bellissime et grandissime.* Jedoch gereiche eine gewisse Fülle von Superlativformen manchen Sprachen eher zum Vorteil als zum Nachteil. Wie wertvoll seien für den Lateiner und den Italiener[269]) die Umschreibungen mit: *longe*, *satis*, *più*, *molto*, *tanto* u. s. w. Für die Poesie sei der Umstand, ob eine Sprache eigentliche Superlativformen und Umschreibungen, oder nur letztere anwende, von einiger Wichtigkeit. In französischer Dichtung vermeide man die Umschreibung mit tres soviel als möglich und setze lieber den Positiv, der Italiener aber sei berechtigt alle Formen wie: *altissimo, dolcissimo, levissimo, bellissimo* u. s. w. im Verse aufzunehmen.[270])

Im 17. Jahrhundert war es Mode geworden, den Klang neuer Wörter zu prüfen und je nach dem mehr oder weniger angenehmen Eindruck auf das Ohr sich für oder wider dieselben zu erklären. Auch in diesem Punkte urteilt Ménage weitsichtiger. Der Streit mit Bouhours um das verspottete[271]) *venusté* veranlasst ihn an die Verteidigung dieses Ausdruckes eine weitere Bemerkung anzuknüpfen, die für alle Sprachen characteristisch ist. „Venusté“ ist ein schönes Wort, entgegnet Ménage, weil es ein schönes Bild enthält und uns an Venus und die drei Grazien erinnert: *la beauté d'un mot ne consistant pas seulement dans la douceur de la prononciation, mais dans l'agrément de la chose que ce mot représente a l'esprit.* Instinctiv fühlt Ménage hier eine dem Dichter innewohnende Kraft, zu malen und vermöge eines einzigen Ausdruckes ein ansprechendes, der Situation angemessenes Bild hervorzurufen.

[268]) Cf. Obs. t. II. p. 124.

[269]) Hier citiert Ménage aus Dante: *De vulgari eloquentia* (II. § 7) *sovramagnificentissimamente.*

[270]) Da man in der Ac. fr. anderer Ansicht war, führt Ménage als Autoritäten: Petrarca und Tasso an.

[271]) S. Obs., t. II., C. 64, p. 233.

Der Gedanke sei nicht neu, fügt er hinzu; schon Theophrastus habe ihn ausgesprochen. — Aber ist es nicht auch ein Verdienst, in Zeiten verkehrter Anschauungen wie Ménage im vorliegenden Falle, an Besseres zu erinnern?

In der Gefahr, die den Synonymen drohte, nimmt Vaugelas eine vermittelnde Stellung ein.[272]) Wo sie blos, wie es im 16. Jahrhundert häufig der Fall war, der Weitschweifigkeit Vorschub leisten,[273]) verurteilt er ihren Gebrauch. Wo sie aber einen gewissen malerischen Effect hervorzurufen im Stande sind, haben sie nach seiner Ansicht volle Berechtigung, sind so notwendig wie ein zweiter Pinselzug, der die Skizze zur Vollendung führt. Bouhours[274]) widerspricht seinem Meister. Synonyme sind überflüssig, sie verlängern nur unnötigerweise die Perioden, ohne den Sinn derselben zu bereichern. Sie gleichen den Truppen, die von Kriegscommissären mehrmals in verschiedener Uniform bei ein und derselben Revue den Zuschauern präsentiert werden. Was für einen Zweck haben Verbindungen wie *pleurs et larmes*, *cendre et poussière* u. s. w.? Unbekümmert will er die Dichtersprache um ein so wirksames Mittel berauben, die Höhe der leidenschaftlichen Erregung zu malen, mit allen Worten, die sich im Augenblicke darbieten wollen. Ménage schützt diese effectvollen Wiederholungen[275]) und zwar in eigentümlicher Weise: vom Standpunkte des Etymologen.[276]) *Le mot de pleurs dit plus que celui de larmes. Il signifie des larmes abondantes, avec crieries et gémissemens.* Festus gebe die Erklärung: *plorare apud antiquos est plane inclamare.*[277]) Das Wort *cendre* erinnere an verbrannte, *poussière* an in die Erde gesenkte Leichname. — Ménage liefert mit seiner originellen Verteidigung von *pleurs et larmes*, vielleicht ohne es zu wollen, eine neue Art von Begründung für die Forderung Vaugelas'[278]): *quand une*

---

[272]) S. Rem. t. II. p. 275—279, p. 410, p. 446.

[273]) Chiflet (*Essay d'une parfaite grammaire*, p. 199), äussert sich, seinem vernünftig-gemässigten Standpunkte getreu, auch in dieser Frage, kurz und klar: *Quelques-uns condamnent trop facilement les Synonymes, comme des redites superfluës, mais ils servent à une plus forte expression. Toutefois il en faut user discretement et ne pas imiter Amyot en cela, qui est trop copieux en Synonymes, les entassant l'un sur l'autre.*

[274]) *Doutes*, p. 245—246.

[275]) In den *Poésies de M. de Malherbe avec des observ. . . . .* (p. 328) verteidigt er in feiner Weise die Verbindung von: *apas et charme. Apas se dit des beautez qui attirent, charme de celles qui agissent par une vertu occulte et magique. Ce n'est donc pas un pleonasme de joindre ces deux mots.*

[276]) Observ. t. II., p. 48—49.

[277]) Ib. t. II. p. 8.

[278]) Uebrigens critisiert Vaugelas' Gegner, La Mothe le Vayer diese Fassung der Regel (s. Rem. t. II. p. 446) mit den Worten: *Il eust donné une meilleure regle pour les synonymes s'il eust dit, que quand l'un*

chose se peut dire par plusieurs synonimes, on se serve premiérement de la meilleure façon de toutes avant que de se servir des autres. Diese Vorschrift wünscht Vaugelas vor Allem vom Redner beobachtet zu sehen, der, um seinen Zuhörern zu gefallen, zuerst immer den zutreffendsten, vielsagenden Ausdruck wählen solle, und dann in zweiter Linie den weniger erwarteten, schwächeren.

Gegen den übermässigen Gebrauch der Hyperbel hatte bereits Malherbe, wie schon erwähnt wurde,[279]) einen ziemlich energischen Feldzug unternommen und die Gelegenheit eifrigst benutzt, französische Copie und italienisches Original zugleich mit Aeusserungen wie: *pris de l'italien où cela ne vaut non plus qu'en français* etc. in seiner Critik der Poesien Desportes' verurteilen zu können. Aber er selbst ist noch viel zu sehr vom Zeitgeschmack in dieser Hinsicht beherrscht, als dass er dem Gebrauch der Hyperbel vollständig entsagen könnte. Vielleicht lag es auch nur in seiner Absicht die schrankenlose Anwendung derselben etwas einzudämmen. Vaugelas hat kein Wort des Tadels für diese Unsitte, die namentlich bei Balzac stark hervortritt. Bouhours aber, der treffliche Stilist, verfehlt nicht, auch diesem Missbrauch, der die Klarheit und Einfachheit der französischen Prosa zu beeinträchtigen droht, kräftigst zu steuern. Aber er geht in seinem Eifer zu weit, lässt Dichter und Redner völlig ausser Acht und verdammt die Hyperbel als wahrheitsfeindliche Redefigur, die dem offenen, freimütigen Charakter der französischen Nation nur widerstreben könne. Ménage verteidigt die gelegentliche Verwendung derselben, die durchaus kein Beweis von der Unaufrichtigkeit eines Volkes zu sein brauche: *Nostre Langue se sert aussi souvent d'hyperboles que les autres langues. Mais l'usage que nous fesons de cette figure n'empesche pas que nous ne soyons et sincères et véritables.* Er will auch für das Französische dieses Vorrecht der Dichter gewahrt wissen. Diese Ansicht spricht er freilich nicht direct aus, aber alle Beispiele, die

---

ne signifie pas plus que l'autre, il s'en faut abstenir. Mais que quand le dernier est plus significatif, ou qu'il sert à rectifier un sens equivoque du premier, ils sont fort bons et demandent le pluriel en suite. (S. 2. Brief an *Naudé, Oeuvres, Paris,* 1662, t. 2 p. 639). — *Bois-Regard (Reflexions sur l'usage présent de la langue françoise.* 1689, p. 656) macht einen Unterschied zwischen: *mots Synonimes et phrases Synonimes. Les mots Synonimes ne sont bons en François que lorsqu'ils encherissent sur d'autres, ou qu'ils les éclaircissent. Ils faut se souvenir de ce que dit Quintilien, qu'un mot qui ne sert ni au sens ni à la grace du discours est toûjours vicieux. Ex: Longin entend par le sublime ce qui fait qu'un ouvrage enleve, ravit, transporte: ces trois mots sont semblables, mais neanmoins ils sont élégans, parce qu'ils encherissent l'un sur l'autre. — Les phrases Syn. sont encore fort vicieuses en nostre Langue*; *et à moins qu'il n'y ait de la nécessité à s'en servir pour éclaircir une chose obscure, on les doit toujours éviter.*

er zur Widerlegung Bouhours' citiert, sind Dichtern entnommen. und zwar sowohl spanischen, italienischen, als auch lateinischen und französischen.[280]) Die Hyperbel erziele einen Effect, der für gewisse Genres von Poesien unentbehrlich sei. Auch der Redner könne sie nicht gut entbehren.[281]) Warum sie also völlig verwerfen? Ménage protestiert auch hier gegen die Verneinungstheorie Malherbe's, die sich zur Zeit Bouhours' so stark ausgeprägt hat, dass sie zur Ungerechtigkeit gegen alle anderen Sprachen verleitet, sowie zur Dürftigkeit des Ausdruckes in der Muttersprache.

Die Idee von der Entstehung der Sprache — wobei naïver Weise nur das Französische gleichsam als „Ursprache" in Betracht kommt — bildet ebenfalls, obwohl nur flüchtig, einen Grund der Meinungsverschiedenheit zwischen Bouhours und Ménage. Ersterer hatte behauptet, die einsilbigen Wörter seien früher geschaffen worden als die mehrsilbigen. Mochte ihm auch bei dieser Ansicht eine ganz richtige Vorstellung vorschweben, so war die Form seines Ausspruches auf alle Fälle anfechtbar. Ménage verspottet denn auch diese Behauptung seines Gegners als widersinnig, mit einer — wie er glaubt — glänzenden Argumentation: *Quand les peuples apprennent des Langues, ils commancent par les mots qui expriment les choses qui leur sont les plus nécessaires. Et il est ridicule de dire, que les François ayent fait les monosyllabes: car, de, mais, non etc. avant les dissyllabes: boire, manger, dormir, homme, femme, père, mère.*[282])

Dieser durch fast kindische Gründe gestützte Streit dreht sich um eine tief-philosophische Frage, deren Lösung im 18. Jahrhundert öfters versucht worden ist, wobei manche drollige Anschauung mit unterlief. So hat Girard z. B. 1747 (in *Les vrais Principes de la langue française, ou la Parole traduite en méthode conformément aux lois de l'usage*, t. I. p. 43) die geistreiche Aeusserung gethan: *La vue du ciel et de la terre produisit tout de suite chez les Latins: coelum, terra; au contraire le génie français créa d'abord l'article pour distinguer et tirer de la généralité les êtres dont on voulait parler.* Bouhours und Ménage haben also nur verfrüht ein schwieriges Thema gestreift, das im philosophischen Jahr-

---

[279]) S. p. 68.

[280]) Für Französisch verweist er auf die *Poésies burlesques de Scarron et de Saint-Amant.*

[281]) S. *Ménag.* t. II. p. 125: *Quoique l'hyperbole soit toûjours incroyable, elle ne laisse pas de trouver sa place dans un discours, pourvu qu'elle ne passe pas de certaines bornes au delà des-quelles elle ne fait plus le même effet.*

[282]) S. t. II. C. 35. p. 120.

hunderte von Neuem auftauchte, und selbst von den grössten Denkern[283]) dieser Epoche in Erwägung gezogen wurde.

5. Die Wahl der Citate.

Der Umstand, dass eine ungewöhnliche Fülle von Citaten, anscheinend ohne jede Rücksicht auf Zeit, Nation und Genre bunt durcheinander gewürfelt wird, trägt hauptsächlich dazu bei, dass die „Observations“ von Ménage den Eindruck eines Chaos hervorrufen. Seine Gegner spotteten über diese Kundgebung massloser Eitelkeit, Moncourt beschuldigt ihn sogar, alles Denkbare vermengt zu haben. Die Eitelkeit lässt sich nicht in Abrede stellen, aber teilt sie nicht Jeder, der sich seltener Belesenheit und eines vortrefflichen Gedächtnisses rühmen kann? Warum aber soll es durchaus nötig sein, die Citate in einer grammatischen Ergänzungsschrift von so zwangloser Form, wie gerade das 17. Jahrhundert sie gestattete, streng nach Zeit, Nation und Gattung zu gruppieren? Wo es wirklich darauf ankommt, die geschichtliche Entwicklung einer speciellen Regel zu skizzieren, zögert übrigens Ménage selbst nicht, die chronologische Reihenfolge einzuhalten; gerät er aber bei einem ganz allgemeinen Vergleiche in's Plaudern, so rechnet er im Eifer der Beweisführung sicherlich auf fein gebildete Leser, wenn nicht geradezu Gelehrte, die seinen Kreuz- und Quersprüngen mit Leichtigkeit zu folgen vermögen. Bouhours bietet grammatische Salonplaudereien, Ménage eher gelehrte, aber doch immerhin zwanglose Auseinandersetzungen. Ihn dafür tadeln zu wollen, heisst den Charakter und den Zweck seiner *Observations* vollständig verkennen. Wohl aber möchte man hinsichtlich eines anderen Punktes wünschen, dass er etwas genauer, etwas pedantischer verfahren wäre: er citiert öfters fehlerhaft. Weder der Wortlaut noch der Name des Autors stimmt immer zum wahren Sachverhalt. In der Gegenwart sind wir gegen solche Fahrlässigkeit mit Recht unerbittlich. Freilich staunt man wiederum, wenn man hört,[284]) dass Ménage die meisten Citate aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben hat; und angesichts dieser merkwürdigen Thatsache erscheint die Zahl der nachweisbaren Irrtümer verschwindend klein. Er vertraute eben der Frische und Kraft seines Gedächtnisses bedingungslos.

Wer sind seine Lieblingsautoren? Seine Muster in Prosa und Poesie? Diese Frage ist nicht so schnell und in aller Kürze

---

[283]) So von Rousseau, in seinem: *Essai sur l'origine des langues où il est parlé de la mélodie et de l'imitation musicale.*

[284]) *Ménagiana*, t. II. p. 169: *Je n'ai jamais fait de collections en lisant les Auteurs, quoique j'en aie cité un bon nombre dans mes ouvrages. Je n'ai été secouru que de ma mémoire: et cela m'a épargné beaucoup de tems; que j'aurois perdu inutilement. Il me semble que c'auroit été un embarras de feuilleter mes collections.*

wie bei Vaugelas und Bouhours zu beantworten. Malherbe tadelt im Grunde genommen alle anderen Schriftsteller. Gelegentlich rühmt er wohl den jungen aufstrebenden Balzac, aber sein verneinendes Princip gestattet nur ihm selbst einen neuen Aufbau über den Trümmern der Vergangenheit. Vaugelas rühmt wenigstens Amyot, dessen Schriften er häufig zu Rathe zieht, um über den Wert eines Ausdruckes zu entscheiden, nicht minder schätzt er auch Coëffeteau. Lebende Autoren nennt er aus Vorsicht[285]) nicht, doch sind die Anspielungen so deutlich, dass seine Commentatoren die nötige Auskunft in Anmerkungen hinzugefügt haben. Immerhin bleibt die Liste beschränkt.[286]) Bouhours verehrt hauptsächlich Voiture, ihm sagt im Ganzen die geistreich-tändelnde Salonlectüre zu. Seine Sprachorakel sind Vaugelas, Patru und Regnier-Desmarais. Als der Vorwurf gegen ihn erhoben wird, dass er als Geistlicher doch hauptsächlich nur profane Schriften in den Kreis seiner Betrachtungen ziehe, wählt er für die *Suite* seiner *Remarques* ausdrücklich fromme Schriften, namentlich Uebersetzungen theologischen Inhalts. Die ältere Zeit kümmert ihn absolut nicht, und er spottet geradezu über Ménage,[287]) weil er soviel Rücksicht auf das Zeugnis veralteter Autoren und Wörterbücher zu nehmen pflege. Welchen einleuchtenden Wert hätten denn auch historische Untersuchungen für den Interpreten des actuellen Sprachgebrauches

Aber Ménage interessiert sich nicht nur für die Sprache seiner Zeit; alle seine reichen Kenntnisse möchte er am liebsten im Dienste der Sprachforschung verwenden. Als ausgezeichneter Kenner der alten Sprachen, citiert er classische Muster der seltensten Art. In allen Epochen der lateinischen Sprache ist er heimisch: das goldene wie das silberne Zeitalter, die sogenannte Verfallzeit, die Kirchenväter, die Grammatiker, sie alle müssen Material für seine Untersuchungen liefern. Horaz, Virgil, Cicero, Tacitus, Titus Livius, Ovid, Sallust, Martial, Varro, Quinctilian, Valerius Flaccus so gut wie der heilige Augustin, Gregor der Grosse und Hieronymus passieren Revue. Während seiner kurzen juristischen Laufbahn hat Ménage Actenstücke aller Art in die Hände bekommen: auch sie bieten eine gewisse philologische Ausbeute. Aeltere Verordnungen, Bekanntmachungen, und eigent-

[285]) Cf. Rem. Préf. (p. 45) *Je ne nomme ny ne designe iamais aucun Autheur, ny mort, ny vivant . . .*

[286]) S. Moncourt: *De la méthode grammaticale de Vaugelas*, p. 31.

[287]) Cf. z. B.: *Rem. nouvelles sur la langue fr.* p. 331: . . . . . . *C'est à quoy M. Ménage ne fait pas, si je l'ose dire, assez de réflexion en décidant d'ordinaire les questions présentes de la Langue par le temoignage de Coquillart, de Marot, de Rabelais et d'autres Ecrivains des regnes passez.* — (ib. p. 493) *M. Ménage et M. Bérain se fondent sur l'autorité des vieux Dictionnaires pour terminer les differends de la Langue.*

liche Gesetzbücher enthalten manchen für seine philologischen Zwecke brauchbaren Aufschluss. Die einheimische wie die ausländische, besonders die italienische Litteratur[288]) dient ihm öfters zur Rechtfertigung von Ausdrücken und Wendungen, die bei den Puristen Anstoss erregen. Bisweilen greift Ménage verhältnismässig weit in die Vergangenheit der französischen Litteratur zurück, denn ausser der mit Vorliebe citierten Plejade samt Anhängern erwähnt er auch fleissig: Rabelais,[289]) Marot, Villon, Jean de Meung, Froissart und Ph. de Commines. Bei den französischen Gelehrten, Grammatikern und Lexikographen des 16. Jahrhunderts (namentlich Scaliger, Robert und Henri Estienne, Maigret, Ramus, Peletier, Pasquier, Fauchet) ist Ménage emsig in die Lehre gegangen; er lobt und benutzt sie, ja schätzt sie höher als viele Sprachautoritäten seiner eigenen Zeit, indessen lässt er den Leistungen Chiflet's und Port-Royal's volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Auswahl die er unter den Werken zeitgenössischer Schriftsteller trifft, verrät eine gewisse Parteilichkeit, er citiert Desportes, Malherbe, Balzac, Voiture, Sarrasin, S. Amant, D'Urfé, D'Ablancourt, Scarron, aber sehr selten — Corneille und Molière.

Auch von ferner liegenden Gebieten trägt Ménage Schätze zusammen. Philosophie und Geschichte, selbst die Botanik bereichert ihn um manchen Ausdruck und manche Erklärung. Jedes lebende Individuum[290]) erscheint ihm interessant in seiner Sprechäusserung, kurz, er verschmäht kein Feld der Beobachtung, das von der Gegenwart gewürdigt wird, und nützt es so weit aus, als sein für das 17. Jahrhundert ungewöhnlicher Scharfblick es gestattet.

6. Ménage's Stellung zu den Dialecten.

Die sprachlichen Einheitsbestrebungen des 17. Jahrhunderts haben den von der Plejade noch einigermassen begünstigten Einfluss der Provinzen[291]) schliesslich völlig unterdrückt. Sogar die

---

[288]) Ménage gehört zu den Wenigen, die im 17. Jahrhundert Dante's Schriften gründlich kennen.

[289]) Im *Avis au Lecteur* (Observ. t. II. 1676) verteidigt sich Ménage wegen seiner Vorliebe für Rabelais, die von Bouhours lächerlich gefunden war: *Pour Rabelais j'avoue que je l'ay lu plus d'une fois. Mais qui est l'homme de lettres parmy nous qui ne l'ait pas lu plus d'une fois? Rabelais est un mélange de Lucien et d'Aristophane . . . . et qui est l'homme de lettres, quelque dévot qu'il soit, qui n'ait aussi lu plus d'une fois et Lucien et Aristophane?*

[290]) So erwähnt er Ausdrücke die speciell den Soldaten, den *huissiers*, den Gärtnern etc. eigentümlich sind.

[291]) Cf. Ronsard, *Art poëtique*: *Tu sauras dextrement choisir et approprier à ton oeuvre les mots les plus significatifs des dialectes de nostre France, quand mesmement tu n'en auras point de si bons ny de*

Herkunft der einzelnen Dichter und Schriftsteller dient häufig als Zielscheibe für spöttische Angriffe. Montaigne wird als *Gascon* geschmäht, Malherbe als *Normand*, Vaugelas als *Savoyard*, Chiflet als *Vallon* u. s. w. Selbst Ménage glaubt sich genötigt, wenn er sich mit Aussprache zu beschäftigen hat, die ausdrückliche Versicherung abzugeben, dass er zwar aus der Provinz (Angers) gebürtig sei, aber seit 43 Jahren seinen ständigen Wohnsitz in Paris aufgeschlagen habe. Er hat in den Anmerkungen zu den Poesien Malherbe's demselben normannische Sprachfehler[292]) zur Last gelegt. Nirgends äussert er den Wunsch, dass den Dialecten dieselbe Rolle wieder eingeräumt werden möchte, die sie noch im 16. Jahrhundert spielen durften. Noch viel weniger würdigt er dieselben im Sinne der Gegenwart. Aber er erwähnt an so vielen Stellen seiner Observations Dialectformen, dass eine gewisse Absichtlichkeit, dieselben zu berücksichtigen, nicht ausgeschlossen erscheint.

Beachtet werden (im 1. Teile der *Obvervations*) folgende Sprachgebiete:

Anjou (p. 5, 31, 40, 80, 91, 203, 212, 217, 218, 225, 236 bis 37, 275, 276, 281, 282, 285, 378, 392, 403, 404, 420, 460, 472, 506, 520, 532, 548, 550, 560).

Bretagne (p. 16, 424).

Dauphiné (p. 107, 114).

Le Flamand[293]) (p. 210).

Le Gascon (p. 43, 73, 80, 139, 148, 152, 166, 241, 485, 491, 492—94, 520, 521).

Le Hainaut[294]) (p. 70).

Les Lyonnais[295]) (p. 490).

Le long de la rivière de Loire[296]) (p. 79, 403).

La Lorraine[297]) (p. 117).

Maine (p. 129, 225, 378, 392).

Le voisinage de la Moselle[298]) (p. 532).

---

si propre en ta nation, et ne se faut soucier si les vocables sont Gascons, Poitevins, Normans, Manceaux, Lionnois, ou d'autres païs, pourveu qu'ils soient bons, et que proprement ils signifient ce que tu veux dire . . .

[292]) S. *Les Poesies de M. de Malherbe, avec les observations de M. Ménage*, Paris, 1666, p. 371 ff.

[293]) p. 210: *Les Flamans prononcent lillach (lilas).*

[294]) p. 70: *Les habitants du Hainaut apellent encore aujourd'huy Avoines la ville que nous appelons Avesnes.*

[295]) p. 490: *Cauchemar: les Lyonnais disent: cauche-vieille.*

[296]) p. 79: *On prononce: amelette* (p. 403): *mêsse, maitrêsse, princêsse, duchêsse, comtêsse, qui est une prononciation tres desagréable.*

[297]) p. 117: *Dans toute la Lorraine, on prononce: aime-je, chante-je, mange-je, avecque les deux e féminins de suite.*

[298]) p. 532: *Dans le voisinage de la Moselle, on dit: du vin de* Moselle.

Les Normands (p. 23, 151, 275, 392, 470, 550).
Les Normands du païs de Caux[299]) (p. 387).
Les Picards (p. 4, 7, 148, 176, 577).
Les Poitevins (p. 506, 532, 550).
La Provence (p. 107, 214, 241).
Saintonge (p. 79, 181, 544).
Les Provinces (ganz allgemein bezeichnet) p. 23, 31, 74, 208, 213, 237, 238, 264, 266, 271, 275, 277, 280, 284, 366, 377, 379, 387, 391, 398, 402, 405, 460, 475, 496, 510, 511, 512, 536, 545, 560.
Les Septentrionaux[300]) (p. 391).
Le peuple (p. 316, 384).
Le peuple de Paris (p. 276, 385, 425, 460, 478).
Le petit peuple de Paris (p. 366, 424, 520).
Les Villageois[301]) (p. 514).

Die meiste Aufmerksamkeit hat Ménage — wie ersichtlich — Anjou, seiner Heimat, und der Gascogne gewidmet. Seine Angaben sind auch zuverlässig, wie der Vergleich mit Lanusse: *De l'influence du Dialecte Gascon sur la langue française, de la fin du XV. siècle à la seconde moitié du XVIIe* beweist. Ménage wird in diesem verdienstvollen Werke öfters citiert. In der That hat er einige zutreffende Merkmale des Gascogner Dialects zu erfassen verstanden. Er erwähnt 1. Ausspracheeigentümlichkeiten: *aumelette*[302]) (p. 80), *tasse*[303] für *taxe* (p. 241). 2. Fälle für Genuss-Verschiedenheiten: *armoire* m., *carrosse* f., *couple* m., *cuiller* und *escritoire* m., *huile* m., *image* m., *horloge* m., *triomphe* f.,[304]) (jedoch nur *en terme de jeu de cartes*). 3. Prosthesis eines *e* in: *estomacal, estupide, estatuts*[305]) (p. 493—494). 4. *façons de parler Gasconnes*:

---

[299]) p. 387*: bulins, il faut dire: boulins.*

[300]) p. 391: *Il faut dire la Norvègue, comme disent nos gens de mer. C'est aussi comme parlent tous les Septentrionaux.*

[301]) p. 514. *(S'il faut dire; Sacristain ou segretain, sacristine ou sacristaine) Il n'y a plus que les Villageois qui disent Segretain.*

[302]) Cf. Lanusse, p. 254 *(Influence sur la Prononciation): Les Gascons, au XVIe siècle, donnaient à au le son aw (le Gascon donne un son de double dîphthongue à au . . . . . prononce cause en faisant sonner l'u).*

[303]) Cf. ib. p. 260: *x* wird = *ss* gesprochen.

[304]) Cf. Lanusse. p. 375—386 (C. IV. *Influence sur la Syntaxe,* § 2)*:* Ménage wird für alle Fälle citiert mit Ausnahme von: *horloge, triomphe.*

[305]) Cf. ib. p. 327 *(Influence sur le vocabulaire): Estérils, estomachal, escandale: Nous réunissons ces trois mots qui apellent une même remarque: les Gascons (comme les Languedociens, les Provencaux et en général tous les Méridionaux) ont l'habitude de faire précéder d'un e prosthétique l's initiale d'un grand nombre de mots.* In der Amerkung wird M. mit *estatuts* erwähnt, *estupide* (in der Aufl. v. 1675 hinzugefügt) dagegen fehlt; desgl.

a.: (p. 493) *Je vous ay dit de faire cela; je vous demande de faire cela: Ces façons de parler sont Gasconnes et non pas Françoises. Mais comme il y a un grand nombre de Gascons à la Cour, elles y sont si usitées que je n'ose les condamner . . . . . Lanusse* (*Emploi de l'infinitif pour le subjonctif*, p. 433) bemerkt zu dieser Construction: *Cette façon de parler est la seule en effet, qui soit usitée en Gascogne — elle a triomphé des critiques de Vaug., Corneille, Mén., Bouh., et c'est justice puisqu'elle donne à la phrase plus d'harmonie et de précision, sans lui rien enlever de sa clarté. Le triomphe de cette tournure fut rapide, puisqu'en 1704 L'Ac. fr. condamnait Vaug.* (t. I. p. 441). — *b.*: *il est dommage*: *cette façon de parler est Gasconne* (p. 521); *c.*: *il ne s'en faut de guères*: *C'est un Gasconisme*: *Il faut dire, pour parler François*: *il ne s'en faut guères* (p. 492). *d.*: *il est dix heures. C'est comme il faut dire, et non pas*: *ils sont dix heures, comme on dit à la chambre des Comtes de Paris, et comme disent les Gascons*: *son dex ouros* (p. 485).

Für Anjou wird die Glaubwürdigkeit Ménage's noch weniger anzufechten sein, denn hier bewegt er sich ja auf ganz heimischem Terrain. Mit Vorliebe weist er bei der Erörterung von Aussprache-Eigentümlichkeiten der Heimat auf ältere französische Schriftsteller hin, mit denen Anjou übereinstimme: so z. B. (p. 31) *Jacopins*: *On prononce de la sorte dans l'Anjou et plusieurs autres Provinces. Nous disons à Paris Jacobins: et c'est ainsi qu'il faut parler*; aber Villon habe (S. P. T. 151, G. T. 1574) *Jacoppin* auf *loppin* gereimt, vermutlich also die gleiche Aussprache gehabt. Auf Villon's Zeugnis für die ältere französische Sprache stützt sich Ménage auch noch in zwei anderen Fällen: p. 420: in Anjou sei *meure* gebräuchlich, wie ehemals in Paris zu Villon's Zeit (G. T. 177—179: *Allé s'en est, et ie demeure — povre de sens et de savoir — triste, failly, plus noir que meure*). Jetzt sei freilich in Paris: *mure*, *murier*, *saumur* üblich *(non pas saumeur comme disent les Angevins).* Ferner: p. 276: *Les Angevins disent iranteigne* (Ménage will diese Form auf *aranei tinea* zurückführen). Nicod[306]) führe: *araignée* an, Villon brauche: *iraignée.*

Tadelnd erwähnt Ménage, dass man in Anjou: *ermoire* für *armoire* (*C'est ainsi que parlent tous les honnestes gens et à Paris et à la Cour, et cette prononciation approche davantage de l'étymologie*: *armarium*, p. 80) und *quemisole* für *camisole* (p. 285) sage.

Sehr interessant ist seine Angabe über: *des mots qui finissent par f. On prononce cer(f), cle(f), apranti(f), bailli(f), et c'est pour-*

---

unter den *verbes intransitifs employés comme transitifs* (p. 405) *jouir.* (Ménage p. 73.)

[306]) *Thresor de la langue françoise, tant Ancienne que Moderne.* (Paris, 1606.)

quoy plusieurs écrivent ces mots sans f. Il reste à remarquer que les Angevins disent clef au lieu de clé, et qu'ils disent au contraire fié, au lieu de fief. Ils prononcent aussi cerf.

Gelegentlich mustert Ménage auch den Wortschatz von Anjou (p. 460): daselbst werde noch mit Unterschied: *pré*, *prée* und *prairie* gebraucht, während in Paris und bei Hofe *prée* unbekannt sei. In seiner Heimat dagegen bedeute

1. *un pré = un petit pré.*
2. *une prée = un grand pré qui est enclos.*
3. *une prairie = une grande commune sans clôture et le long d'une rivière.*

Mittelst einer verschiedenen Ableitung sucht Ménage mit Recht die in Anjou übliche Form: *foussier* für *fossoyeur* zu erklären: *De: fossarius les Angevins ont dit foussier, comme les Parisiens fossoyeur de: fossator* d. h. **fossidyatorem* (p. 40).

Natürlich findet sich nirgends in den *Observations* eine völlig abgeschlossene Beschreibung irgend eines Dialectes. In seinen Erörterungen bestimmter Fragen streift Ménage die dialectischen Gebiete nur im Fluge, oft aber mit recht interessanten Hinweisen mannigfaltigster Art! Er spricht von dem Plural der *noms en al et ail!* (p. 470) und erwähnt bei dieser Gelegenheit, dass die Bewohner der Normandie für „bal“ die Pluralform *baux* gebrauchen: *Il y a û cette nuit cinq baux.* Gelegentlich gedenkt er auch einiger Wendungen und Ausdrücke, die er ganz allgemein als „provinzielle“ bezeichnet (p. 238): *paisse et passe pour passereau ou bien: moineau ne sont plus usitez que dans les Provinces*; in Paris braucht man *un lavement*, in der Provinz: *un clystère* (p. 264): *lavons la main: une facon de parler provinciale* (p. 366); *les Provinciaux disent: en boivant* (p. 271); *tuer une chandelle est de Province* (p. 391); *tant seulement, fort usité dans nos Provinces* (p. 398); *procure est de Province, on dit: procuration* (p. 510): *on dit: lês à Paris, légat est de Province* (p. 512) u. a.

Wie man selbst aus der sehr beschränkten Zahl von Beispielen ersieht, schwebt Ménage bereits die Idee vor, dass die Dialecte die Brücke, den vermittelnden Uebergang von der Sprachgegenwart zur Vergangenheit bilden können. Er spricht diese Ansicht nicht direkt aus, lässt aber die Mundarten bereits öfters Revue passieren, um Vergleiche anzustellen und entdeckt dabei manche Eigentümlichkeit, die sich verwerten lässt, um den organischen Zusammenhang einzelner Sprachperioden soviel als möglich seines anscheinend sprunghaften Charakters zu entkleiden. In diesem Sinne versucht er z. B. eine Widerlegung Vaugelas' betreffs der Aus-

sprache von *plier.*[307]) Indem er bei dieser Gelegenheit auf die Entwickelung analoger Formen, wie *roine* aus *regina*, *avoine* aus *avena* hinweist, fährt er folgendermassen in seiner Betrachtung fort: *Ainsi d'inviare nous avons dit premiérement envéer comme les Païsans le disent encore présentement; et ensuite envoyer.*

Ménage's Verhalten zu den Dialecten ist auf alle Fälle eigenartig. Frei von der souverainen Geringschätzung des Hauptstädters für die Provinzen wie die Plejade, verschmäht er es, in den Mundarten ein Mittel der Sprachbereicherung zu sehen. Aber, wie zum Ersatze für diesen Verlust, sucht er die Dialecte bereits halb und halb im Sinne der Neuzeit für sprachgeschichtliche Zwecke zu sondieren.

7. Aussprache und Orthographie.

Was Ménage's Ansichten über Aussprache anbelangt, so bedarf es an dieser Stelle nur einer sehr kurz gedrängten Auseinandersetzung derselben, denn Ch. Thurot in seinem grossen Werke über die Aussprache[308]) hat bereits jedes Ménage betreffende Détail mit peinlichster Genauigkeit erörtert.

Betreffs der Wahl guter Vorschriften für die Aussprache stimmt das 17. Jahrhundert unzweifelhaft mit der Gegenwart überein, sodass der Ausspruch G. Paris'[309]): *Il n'y a pas en prononciation d'autre règle que l'usage de la bonne société de Paris; tâchons qu'il y ait toujours à Paris une bonne société et qu'elle se pique de conserver intact autant que possible le dépôt qu'elle a reçu et qu'elle doit transmettre à son tour* schon im grossen Ganzen auch für das Zeitalter Ludwigs XIV. zutreffend erscheint. Natürlich hat sich aber mit dem Wechsel von Politik und Staatsverfassung der Begriff der *bonne société de Paris* im Laufe der Zeit entsprechend modificiert. Im 17. Jahrhundert steht naturgemäss der Hof im Vordergrunde. Doch schon Vaugelas lässt nur *la plus saine partie de la Cour* als Autorität gelten, denn der Einfluss der Gascogne, der ausländischen Prinzessinnen, die französischen Königen vermählt wurden, gefährdete in vieler Hinsicht die Aussprache der Hofleute. Hier galt es zu sichten, und auch Ménage unterlässt es nicht, an der Hofsprache Critik zu üben.[310]) Fast noch öfter als den *Usage de la Cour* erwähnt er aber *l'Usage des honnestes gens*, und der Zusatz: *et à Paris et à la Cour* bestätigt uns, dass er von allen gebildeten Kreisen der Hauptstadt mustergültige Aussprache als selbstverständlich voraussetzt. Wie Chiflet ist auch ihm alles affectierte Wesen

[307]) S. *Obs.* t. I. C XXVIII., p. 68.
[308]) S. *De la prononciation française* ff.
[309]) *Préface zu Ch. Thurot. De la pron. fr.* p. XVI.
[310]) S. Obs. t. I, p. 493 u. a. O.

zuwider; wiederholt spricht er von den „badaux de Paris“, die sich allerlei Unstatthaftes erlauben. Die Aussprache der Provinzen, insbesondere Anjou's, constatiert Ménage, wie wir gesehen haben, ziemlich häufig, und zwar nicht immer mit tadelnden Glossen: z. B. (t. I. p. 520): *Nous disons cueillêr en Anjou. Cette prononciation est la véritable; — nous disons en Anjou: sirot de violette: ce qui est mieux aussi que sirô violar, comme on dit à Paris* (p. 403); *les Normans disent aussi sîdre, ce qui ne confirme pas peu la prononciation des Parisiens; car le sîdre se fait particulièrement en Normandie* (p. 275). — p. 213: *Il y a deux sortes d'H. en nostre Langue . . . . . Les Allemans se servent souvent de l'aspirée. Les Italiens au contraire, ne s'en servent jamais. De là vient que les peuples de France, voisins de l'Italie, comme les Bourguignons, les Dauphinoix et les Provençaux n'aspirent presque aucun mot.*

Didot hat in seinen *Observations sur l'Orthographe*, p. 236 bis 237 die von Ménage beobachtete Rechtschreibung einer sorgfältigen Untersuchung gewürdigt und speciell die *Observations* desselben zu diesem Zwecke geprüft: *Le célèbre érudit a rendu des services incontestables à la langue française*, lautet sein Urteil über Ménage. Didot's Resultate bedürfen indessen sowohl einer kleinen Ergänzung als einer Berichtigung gewisser Punkte. Aus diesem Grunde erscheint es wohl am zweckmässigsten, dieselben an dieser Stelle nochmals zum Abdruck gelangen zu lassen.

L'orthographe que M. adopte dans ses Observations a eu des partisans et des imitateurs, en tout ou en partie. D'un côté elle se rapproche autant que possible de la prononciation, sans chercher à être phonétique; d'un autre, elle tend à la simplification de quelques règles de grammaire, comme la formation du féminin et du pluriel, et, pour y parvenir, il remplace presque toujours l'x final par s. Ex. religieus, ceus, aus, je veus, injurieus. Il remplace aussi le z dans les mots asses, nés (nez).

Il supprime un grand nombre de doubles lettres et de lettres étymologiques, et il écrit: ataquer, pouroient, courous, aquise, cors (corps), il faloit, la goute etc.

Le son nasal: an, em, en est le plus souvent représenté par an. P. ex.: il a commancé, long-tans . . . .

Il remplace l'y par i dans les mots: stile, païs; il écrit je fesois, chemin fesant; En ce qui concerne l'h, il se guide dans son emploi par l'étymologie et il conseille d'écrire: Antoine, Maturin, ermite, postume, amarante, ebreu, mots dont les primitifs n'ont pas d'h. Il paraît favorable à la suppression de cette lettre aux mots: huis, huile et huître, où elle ne fut mise, suivant l'opinion de Théodore

de Bèze, que pour empêcher qu'on ne lût vis, vile et vitre, à l'époque où le v et l'u étaient représentés par le même signe.[311])

Mais ce qu'il y a de plus curieux dans son système, c'est la suppression fort rationelle de la lettre e dans le participe eu et dans les temps qui en dérivent, et l'agglutination des expressions prépositives ou adverbiales, exprimant des idées simples.

Il écrit donc: il a u, c'ust été, si je l'usse su, la vénération que j'ai ue; et: acause, alavérité, apeine, apeuprès, aprèsdemain, aucontraire, aulieu, aureste, avanthier, demesme, desorte, malapropos, toutafait.

Was zunächst die beiden von Didot besonders hervorgehobenen Eigentümlichkeiten anbetrifft, so sind sie bei Ménage unbewusste Reminiscenz oder absichtliche Nachahmung. Letzteres hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Die Unterdrückung des *e* im Particip *eu* findet sich schon bei Louis Meigret; Jean Antoine de Baïf aber pflegt aus mehreren Gliedern zusammengesetzte Adverbien als nur eine einzige Idee ausdrückend auch nur in einem einzigen Worte zu schreiben: p. ex. *sanscesse.* Ménage, der gründliche Kenner des 16. Jahrhunderts[312]) hat jedenfalls aus beiden Quellen diese ihm zusagende Schreibweise geschöpft und auf mehr Fälle übertragen. Mit Baïf teilt er auch die consequente Wiedergabe des *son nasal: an, en em* durch *an.*

Sollte er nicht auch andere lobenswerte orthographische Reformen Schriftstellern des in dieser Beziehung so revolutionairen 16. Jahrhunderts entnommen haben? Z. B.: bei Ronsard[313]) die Unterdrückung überflüssiger Consonanten (Rons. schreibt z. B. *acorder*) und den Vorzug von *i* für *y*? (s. *Préf. sur la Françiade*).

Nicht beachtet von Didot scheint die consequent durchgeführte Schreibweise: *segond, segret, segretaire.*[314]) Ménage rechtfertigt sie selbst: erstlich correspondiere sie mit der Aussprache, zweitens habe sie auch für die des Lateins Kundigen nichts Befremdendes: *le*

---

[311]) Ronsard *(Préface sur la Franciade)* fordert u. a. für *i* und *u consonnes* besondere Zeichen: *j* und *v.*

[312]) Er citiert selbst *Meigret* und *Baïf* unter den Vertretern der verschiedenen orthographischen Tendenzen. (Obs. t. II. p. 302.)

[313]) *Art poëtique: Tu éviteras toute orthographie superflue et ne mettras aucunes lettres en tels mots, si tu ne les prononces en lisant.*

[314]) Bois-Regard *(Reflexions sur l'usage présent da la langue françoise,* p. 632) erhebt gegen diese Schreibweise Einspruch: *M. Ménage qui veut qu'on écrive comme on parle dit qu'il faut écrire: segond, puisque c'est ainsi que l'on prononce, mais il se trompe. car il y a un usage pour l'orthographe que la raison veut que l'on suive: et Quintilien mesme qui conseille d'écrire comme on parle, parce que les caractères ne sont inventés que pour exprimer les sons. avoue néanmoins que si l'usage a prévalu il faut le suivre.*

changement du c en g estant tres-ordinaire et tres naturel. (Obs. t. II. p. 304).

Ménage hat übrigens eine Zeitlang geschwankt, ehe sein Blick in Fragen der Orthographie frei wurde. Er sagt selbst: *C'est une grande question de savoir si on doit écrire les mots selon l'étymologie, ou selon la prononciation. Il y a de fortes raisons pour l'une et pour l'autre de ces opinions; et de grans inconvéniens de l'un et de l'autre costé* (Obs. t. II. p. 302). Das Für und Wider beider Tendenzen habe er reiflich in einem besonderen *Traité de l'Orthographe*[315]) erwogen und sei schliesslich mit einigen Einschränkungen auf die Seite Derjenigen getreten, die ihre Orthographie nach der Aussprache regeln wollten. Man sieht, dass Ménage, der Etymolog, trotz seiner besonderen Vorliebe für Wortuntersuchungen sich bewogen gefühlt hat, practischer Einfachheit in der Schrift den Vorzug zu geben: *Car pourquoi écrire autrement qu'on ne prononce? Puisque l'écriture n'a esté inventée que pour représenter la parole?* (Obs. t. I. p. 64).

Ménage ist in dieser Hinsicht seiner Zeit weit vorausgeeilt. In der ersten Ausgabe des Dictionnaire de l'Academie (1694) hat bekanntlich die sogenannte etymologische Schreibweise[316]) den Sieg davongetragen, erst 1740 (3. Auflage) hat man teilweise die Orthographiereform Richelet's (1680), d. h. Beseitigung stummer überflüssiger Consonanten sanctioniert und somit gleichzeitig Ménage's Wünschen unabsichtlich einigermassen Rechnung getragen!

Um ein Gesamtbild der „Observations" zu ermöglichen, erübrigte noch die besondere Erörterung einzelner grammatischer Regeln, um deren Fixierung sich Ménage ein specielles Verdienst erworben hat, wenn nicht bereits Thomas Corneille (S. Vaug., Rem., Ed. Chassang) in eingehendster Weise dafür Sorge getragen hätte, Ménage's Leistungen in dieser Hinsicht volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Und selbst wenn Dies nicht der Fall wäre, hoffe ich mit obiger kurzer Darlegung meinen bescheidenen Zweck erreicht zu haben: d. h., dass *Ménage's Observations* an Bedeutung den besten grammatischen Ergänzungsschriften des 17. Jahrhunderts nahe stehen. Fabre (*Les ennemis de Chapelain*, p. 578) hat darauf hingewiesen, dass Ménage sein ganzes Leben lang: *n'eut d'autre*

[315]) Dieser *Traité* (von dem er auch *Obs.* t. II. p. 302 spricht) scheint leider verloren gegangen. Didot erwähnt ihn überhaupt nicht; auch im ungedruckten Nachlasse wird er nicht aufgezählt.

[316]) S. Didot, p. 117 *(Cahiers de remarques rédigés pour le Dict. de 1694): Generalement parlant, la Compagnie prefere l'ancienne orthographe qui distingue les gens de lettres d'avec les ignorans et est d'avis de l'observer par tout, hormis dans les mots où un long et constant usage en a établi une differente.*

ambition et d'autre orgueil: passer pour un arbitre de la langue et se placer entre Vaugelas et Bouhours. Ich denke, diese Stelle, die ihm bereits stillschweigend von etlichen Zeitgenossen[317]) (wie D'Aizy, De la Touche, Basnage, Th. Corneille, Regnier Desmarais) eingeräumt wird, gebührt ihm unbedingt, und wenn D'Aizy bei seiner dreifachen Zusammenstellung Vaugelas' Aussprüche mit einer Sonne, Bouhours' mit einem Kreuze, Ménage's schlicht mit einer Hand bezeichnet, so möchte ich unwillkürlich diesem letzterem Emblem die Worte hinzufügen: Ja, eine Hand, die öfters ernstlich zurückdeutet auf verdienstvolle sprachliche Errungenschaften des 16. Jahrhunderts!

[317]) Auch Vernier (*Etude sur Voltaire grammairien.* p. 4) bemerkt ganz selbstverständlich, als er die Aufgabe erörtert, die das 17. Jahrhundert dem 18. hinterliess: *Vaugelas et Ménage avaient laissé beaucoup à faire.*

Chanson fin de siècle.

Motto:

Ce que l'on chante aujourd'hui,
C'est la rue;
Notre muse, c'est le bruit
De la rue:
Tristesse ou gaîté nous vient
Dans la rue;
Le mal coudoyant le bien:
V'là la rue!
(Xanrof, *Chansons à Rire*, S. 71.)

Das französische Volk ist viel weniger sangeslustig als das deutsche und namentlich in unserer Zeit ist das alte französische Volkslied mit Ausnahme einiger weniger Lieder recht wenig volkstümlich und auch Bérangers einst so beliebte *chansons* gelten bei der jüngeren Generation in Frankreich als sentimental und veraltet und werden nur noch künstlich gepflegt in den wöchentlichen *Soirées classiques* im *Théâtre Eden* zu Paris; ja es ist Thatsache, dass die Deutschen, welche auf den höheren Schulen Deutschlands Französisch getrieben haben, Béranger zum Teil besser kennen, als dessen eigene Landsleute.

Das absterbende Lied in Frankreich hat in unseren Tagen einen Ersatz, — freilich nur teilweise, — in einer neuen Gattung von Liedern gefunden, welche man wohl gelegentlich mit dem Namen *Chanson fin de siècle**) bezeichnet und welche in ihrer Art für die beiden letzten Dezennien unseres Jahrhunderts charakteristisch ist. Wie man seit einigen Jahren jenseits der Vogesen alles Neue in

*) Vgl. Thieme, La Littérature française du dix-neuvième Siècle. Bibliographie des principaux prosateurs, poètes, auteurs dramatiques et critiques. Paris und Leipzig, 1897, Welter, S. 89—90.

[Unter dem Titel „Décadents — Symbolistes" und „Naturalisme — Réalisme" giebt der Verfasser ein ausführliches Verzeichnis der Bücher und Zeitschriftenartikel, welche diese Richtungen der modernen französischen Litteratur behandeln, zu denen auch die „Chanson fin de siècle" gehört.]

Ueber die Décadents vgl. diese *Zeitschrift* XV, S. 36. Anm. 2.

der Kunst oder der Mode, was einen gewissen Erfolg errungen hat, *fin de siècle* nennt, was gleichbedeutend ist mit Ausdrücken wie *chic*, *pschutt* oder *urf*, so hat man dieses neue Schlagwort auch auf die moderne *chanson* angewandt. Ich sagte, dass die *chanson fin de siècle* das alte Volkslied nur teilweise ersetzt hat, denn sie ist nicht so allgemein und populär wie dieses, die modernen Lieder sind keineswegs allgemeines Gut der Nation geworden, so dass sie in jedem Kreise und an jedem Orte gern gesungen würden, sondern sie sind auf bestimmte Oertlichkeiten und besondere Kreise Frankreichs und vor allem seiner Hauptstadt beschränkt. In der *Scala*, im *Eldorado*, im *Jardin de Paris*, im *Moulin Rouge*, in den *Folies Bergère* und wie die grossen Pariser *Concerts-chantants* sonst noch heissen, kann man diese Lieder jeden Abend hören und nicht zum geringsten Teil beruht ihre Beliebtheit bei dem dort verkehrenden Publikum auf der Interpretation, die sie dort durch Sänger wie Paulus oder den im roten Frack, mit der weissen Gardenia im Knopfloch, auftretenden Kam Hill oder durch die bekannte Chansonettensängerin Yvette Guilbert gefunden haben. Zwar weiss jeder, der die letztere Künstlerin in Paris gehört hat, dass sie weder eine wohllautende Stimme noch eine schöne Gestalt besitzt. „Sie trägt ein rücksichtslos ausgeschnittenes Ballkleid und bis an den Oberarm reichende schwarze Handschuhe. Das in die Höhe gewirbelte Haar ist mohrrübenrot, die geschlossenen Lippen sind zinnoberrot. Sie ist ein starkknochiges, langes Frauenzimmer, mit langen Beinen, langen Armen und langem Halse. Mächtig entwickelte Backenknochen, eine kurze kecke Nase, ein breiter Mund mit stark geschminkten Lippen, alles das giebt ihrer Physiognomie einen Ausdruck von Rohheit, der bei einem jungen Weibe verwundert." Diese wenig schmeichelhafte, aber vollständig zutreffende Beschreibung giebt Max Nordau[1]) von der gefeiertsten der Pariser Chansonnettensängerinnen. Weniger die Sängerin entzückt die Pariser, als vielmehr der Inhalt ihrer Chansons, welche dem herrschenden Geschmack Rechnung tragen. „Die unaussprechlichen Nachttiere von unbestimmter Menschenähnlichkeit, welche in der untersten Schlammschicht des Pariser Abgrundes wimmeln, ahmt sie mit einer Vollkommenheit nach, die noch kein Geheimpolizist erreicht hat. Sie hat der weiblichen und männlichen Fauna der äusseren Boulevards und des Festungsgrabens jeden Zug abgelauscht, den nur die schärfste Beobachtung und die feinsinnigste Analyse finden und festhalten konnte".[2])

---

[1]) *Chanteuse fin de siècle.* Ein Beitrag zur Psychologie der Zeitgenossen. In *Nord und Süd* Januar 1892, S. 238 fg.

[2]) M. Nordau *a. a. O.*

Die bekanntesten Dichter jener Lieder, welche zum grössten Teil das Repertoire der erwähnten Sänger und Sängerinnen bilden, sind MacNab (*Chansons du Chat Noir*, Paris, Au Ménestrel, 2 bis rue Vivienne, musique par Camille Baron, 6 fr.), Eugène Lemercier (*La Vie en Chansons*,[3]) Paris, Georges Ondet, 1890), dann namentlich Xanrof (*Chansons à Rire*,[4]) Paris, Flammarion, und *Chansons Sans-Gêne*,[5]) Paris, Ondet, 3 fr. 50 c.) und Aristide Bruant (*Dans la Rue*,[6]) Chansons et Monologues, Dessins de Steinlen, Paris, ed. A. Bruant, 2 Bände).

Der originellste dieser *poètes fins de siècle* ist ohne Zweifel Aristide Bruant, welcher Dichter, Componist und Kneipwirt in einer Person ist.

Geboren zu Courtenay (Departement Loiret) am 6. Mai 1851, besuchte er das Gymnasium zu Sens bis zur Tertia. Im Kriegsjahr 1870, als er 19 Jahre alt war, trat er in eine Abteilung von Franc-tireurs ein, welche sich *les gars de Courtenay* nannten und aus 70 jungen Leuten bestanden, die von einem alten Sergeanten commandiert wurden. Sie hatten den Plan gefasst, den vordringenden Feind unter den Mauern von Courtenay aufzuhalten, doch gelang es ihnen nur, 4 Ulanen von der Avantgarde der Armee des Prinzen Friedrich Karl zurückzuschlagen. Nach dem Kriege ging Bruant nach Paris, wo er zunächst seinen Lebensunterhalt bei der Eisenbahn, und zwar bei der Compagnie du Nord zu verdienen suchte. Aber ein innerer Drang zog ihn zum Theater, er wollte Künstler werden, und allein, ohne Lehrer, trieb er in seinen Mussestunden Musik und versuchte sich in einigen Kompositionen. Er empfand eine natürliche Sympathie für die Armen, die Unzufriedenen, die Bedrückten des Volkes, welche litten wie er selbst. Er studierte ihre Sitten und ihre Sprache und beschloss, der Sänger jener Elenden zu werden, welche verdammt sind zu hungern, während ihre Mitmenschen im Glücke schwelgen. François Coppée, durch welchen Bruant in die *Société des gens de lettres* aufgenommen wurde, vergleicht ihn mit Villon, und fällt folgendes Urteil über seine poetischen Erzeugnisse: *Ce poète, sincère jusqu'au cynisme, mais non sans tendresse, cherche ses inspirations dans le ruisseau; mais il y voit aussi briller un reflet d'étoile, la douce pitié.*

Aristide Bruant bewohnt gegenwärtig das *Château des Saules* zu Paris, ein altes Haus an der Ecke der rue Cortot und der rue des Saules, auf dem Montmartre, welches historisch merkwürdig ist,

---

[3]) Im folgenden zitiert unter der Abkürzung: *V. en Ch.*
[4]) *Ch. à R.*
[5]) *Ch. s.-g.*
[6]) Br. I. II.

da in ihm vor einigen hundert Jahren die ersten Jesuiten wohnten. Er steht spät am Tage auf, geht dann im bequemen Hausanzug in Begleitung seiner Hunde in seinem Garten umher, worauf er frühstückt; darauf setzt er sich an sein Klavier oder an den Arbeitstisch. Zuweilen ist die Dichtung seiner Lieder aus einem Gusse, meistens aber schreibt er seine Lieder wohl zehnmal nieder, ehe er die befriedigende Form findet. Im Gebrauch des Argot verfährt er mit äusserster Genauigkeit und versichert sich stets, ob das betreffende Wort auch noch im Gebrauch oder vielleicht schon durch ein neues ersetzt ist. Um 6 Uhr nimmt er ein leichtes Diner ein und pflegt bis 9 Uhr einer behaglichen Ruhe. Dann zieht er sein originelles Kostüm an und geht in sein Restaurant zum *Mirliton*, wo er bis 2 Uhr des Morgens bleibt.[7])

Diese Kneipe liegt auf dem Boulevard Rochechouard No. 84, neben dem Balllokal Elysée Montmartre. Wenn man eintritt, gelangt man in einen engen, düstern, mit Tabaksqualm erfüllten Raum, der abends gedrängt voll ist; die Gäste sind meist jüngere Leute aller möglichen Stände, welche allein oder in Begleitung von „Damen“ das Lokal besuchen. Wenn ein solches Paar sich in der Thüre zeigt, so macht der ganze Chor einen furchtbaren Lärm und singt folgenden Refrain, der sich auf die weibliche Begleitung bezieht:

Oh là là! Oh là là! ste gueule, ste binette,
Oh là là! ste gueule qu'elle a!
Une, deux, trois! M . . . .![8])

Wer das Restaurant zum ersten Male besucht, bekommt natürlich keinen geringen Schreck bei diesem seltsamen Empfang; man muss jedoch gute Miene zum bösen Spiel machen und sich still einen Platz suchen. Nun bemerkt man auch den Wirt, Aristide Bruant, welcher in sehr kordialer Weise mit seinen Gästen verkehrt. Seine äussere Erscheinung ist höchst seltsam. Er trägt ein rotes Wollhemde, einen schwarzen Sammtrock und weite Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe, sowie lange Schaftstiefel; seine langen schwarzen, in der Mitte gescheitelten Haare fallen lang herab; sein Gesicht ist bartlos und bleich und berührt wenig sympathisch. Er singt im Laufe des Abends mit starker, durchdringender Stimme einige seiner Lieder, welche von den anwesenden Stammgästen mit grossem Beifall aufgenommen werden. Bisweilen tritt

---

[7]) Vgl. *Le Chansonnier Populaire Aristide Bruant* par Oscar Méténier. Paris, Au Mirliton, 1893. Diesem Büchlein, welches mir Bruant selbst übersandte, entnehme ich die vorstehenden biographischen Notizen, während die folgende Schilderung seines Lokals auf eigener Anschauung beruht.

[8]) O seht nur die Fratze, die Fresse, die sie hat
O seht nur die Fratze, die sie hat;
Eins, zwei, drei! S . . . .!

er aus seiner kleinen, abgelegenen Kneipe an die Oeffentlichkeit; so gab er vor einigen Jahren eine Soirée in der Salle des Conférences auf dem boulevard des Capucines. Die Preise der Plätze waren an jenem Abend erhöht und das Publikum bestand aus Herren und aus Damen der Demi-Monde. Nachdem ein Redner einige einleitende Worte über den Dichter und sein Werk gesprochen hatte, betrat Bruant selbst in dem oben beschriebenen Kostüm das Podium und trug unter Begleitung eines Klaviers eine Reihe seiner Lieder vor.[9])

Jünger als Bruant ist Léon Xanrof, welcher am 9. Dezember 1867 geboren ist und eigentlich Fourneau heisst. Diesen Namen hat er in das Lateinische übersetzt (Fornax) und dann umgedreht, so dass das Pseudonym einen Anklang an das Russische erhalten hat. (*Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, XCI, I, S. 70, 1893.) Nachdem er bachelier-ès-lettres geworden war, studierte er Jura und wurde dann bei dem Apellationsgerichtshof in Paris beschäftigt. Bald aber schlug er die litterarische Laufbahn ein, besonders als er sah, dass seine *Chansons sans Gêne*, welche er als junger Student zu eigenem Vergnügen für die Studenten geschrieben hatte, durch den Vortrag der Yvette Guilbert einen durchschlagenden Erfolg erzielten. Er schrieb die *Chansons à Rire*, *Chansons à Madame*, und *Bébé qui chante*. In Vorbereitung befinden sich die *Chansons Ironiques*. Ausserdem schreibt Xanrof Artikel für verschiedene Zeitschriften, wie *Gil Blas*, *Quotidien Illustré*, *Figaro Illustré*, *Revue Illustrée*. Am 8. März 1894 verheirathete er sich mit Mlle. Carrère von der Académie Nationale de Musique, und seit dieser Zeit ist er beschäftigt, Schauspiele zu schreiben, welche in nächster Zeit, wie er hofft, zur Aufführung kommen werden. Xanrof wohnt gegenwärtig in Paris (10, rue Tholozé).

Eugène Lemercier, der dritte der Dichter, denen diese Studie gewidmet ist, führt ein ruhiges und glückliches Familienleben mit seiner Gattin und seinem Söhnchen, welches der Eltern

---

[9]) Ueber Bruant vgl. auch J. Pavlovsky: *Aus der Welthauptstadt Paris.* Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen. Paris und Leipzig, Albert Langen, 1895, L. 46 fg. — Ferner erschien ein Aufsatz über Bruant und sein Lokal in der Pariser Zeitschrift *Le Gaulois* vom 14. November 1891, woraus ich folgende Stelle hier mitteile: *Bruant est le patron d'un cabaret montmartrois à l'enseigne du „Mirliton“ . . . . . . La brasserie n'est ouvert qu'à partir de 9 h. du soir. Le reste du jour, les volets sont clous . . . . Une atmosphère âcre et tabagique plane dans l'étroite salle. Le chansonnier est là, donnant des ordres de sa voix tonitruante. Il est vêtu d'un costume de velours, veste courte et culotte bouffante, et, avec cela, des bottes d'égoutier. De longs cheveux noirs descendent en cascade sur ses épaules. Tel, il apparaît sinistre et farouche, avec sa face pâle de chouan . . . . Ses chansons ont obtenu un prodigieux succès dans un milieu spécial, celles notamment qui ont pour titre: A la Roquette, et A la Glacière.*

grösste Freude ausmacht. Abends geht der Dichter regelmässig in das *Concert Parisien*, wo er in seinem Stück *L'Eternel Roman* spielt; seine Gattin erwartet ihn später am Ausgange, und beide wandern dann „wie zwei Liebende" nach Hause. Eine Reihe von Jahren haben die beiden Eheleute manche Entbehrungen und Sorgen tragen müssen, bis Lemercier durch seine Lieder bekannt wurde, die ihm gegenwärtig 6—8000 fr. jährlich einbringen. Er wohnt in Paris (21, rue Lepic[10]).

Wenden wir uns jetzt von den Sängern und Dichtern der *chansons fin de siècle* zu dieser selbst. Ich will aus der überaus grossen Zahl der Lieder eine Auswahl herausnehmen und analysieren. Wir betrachten zuerst diejenigen Lieder, welche Strassenbilder von Paris enthalten und dann diejenigen, welche einzelne menschliche Typen vorführen.

I.

Ein komisches Bild des ungeheuren Wagen- und Menschen-Verkehrs in Paris und der Stockungen, welche derselbe leicht erleiden kann, geben zwei Gedichte von Xanrof *L'Encombrement* und *Le Laitier*.[11]) Eine Droschke fährt durch die Strassen

Roulant cahin cahant
Déanbulant
Suivant la rue

und kollidiert mit einem Wasserwagen, der die Strassen mit Wasser besprengt. Ein Polizist erscheint auf der Bildfläche, um gegen den ungeschickten Droschkenkutscher eine Untersuchung einzuleiten. Nun aber entsteht durch die nachkommenden Fuhrwerke und Menschen eine heillose Verwirrung, da alle, die Brotfrau, zwei mit Bausteinen beladene Lastwagen, ein Wagen des grossen Kaufhauses *Le Printemps*, ein gefüllter Omnibus, ein Regiment Soldaten mit Musik, sechs Droschken, drei Coupés und eine grosse Menschenmenge warten müssen, bis der Polizist mit dem ersten Droschkenkutscher fertig geworden ist. Endlich setzt sich der ganze Zug wieder in Bewegung, *Je n'sais où, — mais ça m'est égal.*

In dem zweiten Gedicht ist der Schuldige der Kutscher eines Milchwagens, welcher zuerst einen Jungen überfährt, dann dessen Mutter und dessen Vater, acht Männer und einen andern Jungen, und endlich sogar den Polizisten: zusammen 13 Personen. Der

---

[10]) Die vorstehenden Einzelheiten aus dem Leben von Xanrof und Lemercier verdanke ich privaten brieflichen Mitteilungen, welche beide Dichter so liebenswürdig waren mir zukommen zu lassen. Eine Biographie von Xanrof ist auch noch erschienen in dem Buche *Les Hommes d'aujourd'hui* (ed. Vanier).

[11]) *Ch. s. g.* S. 7, 27.

unglückliche Kutscher kommt ins Gefängnis, denn höchstens darf man 12 Menschen überfahren, und nicht mehr!

C'est un garçon laitier qu'allait
Livrer des bidons pleins de laits.

Das ungenierte Sichgehenlassen des Pariser *voyou* auf der Strasse, wo er eben zu Hause ist, schildert Aristide Bruant in seinem Gedicht *Philosophe*,[12]) dessen vorletzte Strophe ich zitiere, um dem Leser eine Vorstellung von der Manier dieses Dichters zu geben:

De quoi donc? . . . on dirait d'un merle,
Ej' viens d'entende un coup d'sifflet! . . .
Mais non, c'est moi que j'lâche eun[13]) *perle,*[14])
Sortez donc, Monsieur, s'i'vous plaît . . .
Ah! mince, on prend des airs de flûte,
On s'régal' d'un p'tit quant-à-soi . . .
Va, mon vieux, pèt' dans ta culbute[15]),
T'es dans la ru', va, t'es chez toi.

Man hört und liest mit Widerwillen und Ekel diese Art von Poesie, deren Gegenstand der Schmutz der Strasse ist, aber die Empfindungs- und Ausdrucksweise jener verkommenen Menschen, des Abschaums der menschlichen Gesellschaft, ist hier mit vollkommener Realistik wiedergegeben; daher haben Bruants Gedichte in Frankreich und besonders in Paris eine gewisse Popularität erlangt und sie sind auch für uns psychologisch höchst interessant. Ganz dem Geiste dieser Dichtungen angepasst sind die Illustrationen, mit denen Steinlen dieselben ausgestattet hat, und die Melodieen, die vom Dichter selbst komponiert sind. Gerade durch Bruant erhalten wir das deutlichste, in grellsten Farben gemalte Bild der Pariser Gauner und Verbrecher, ein Bild, wie es uns sonst nur ein erfahrener Kriminalpolizist geben könnte.

Nachdem wir uns glücklich aus dem Gewühl der Wagen und Fussgänger in den Strassen von Paris herausgefunden haben und der Gefahr, überfahren zu werden, entgangen sind, wollen wir einen Omnibus besteigen, um rascher vorwärts zu kommen. — Es ist die Frage, ob wir nach oben auf die Impériale steigen oder im Innern des Wagens Platz nehmen. Zwar kann man oben, so sagt Xanrof in seinem Gedicht *L'Intérieur*[16]) von den Nachbarn den Klatsch der Hauptstadt hören und manche Geheimnisse erspähen, welche sich hinter den Fenstern der unteren Stockwerke der Häuser abspielen vorzuziehen ist aber das Innere des Omnibus, es ist *un lieu para-*

---

[12]) *Br.* I. S. 11.
[13]) *une.*
[14]) *un pet.*
[15]) Hosen.
[16]) X. *Ch. s. g.*

disiaque, wo man neben einer Brunetten oder einer Blonden sitzen kann, mit frischem Teint oder auch geschminkt, die entweder eine Bürgerfrau oder eine *cocotte* ist.

Où ce sont des odeurs de chair,
Des frôlements d'étoffes fines,
Et des parfums qui coûtent cher,
Humés au rythme des poitrines;

Où, sur la nuque des cous blancs,
On voit l'or des cheveux qui frise,
Où l'on sent des contacts troublants
Dont la continuité grise;

On rêve au ciel de Mahomet,
On excuse la bigamie, —
Et parfois on se compromet
Par un détail d'anatomie.

Steigen wir nach dieser interessanten Fahrt ab, um in einem Restaurant zu speisen, so empfiehlt uns Xanrof ein solches, wo man schon für 23 sous essen kann.[17]) Der Wirt ist hässlich und pockennarbig im Gesicht, welches infolgedessen wie ein Sieb erscheint; er steht majestätisch da, mit der Serviette in der Hand. Seine Gattin, von roter Gesichtsfarbe und mit fettem Doppelkinn, befindet sich zwischen Blumen und Zucker an der Kasse. Der einzige Kellner, bleich, kahlköpfig und sehr schmutzig, bedient die Gäste recht langsam. Die Teller sind so dick wie ein Finger und schmutzig, und wenn man trinken will, so muss man auch das Glas vorher mit der Serviette reinigen. Der Wein ist nur mit Vorsicht zu geniessen, wenn man nicht krank werden will. Das Beefsteak ist sehnig und zäh, und wenn man es schneiden will, zerbricht das Messer; man giebt daher den fruchtlosen Versuch auf, und am folgenden Tage wird dasselbe Beefsteak einem andern Gaste wieder serviert. Aus dem Salat muss man erst die kranken Schnecken herausnehmen, und der schwarze Kaffee lässt über seine Zubereitung auch manche Bedenken aufsteigen. Aber so lange man noch einen Magen und Zähne von 20 Jahren besitzt, isst man trotzdem in diesem Restaurant.

Quand on n'a pas le Véfour[18]) *que l'on aime*
Il faut aimer le vingt-trois sous qu'on a.

Aehnlich aufgehoben ist man nachts im *Hôtel du no* 3,[19]) neben der *Ecole de Médecine* im Quartier Latin. Es giebt da eiserne und hölzerne Betten und viel Ungeziefer, die Laken sind

[17]) *Les Restaurants à 23 sous. Ch. s. g.* S. 167.
[18]) Restaurant im Palais-Royal, in der Galerie Beaujolais Nr. 79—82.
[19]) *Ch. s. g.* S. 161.

nur so gross wie Servietten, und in der Suppe schwimmen immer so viele Haare, dass die Gäste sich jeden Monat daraus Haarringe machen lassen. Das Zimmer wird hin und wieder sogar gefegt. Die Nachbarn vertragen sich sehr gut und benutzen alle denselben Kamm. Das Hotel ist im ganzen sehr ruhig, nur hört man verschiedene Blasinstrumente. Das Dienstmädchen ist zwar nicht hübsch, aber auf das Gesicht kommt es ja nicht an, es wird ihr doch der Hof gemacht. Da die Hotelgäste selten Geld besitzen, so giebt es fast niemand mehr dort am Tage vor dem Zahltermin. — Zum Tanz fährt man nach dem alten, seit 1295 bestehenden und vielbesungenen *Moulin de la Galette*[20]) auf dem Montmartre, wo man eine herrliche Aussicht auf Paris geniesst. Nach einer Polizeiverordnung dürfen die Tänzer und die Tänzerinnen dort das Bein nicht höher . . . als bis zum Kopf aufheben:

Y a des points d'vue intéressants,
Mais j'crois que les plus éblouissants
Sont ceux qu'on peut voir sans lorgnette
A la Galette.

Dort findet man blonde und brünette Mädchen, jedoch keine ehrbare Frau, und die Männer, die dort verkehren, treiben alle möglichen Gewerbe und viele von ihnen wandern in das Gefängnis *la petite Roquette.*[21])

In die schönen Parks des Bois de Boulogne und des Bois de Vincennes führen uns zwei Gedichte von Bruant.[22]) Wenn man sich amüsieren will, so fährt man durch das Bois de Bologne, wo man die schönsten Damen aus allen Gegenden Frankreichs finden kann.

Et tout ça vient fair' son persil . . . .
Ça poudroi', ça brille et ça r'luit,
Ça fait du train, ça fait du bruit,
Ça roul', ça passe et ça s'enfuit!
Ça cri, ça grogne!

Und des Abends begeben sich diese Weiber in den Pferdestall und in das Boudoir. Wenn dann nachts das Bois de Bologne dunkel wird, so ist die Stunde der Verbrecher gekommen: zu dreien verfolgen sie die alten reichen *bourgeois*, um sie mittelst eines Taschentuches zu erdrosseln (*leur fair' le coup du pèr' François*).

Ein weniger elegantes, aber doch sehr heiteres Tagesbild gewährt das Bois de Vincennes, wenn die schöne Jahreszeit gekommen ist. Dann ziehen die Arbeiter hinaus, um auf dem grünen Rasen

---

[20]) *A la Galette. Ch. s. g.* S. 101.

[21]) Eine Beschreibung des Gefängnisses und die Schilderung einer Hinrichtung s. bei Pavlovsky a. a. O. S. 299. 315.

[22]) *Au Bois de Boulogne Br.* II. S. 149, *Au Bois de Vincennes* eb. S. 159.

ihr Mahl zu verzehren, und des Abends findet man die Ueberreste von gebratenen Hühnern, Porzellangeschirr, Sardinenbüchsen, Apfelsinenschalen und Blättern des *Petit Journal*, und die Soldaten (*des grands canonniers roux et de tout petits tourlourous*) haben zärtliche Stelldichein an stillen abgelegenen Stellen des Parkes. Eine Stunde später aber nahen sich die Elenden, Obdachlosen, mit furchtsamen Mienen, um im Grünen, unter dem liebevollen Auge Gottes, sich eine Lagerstatt zu bereiten.

Auf der Pariser Weltausstellung[23]) hat Xanrof am besten die *rue du Caire* mit ihrem weiblichen Publikum gefallen, die einzige „Ware“, die keinen Ausfuhrzoll zu bezahlen braucht.

> *Allons, voilà l'bonheur, Messieurs!*
> *Choisissez, selon votre bourse,*
> *Il y en a pour tous les prix;*
> *Rapportez-en de votre course*
> *A l'Exposition d' Paris.* —

Der Eiffelturm[24]) hat nach seiner Vollendung die grösste Neugierde des lieben Gottes und seiner Heiligen im Himmel erregt. Der liebe Gott hält ihn für ein Teleskop, Petrus dagegen für einen Dietrich, um die Himmelsthür zu erbrechen, Jesus fürchtet, dass es ein für ihn errichteter Marterpfahl ist, der heilige Michael glaubt, es sei eine Leiter, während die Jungfrau Maria lächelnd sagt, es sei ein Geheimnis *dans le genre du Saint-Esprit.*

In komischer Weise schildert Xanrof in dem *W. C.*[25]) überschriebenen Gedichte, wie er eines Tages vom frühen Morgen an die Weltausstellung besichtigt hat und dann plötzlich von einem Unwohlsein befallen wird. Er sucht *Un p'tit coin sombre et discret*, wohin er sich zurückziehen könne, und er folgt eilenden Laufes der Richtung eines Pfeiles. Dieser aber führt ihn zum Buffet, und nach allerlei Irrfahrten gelangt er endlich, indem er sich wie ein Korkzieher krümmt, zu einer blauen Bude, vor welcher viele Damen sich aufgestellt haben. Nach einstündigem, angstvollem Warten erfährt er endlich, dass dieser Ort „für Damen“ ist, und in seiner Verzweiflung folgt er einem andern Wegweiser, der ihn gerades Wegs — zum Ausgang führt.

Tief melancholisch stimmt uns die *Fantaisie triste* von Bruant.[26]) Es ist im Dezember; ein kalter, dichter Regen fällt hernieder, und im Nebel trägt man einen Toten nach dem Kirchhof, welchem seine Freunde das Geleite geben. Noch im September war der Aermste

---

[23]) *A l'Exposition. Ch. s. g.* S. 85.
[24]) *La Tour Eiffes. Ch. s. g* S. 45.
[25]) *Ch. s. g.* S. 125 (engl. water closet).
[26]) *Br.* I. S. 81.

fröhlich mit den Kameraden zusammen gewesen, jetzt müssen sie ihn bei dem eisig kalten Wetter zur letzten Ruhe geleiten.

Bon Dieu! qu'il aura froid c'tte nuit!
C'est triste d'mourir en décembre . . . . .
Quand on s'est connu l'teint vermeil,
Riant, chantant, vidant son verre,
On aim' ben un rayon d'soleil . . .
Le jour oùsqu'on vous porte en terre . . —

An dieses Gedicht reiht sich ein anderes, freilich überaus rohes desselben Verfassers: *Trempe*,[27]) in welchem ein Mann der niedrigsten Volksschichten seinem Aerger über anhaltendes Regenwetter Luft macht, aber in so abstossend roher Weise, wie sie in allen diesen Liedern kaum ihres Gleichen hat. Die Illustration zu dem Gedicht stellt einen Mann der gewöhnlichsten Sorte, mit fast tierischem Gesichtsausdruck, dar, welcher im strömenden Regen steht und wütend die geballten Fäuste gen Himmel streckt. Sein Unwille über das schlechte Wetter, vor dem er kein Obdach findet, richtet sich gegen Gott, und das Gedicht strotzt von Lästerungen gegen das höchste Wesen.

Allons bon! . . . v'là l'bon Dieu qui r'pisse . . .
Eh! là-haut! . . . espèc' d'animal! . . .
Piss' donc pas tant . . . ça m'tomb' su' l'naze,
Fais donc attention, vieux sabot,
Nom de Dieu! . . . ya du mond' dans l'pot,
Quand tu prends Paris pour ton vase. —

Entsetzlich ist die Ankunft der Cholera.[28]) Jedermann kauft in den Apotheken Desinfektionsmittel, die Geistlichen singen Lieder, man verkauft die Särge en gros an den Pforten der Kirchhöfe, und jeden Morgen trägt man die Toten hinaus und wirft sie alle zusammen in eine grosse Grube

V'là l'choléra! V'là l'choléra!
V'là l'choléra qu'arrive!
De l'une à l'autre rive
Tous le monde en crèv'ra! —

Um das Pariser Strassenbild zu vervollständigen, fehlen noch die Hunde, *les Quat' Pattes*[29]). Das sind nicht die teuren Hunde von guter Rasse, sondern die *voyous*, *les clebs ed*[30]) *barrière*, welche sich von den Hundefängern nicht fangen lassen. Sie sind auf der Strasse und lustig, und obgleich es Tiere sind, sind ihre Augen

---

[27]) *Br.* II. S. 169.
[28]) *V'là l'Choléra qu'arrive.* Br. I. S. 73.
[29]) *Br.* II. S 129.
[30]) *de.*

voll Güte. Sie beriechen sich gegenseitig und der eine spricht zum andern:

Ça va bien,
J'te r'merci' . . . n'en v'là d'un' rencontre! . . .
Tourn'-toi donc un peu que j'te l'montre,
A mon tour . . . vas-y, vieux, sens l'mien.

Da sie keine Betten haben, um mit dem Liebchen zu kosen, so thun sie es auf offener Strasse, vor den Augen der Menge und der guten *sergots*.

II.

Die besprochenen Lieder gaben uns ein lebhaftes Bild von dem Leben und Treiben auf der Strasse von Paris, von dem grossen Menschen- und Wagenverkehr, von den Hunden, die sich dort herumtreiben, von Restaurants und Hotels einer bestimmten Klasse, von Tages- und Nachtscenen der grossen Parks bei Paris, von einigen Sehenswürdigkeiten der letzten Weltausstellung, vom Einfluss des Wassers auf die Stimmung der Bewohner und von der Angst vor dem Schreckgespenst der Cholera. Betrachten wir nun eine Reihe anderer *chansons*, die uns bestimmte menschliche Typen vorführen. Unter ihnen sind es zunächst die Kinder mit ihren kleinen Freuden und Leiden, welche in einigen reizend naiven, zum Repertoire der Yvette Guilbert gehörenden Liedchen besungen werden.

Ein Kind findet,[31]) dass das Christkindlein viel zu selten auf die Erde mit seinen Gaben niedersteigt; wenn es selbst der heilige Christ wäre, so würde es in jeder Nacht Geschenke bringen; sein Pudel müsste sprechen können, damit es sich mit ihm unterhalten könnte, die alte, achtzigjährige Grossmutter müsste wieder ganz jung werden und dunkle Haare haben; auch Grosspapa müsste wieder ein Kind sein, damit er mit dem Enkel spielen könnte; in der Natur müsste ein ewiger Frühling walten, und auf den Bäumen sollten statt der Blumen lauter Puppen wachsen, und endlich — wie rührend! — sollten die beiden Freunde, von denen der eine bucklig und der andere lahm ist, wieder ganz gesund werden. Ich lasse das hübsche Gedicht, welches zu den besten der hier behandelten Liedersammlungen gehört, im französischen Text folgen:

Dans l'âtre de la cheminée
Noël, que tous vous connaissez,
Descend une fois chaque année.
Une fois ce n'est pas assez!
Aussi, pour mettre sur la cendre,
Des bonbons, des pantins joufflus,

---

[31]) *Si j'étais le petit Jésus, Vie en Ch.* S. 11.

Chaque nuit j'y voudrais descendre,
Si j'étais le petit Jésus.

Je vois bien quand Mouton aboie,
Quand il bondit et rebondit,
Si c'est de fureur ou de joie,
Mais je ne sais pas ce qu'il dit.
Pour qu'il me cause dans sa niche,
Où, trop souvent, il est reclus,
Je ferais parler mon caniche,
Si j'étais le petit Jésus.

Bonne grand' mère Marguerite,
Au lieu d'avoir quatre-vingts ans,
Redeviendrait toute petite
Et noirs seraient ses cheveux blancs.
Mon grand papa dont la voix tremble
Aurait cinq ou six ans au plus
Et nous pourrions jouer ensemble,
Si j'étais le petit Jésus.

Aimant les roses, la verdure,
Les chants d'oiseaux, l'azur du ciel,
Je voudrais voir dans la nature,
Durer un printemps éternel;
Puis, ainsi que les fleurs nouvelles,
Sur les arbres des bois touffus,
Eclore des polichinelles,
Si j'étais le petit Jésus.

Deux de mes petits camarades
Ont l'air malingre et souffreteux,
Ils sont presque toujours malades,
L'un est bossu, l'autre est boiteux.
Guérissant chacun à la ronde,
Enfants contrefaits ou perclus
Ne souffriraient pas en ce monde,
Si j'étais le petit Jésus.

In einem andern Liede[32]) beklagt ein Kind den Tod seines *Polichinelle*, welcher von einem *arlequin* erschlagen worden ist.

Oiselets qui chantez sans cesse,
Aujourd'hui babillez moins fort:
Monsieur Polichinelle est mort!
Versez des larmes de tristesse,

[32]) *Polichinelle est enterré* eb. S. 13.

Entonnez le „dies irae“:
Polichinelle est enterré!

Ein kleines Mädchen[33]) bittet den lieben Gott in ihrem Abendgebet, dass er ihr doch eine Tüte mit Bonbons schicke, dass er die hässliche Tante Camille, welche immer so böse ist, da sie auf einen Gatten wartet, schöner mache, dass er ihrem Musiklehrer M. Raoul, welcher einen kahlen Kopf hat, Haare wachsen lasse und dass er ihren Vater, welcher nur Sekretär im Ministerium ist, zum Minister und auch Mama zu etwas mache.

Bonsoir, car le marchand de sable
Vient déjà me fermer les yeux,
Répands ta grâce intarissable
Sur mes parents, du haut des cieux;
Pense à mes bonbons, à ma tante,
A ce nez, gâtant son profil,
A cette chevelure absente,
Au ministère. Ainsi soit-il!

Nach diesen naiven Kinderliedern kommt eine Reihe von *chansons*, welche die lustigen Bewohner des Quartier Latin, die Studenten, zum Gegenstand haben. Ihre Muse ist nichts weniger als vestalisch, und auf die Moralpredigten ehrsamer Leute antworten sie: *Zut à la morale*[34]). Ihr fein gedrehtes Schnurrbärtchen hat schon manches junge weibliche Herz bethört und bei der allgemeinen Klage über die *dépopulation* in Frankreich sind sie unschuldig. Zwar wohnen sie in den oberen Regionen der Häuser und ihr Mobiliar ist bescheiden und mitunter seltsam; aber was thut das, wenn sie nur ein warmes Bett haben . . . *et le reste!* — Die braven Väter schicken den lieben Söhnen immer Geld in der Hoffnung, dass dieselben eifrig studieren, und die Herren Söhne werden später in der Provinz Advokaten oder Lehrer des Griechischen oder . . . des Billardspiels.[35]). Daher *Gaudeamus*, so lange die Jugend noch blüht, so lange man bei Bullier noch tanzt und in weichen Frauenarmen ruht! Später werden die lustigen Studenten ehrsame Bürger oder sie werden als Richter das Laster bestrafen und die Tugend beschützen, oder als Aerzte den armen Patienten in ernstem, vorwurfsvollem Tone sagen, dass die Ursache ihrer Leiden die Ausschweifungen in der Jugend sind.[36]) — Eine Warnung vor den

---

[33]) *La Prière de Jeanne*, eb. S. 17.

[34]) Zum Teufel mit der Moral.

[35]) *Les Etudiants. Ch. s. g.* S. 157.

[36]) *Gaudeamus. Ch. s. g.* S. 175.

Frauen ist das Lied *Les 4-z Etudiants.*[37]) Der erste der vier Studenten studiert Litteratur, der zweite römisches Recht, der dritte macht Schulden und der vierte überhaupt nichts. Alle vier verlieben sich in ein Mädchen: der erste bietet ihr sein Leben an, der zweite seinen Arm, der dritte seine gefüllte Börse, der vierte . . . *ça s'dit pas*; und die blonde Kleine macht sie alle glücklich. Als aber die Ferien herankommen, halten die gestrengen Väter den leichtfertigen Söhnen eine ernste Strafpredigt; sie wollen ihnen kein Geld mehr schicken, wenn sie nicht anfangen, fleissig zu arbeiten. Die armen Studenten aber, welche an das Studieren nicht gewöhnt sind, sterben schon nach einem Jahre, und die Schuld an diesem Unglück trägt ein Mädchen!

Sehr wehmütig klingt der Brief eines Studenten, welcher die Ferien in einem einsamen Dorf der Bretagne verlebt, an seine *étudiante in partibus* in Paris.[38]) Er hört jetzt nur der Glocken Läuten, und anstatt der lustigen *chansons* des Paulus[39]) nur die Vesperglocken und den Angelus; im Café spricht man von langweiligen Dingen, und nicht einmal im Argot; auch die Mädchen sind nicht mit den Pariserinnen zu vergleichen: sie haben Kalbsaugen und Hände so rot wie Krebsscheren:

Et c'est pas gaì, pas gai du tout
A la campagne!

Er fürchtet, dass seine Pariser Geliebte ihn täuscht und einen andern liebt; wenn sie das thue, dann solle sie wenigstens einem seiner Freunde ihre Gunst schenken, damit er seinen Nebenbuhler wenigstens kenne. —

Nach den Studenten spielen die Droschkenkutscher eine Rolle in unsern Liedern. Xanrof schildert in seinem Liede *Cochers de Fiacre*[40]) die vielen Leiden und Unannehmlichkeiten, die einem Kutscher begegnen: Bei schlechtem Wetter müssen sie auf den Halteplätzen warten, oft bekommen sie falsches Geld oder als einzigen Fahrgast in der Nacht haben sie eine Dirne, *une grue*, welche frech genug ist, sie zu bitten, sie in ihre Wohnung zu fahren und ihr ein Abendessen zu geben. Dem einen Fahrgast fährt *Carotte*, der Droschkengaul, zu langsam, während ein anderer, ein verliebter junger Mann, welcher gut bezahlt, langsam im Bois de Boulogne mit seiner Geliebten spazieren zu fahren liebt; freilich, wenn sie aussteigen, bemerkt man, dass sie sich so kräftig hingesetzt haben, dass eine Feder gebrochen ist. Oft haben die Kutscher das Unglück,

---

[37]) *eb.* S. 179 (spr. *quatre-z-étudiants*, vgl. *Zeitschrift für rom. Phil.* XIII, S. 405.)

[38]) *En Vacances. Ch. s. g.* S. 255.

[39]) Beliebter Coupletsänger.

[40]) *Ch. s. g.* S. 119.

jemand überzufahren, oder ein Lebensmüder erschiesst sich in der Droschke, statt das lieber zu Hause im Bett zu thun. Wenn einmal die Laternen nicht angezündet sind oder zu viel Fahrgäste aufgenommen werden, mischt sich gleich die Polizei ein. Aber die Kutscher finden Ersatz für all diese Unbill an dem Tage der grossen Parade und des Grand-Prix zu Longchamp, wo sie horrende Preise fordern. Wenn diese beiden Tage nicht wären, so wäre es besser zu streiken; sie würden den Streik lange aushalten können, denn im Notfalle würden sie das Fleisch ihrer Pferde essen, um ihren Hunger zu stillen. —

In Bruants Gedicht *Côtier*[41]) spricht der Kutscher zu dem alten Vorspannpferde, welches vor den Omnibus gespannt werden soll. In seiner Jugend ist dieses Ross wohl einst stolz in Longchamp bei den Pferderennen gelaufen oder es ist vielleicht gar das Pferd des Ernesse (= Boulanger) gewesen. Jetzt wird es von seinem Kutscher ausgescholten und ist zu alt, um verliebte Blicke nach den Stuten zu werfen. Bald wird die Zeit kommen, wo es zum Abdecker (Maquart) geht, während der Kutscher vielleicht nach der Morgue kommen wird.

Ou ben ailleurs . . . ou ben aut' part.

In widerlich cynischer Weise besingt ein Totengräber die Vorzüge seines Gewerbes.[42]) Die meisten Leute verachten das Amt eines Totengräbers und höchstens die Erben des Verstorbenen grollen ihm nicht. Er aber macht sich nichts aus den Reden der Menschen, denn er weiss, dass sie alle, die Mädchen, welche der Liebe huldigten, wie auch die zarten kleinen Kinder, einst ihm anheimfallen, mögen sie unter den Küssen eines Königs ihr Leben ausgehaucht haben oder im Krankenhause gestorben sein. Alle Morgen bringt man dem Totengräber die mit Blumen geschmückten Leichen auf den Kirchhof, er wiegt sie ein und bringt sie zur Ruhe, noch den Liebeshauch[43]) einatmend, der ihrem kalten Munde entströmt!

Wie geringer Sympathie sich die Polizisten (*sergots*) erfreuen, schildert ein A. Bruant gewidmetes Gedicht mit dem Refrain: *J'aim' pas les sergots*[44]) denn sie verfolgen die „armen Anarchisten“ und stehen im besten Einvernehmen mit den Zuhältern, deren Dirnen sie unentgeltlich benutzen; und, so schliesst das Lied, während man früher die Zigarrenstummel auf dem Trottoir sammelte, um sie zu verkaufen, raucht sie jetzt der Polizist selbst.

---

[41]) *Br.* I. S. 171.

[42]) *Fossoyeur.* Br. II. S. 87.

[43]) *la goulé' d'amour.*

[44]) *V. en Ch.* S. 95.

Je sais fort bien que d'la rage
Bravant les dangers,
J's[45]*) abatt'nt avec courage*
Les chiens enragés.
Oui, mais ces sacrés fumisses,
Avec les cabots,[46]*)*
Assomm'nt ces pauv's anarchisses . . .
J'aim' pas les sergots!

Entre eux, faut-il que j'vous l' dise,
N'se mang'nt pas les loups,
I's sont comm' le cul, la ch'mise,
Avec les marlous[47]*):*
Gratis, comm' s'i's étaient l' pape,
I's s' paient leurs margots;[48]*)*
Moi, quand j'ai pas l' rond,[49]*) je m' tape . . .*
J'aim' pas les sergots!

Un des leurs, que l' diabl' l'emporte,
Inspectant l' trottoir.
Fait les cent pas d'vant ma porte.
Du matin au soir:
Autrefois sur le bitume
J' trouvais des mégots,
Maint'nant c'est lui qui les fume;
J'aim' pas les sergots!

Ein langes Klagelied stimmt ein Dienstmädchen an.[50])

Nous somm's les servant's à tout faire,
A tout faire chez les bourgeois;
On aim'rait mieux être rentière,
Certain'ment, si l'on avait l'choix;
On nous apelle aussi les bonnes,
Pour les servic's que nous vendons;
Nous somm's de complaisant's personnes,
D'mandez plutôt à nos patrons.

Das arme Dienstmädchen muss Kinder warten und kranke alte Leute pflegen; sie hat den Sohn des Hauses, welcher Gymnasiast ist und abends in ihre Kammer kommt, verschiedene Geheimnisse zu lehren, welche er in der Schule nicht lernt; wenn die gnädige

[45]) *ils.*
[46]) Hunde.
[47]) Zuhälter, Louis.
[48]) Dirnen, eig. Gretchen.
[49]) *rond = sou.*
[50]) *Les Bonnes. Ch. à. R.* S. 141.

Frau Migräne hat, so sorgt das Dienstmädchen dafür, dass dem Hausherrn nichts fehlt, und aus Erkenntlichkeit reinigt dieser dann seine Stiefel und Kleider selbst und ist dem Mädchen sogar behilflich die Betten zu machen; die gnädige Frau ist sehr streng und wenn sie gewahr wird, dass das Dienstmädchen schwanger geworden ist, so jagt sie dasselbe aus dem Hause.

Das Lebensbild einer Schauspielerin entrollt uns das Gedicht *Sur la Scène.*[51]) Dieselbe ist auf der Bühne während einer Probe geboren worden und in dieser ungesunden Atmosphäre aufgewachsen; sie ist dann Schauspielerin geworden und erhält eine bedeutende Gage, jedoch verbraucht sie viel Geld, sie muss sich bemühen, sich mit dem Direktor, dem Regisseur, dem Souffleur und den andern Schauspielern gut zu stellen; wenn sie vor Hunger stirbt, so muss sie trotzdem „soupers en carton fin“ auf der Bühne einnehmen und Champagner Veuve . . . nicht Cliquot, sondern „fontaine“ trinken; manchmal, wenn sie weinen möchte, muss sie scherzen und lachen oder ein unanständiges Wort mit passender Betonung aussprechen; wenn sie selbst Erfolg hat, so ist die Folge Eifersucht der Kollegen, und wenn sie alt geworden ist, dann will sie niemand mehr engagieren, dann giebt es auch keine Pension, dann bleibt nichts weiter übrig, als den Tod in der Seine zu suchen.

Y a plus qu'a[52]) *s' fiche en sortant d'scène*
Dans la Seine.

Ueberaus roh in Empfindung und Sprache, aber durchaus naturwahr, sind die Gedichte Bruants, in welchen er arbeitsscheues Gesindel und Trunkenbolde schildert. Ein sinnlos betrunkener Kerl glaubt, dass es regnet, bis er schliesslich die wahre Ursache merkt:

Ah ben! c'est moi qui lâche de l'eau . . .
Alors i' pleut pas! . . . c'est que j'pisse.[53])

Ein anderer *rond*[54]) *comme eun' balle*,[55]) beeilt sich nicht, nach Hause zu gehen, da seine Frau Cécile ihn gewiss übel empfangen wird; wenn er noch eine Kneipe offen fände, so möchte er noch ein Glas (*eun' petit' fille* im Argot) geniessen, denn betrunkener als er schon ist, kann er nicht mehr werden. Er bekommt heftiges Aufstossen und das Erbrechen ist ihm nahe. Auch verliebt ist er, aber da er fürchtet, dass seine Frau ihn nicht sehr liebevoll em-

[51]) Ch. à R. S. 39.
[52]) *a* = *alle. elle.*
[53]) Soulaud, *Br.* I. S. 163.
[54]) betrunken.
[55]) *Amoureux, Br.* I. S. 131.

pfangen wird, weil er betrunken ist (*alle a peur d'un gosse*), so will er sich eine *odalisque* nehmen.

Après, si a' devient maman.
Cell'-là, j' m'en fous, hu! . . . qu'est-c'que j'risque?

Da man an der Arbeit stirbt, so hat der *Gréviste*[56]) gestreikt; jede Beschäftigung verabscheut er, sowohl die Dampfmaschinen als auch das Pfähleeinrammen in der Seine; am besten wäre es, wenn man eine Arbeit erfände, die niemand anstrengt; bis dahin wird er fortfahren zu streiken: *Respec' aux abattis* (*membres*). — In ergreifender Weise schildert Bruant in dem Gedicht *Grelotteux*[57]) einen armen Schlucker, den das Unglück schon lange verfolgt und welcher der Verzweiflung nahe ist. Er hat weder einen Rock (*pélot* = *paletot*) noch Geld (*radis*), und obwohl es draussen warm ist, friert ihn doch und er hört die Knochen seiner Beine an seine Hosen schlagen.

C'est-i'la[58]) *fiève ou ben la faim?*

Er fühlt, dass er sterben muss:

C'est fini . . . tirez les rideaux!

Hier auf Erden war er nur ein armer Mensch, droben im Himmel wird er vielleicht ein „Seraph" sein.

Wir steigen immer tiefer hinab in den Abgrund menschlichen Elends und menschlicher Verworfenheit, denn Elend und Laster stehen ja oft in ursächlichen Zusammenhang.

Wenn der Schnee im Winter in *La Chapelle* fällt[59]) und man weder Schuhe noch Strümpfe hat, dann friert man wohl bitter; früher wurden grosse Oefen aufgestellt, damit die armen Leute sich wärmen konnten; aber das hat aufgehört, da alles mögliche Gesindel sich in jener Gegend einfand, und besser wäre es jetzt in Neu-Caledonien zu sein als in *La Chapelle.*

J' fait moins froid à la Nouvelle[60])
Qu'à la Chapelle.

Ein anderer obdachloser Mensch[61]) irrt noch spät um Mitternacht herum, ohne einen Ort zu finden, wo er vor Regen und Kälte

---

[56]) *Br.* I. S. 187.

[57]) *eb.* S. 205.

[58]) *c'est-il* statt der Frageform *est-ce.* Die Fragepartikel *ti* tritt im Argot häufig unter Verbleiben der Wortstellung des Behauptungssatzes hinter das Verb. um die direkte Frage anzudeuten (vgl. Julius Siede, „Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser". Diss. Berlin 1885). Zur Entstehungsgeschichte dieser Partikel vgl. G. Paris, *Romania* VI, 438 ff. A. Darmesteter, *De la création de mots nouveaux* (1877), S. 4 ff. etc.

[59]) *A La Chapelle. Br.* I. S. 179.

[60]) *la Nouvelle Calédonie*, französische Strafkolonie in Australien.

[61]) *Récidiviste, Br.* I. S. 103.

geborgen ist. Früher, als er noch ein kleiner Knabe war, da war er bei seiner Mutter gut aufgehoben, jetzt sucht er sein Lager, wenn es draussen warm ist, im Grünen auf einer Bank, ohne jedoch dort einen ruhigen Schlaf zu finden, da Trunkenbolde oder Polizisten ihn stören. Unter der Brücke mag er auch nicht schlafen, weil es dort zu schmutzig ist, und so hat er denn einen andern Plan: wenn die Richter erst von ihm genug haben werden, so müssen sie ihn nach dem Gesetz verurteilen und nach Neu-Caledonien schicken.

V' là pourquoi j'cherche un log'ment.

Wieder ein anderer armer Teufel[62]) sucht sein Lager in der *avenue Trudaine*[63]) auf, wo die *Compagnie des eaux*, deren Aufseher sein Freund ist, neue Wasserrohre legt. Um sich nicht zu erkälten, verstopft er beide Oeffnungen des Rohres mit einem Sack; dann ist es warm darin, er schläft, er schnarcht, und auch das Rohr schnarcht noch lauter wie eine Orgelpfeife; er fühlt sich wohl, er streckt sich behaglich aus und er träumt, dass er zur Messe gehe, um zum lieben Gott zu beten, wie er es früher gethan hat.

Den traurigen Lebenslauf eines dieser Elenden giebt das Gedicht: *A Saint-Ouen.*[64]) Eines Tages hat seine Mutter ihn nicht weit vom Ufer der Seine, in einem Winkel zur Welt gebracht; er ist in der Nähe der *fortifs* (= *fortifications*) von Paris aufgewachsen, wo man nur arme Leute sieht und wo die Kinder kaum Kleider anzuziehen haben. Während in manchen Stadtvierteln von Paris die Kinder Diebe werden, um ihr Leben zu fristen, verdingt man sich in Saint-Ouen im Alter von acht Jahren bei einem Lumpensammler (*biffin*) und hat viel Mühe durchzukommen.

Dame, on nag' pas dans l'benjoin,
A Saint-Ouen.

Die ganze Nacht ist man auf den Beinen, und wenn die Liebe einen verfolgt, so befriedigt man diesen Trieb vor den Augen des lieben Gottes im Freien, wie ein Tier. Schliesslich empfängt man die Belohnung für das ehrliche Leben, wenn man stirbt, denn der Kirchhof ist nicht weit zu Saint-Ouen.

Schlimmer als die bis jetzt vorgeführten Typen sind die schweren Verbrecher, welche sich zum Teil ihrer Verbrechen rühmen.

Eine besondere Sorte derselben ist der *Sonneur*,[65]) ein Mörder, welcher sein Opfer zu Boden schlägt, es an beiden Ohren fasst und

---

[62]) *Heureux. Br.* II. S. 205.
[63]) In der Nähe des *boul. Rochechouart.*
[64]) *Br.* II. S. 197. — Vorstadt im Norden von Paris.
[65]) *Br.* I. S. 93.

den Kopf desselben einigemal auf das Steinpflaster schlägt, bis nach vier oder fünf Schlägen das Blut ihm aus den Ohren herausströmt. —

In dem *Dans la rue* betitelten Gedicht von Bruant[66]) erzählt ein Verbrecher seine traurige Lebensgeschichte. Er weiss nicht, ob er in Grenelle, Montmartre oder La Chapelle geboren ist, er weiss nur, dass man ihn eines Morgens auf der Strasse auf einem Kehrichthaufen gefunden hat. Er glaubt, dass sein Vater und seine Mutter sich kaum gekannt haben, sondern dass der Vater die letztere in trunkenem Zustande eines Abends auf der Strasse getroffen hat. Als der Sohn dieses sauberen Paares grösser geworden war, hat er mit einer Strassendirne zusammen gelebt, bis diese von der Polizei verhaftet wurde. Was soll er nun thun? Arbeiten hat er nie gelernt, es bleibt ihm daher nichts übrig als zu stehlen oder zu morden, und es wird der Tag kommen, wo die Volksmenge zusammenströmen wird, um seinen Kopf unter dem Beil der Guillotine fallen zu sehen. — Auf einer Vignette von furchtbarer Realistik in der Ausführung, am Ende des Liedes, starrt uns das Gesicht des Verbrechers an, dessen Kopf zwischen den Brettern der Guillotine eingezwängt ist, um im nächsten Augenblick in den davorstehenden Korb zu rollen! —

Das Lied *A. Mazas*[67]) ist ein Brief, welchen ein Verbrecher im Gefängnis zu Mazas an seine Geliebte schreibt. Während diese sich auf dem Lande aufhielt, ist er bei einem in der rue de Provence verübten Einbruch festgenommen worden. Er würde sich nicht über sein Schicksal beklagen, wenn er nur genug zu essen hätte; aber im Gefängnis werden sie wie die Schweine gefüttert, und er bittet seine Geliebte inständig, ihm doch etwas Geld *(un peu d'oseille)* zu schicken. Das sei sie ihm wohl schuldig, denn wenn er sie auch zuweilen geschlagen habe, so habe er sie doch immer geliebt, und sie könne gar nicht glauben, wie er sich jetzt gerade nach ihr sehnt. Ferner hat er noch eine Bitte an sie, und fast ist es rührend, diese zu lesen, denn es scheint, dass doch wohl ein Funke menschlichen Gefühls selbst in der Seele dieser gemeinen Verbrecher zuweilen glimmt; sie soll seine Eltern aufsuchen, wenn sie sich auch nicht gut mit denselben stehe; er weiss nicht, wie es ihnen geht, und er möchte so gerne, dass *moman* ihm nach Mazas schreibe. Zum Schluss ermahnt er seine Rose, verständig zu sein und Geld zu verdienen, um ihm, ihrem *pauv' chien*, etwas zu schicken. Wenn er seine Strafe in Mazas verbüsst haben wird,

---

[66]) *eb.* II. S. 11.

[67]) *Br.* II. S. 25.

dann werden sie beide an die Ufer der Seine, nach Meudon, zurückkehren und dort Flieder pflücken. —

Auch die Politik wird in unseren chansons öfter berührt, und es ist selbstverständlich, dass die meisten Helden derselben Anarchisten sind. Der Anarchist hasst die Fürsten, die Geistlichen und alle, welche Geld besitzen. Er, der keinen Pfennig hat und unglücklich ist, will alle jene Leute, die keine Blousen tragen, totschlagen, um ihr Eigentum zu teilen.

J' tap 'rai dans l' tas d' ceux qu'a pas d' blouse,
J' cass 'rai la gueule aux proprios,
A tous les gens qu'a[68]*) d' la galtouze*[69]*)*
Qu'il a gagné' dans des agios.
D'abord, moi, j'ai pas l' rond, j' suis meule,[70]*)*
Aussi, rich's, nobl' eq caetera,
J' faut leur-z-y casser la gueule . . .
Et pis[71]*) après . . . on partag' ra!*[72]*)*

Einen andern Anarchisten führt uns Bruant in dem Gedicht *Pus d' Patrons*[73]) vor. Stolz sagt er von sich:

J' suis républicain socialisse,
Compagnon, radical ultra,
Révolutionnaire, anarchisse,
Eq' cœtera . . . Eq' cœtera . . .

Er besucht alle politischen Versammlungen *(tous les métingues*[74]*)* und alle Kneipen, wo man die Revolution predigt. Zwar versteht er nicht viel von dem, was die Redner dort sprechen, aber er applaudiert trotzdem kräftig, denn es ist ihm klar, dass die Regierung abgeschafft werden muss, ferner dass keine Republik nötig ist, kein Senat, kein Parlament, kein Gesetz, kein Heer und keine Kirche.

Faut pus[75]*) d' tout ça . . . faut pus de rien!*

Die Anarchisten werden die Herren sein und es wird keine Prinzipale mehr geben; alle Tage wird man ein herrliches Bummelleben führen (*tirer sa flemme*), und nur eines ist ihm unklar: wenn es keine *latronspéme* mehr giebt, wer wird dann den Arbeitern am Sonnabend den Lohn auszahlen?

---

[68]) *qui ont.*
[69]) Geld.
[70]) unglücklich.
[71]) *puis.*
[72]) *Casseur de Gueules. Br.* I. S. 193.
[73]) *Br.* II. S. 175.
[74]) eng. *meeting.*
[75]) *plus.*

Aehnlich klingt das Lied *La Danse de l'Avenir*[76]), das eine drohende Mahnung an die Bourgeois und an die Fürsten enthält; die Anarchisten könnten diese eines Tages nach einer eigenartigen Melodie tanzen lassen.

Car les gueux . . . —
Poussés à bout par la disette,
Pourraient vous faire, un beau matin,
Danser au son de la musette,
Danser au son du tambourin.

In dem *L'Expulsion* benannten Liede[77]) wird gefordert, alle Prinzen zu vertreiben: zuerst die Orléans, denn warum verheiraten sie ihre Töchter nicht an Anarchisten? Ebenso die Napoléons,

Des muff' qu'a toujours la colique
Et qui fait dans ses pantalons
Pour embêter la République!
Plonplon,[78]) *si tu réclam' encor,*
On va t' fair' passer la frontière.
Faut pas non plus rater Victor,
Il est plus canaill' que son père!

Der Fürst ist ein Kapitalist und daher der Tod des Sozialisten. Aber ebensowenig darf es Geistliche, Polizisten, Soldaten oder Reiche geben, welche den Schweiss des Proletariers trinken.

Enfin, qu' tout l' mond' soye[79]) *expulsé:*
Il rest' ra plus qu' les anarchisses!

Ebenfalls politischen Inhalts sind einige Lieder aus den Sammlungen *La Vie en Chansons* und *Chansons à Rire*, jedoch sind diese massvoll und teilweise auch humoristisch. Das eine dieser Lieder, *Nos Revanchards,*[80]) geisselt in sehr verständiger Weise die vorlauten chauvinistischen Schreier, welche Revanche gegen Deutschland fordern. Schon das vorgedruckte Motto von Pascal kennzeichnet den Standpunkt des Dichters: *Se peut-il rien de plus plaisant qu'un homme ait droit de me tuer parce qu'il demeure au-delà de l'eau et que son prince a querelle avec le mien, quoique je n'en aie aucune avec lui?*

Es wird den Chauvinisten der Vorwurf gemacht, dass ihre Reden mit ihren Thaten selten in Einklang stehen. Seit Frankreichs Niederlage wollen sie kein Sauerkraut, keinen Speck und keinen Räucherschinken mehr essen, während die Deutschen die

---

[76]) *V. en. Ch.* S. 93.
[77]) *Ch. du Ch. N.* no. 1.
[78]) Prinz Jérôme Napoléon, welcher 1883 ein Manifest erliess.
[79]) *soit.*
[80]) *V. en Ch* S. 99.

feinen französischen Gerichte lieben und sich den französischen Sekt gut schmecken lassen. Die Chauvinisten führen stets die Worte *revanche* und *victoire* im Munde, ihre Söhne jedoch genügen nur mit Unlust ihrer Militärpflicht. Während in Tonkin gekämpft wird, bleiben die Chauvinisten unthätig und sehen nur von weitem dem Kriege zu. Sie sprechen immer von den Schrecken der Invasion, aber sind die Franzosen nicht auch Barbaren gewesen den Völkern gegenüber, welche sie früher besiegt haben? Wenn es eines Tages nötig sein wird, nach Elsass-Lothringen zu marschieren, dann wird das Vaterland sich nicht an jene Prahler wenden, sondern an das arme, aber arbeitsame und ruhige Volk!

In humoristischer Weise behandelt das Gedicht *Embrassons-nous, mon Gendre*[81]) die Vorgänge, welche sich unter dem Präsidenten Grévy abspielten und deren Urheber dessen Schwiegersohn Wilson war. Der Schwiegervater macht seinem Schwiegersohn, ohne dass Namen genannt werden, wegen seiner Handlungsweise Vorwürfe, worauf der letztere in wenig ehrerbietiger Weise dem Schwiegervater seine Schwächen vorhält und ihm schliesslich anbietet, ihm 20 % von seinem kleinen Gewinn abzugeben. Der Schwiegervater überlegt sich den Vorschlag und verspricht zu schweigen, wenn er 30 % erhält.

Tout va bien, l'honneur est sauvé,
Embrassons-nous, mon gendre. —

In komischer, jedoch nicht verletzender Art wird in der *Carnot-Polka*[82]) die steife und korrekte Haltung des ehemaligen Präsidenten vorgeführt. Carnot erscheint auf einem Ball im Hôtel-de-Ville, weigert sich jedoch zu tanzen, denn:

Il faut qu' je m' tienn' droit;
J'ai mon pantalon qu'est un peu étroit;
Croyez bien, Messieurs, qu' ça n'est pas que j' fass' ma tête.
J' peux pas faire un pas:
C'est pour ça qu' je n' dans'rai pas.

Trotzdem bitten alle den Präsidenten zu tanzen, denn selbst Ludwig XIV. hätte ja vor seinem Hofe getanzt; jedoch Carnot erwidert:

Le rois, nous l' savons, n'avaient pas beaucoup de t'nue,
Mais moi je n' dans' pas!
Et Carnot ne dansa pas!

Wir kommen jetzt zu einer grossen Zahl von Liedern, welche das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander zum

---

81) *Vie en Ch.* S. 163.
82) *Ch à R.* S. 89.

Gegenstand haben, und wir werden eine ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen, von der reinsten, keuschesten Liebe bis herab zur gemeinsten Sinnlichkeit.

Die Liebe wird in mehreren, zum Teil recht poetischen Liedern besungen; so in dem kleinen sentimentalen Liede von Xanrof: *Le Rosier*[83]):

Dans le jardin d' mon père,
Un beau rosier il y a,
Ne porte qu'une rose,
Un oiseau s'y posa:
Y a longtemps qu' mon cœur aime,
Jamais il n'oubliera!

Und die letzte Strophe:

Mon cœur était la rose,
Que portait c' rosier-là;
L'amour, l'oiseau volage,
Pour toujours le courba.
Y a longtemps qu 'mon cœur aime,
Jamais il n'oubliera!

Das *Centenaire intime*[84]) bezieht sich auf die hundertste Wiederkehr des Tages, an welchem die Bastille eingenommen wurde (14. Juli 1789) und welcher gegenwärtig unter der dritten Republik als Nationalfest gefeiert wird. — Der Liebende findet kein Gefallen an den rauschenden Festen des Volksmenge, er zieht daher vor, mit seiner Geliebten zusammen an diesem Tage den Jahrestag ihrer Liebe zu feiern:

Un an, c'est un siècle, en amour:
Fêtons donc notre centenaire,

und während die laute Menge unter ihren Fenstern Quadrille tanzt, wird er der Geliebten zeigen, wie man die Bastille erobert!

Sous ton balcon, le peuple gai
Dansera son bruyant quadrille
Pendant que je te montrerai
Comment on prend une Bastille.

Ein heiteres Lied ist das nach der Melodie *T'en souviens-tu* gesungene,[85]) in welchem der Liebende sich der Zeit erinnert, wo er seine Geliebte zum ersten Male sah, des kleinen Zimmerchens, wo ihre Liebe sich ihr Nest baute, der einfachen Mahlzeiten, die sie zusammen einnahmen, ihres ersten Zerwürfnisses, ihrer kleinen

---

[83]) *Ch. s. g.* S. 259.

[84]) *Ch. s. g.* S. 74.

[85]) *Te souvient-il? Ch. s. g.* S. 228.

Geschenke zum Namenstage und des schliesslichen Bruches, als er gewahr wurde, dass einer seiner alten Freunde der Geliebten „Litteraturstunden" gab; er ergriff seine Zahnbürste und dann die Thüre!

Dis, mon amour, t'en souviens-tu?

In einem Cyclus von zum Teil recht lüsternen Liedern besingt der Dichter Lemercier seine Geliebte Lisette.[86]) Das erste dieser Lieder (*Je suis amoureux de Lisette*), welches das Entstehen dieser Liebe schildert, schliesst mit der poetischen Strophe:

Soleil, d'un trait plus diligent
Darde tes rayons sur le globe;
Ciel, mets tes étoiles d'argent
Pour broder l'azur de ta robe;
Rossignols, merles et pinsons,
Gazouillez avec la fauvette;
Roses parfumez les buissons;
Chansonniers, faites des chansons:
Je suis amoureux de Lisette!

Im zweiten Liede malt der Dichter das Bild der Geliebten (*Portrait de Lisette*) und schildert die Seligkeit ihrer Umarmung:

Quand, préface du Paradis,
Pendant la nuit, dans notre alcôve
Fermant sur nous les rideaux mauve,
Je lui murmure: „Veux-tu, dis?"
Lorsque sa poitrine me touche,
Que, dans un spasme sensuel,
Ma bouche se colle à sa bouche,
On dirait le Ciel!

Als Lisette einmal schmollte (*Lisette boude*), sucht er sie wieder zu versöhnen und richtet die folgende Bitte an sie:

Dépouille ton dernier voile:
Ta chemisette de toile,
Pour que je voie une étoile
Sous le ciel de notre lit.

Er schildert dann ihren schönen Körper in dem Liede *La Nudité de Lisette,* dessen Strophen mit dem Refrain schliessen:

Lise
Bien mise,
Idéalise
L'air gracieux, la fraîcheur des appas;
Mais elle est fort bien en chemise
Et mieux quand elle n'en a pas.

---

[86]) *V. en. Ch.* S. 27 fg.

Noch einmal malt er sein Liebesglück aus in dem zweideutigen Lied *Baisons-nous, Lisette,* dessen eine Strophe lautet:

Tous les voisins prétendent
(Le plaisant conflit)
Que la nuit ils entendent
Craquer notre lit.
S'ils nous font porte close
Un crime de la chose,
Tu tiens dans ta main rose
Le corps du délit,

und ohne Scheu selbst vor dem Heiligsten, sagt er, dass er nach seinem Tode im Jenseits ein solches Lied singen wolle,

Que, par sa paillardise,
Il fasse, vois-tu, Lise,
Pisser dans sa chemise
Le Père Eternel.

Ein vorübergehendes Liebesabenteuer, das übrigens recht üble Folgen hat, behandelt das Lied *Simple Histoire*[87]: Der Dichter trifft ein Mädchen am Quai, nimmt eine Droschke und fährt mit ihr in ihre Wohnung, welche im sechsten Stock gelegen ist. Wie er des Morgens erwacht, ist er allein und ohne Portemonnaie. Er zeigt die Sache dem Gerichte an, erhält aber sein Geld doch nicht wieder, sondern wird im Gegenteil noch als Verführer zu 1000 fr. Geldbusse verurteilt und kann sich in Folge dieses Prozesses nicht verheirathen.

Si vous voulez la moral' de c' rondel,
Ça coût' moins cher de coucher à l'hôtel.

Monsieur Prudhomme[88]) bemerkt eines Abends, dass ihm ein Knopf an seiner Unterjacke fehlt. Dieser unangenehme Vorfall legt ihm den Gedanken nahe, sich zu verheiraten, nur kann er keine passende Frau finden.

Er will eine haben, welche um seine Gesundheit besorgt ist; eine junge könnte ihn hintergehen, eine kluge Frau würde ihn mit ihrer Gelehrsamkeit langweilen; er könnte sich an ein Heiratsbureau wenden, aber dann könnte ihm seine Frau zu verschwenderisch leben oder ihn gar mit einem Kinde beschenken. Von diesen Gedanken gequält, schläft er ein, und ein Traum bringt ihm die glückliche Lösung: er nimmt sein Dienstmädchen und lässt sie den Knopf annähen!

---

87) *Ch. à. R.* S. 147.
88) *Ch. à R.* S. 233.

In den *Réminiscences*[89]) erzählt der Dichter, wie er einst seine Geliebte im Omnibus kennen lernte, wie sie in einem kleinen Restaurant zusammen speisten und dann ein feuchtes und schmutziges Bett in einem hôtel garni aufsuchten; aber sehr schlimm waren die Folgen jenes dreimal verwünschten Tages, denn der Arzt untersagte ihm den Genuss der *menthe*.

Mehrere Lieder behandeln die eheliche Untreue, und zwar meistens den getäuschten Ehemann (*cocu*).

In einer Droschke fährt die falsche Gattin mit ihrem Freunde:

Cahin, caha,
Hu' dia! Hop là![90])

und hinter den geschlossenen Vorhängen hört man ihr Flüstern und ihre Küsse. Der betrogene Ehemann, welcher zufällig vorbeigeht, erkennt die Stimme seiner Frau, aber unglücklicherweise gleitet er auf dem Steinpflaster aus und wird überfahren. Die Gattin erkennt ihren Mann und sagt vergnügt zu ihrem Freunde, er solle dem Kutscher 100 sous geben, da sie nun nicht mehr nötig hätten, sich zu verbergen.

Eine andere verheiratete Frau hat regelmässige Zusammenkünfte mit ihrem Geliebten in einem Hôtel.[91]) Der eifersüchtige Gatte begiebt sich mit einem Polizeikommissar dorthin, um die beiden in flagranti zu überraschen. Die Hôtelwirtin führt die Herren hinauf und der Kommissar befiehlt im Namen des Gesetzes zu öffnen, aber, o Schrecken!, die Wirtin erkennt in dem Liebhaber ihren eigenen Mann. Der klageführende Ehemann zieht grossmütig seine Klage zurück und tröstet sich seinerseits an den *appas plantureux* der Hôtelwirtin.

Die Frau eines andern Ehemannes hintergeht denselben mit einem Priester.[92]) Bald wird sie ihrem Gatten ein Kind schenken, das vielleicht schon mit einer Tonsur zur Welt kommen wird, und nachts antwortet sie ihm auf seine zärtlichen Fragen nur noch lateinisch: *Et cum spiritu tuo*! Der Priester hält den Ehemann für sehr gutmütig, aber wenn der letztere sich einmal an jenem rächt, so wird er nicht mehr über Abälard lachen, und der Ehemann schliesst mit den Worten:

En le voyant toujours près d'elle
Se chauffer à son cotillon,
On dit que je tiens la chandelle,
Et qu'elle tient le goupillon.

---

[89]) *Ch. s. g.* S. 219.
[90]) *Le Fiacre. Ch. s. g.* S. S. 59.
[91]) *Flagrant Délit, Ch. s. g.* S. 77.
[92]) *Ma Femme est folle du Curé. V. en Ch.* S. 209.

En riant de moi jusqu'aux larmes,
Chacun prétend dans le quartier,
Que le plus profond de ses charmes
Ne serait plus qu'un bénitier.

Eine schlimme Rache nimmt das getäuschte Weib, die *vitrioleuse*, an ihrem untreuen Geliebten.[93] Sie erwartet ihn auf der Strasse, um ihm Vitriol ins Gesicht zu giessen. Er kommt mit zwei andern Männern, worauf sie allen dreien das Gift ins Gesicht schleudert und sie schwer verletzt. Sie heiratet darauf einen excentrischen englischen Lord, während der unglückliche frühere Liebhaber, der nun seines Augenlichts beraubt ist, sich eine Flöte und einen Pudel anschafft und auf dem Boul' Miche um Almosen bettelt. —

Den breitesten Raum unter den *chansons fin de siècle* nehmen diejenigen Lieder ein, welche die Dirne und den Zuhälter zum Gegenstand haben. Die Pariser Strassendirnen beschreibt Bruant in seinem Gedicht *Marcheuses*[94]*):*

A's[95]*) sons des tas*
Qu'ont pus d'appas
Et qui n'ont pas
L'son dans leur bas.

Les ch'veux frisés,
Les seins blasés,
Les reins brisés,
Les pieds usés.

A's vont comm' ça,
Par-ci, par-là,
En app'lant l'a —
mour qui s'en va . . .

A's ont pus d'pain,
Car le chopin,
N'est pas rupin.
C'est du lapin.

A's ont pus d'feu,
As pri'nt l'bon Dieu
Qu'est un bon fieu
D'chauffer leur pieu.

Christ aux yeux doux,
Qu'es mort pour nous,
Chauff' la terre oùs —
qu'on fait leurs trous.

Pierreuses,
Trotteuses,
A's marchent l'soir,
Quand il fait noir,
Sur le trottoir.

Diese jammervollen und beklagenswerten Geschöpfe lässt derselbe Dichter in der *Ronde des Marmites*[96]) mit ihren Zuhältern und zahlenden Liebhabern zusammen tanzen:

---

[93]) *Ballade du Vitriolé! Ch. s. g.* S. 39.
[94]) *Br.* II. S- 81.
[95]) *elles.*
[96]) *Br.* I. S. 53, — *Marmite* = Liebste eines Zuhälters.

La nuit tous les chats sont gris,
Dansons la ronde!
La nuit tous les chats sont gris,
Dansons la ronde!
Faisons le tour de Paris,
De Montmartre à Mont-Souris.
Dansons la ronde
Des marmites de Paris,
Ohé! les souris!
Les songeuses du monde!
Faisons sauter avec nous
Nos michets et nos marlous.
Dansons la ronde!
Paris est à nous!

Ein biederer Provinziale begegnet auf dem Boulevard in Paris einer Cocotte,[97]) welche ihn einlädt, sie nach ihrer Wohnung zu begleiten, und welche ihm alle möglichen Liebenswürdigkeiten erweist. *C'était aimable de sa part.* Der Provinziale, ziemlich knickerig, verlässt sie am nächsten Morgen um abzureisen, und als sie ihn bittet, „seine kleine Freundin" nicht zu vergessen, verspricht er ihr, ihr zum neuen Jahre eine Karte zu senden.

J' pouvais pas faire autrement!

Die Hässlichkeiten mancher Kellnerinnen schildert Xanrof in dem Lied *Filles de Brasserie.*[98]) Sie sind geschminkt und ihre Haare gefärbt, so dass man kurzsichtig sein müsste, wollte man sie zu einem Stelldichein einladen. Sie trinken Bier und Branntwein in Menge und schliesslich kommen sie ins Gefängnis, weil sie einem betrunkenen Gaste seine Börse entwendet haben. Der Dichter fordert daher die hübschen Mädchen vom Lande auf, nach Paris zu kommen, wo sie ihr Glück machen könnten. — Eine andere Kellnerin, welche in der *Brasserie du Pacha*[99]) bediente und die Geliebte eines Studenten der Medicin war, stirbt an einer Krankheit im Frauengefängnis zu Saint-Lazare.

Eine kleine achtzehnjährige Italienerin,[100]) welche den Malern (*rupins*) als Modell dient, sich aber niemals wäscht, wird in ein Bad gebracht; da sie aber eine solche Einrichtung gar nicht kennt, glaubt sie, dass sie das Wasser aus der Wanne trinken müsse, und als die Maler nach mehr als siebenstündigem Warten in die Bade-

---

[97]) *Amabilité Parisienne. Impressions d'un Provincial. Ch. s. g.* S. 135

[98]) eb. S. 207.

[99]) *Le Pacha. Ch. s. g.* S. 249.

[100]) *Le Bain du Modèle, ib.* S. 213.

zelle treten, finden sie die kleine über die Wanne gebückt, *l'ventr' comme un tonneau.* Seitdem hat die Italienerin sich höchstens einmal im Jahr gewaschen, solche Angst hat sie davor bekommen, und die Moral der Geschichte ist, dass Wasser äusserlich gut, innerlich dagegen nur in besonderen Fällen zu nehmen sei.

Den Tod der Athénaïs, welche an einer schlimmen Krankheit gestorben ist und sich nach ihrem Tode Kunden unter den „Heiligen des Paradieses" erworben hat, beklagt die *Oraison funèbre* mit dem Refrain: *De Profundis.*[101])

Elle était bonne, elle était belle:
Priez pour elle;
Elle avait nom Athénaïs.
De Profundis!

Ausführlicher beschreibt Bruant das Leben einer Cocotte in dem Liede: *A Batignolles.*[102]) Sie hiess Flora; ihren Vater kannte sie nicht und sie wurde ganz jung nach der Schule geschickt zu Batignolles. Sie wuchs kräftig heran und wenn sie bei blauem Himmel mit ihren feuerfarbenen Haaren spazieren ging, so glaubte man einen Heiligenschein zu sehen. Sie trank ziemlich viel und brachte ihrem Zuhälter nicht viel Geld ein. Er aber liebte sie, bis er bemerkte, dass sie ihn hinterging. Aber der Himmel hat sie für ihre Untreue bestraft und sie ist an der Syphilis gestorben.

Nini, die Tochter eines gewissen Abraham, war in der Nähe der Place de la Bastille[103]) geboren; als sie 16 Jahre alt war, promenierte sie abends auf der Place de la Bastille, und der Glanz ihrer grossen dunkeln Augen liess das Licht des Mondes erbleichen. Dann ist sie Kellnerin geworden und zieht durch ihr liebenswürdiges Wesen viele Gäste herbei. Für 1 „*thune*" nimmt sie ihren Hut ab, für 2 „*thunes*" den Mantel, für 1 *sigue*[104]) zieht sie sich ganz aus. Sie hat noch keinen Liebsten gehabt, sondern ernährt ihre Eltern.

Son papa s'appelle Abraham,
Il est l'enfant du macadam,
Tout comm' sa môme en est la fille
A la Bastille.

Für „die Schwarze"[105]) schwärmen die Soldaten des 113ten Linienregiments. Ihre Augen und Augenbrauen sind schwärzer als ihr Haupthaar und in den Augen leuchtet ein Blitz, welcher einem

---

[101]) *Ch. s. g.* S. 200.
[102]) *Br.* I. S. 17.
[103]) *A la Bastille. Br.* I. S. 123.
[104]) 20 fr. *sigue* oder *sigle* = *cigale.*
[105]) *La Noire. Br.* I. S. 137.

das Blut heiss macht. Ihr Atem hat den Duft frischen Obstes und man glaubt den Frühling zwischen ihren Zähnen zu atmen. Die „Schwarze“ liebt niemand sonst als das Regiment, darum schwören die Soldaten, dass Bismarck(!) ihre Reize nicht berühren soll und dass alle, im Schatten der Regimentsfahne, für sie ihr Leben lassen wollen.

Voilà pourquoi nous la chantons,
Vive la Noire et ses tétons!

Nicht mehr ganz jugendlich war die Cocotte, welche zu „Montpernasse“[106]) ihr Wesen trieb. Wenn man sie sah, so wusste man nicht, ob man Fleisch oder Fett auf ihrem Körper sah; ihre schmutzigen Haare steckten in einem fettigen Haarnetz, ihr schwarzes Kleid diente ihr des Morgens als Frisiermantel und nachts als Hemde. Je älter sie wurde, desto mehr Wein trank sie, und um trinken zu können, bestahl sie sogar ihren Zuhälter, so dass dieser sie eines Tages tötete.

Mit Wehmut denkt die ehemalige alte Cocotte an ihre entschwundene Jugend,[107]) wenn sie siebenzehnjährige Mädchen erblickt. Sie war im Soldatenviertel Grenelle aufgewachsen und hatte nur mit Soldaten Umgang gehabt. Sie kommandierte alle Regimenter und man nannte sie *Mam' la colonelle.* Das alles brachte aber nur Ehre und kein Geld ein und jetzt, wo ihre Reize verblüht sind, gewähren ihr die Soldaten eine Pension und lassen sie in der Kaserne an ihren Mahlzeiten teilnehmen. Daher ist es besser, sich in der Chaussé d'Antin als Cocotte niederzulassen als zu Grenelle.

Nicht ohne tiefere Empfindung ist der Brief, welchen die Dirne, die krank nach Saint-Lazare[108]) gekommen ist, im Gefängnis an ihren „Polyte“[109]) schreibt. Sie grämt sich, dass sie ihm jetzt kein Geld geben kann und sie fürchtet, dass er einen dummen Streich machen könnte, da er zu stolz ist, sich durch Auflesen von Zigarrenstummeln Geld zu verdienen. Er soll daher zu ihrer Freundin Nana gehen, welche ihm Geld leihen wird. Auch soll er nicht zu viel trinken, damit er nicht eine Schlägerei verursache und ins Gefängnis komme. Der Brief schliesst mit sentimentalen Versen, wie man sie bei Bruant sonst nicht zu finden gewohnt ist:

J'finis ma lette en t'embrassant,
Adieu, mon homme,
Malgré qu'tu soy' pas caressant,
Ah! j't'ador' comme

---

[106]) *A Montpernasse. Br.* I. S. 59.
[107]) *A Grenelle. Br.* I. S. 143.
[108]) *A Saint-Lazare. Br.* I. S. 61.
[109]) *Hippolyte.*

J'adorais l'bon Dieu comm' papa,
Quand j'étais p'tite,
Et qu' j'allais communier à
Saint'-Marguerite.

Die Wut einer Dirne, welcher eine andere Konkurrenz macht, schildert Bruant in dem Liede *Concurrence.*[110]) Eine jüngere „Kollegin" verkauft sich den Männern schon für 30 sous, und die ältere ist daher nicht verlegen um Schimpfwörter, welche sie der verhassten Nebenbuhlerin in's Gesicht schleudert:

Sal' chaudron! sal' calorifère! Sal
fourneau! paillasse à homm's saouls!

Schon mit 18 Jahren betreibt sie ihr Geschäft im Faubourg Saint-Martin und sie kann wohl begreifen, dass man, wenn man Geld braucht, auch mit betrunkenen Männern vorlieb nimmt, aber dass man nur 30 sous nimmt, wenn man 2 fr. fordern kann, das ist unerhört! Schlimmere Folgen hat die Konkurrenz in einem andern Falle, wo eine junge, keck auftretende Dirne[111]) den Boulevard von Montmartre bis Clichy allein beherrscht und den andern Cocotten jenes Stadtviertels die Kundschaft raubt. Das Lied giebt uns einen Begriff von dem reichen Vorrat an Schimpfwörtern, über welche jene Weiber verfügen:

J'viens d' rencontrer la femme à Pierre,
C' qu'a fait d' l'harmone![112]) *ah! nom de d'là!*
C'en est flaquant! ben merde! . . . en v'là
Un' marmit' qui fait sa soupière!
A rouspète, a fait du chichi,
A r'naude,[113]) *a crâne, a rogne, a gueule,*
A tient l'boul'vard à ell' tout' seule,
Dedpuis Montmart' jusqu'à Clichy.
Et c'est du schpromme[114]) . . . *et d'la jactance*[115]) . . .
Et du chambard[116]) . . . *et du potin* . . .
Ah! la salope! . . . *Ah! la putain!* . . .
J'yen foutrai, moi, d'la rouspétance.
Ah! charogne! . . . *Ah! vache d'métier!* . . .
Faut-i' qu' nous soyons été[117]) *gnolles*[118])

[110]) *Br.* II. S. 103.
[111]) *Craneuse. Br.* II. S. 109.
[112]) Lärm, Skandal machen.
[113]) übler Laune sein.
[114]) Lärm.
[115]) Geschwätz.
[116]) Skandal.
[117]) Ueber die Vertauschung der Hilfsverben *avoir* und *être* bei gewissen Verben, vgl. Siede a. a. O. S. 46—47.
[118]) einfältig.

D' laisser marcher aux Batignolles
Un' féboss' qu'est pas du quartier.

Die Rache der anderen Frauenzimmer an der Nebenbuhlerin ist furchtbar, denn eines Abends findet man sie erstochen auf der Strasse liegen!

Der Zuhälter (*souteneur, maquerau, mac, marlou, Alphonse, dos* etc. sind seine Namen in dem reichen Pariser Argot) wird von Bruant in einem Panegyrikus gefeiert, welcher *Marche des Dos*[119]) betitelt ist:

V'là les dos, viv'nt les dos!
C'est les dos les gros,
Les beaux,
A nous les marmites!
Grandes ou petites;
V'là les dos, viv'nt les dos!
C'est les dos les gros,
Les beaux,
A nous le marmit' et vivent les dos!

Der schönste, *l'Emp'reur des Dos*, wohnt in La Glacière.[120]) Schon seine Mutter war dort Cocotte gewesen. Er war bei jeder Schlägerei und bekam manchen kräftigen Faustschlag ins Gesicht. Nun ist er gestorben wie ein „Cäsar", wie ein „Prinz von Geblüt", wie ein „Zar", denn ein anderer kleiner mac (= maquereau) hat „Luft in seinen Magen hineingelassen, indem er ein Loch in denselben machte."

C'était l'pus beau, c'était l'pus gros,
Comm' qui dirait l'Emp'reur des dos
I'gouvernait à la barrière,
A la Glacière.

Ein behagliches Dasein führt der Zuhälter,[121]) welcher lieber schläft, als dass er arbeitet, da seine Schwester ihn ernährt, deren Geliebter „Ernesse" sein Freund ist; dieser unterhält so seine Schwester und ihn.

Ainsi, moi, j'aim' ben roupiller[122])
J'peux pas travailler,
Ça m'emmerde.

In Montrouge[123]) lebt ein Zuhälter, welcher einen Menschen

---

[119]) *Br.* I. S. 44.
[120]) *A La Glacière.* Br. I. S. 109.
[121]) *Lézard.* - Br. I. S. 199.
[122]) entschlafen.
[123]) *A Montrouge.* Br. I. S. 97.

wie ein Kaninchen totschlägt, und wehe demjenigen, welcher seiner Geliebten etwas zu Leide thut. Sie heisst Rosa und wird wegen ihrer roten Haare *la Rouge* in jener Gegend genannt. Wenn sie einen Herrn angelockt hat, steht er schon in der Nähe und am nächsten Morgen findet die Polizei . . . Blut zu Montrouge! Ein anderer dieser Helden, in Belleville,[124]) wird von Thérèse unterhalten, während der letzteren Bruder, Eloi Constant, zu Ménilmontant, mit des ersteren Schwester Cécile verkehrt, so dass die beiden Geschwisterpaare ein herrliches Leben führen. Sie rufen *Vive l'indépendance*! zu Belleville und leben im Ueberfluss zu Ménilmontant.

Ein Zuhälter, welcher in Afrika als Soldat dient,[125]) klagt in einem Briefe einem Freunde in Paris sein Leid. Seitdem er in Afrika ist *(dans c'tte putain d'Afrique)*, ist er ganz mager geworden und hat fast keine Haut mehr auf den Knochen. Er bittet seinen Freund, seine Frau Fernande, welche an der Ecke der avenue de Clichy ihr Gewerbe treibt, von ihm zu grüssen; sie soll sich vor der Polizei in acht nehmen und ihm zuweilen Briefmarken schicken, damit er sich Feigen und Weissbrot kaufen kann. Sein Freund soll ferner seine Eltern grüssen und seiner Frau sagen, dass sie dieselben unterstütze, denn man muss die Alten nicht im Elend lassen; schliesslich soll er allen Freunden, d. h. allen andern Zuhältern, Grüsse bestellen, er soll dem Vater sagen, er möchte schreiben, und der Fernande, sie solle ihm nicht untreu werden.

In dem Gedichte *Conasse*[126]) giebt ein Zuhälter seinem Mädchen, das noch jung und unerfahren (conasse) ist, gute Lehren, wie sie ihr Gewerbe lukrativ betreiben könne. Jeden Abend kommt sie nach Hause, ohne Geld *(radis)* und der Zuhälter leidet infolgedessen Hunger. Wenn sie daher einen Mann sieht, soll sie zu ihm sagen:

T'as eun' gueul' qui m'plaît,
Viens-tu chez moi, mon p'tit Alphonse?
I' dit: „Non". – Mais c'est du chiquet.[127])
Tu y r'dis: „Viens, mon p'tit Narcisse,
Viens, pour toi ça s'ra qu' larant'quet.[128])
Ettu l'emmèn' à la condisse.[129]).

Wenn er dann bereitwillig zahlt, so soll sie freundlich zu ihm sein und ihm Schmeichelnamen sagen; ist er aber hartnäckig — dann ist ihr Zuhälter nahe, und wenn Faustschläge nicht helfen,

[124]) *Belleville-Ménilmontant.* Br. I. S. 87.
[125]) *Aux Bat. d'Af. (= Aux Bataillons d'Afrique)* Br. II. S. 47.
[126]) Br. II. S. 115.
[127]) Gerede.
[128]) 2 fr.
[129]) Wohnung.

so giebt es andere Mittel, um den Widerspenstigen wie ein Schwein bluten zu lassen. Nieder mit den bourgeois und Tod den Polizisten! (*A bas les pant' et mort aux vaches*!)
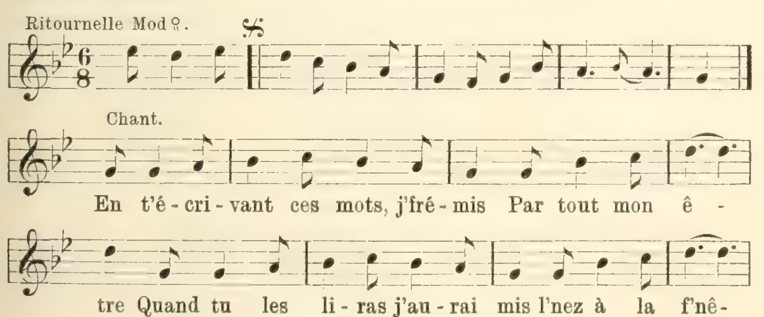
Die Zuhälter quälen die Mädchen so, dass diese ihrer bald überdrüssig werden.[130]) Ein Frauenzimmer hatte deren zwei, die sie quälten und schlugen, wenn sie sich ein Kleid für 100 sous kaufte. Sie hasst sie daher und giebt ihnen die gemeinsten Beinamen: *deux saligauds,*

Deux tant's,[131]) *deux filous, deux fagots,*[132])
Deux vach's,[133]) *deux cochons, deux tapettes.*
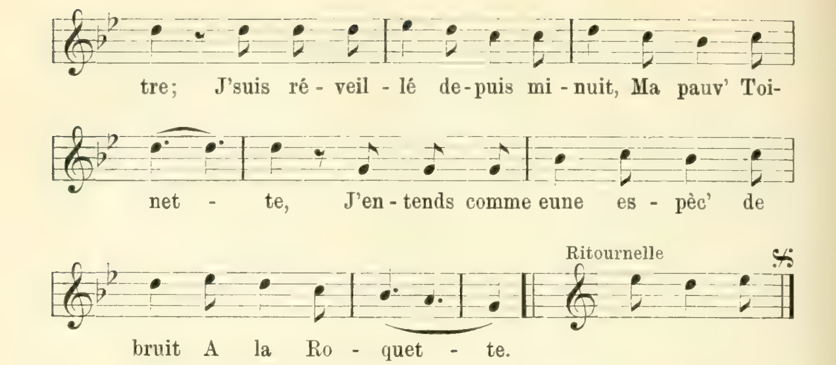
Deshalb ist es zwischen ihnen aus, und wenn die Zuhälter ins Gefängnis kommen sollten, so hat sie wenigstens für niemand zu sorgen und sich um keinen zu kümmern.

Gar häufig beschliesst der Zuhälter sein verbrecherisches Leben auf der Guillotine auf der Place de la Roquette.[134]) Es ist die letzte Nacht vor seiner Hinrichtung und er zittert am ganzen Leibe; in seiner furchtbaren Todesangst richtet er noch einige Zeilen an seine Geliebte Toinette; seit Mitternacht ist er schon wach und glaubt das Geräusch von Schritten zu vernehmen. Es wird allmählich heller und er hört deutlich die singende Volksmenge, welche das Schauspiel der Hinrichtung geniessen will. Am furchtbarsten jedoch ist ihm der Gedanke an die kalte Schere, mit welcher man sein Hemde um den Hals herum ausschneiden wird. Alle seine Kräfte will er zusammennehmen und festen Schrittes auf das Blutgerüst steigen, damit man nicht sage, dass er Furcht gehabt habe, bevor er „in den Sack nieste".

Ich gebe im folgenden den vollständigen Text dieses Liedes mit der Melodie:



130) *Soupé du Mac.* Br. II. S. 123.
131) Schandbube.
132) Zuchthaussträfling.
133) schlaffer Kerl.
134) *A La Roquette.* Br. I. S. 67.



L' Président n'aura pas voulu
Signer ma grâce,
Sans dout' que ça y aura déplu
Que j' me la casse;
Si l'on graciait à chaqu' coup
Ça s'rait trop chouette,
D'temps en temps faut qu'on coupe un cou
A la Roquette.

Là-haut, l'soleil, blanchit les cieux,
La nuit s'achève,
J's vont arriver, ces messieurs,
V'là l'jour qui s'lève.
Maint'nant j'entends, distinctement,
L' peupe, en goguette,
Qui chant su l'air de „L'Enterr'ment",
A la Roquette.

Tout ça, vois-tu, ca n'me fait rien,
C' qui m' paralyse
C'est qu'i' faut qu'on coupe, avant l'mien,
L'col de ma ch'mise;
En pensant au froid des ciseaux,
A la toilette,
J'ai peur d'avoir froid dans les os,
A la Roquette.

Anni j'vas m'raidir pour marcher,
Sans qu' ça m'émeuve,
C'est pas moi que j'voudrais flancher
Devant la veuve;[135])

[135]) Guillotine.

J'veux pas qu'on dis'que j'ai eu l'trac[136])
De la lunette,
Avant d'éternuer dans l'sac,
A la Roquette.

Eine deutsche Uebersetzung dieses Liedes, von Albert Langen, findet sich bei J. Pavlovsky *Aus der Welthauptstadt Paris*, Paris und Leipzig, 1895, S. 53—54:

Bei diesem Brief bebt mir der Leib
Im kalten Fieber.
Wenn du es liest, was ich hier schreib',
Ist es vorüber. —
Seit Mitternacht schlaf ich nicht mehr',
Mein' klein' Toinette,
Ein dumpf Geräusch dringt zu mir her
Von La Roquette.

Mein Bittgesuch wies man zurück.
Für mein Verbrechen
Der Präsident will mein Genick
Nun einmal brechen.
Zu oft begnadigen geht nicht an —
Das ist's — ich wette —
Von Zeit zu Zeit muss einer 'ran
Auf La Roquette.

Die Nacht war lang. Herein zu mir
Scheint bleich der Morgen.
Bald sind die Herrn vor meiner Thür
Die mich besorgen.
Gendarme stehn in Reih und Glied
Rings um die Stätte,
Das Volk heult — ein Begräbnislied
Auf La Roquette.

Das rührt mich nicht. — Ich bin kein Tropf!
Nur dass der Kragen
Vom Hemde muss, eh' sie den Kopf
Vom Hals mir schlagen!
Die Schere hat nicht viel Gefühl
Bei der Toilette,
Und früh am Morgen ist es kühl
Auf La Roquette.

Mit festen Schritten will ich gehn
Zur Guillotine,

136) Angst.

Und keiner soll mich schwanken sehn
Vor der Maschine!
Verdammt! wenn mir der Nacken zuckt,
Steckt er im Brette,
Bevor ich in den Sack gespuckt
Auf La Roquette.

Eine strenge und vernichtende Kritik jener physisch und moralisch verkommenen Gesellschaft des zur Neige gehenden Jahrhunderts, welche uns in den besprochenen Liedern vorgeführt wird, enthält Bruants Gedicht *Fin de Siècle.*[137]) Die Illustration zeigt uns das Innere seiner Kneipe, des Mirliton, welche gedrängt voll ist von Gästen beiderlei Geschlechts; vor ihnen, auf einer Bank, steht Aristide Bruant in seinem charakteristischen Anzuge und hält ihnen, indem er das Gedicht vorträgt, gleichsam einen Spiegel vor, in dem sie ihr jämmerliches Ich erkennen und sich mit Abscheu davon abwenden sollen. Er nennt sie *tas d'crevés*, *des mal fontus*,[138]) *des énervés*, *des tas d'inachevés, tas d'avortons fabriqués avec des viand's veules*, *tas d'saligauds, tas d'abrutis*, *bon' à rien*, *gonciers d' pain d'épice*, welche trotzdem der Liebe sich hingeben und Kinder zeugen sollen. *Allez donc dir' qu'on vous finisse*!

Versuchen wir zum Schluss die besprochenen *chansons* zusammenzufassen und einer ästhetischen Würdigung zu unterziehen. Wir finden dann, dass, mit Ausnahme einiger zart empfundener und wahrhaft poetisch ausgeführter Lieder, die meisten ein recht niedriges Niveau einnehmen. Die in denselben besungenen Personen gehören grösstenteils den niedrigsten Volksschichten, vorzugsweise der Pariser Bevölkerung, an; ihre Empfindungen sind selten edel, sondern meistens roh und abstossend und die behandelten Situationen fast alle mehr oder minder pikant, ja oft lüstern und geradezu unsittlich. Auch die Melodien, die ja bei der Beurteilung von Liedern ein wichtiges Moment ausmachen, stehen in Einklang mit dem Texte und sind recht häufig ohne musikalischen Reiz, eintönig und leierhaft, oft mehr Gassenhauer als Lieder zu nennen, und in den Sammlungen von Xanrof und Bruant, in welchen die Malerei in Gestalt von Illustrationen sich als dritte Kunst zu den beiden anderen Künsten der Poesie und der Musik gesellt, trägt auch sie häufig den Stempel des Derben und übertrieben Realistischen. — Am weitesten in der realistischen Darstellung geht Bruant, bei dem die Naturwahrheit zur abstossenden Rohheit wird, während Lemercier's Lieder von prickelndem Reize sind und

[137]) Br. II. S. 137.
[138]) verwachsen.

mehr auf sinnliche Erregung hinzielen; etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Dichtern steht Xanrof.

So ungünstig wir diese Lieder auch beurteilen mögen, so dürfen wir freilich nicht vergessen, dass sie eben *fin de siècle* und Kinder ihrer Zeit sind. Sie sind jedenfalls interessant, weil sie uns ein buntes, mannigfaltiges und naturwahres Bild des Pariser Lebens zeigen, wie es sich auf der Strasse der grossen genussüchtigen Stadt und in den unteren Schichten ihrer Bevölkerung abspielt. Kaum ein moderner Roman oder ein Drama sind imstande, uns so viele verschiedenartige Menschentypen vorzuführen und uns mit ihrem Denken und Trachten bekannt zu machen wie die moderne *chanson*. Zum Teil erkennen wir uns vielleicht selbst oder gute Bekannte in ihnen, mehr noch lernen wir aber Geschöpfe kennen, die tief unter uns stehen und die sonst nur der Geheimpolizist zu studieren Gelegenheit findet. Jene elenden, zerlumpten und verhungerten Gestalten, die in den verrufensten Vierteln von Paris ein Dasein führen, das kaum noch menschenwürdig zu nennen ist, die in den berüchtigten Verbrecherkneipen des *Père Lunette* und *Château Rouge* sich versammeln und nachts ihren traurigen Beschäftigungen nachgehen, sie alle ziehen an uns in diesen Liedern vorüber und wir lernen ihr Denken und Empfinden, ihre Freuden und Leiden kennen. Die *chansons fin de siècle* sind ein Stück moderner Kulturgeschichte. —

Aber nicht allein der Litteratur- und Kulturhistoriker findet Interesse an ihnen, auch der Philologe geht nicht leer aus bei dem Studium dieser Poesie. Je weiter der Dichter in die unteren Sphären hinabsteigt, desto mehr passt er die Sprache seiner Gedichte der Sprechweise der darin vorgeführten Personen an, nämlich dem Pariser Argot. Die reichste Fundgrube für das Studium desselben sind natürlich Bruants Lieder, welche unnatürlich erscheinen würden, wenn sie in litterarischem Französisch gedichtet wären, denn die Helden derselben sprechen eben nur im Argot.

So wirken diese Momente alle zusammen, dass uns die Beschäftigung mit der *chanson fin de siècle* zwar keinen reinen ästhetischen Genuss gewährt, dass dieselbe aber doch eine Quelle reicher Belehrung und ein Stoff zu ernstem wissenschaftlichem Studium sein kann.

ELBING, Sommer 1895. DR. BLOCK.

Beiträge zur Vor- und Urgeschichte der französischen Sprache und Litteratur.

Einleitung.

Das älteste uns erhaltene französische Gedicht und überhaupt das älteste auf uns gekommene französische Litteraturwerk — denn die Strassburger Eide gehören als Urkunden der Litteratur nicht an — ist das Eulalialied. Die Abfassungszeit desselben lässt sich nicht genau bestimmen. Suchier allerdings (*Ztschr. f. rom. Phil.* XV 40 f.) glaubt, sie bis nahezu auf das Jahr ausrechnen zu können.

Am 23. Oktober 878 wurden zu Barcelona die nach längerem Verschollensein wieder aufgefundenen Gebeine der (oder, richtiger, einer) heiligen Eulalia feierlich nach der Kathedrale zum heiligen Kreuz überführt, um dort beigesetzt zu werden. Die Nachricht von diesem Ereignisse nun, meint Suchier, habe besonders auch in den Klöstern Frankreichs freudigen Widerhall gefunden, sei namentlich auch in das Elnonkloster (Saint-Amand) gedrungen und habe dort Anlass zur Veranstaltung einer Eulaliafeier und zur Eintragung der lateinischen Sequenz in die sie uns überliefernde Handschrift, sowie zur Abfassung des in derselben Handschrift enthaltenen französischen Liedes geboten.

Diese Annahme setzt notwendig voraus, dass die heilige Eulalia — sei es nun die von Barcelona oder die von Merida — eine in Frankreich besonders volkstümliche Heilige gewesen sei, denn, wenn sie dies nicht war, so würde ihre Translation in Frankreich doch gewiss nicht sonderlich beachtet worden sein. Suchier bemerkt denn auch in der That: „Eulalia wurde in Frankreich sehr in Ehren gehalten, wie Erwähnungen bei Fortunat und Gregor von Tours, die Messe des altgallicanischen Messbuchs und das Leben Wanings († 688) aus Fécamp bezeugen. Dieser verehrte unter den heiligen Jungfrauen besonders die Eulalia, widmete ihr mehrere Kirchen und sah sie in einer Vision. (*Act. SS.* Jan I 591 f.)."

Indessen durch diese Anführungen wird die Volkstümlichkeit der (bezw. einer) heiligen Eulalia nichts weniger als erwiesen.

Fortunat gedenkt in einem Gedichte (*Carm.* III,3 v. 170, *Mon. Germ. hist. auct. ant.* IV 185), in welchem er eine lange Reihe von Märtyrerinnen aufzählt, der heiligen Eulalia von Merida mit dem einzigen „Verse: Eulalia Emerita tollit ab urbe caput". Gregor widmet in seinem Liber in gloriam martyrum der Heiligen ein einziges und zwar recht kurzes Kapitel, aus dessen magerem Inhalte sich ergiebt, dass der Verfasser von dem Leben der Märtyrerin nicht viel wusste (*Mon. Germ. hist. script. rer. meroving.* I 548). Die Eulaliamesse des altgallicanischen Missale hat ebenfalls einen recht dürftigen Inhalt und bezeugt höchstens, dass von Seiten der gallischen Kirche, wie so vielen anderen dem Volksbewusstsein fremd gebliebenen Heiligen, so auch der heiligen Eulalia die pflichtschuldige Aufmerksamkeit, aber eben nur diese und nicht mehr erwiesen wurde.[1]) Wenn endlich Waning der Heiligen eine besondere Verehrung zollte, so ist dies, um so zu sagen, jedenfalls nur seine private Liebhaberei gewesen, welche schwerlich von Vielen geteilt worden ist.[2])

Die Annahme also, dass die im Jahre 878 erfolgte Translation der Gebeine der heiligen Eulalia in französischen Klöstern wegen der Volkstümlichkeit, deren die Heilige in Frankreich sich erfreute, einen „freudigen Widerhall" gefunden habe und Anlass zur Abfassung des französischen Liedes geworden sei, steht auf sehr schwachen Füssen. Gegen sie lässt sich überdies auch geltend machen, dass eine volksthümliche Heilige schwerlich durch ein Gedicht von so verkünstelter rhythmischer Form, wie das Eulalialied es ist, gefeiert worden wäre. Ein solches Lied musste ja eben seiner verschnörkelten Form wegen dem Volke von vornherein unfasslich sein. Trotz zahlreicher eindringlicher Untersuchungen (man vgl. darüber Koschwitz, *Commentar zu den ältesten französischen Sprachdenkm.* I 101 ff.) ist man über manche Einzelheit der Rhythmik des Gedichtes noch heute nicht recht klar —, wie also hätten so monströse Verse dem ungelehrten Volke verständlich sein können? Endlich ist auch zu bedenken, dass am Ausgang des 9. Jahrhunderts Saint-Amand und seine Umgebung von einer noch vorwiegend deutschredenden Bevölkerung bewohnt wurde (vgl.

---

[1]) Zu bemerken ist auch, dass das betr. Missale (*Missale gothicogallicanum*, ed. Mabillon, Paris 1685) nur in dem von den Westgothen beherrschten südwestlichen Teile (nicht also im Nordwesten) Galliens gebräuchlich war, vgl. Mabillon's Ausg. in dem Buche *De Liturgia gall.* p. 174 f.

[2]) Waning (dessen kärgliche Biographie man in den *Acta Sanctorum* t. I. unter dem 9. Jan. findet) verehrte übrigens neben der Eulalia (von Barcelona) auch viele andere „sanctas virgines, quae de mundo transierunt", und eben deshalb ist man wohl berechtigt, diese einseitig auf heilige Frauen gerichtete Bethätigung seiner Frömmigkeit für einen rein persönlichen Charakterzug zu erachten.

Suchier a. a. O. p. 42 Anm.), dass also dort ein französisches Gedicht schon um seiner Sprache willen Anklang und Verbreitung im Volke nicht finden konnte. Auch hat der Dichter selbst schwerlich darauf gerechnet, denn sonst würde er sich wohl gehütet haben, seine Verse in die Form einer lateinischen Sequenz einzuzwängen. Das Eulalialied macht den Eindruck, als ob es das Erzeugnis einer blossen mönchischen Versspielerei und als ob das Ziel des Ehrgeizes seines Verfassers höchstens das gewesen sei, dass das Lied einmal beim Gottesdienste gesungen werde. Das ist vielleicht auch geschehen.

War übrigens die heilige Eulalia — sei es die von Merida oder die von Barcelona oder auch die von Rom, deren Geschichtlichkeit von Suchier (*a. a. O.* p. 26 ff.) wohl mit Unrecht angezweifelt worden ist — zur Zeit der Abfassung des ihr geweihten französischen Liedes eine volkstümliche Heilige in Frankreich, wie es scheint, nicht, so ist sie auch späterhin eine solche ganz gewiss nicht geworden. Denn weder hat das Eulalialied eine Neubearbeitung gefunden noch auch wird irgendwo in der gesamten altfranzösischen Litteratur, so weit sie mir wenigstens bekannt ist, auf die spanische (oder römische) Heilige Bezug genommen. Dass sie von den lateinisch schreibenden berufsmässigen Hagiographen gelegentlich erwähnt wird, ist ebenso selbstverständlich wie für die in Rede stehende Frage gleichgültig.

Wenn aber nicht erwiesen werden kann, sondern vielmehr bezweifelt werden muss, dass die (bezw. eine) heilige Eulalia in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine in Frankreich volkstümliche Heilige gewesen sei, so haben wir kein Recht zu der Annahme, dass die Abfassung des französischen Eulalialiedes durch die im Jahre 878 vollzogene Translation veranlasst worden sei.[3]) Es kann folglich das Jahr 878 einen terminus a quo für die Bestimmung der Abfassungszeit nicht abgeben. Auch eine andere Handhabe, welche Suchier für die Ermittelung der Entstehungszeit des Liedes gefunden zu haben glaubt, erweist sich als trügerisch. Das Lied ist — so scheint es wenigstens — von derselben Hand geschrieben, wie das in derselben Handschrift befindliche Ludwigslied, welches „noch bei Lebzeiten Ludwigs III, des Siegers von Saucourt (3. August 881), abgefasst und nach dessen Tode (5. August 882) in die Handschrift eingetragen“ worden ist, denn es trägt die Ueberschrift „rithmus teutonicus de piae memoriae Hluduvico etc.“ Das ist ja ganz richtig, indessen gefolgert kann daraus doch nichts weiter werden, als dass die Niederschrift des

[3]) Noch weniger berechtigt ist die Vermutung, dass gerade im Kloster Saint-Amand die Kunde von der Translation besonderen Eindruck gemacht haben soll, denn dies Kloster hatte doch weder zu einer heiligen Eulalia noch zur Kirche von Barcelona irgendwelche Sonderbeziehung.

Eulalialiedes und die des Ludwigsliedes zeitlich nicht sehr weit auseinander liegen; immerhin aber kann der Zwischenraum einige Jahrzehnte betragen und kann sich beträchtlich sowohl über Jahre vor 878 wie auch über Jahre nach 882 hinaus erstrecken. Wenn übrigens dieselbe Persönlichkeit das französische und das deutsche Lied niedergeschrieben hat, so wird man glauben müssen, dass dieselbe wenigstens das eine der beiden Lieder eben nur nieder-, bezw. abgeschrieben, nicht aber auch verfasst habe, denn schwer denkbar ist es, dass ein und derselbe Mann sowohl der französischen wie der deutschen Dichtkunst mächtig gewesen sei. Will man dies aber dennoch annehmen, so wäre es sehr verwunderlich, dass ein und derselbe Dichter im Eulalialied ein ästhetisch so schwaches, im Ludwigslied dagegen ein ästhetisch verhältnismässig so ansprechendes Gedicht geschaffen hat.

Aus obigen Bemerkungen ergiebt sich, dass wir auf die genaue Bestimmung der Abfassungszeit des Eulalialiedes verzichten müssen. Vielleicht lassen sich künftig einmal die Wege finden, welche zu einem befriedigenderen Ergebnisse führen. Das Eulalialied ist in rhythmischer Beziehung die Nachbildung einer ebenfalls in der Handschrift von Saint-Amand überlieferten lateinischen Sequenz. Würde es gelingen, die Abfassungszeit dieser genau zu ermitteln, was einem mit Sprache und Versbau der frühmittelalterlichen Kirchendichtung Vertrauten nicht unmöglich sein dürfte, so wäre damit wenigstens ein sicherer Ausgangspunkt für die Lösung der Eulaliafrage gewonnen, einstweilen aber fehlt er uns eben noch. Es ist dies indessen nicht gerade beunruhigend. Denn die ungefähre Abfassungszeit des Gedichtes ist deutlich genug erkennbar: die Beschaffenheit der Handschrift, in der es überliefert, und der Sprache, in der es abgefasst ist, weisen mit Bestimmtheit auf die 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts hin. Darüber besteht unter den Sachkundigen auch gar keine Meinungsverschiedenheit.

Das Eulalialied ist ein geistliches Gedicht. Geistliche Gedichte sind auch, bezw. geistlichen Inhalt haben sämtliche übrige älteste französische Sprachdenkmale. Die einzige Ausnahme bildet das Bruchstück des Alexanderliedes des Alberich von (Besançon oder) Briançon, welches übrigens, weil in einer franco-provenzalischen Mundart abgefasst, nicht eigentlich zur französischen Litteratur gehört. Halbgeistlicher Art, um so zu sagen, nämlich ein panegyrischer Hymnus war auch das Farolied, wenn meine in dieser *Zeitschrift* (XVI 235 ff.) vorgetragene Anschauung richtig sein sollte.

Es wäre höchst verkehrt, aus dem Umstande, dass die uns erhaltenen ältesten französischen Gedichte alle oder doch fast alle geistlichen Inhalt haben, folgern zu wollen, dass die älteste französische Dichtung überhaupt eine rein geistliche gewesen sei und

dass somit die französische Litteratur den Ausgangspunkt ihrer Entwickelung im kirchlichen Leben gefunden, ja eben nur da ihn gefunden habe. Einen so einseitig religiösen Ursprung besitzt die französische Litteratur ebenso wenig, wie die Litteratur irgend eines anderen Volkes, ja er kommt ihr in viel geringerem Masse zu, als der Litteratur so manches anderen (z. B. des römischen) Volkes.

Das älteste weltliche französische Gedicht, welches auf uns gekommen ist, ist die in der Oxforder Handschrift (Digby 23) überlieferte Fassung des Rolandsliedes. Dieselbe ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vor dem Jahre 1066 entstanden — denn V 373 „ad oes seint Pierre en cunquist le chevage“ kann doch wohl nur auf die Eroberung Englands durch die Normannen sich beziehen — und folglich etwa zwei Jahrhunderte jünger, als das Eulalialied. Aber es ist ganz zweifellos und wird auch allgemein angenommen, dass das Oxforder Rolandslied eine lange Vorgeschichte hat und dass es auf weit älteren Dichtungen beruht, deren älteste unter dem unmittelbaren Eindruck des Unglücks von Roncesval entstanden sein mag —, ob freilich bereits in französischer oder aber in fränkischer, also in einer germanischen, Sprache, das kann zweifelhaft sein, und, alles in allem genommen, wird man die Frage eher zu Gunsten des Fränkischen, als zu Gunsten des Französischen zu entscheiden sich geneigt fühlen. Jedenfalls hat in Nordgallien — Südgallien bleibe hier ausser Betracht — nicht nur in frühkarolingischer, sondern auch bereits in merovingischer Zeit eine stattliche Heldendichtung geblüht[4]), deren Hervorbringungen allerdings zunächst in germanischer Sprache abgefasst worden sein mögen, aber in französische Sprache umgesetzt wurden, sobald als Galloromanen und Germanen zu einem romanisch redenden einheitlichen Volke verwuchsen, eine Entwickelung, welche zur Zeit des Vertrages von Verdun zu einem gewissen Abschluss gelangt zu sein scheint. Jedenfalls ist das französische Epos erheblich älter, als das Eulalialied und die übrigen uns erhaltenen ältesten französischen Sprachdenkmäler. Wenn aber nur diese letzteren und nicht auch wenigstens einige der ihnen gleichaltrigen oder an Alter überlegenen Heldendichtungen auf uns gekommen sind, so ist dies leicht erklärlich. Soweit als die merovingischen und frühkarolingischen Epen volkstümlich blieben, wurden sie den Wandlungen des sich ändernden Geschmackes immer neu angepasst, infolge dessen kamen die veraltet gewordenen Fassungen ausser Kurs und gingen unter,

[4]) Die von Voretzsch (*Festschrift für Sievers* p. 53 ff.) gegen diese Annahme erhobenen Bedenken halte ich für unbegründet. Ich werde die Frage bei anderer Gelegenheit näher behandeln und dann zugleich auch den Aufsatz von Schneegans über die franz. Volkssage besprechen.

ebenso selbstverständlich auch diejenigen Dichtungen, welche einer zeitgemässen Erneuerung nicht für wert erachtet wurden. Es behaupteten sich also nur die jüngeren Fassungen derjenigen alten Epen, welche dauernder Beliebtheit sich erfreuten. So also hat es sich gefügt, dass wir z. B. nicht das älteste Rolandslied, sondern nur erst eine Fassung aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, d. h. aus verhältnismässig später Zeit besitzen. Gerade die volkstümlichsten Heldengedichte des alten Frankreichs haben ihr Fortleben mit dem Untergange ihrer ältesten Gestaltungen erkaufen müssen. Das Gleiche geschah ja auch im alten Griechenland: die Heldenlieder, aus deren künstlerischer Zusammenfassung die Ilias und die Odyssee hervorgingen, wurden durch eben diese, höchsten Zielen zustrebende, Entwickelung des Epos dem Untergange preisgegeben. Nur freilich waren die griechischen Epen, welche ihre Vorgänger verdrängten, vollendete Kunstwerke, während die überlebende altfranzösische Heldendichtung über Ansätze zu künstlerischer Ausgestaltung nicht hinausgekommen ist. Im Ernste wird niemand das Rolandslied der Ilias oder den Ritter Horn der Odyssee für ästhetisch gleichwertig erklären wollen.

Gedichte, wie das Eulalialied, waren nicht so geartet, dass sie volkstümlich hätten werden und je nach dem Wechsel des Zeitgeschmackes immer neue Form hätten annehmen können. Sie waren also durch ihre Beschaffenheit vor dem Schicksal der Neubearbeitung geschützt. Sie mussten folglich entweder in ihrer ursprünglichen Gestalt sich erhalten oder aber dem Untergange verfallen. Von dem letzteren Schicksale sind zweifellos zahlreiche einst vorhanden gewesene geistliche Dichtungen betroffen worden. Diejenigen aber, welche der Vernichtung entgangen sind, verdanken ihre Rettung Umständen, die man, wenn man einen kurzen zusammenfassenden Ausdruck brauchen will, als Zufälligkeiten bezeichnen darf: etwa der Eintragung in eine Handschrift, welche um ihres sonstigen Inhaltes willen dauernder Aufbewahrung wert erschien — so wäre z. B. das Eulalialied schwerlich erhalten, wenn nicht der betreffende Codex ein Werk Gregors von Nazianz enthalten hätte —, oder der besonderen Verehrung, welche dem in einem Liede gefeierten Heiligen auch späterhin in einem einzelnen Kloster oder Pfarrbezirke gezollt wurde — dies darf man z. B. in Bezug auf das Leodegarlied annehmen —, oder endlich der frommen Scheu, welche die Vernichtung eines biblische Stoffe behandelnden Textes (wie etwa die Passion) als etwas Unheiliges verbot. Ueberhaupt ist ja zu bedenken, dass geistliche Dichtungen, eben weil sie geistlich waren, leichter, als weltliche Heldenlieder in die Klosterbibliotheken aufgenommen wurden und dadurch, wenn den betreffenden Klöstern ruhiger Fortbestand vergönnt war, vor dem

Untergange geschützt blieben. So begreift man auch die Erhaltung des ältesten (Lambspringer) Alexiusliedes: wäre dies ein weltliches Lied gewesen, so würden wir es sicherlich nur in späteren Umarbeitungen besitzen.

Nicht also das ältesteste Gedicht der französischen Litteratur überhaupt, sondern nur das älteste der uns erhaltenen Gedichte ist das Eulalialied. Die französische Litteratur beginnt nicht mit diesem Gedichte, sondern sie reicht viel weiter zurück, aber freilich lässt ihr Anfangspunkt sich nicht durch eine Jahresziffer bestimmen. Die Geschichte der französischen Litteratur hebt folglich an mit einem Zeitraume, von dessen — allem Vermuten nach bedeutsamen — Hervorbringungen wir nur mittelbare Kenntnis besitzen. Jenseits der ältesten Sprachdenkmäler liegen die ältesten Litteraturdenkmäler —, für unseren Blick wie in dämmernder Ferne befindlich und gleichsam nur nebelhafte Umrisse ihrer Gestaltung zeigend, nicht aber unmittelbar erfassbar und greifbar. Selbstverständlich aber darf die Wissenschaft nicht auf den Versuch verzichten, die Nebel zu klären, welche die Anfänge der französischen Dichtung verhüllen und von dem Wesen der frühesten volkssprachlichen Erzeugnisse des französischen Geistes eine möglichst bestimmte Anschauung, über ihren ästhetischen Wert ein wenigstens annähernd sicheres Urteil zu gewinnen. Vieles ist in dieser Richtung hin bereits gethan worden, seitdem G. Paris und Rajna die Bahn gebrochen und den Weg vorgezeichnet haben, Vieles aber muss noch gethan werden.

Was von der französischen Litteratur gilt, das gilt auch von der französischen Sprache: auch sie ist älter, als die ältesten uns erhaltenen Sprachdenkmäler, auch ihre Geschichte hebt also an mit einem Zeitraume, welcher jenseits der schriftlichen Ueberlieferung liegt. Dieser Zeitraum umfasst ohne Zweifel Jahrhunderte oder doch mindestens ein Jahrhundert, aber freilich ist sein Anfangspunkt nicht einmal hypothetisch und theoretisch bestimmbar. Das Französische ist die Fortsetzung des nordgallischen Lateins — bezw. des nordgallischen Volkslateins, wofern man nur diese Bezeichnung richtig auffasst, nicht einseitig darunter ein Bauern- und Pöbellatein (einen sermo rusticus et plebeius) versteht —, es ist also keine neue Sprache, sondern eine alte Sprache in jüngerer Gestaltung, es ist das Ergebnis nicht einer Geburt, sondern einer Entwickelung. Von der Zeit ab, als die Bewohner Nordgalliens das Bewusstsein gewannen, ein besonderes und ein einheitliches Volk zu sein, wurde das nordgallische Latein Französisch. Dies aber konnte erst geschehen, nachdem die durch die fränkische Besitznahme in Nordgallien sesshaft gewordenen Germanen sprachlich romanisiert worden waren und nachdem die zwischen ihnen und

den Galloromanen bestehenden ethnischen und politischen Verschiedenheiten sich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, ausgeglichen hatten. Eine solche Verschmelzung der beiden neben einander wohnenden und ursprünglich als Sieger und Besiegte einander gegenüberstehenden Volksstämme bedurfte aber zu ihrem Vollzuge längerer Zeit, hinsichtlich welcher jedenfalls zwischen den einzelnen Landesteilen Verschiedenheiten stattfanden, je nachdem die germanische Besiedelung eine mehr oder weniger dichte gewesen war und je nachdem dieselbe durch später nachfolgende Einwanderung mehr oder weniger nachhaltig verstärkt wurde.[5]) Chronologische Angaben, seien es auch nur ganz allgemein gehaltene, über den Verlauf und den Abschluss dieser Entwickelung des Franzosentums aus dem mit dem Germanentume sich verbindenden Galloromanentume zu machen, ist überaus misslich, ja geradezu unmöglich. Die Unmöglichkeit kann zur Möglichkeit umgeschaffen werden nur durch die Zusammenstellung und methodische Prüfung aller der unmittelbar oder mittelbar auf die Sprachgeschichte bezüglichen oder doch für die Sprachgeschichte verwertbaren Bemerkungen, welche in den merovingischen und karolingischen Geschichtsquellen verstreut sind —, als Geschichtsquellen aber haben selbstverständlich nicht nur die eigentlichen Geschichtswerke, sondern auch z. B. die Heiligenleben und Translationen, die über staatliche und kirchliche Vorgänge handelnden Akten (z. B. die Beschlüsse geistlicher Synoden etc.) und Urkunden und dergl. zu gelten. Voraussichtlich ist die Zahl derartiger Stellen freilich eine nur kleine, indessen denkbar ist es doch, dass ein recht sorgfältiges und aufmerksames Sammeln einen die Erwartung wenigstens etwas übersteigenden Ertrag haben werde. Auf Grund solcher Forschung wird vielleicht dereinst, wenn auch nicht für alle, so doch für einige nordgallische Landschaften mit annähernder Sicherheit die Zeit ermittelt werden können, von welcher ab die teils galloromanischen, teils germanischen Bewohner eine in sprachlicher Beziehung einheitliche Bevölkerung bildeten. Durch ein derartiges Ergebnis würden die Ausgangspunkte für die Urgeschichte der fran-

---

[5]) Die Ansiedelung der Normannen im unteren Seinegebiet zu Anfang des 10. Jahrhunderts muss hier ausser Betracht bleiben. Denn so gross auch der Einfluss gewesen ist, den die Normannen in sehr wichtigen Beziehungen auf die Entwickelung des französischen Volkstums ausgeübt haben — es wäre darüber gar Vieles zu sagen —, sie sind zu dieser tiefgreifenden Beeinflussung des französischen Geistes- und Culturlebens nur dadurch befähigt geworden, dass sie sich dem französischen Volkstume sprachlich sehr rasch und sehr eng angliederten. Schon der Enkel Rollo's, der spätere Herzog Richard I., wurde von seinem Vater nach Bayeux geschickt, um dort dänisch zu lernen, weil in Rouen vorwiegend nur Französisch gesprochen wurde, vgl. Dudo v. St. Quentin (ed. Lair) c. 68.

zösischen Sprache gewonnen werden; so lange aber als dieses Ziel noch nicht erreicht worden ist, müssen wir uns mit der Vermutung begnügen, dass die Masse der nordgallischen Bevölkerung etwa von Mitte des 8. Jahrhunderts ab durch die sprachliche Romanisierung ihrer germanischen Bestandteile einsprachig geworden sei.[6]) Freilich muss diese Vermutung sofort durch eine andere eingeschränkt werden, durch diejenige nämlich, dass noch weit über die angegebene Zeit hinaus, ja vielleicht bis zum Ausgange der karolingischen Zeit, einzelne Gaue oder doch einzelne Familienverbände, namentlich einzelne altgermanische Adelsgeschlechter zweisprachig geblieben seien, indem die Einwohner eines Gaues zu einem Teile nur das Romanische zu einem anderen nur das Germanische redeten oder aber in ihrer Gesamtheit beider Sprachen gleich mächtig waren und je nach Bedürfnis bald die eine, bald die andere brauchten; in Bezug auf die Familien germanischer Abkunft, welche der völligen Romanisierung

---

[6]) Diese Annahme soll in einem späteren Abschnitte der *Beiträge* durch Beweise gestützt werden. Schon hier aber werde wenigstens auf eine Thatsache hingewiesen. Bei der Strassburger Zusammenkunft im Jahre 842 wurde das Heer Karls des Kahlen von Ludwig dem Deutschen in romanischer Sprache (romana lingua) angeredet und leistete darauf seinen Eid ebenfalls in romanischer Sprache (Nithard, *Hist.* III,5). Dies setzt selbstverständlich voraus, dass das Romanische — darunter kann aber hier nach Lage der Sache nur das Französische verstanden werden — die im Heere Karls herrschende Sprache war, denn hätten sich Deutschredende in erheblicher Zahl darunter befunden, so würden doch gewiss Anrede und Eid auch in deutscher Sprache gehalten, bezw. geleistet worden sein. Folglich muss damals in den Landschaften, aus denen die Krieger Karls vorwiegend sich rekrutierten, d. h. im Gebiete an und südlich von der Loire (vgl. Lücking, *Die ältesten französischen Mundarten* p. 193), das Französische die, wenigstens nahezu, ausschliessliche Landessprache gewesen sein. Es war also in den betreffenden Gauen damals die sprachliche Romanisierung der dort wohnhaften Germanen bereits vollzogen worden, und zwar gewiss schon vor längerer Zeit, etwa seit einem Jahrhundert, wie man wohl daraus schliessen darf, dass Nithard den Gebrauch des Romanischen von Seiten der Krieger Karls offenbar als etwas ebenso Selbstverständliches erachtete, wie den Gebrauch des Deutschen von Seiten der Krieger Ludwigs. Es scheint dies darauf hinzudeuten, dass Nithard von einer Zweisprachigkeit in Gallien nichts mehr wusste; wenn dem aber so war, so muss zu seiner Zeit die Zweisprachigkeit ein im wesentlichen schon seit langen Jahrzehnten überwundener Zustand gewesen sein. Diese Annahme wird auch durch die Erwägung gestützt, dass der im Vertrage von Verdun durchgeführten Reichsteilung sehr wahrscheinlich der Gedanke zu Grunde lag, sowohl Ludwig dem Deutschen, wie auch Karl dem Kahlen ein in Bezug auf Volkstum und Sprache ungefähr einheitliches Herrschaftsgebiet zu überweisen. Jedenfalls aber ist nach dem Vollzuge der Reichsteilung die Entstehung eines nationalen Gegensatzes zwischen Deutschland und Frankreich sehr bald bemerkbar, also war in dem einen wie in dem anderen Lande ein bereits ausgebildetes oder doch dem Abschlusse seiner Ausbildung nahes Sondervolkstum bereits vorhanden.

sich bis dahin noch entzogen hatten, liegt die Annahme nahe, dass sie des germanischen Idioms nur noch im häuslichen Verkehre sich bedienten, im öffentlichen Leben aber nur romanisch redeten, ähnlich wie etwa gegenwärtig die in Frankreich ansässigen deutschen Familien ausserhalb des Hauses durch die Verhältnisse zum Gebrauche der fremden Sprache genötigt werden.

Darf man, mit der angegebenen Beschränkung, die urgeschichtliche d. h. die jenseits sprachgeschichtlich verwertbarer litterarischer Ueberlieferung liegende Zeit der französischen Sprache vermutungsweise um die Mitte des 8. Jahrhunderts beginnen lassen, so frägt sich, wie weit man diese Zeit sich erstrecken lassen soll. Das Jahr der Strassburger Eide lässt sich nicht wohl als Endpunkt ansetzen. Denn abgesehen davon, dass die Eide nach Umfang und Inhalt ein überaus dürftiges Sprachdenkmal darstellen,[7]) so kann das Jahr ihrer Abfassung nur rein äusserlich als Beginn der litterarischen und also der geschichtlichen Zeit betrachtet werden. Auf die Eide folgt — aber in einem Abstande von mindestens einem Menschenalter — das Eulalialied, es reihen sich weiter an die übrigen ältesten Sprachdenkmäler bis zum Alexiusliede hin. Gewiss besitzen diese litterarischen Erzeugnisse, so gering man auch über ihren ästhetischen Wert denken mag, eine grosse sprachgeschichtliche Bedeutung, und wir haben alle Ursache, die Thatsache, dass sie uns erhalten worden sind, als eine glückliche Fügung anzuerkennen, aber die sprachgeschichtliche Erkenntnis, welche wir aus ihnen schöpfen können, ist, alles in allem genommen, doch nur recht kärglich. Verschuldet wird dies nicht allein durch ihren geringen Gesamtumfang und den eng begrenzten Gedankenkreis ihres Inhaltes, sondern namentlich auch durch die fragwürdige Gestalt, in welcher gerade die wichtigeren von ihnen uns überliefert sind: es wimmeln ja diese Texte von offenbaren Entstellungen und von Nachlässigkeitsfehlern aller Art. Wohl haben nun hervorragende Meister der Kritik nicht ohne Erfolg sich bemüht, die Verderbnisse zu entfernen, aber die auf diesem Wege gewonnenen Reconstructionen können, so sehr man auch den Scharfsinn und die Methode ihrer Urheber bewundern muss, doch der Natur der Sache nach nur in bedingtem Grade als zuverlässig gelten und sind folglich auch nur in bedingtem Masse geeignet, der sprachgeschichtlichen Forschung als Unterlagen zu dienen. Die Beschaffenheit der französischen Sprache zur Zeit der Abfassung des Eulalialiedes, des Jonasbruchstückes, des Leodegarliedes, der Passion und der Stephans-

[7]) Hätte es doch Nithard gefallen, ausser den Eiden auch die Ansprache, welche Karl in romanischer, Ludwig in deutscher Fassung an das Heer hielt, im Wortlaute statt in lateinischer Uebersetzung zu überliefern! Welch' wichtiger Text würde dies für uns sein!

epistel kann aus diesen Denkmälern nur sehr unvollkommen erkannt werden, es bedarf das, was sich aus ihnen einigermassen sicher erkennen lässt, in weitem Umfange der Ergänzung durch die auf allgemein sprachwissenschaftliche Erwägungen oder auf die romanische Sprachvergleichung oder auf staats- und kulturgeschichtliche Thatsachen sich stützende Hypothese. Eben deshalb wird man gut daran thun, den betreffenden Zeitraum noch in die Urgeschichte des Französischen einzubeziehen, ihm noch nicht oder doch nur mit nachdrücklichem Vorbehalte den Charakter litterarischer Geschichtlichkeit zuzuerkennen. Selbst das Lambspringer Alexiuslied muss noch der urgeschichtlichen Zeit zugewiesen werden, aber freilich bildet es deren Abschluss, denn da es zweifellos um 1040 verfasst wurde, ist es nur wenige Jahrzehnte älter, als diejenige Fassung des Rolandsliedes, auf welcher die Oxforder Redaction beruht.

Der urgeschichtliche Zeitraum der französischen Sprache umfasst also, wenn man den vorgetragenen Annahmen zustimmen will, die zwischen ca. 750 bis ca. 1050 liegenden drei Jahrhunderte.

Jenseits dieses Zeitraumes aber erstreckt sich für die auf Erkenntnis der Vorbedingungen der französischen Sprachentwickelung gerichtete Forschung der vorgeschichtliche Zeitraum,[8]) welcher in drei Perioden sich gliedert, nämlich:

a) die keltische Zeit, beginnend mit der — chronologisch nicht bestimmbaren — Niederlassung der Kelten in Gallien und endend mit der Eroberung Nordgalliens durch Caesar;

b) die gallo-römische Zeit, von der Unterwerfung Nordgalliens unter römische Herrschaft bis zur Aufrichtung des Frankenreiches sich erstreckend;

c) die gallo-romanisch-germanische Zeit, d. h. die Zeit, während welcher (nach Aufrichtung des Frankenreiches) Galloromanen und Germanen neben einander wohnten und allmählich zu e i n e m Volkstume verwuchsen.

Weder die Vorgeschichte noch die Urgeschichte der französischen Sprache und Litteratur ist bis jetzt Gegenstand einer eindringenden Sonderuntersuchung geworden. Ein Werk, wie es Müllenhoff's — leider freilich nicht zum Abschlusse gelangte — „deutsche Altertumskunde“ für die deutsche Philologie ist, fehlt der französischen Philologie. Es ist dies ein empfindlicher Mangel, denn es versteht sich ja von selbst, dass so lange, als er fortdauert, die französische Sprach- und Litteraturgeschichte zu einem Teile des notwendigen Unterbaues entbehrt. Andrerseits ist es freilich sehr erklärlich, dass die Vor- und Urgeschichte des Französischen

---

[8]) „vorgeschichtlich“ bedeutet in diesem Zusammenhange selbstverständlich nicht „vor der Geschichte überhaupt liegend“, sondern „der Geschichte der französischen Sprache vorausgehend.“

bis jetzt noch nie in ausreichender Weise behandelt worden ist, denn es kann dies nur geschehen auf Grund einer Forschung, welche weit hinausgreift über die üblichen Grenzen der französischen Philologie. In unserer Zeit aber hat jeder, der wissenschaftlich thätig ist, berechtigtesten Anlass, sein Forschungsgebiet thunlichst eng zu bemessen, um es allseitig tief durchackern, sorgsam bestellen und sichere Frucht ihm abringen zu können, und so scheut man meist vor Arbeiten zurück, welche ihrer Beschaffenheit nach den, der sie unternimmt, leicht in uferlose Weiten verlocken, leicht auch statt sicherer Ergebnisse nur Luftgespinnste ihn gewinnen lassen.

Auch mir liegt der Gedanke fern, die Vor- und Urgeschichte des Französischen schreiben zu wollen. Nur bescheidene Beiträge und Vorarbeiten zu einer solchen will ich zu bieten versuchen, und zwar beabsichtige ich zunächst, folgende Gegenstände zu behandeln:

I. Die Nachwirkung des Keltentums auf das französische Volkstum, insbesondere auf die französische Sprache und Litteratur;

II. Die Beschaffenheit des gallischen Lateins, insbesondere des Volkslateins;

III. Den Einfluss der Germanen (namentlich auch der Normannen) auf die Entwickelung des französischen Geisteslebens, insbesondere der galloromanischen, bezw. der französischen Sprache und Dichtung, während der ersten Jahrhunderte nach der Festsetzung der Germanen in Nordgallien.

Wird mir die Durchführung meines Arbeitsplanes vergönnt, so werden sich drei Reihen von Einzelabhandlungen ergeben, deren jede ein in sich thunlichst abgeschlossenes kleines Ganze bilden soll.

I.

Die Nachwirkung des Keltentums auf das französische Volkstum.

Zufolge der allgemein herrschenden Anschauung bildet das Keltentum die ethnische Grundlage des Franzosentums, so dass also in den Franzosen die sprachlich romanisierten Nachkommen der nordgallischen Kelten zu erblicken sind.[9])

Diese Annahme setzt selbstverständlich voraus, dass die Bevölkerung des nördlichen Galliens, d. h. des späteren französischen Sprachgebietes, wenn nicht durchweg, so doch in ihrer überwiegen-

[9]) So sagt z. B. Kiepert in seinem *Lehrbuch der alten Geographie* (Berlin 1878) p. 502: Die Hauptnation dieses grossen Ländergebietes, die keltische oder gallische, welche auch durch römische Colonien und Annahme romanischer Sprache, sowie durch das Eindringen der an Zahl schwachen germanischen Eroberer (Gothen, Burgunden, Franken, Normannen) kaum wesentlich gemischt, dasselbe noch jetzt bewohnt, hat sich durch jahrtausendlange Cultur mehr in ihrem körperlichen als geistigen Typus verändert.

den Mehrheit aus echten, mit fremden Volksstämmen entweder gar nicht oder doch nur in unerheblichem Masse gemischten Kelten bestanden habe. Sie setzt ferner voraus, dass das keltische Volkstum Nordgalliens weder durch die Einwanderung von Italienern, welche nach der Eroberung des Landes durch die Römer erfolgte, noch auch durch die spätere Sesshaftmachung der Franken (und anderer germanischer Stämme) auf nordgallischem Boden in seinem Bestande wesentlich beeinträchtigt und verändert worden sei, abgesehen davon, dass Verdrängung der keltischen Sprache durch das Latein stattgefunden habe.[10])

Gegen die erste Voraussetzung streitet, um von allem anderen hier abzusehen und es späterer Erörterung vorzubehalten, Caesars Angabe. Denn dieser unterscheidet in Nordgallien zwei Volksstämme: die zwischen der Garonne einerseits und der Seine und Marne andrerseits sesshaften „Celtae“ oder „Galli“ und die nordwestlich von ihnen wohnenden „Belgae“; den letzteren legt er germanischen Ursprung bei.[11]) Ueberdies bemerkt Caesar ganz ausdrücklich von vornherein (b. g. I 1), dass die drei Gallien bewohnenden Volksstämme — Aquitaner, Celten, Belger — verschieden seien an Sprache, Einrichtungen und Gesetzen (hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt). Der Eroberer Nordgalliens hat also in aller Form erklärt, dass er in diesem Lande nicht gegen ein einheitliches Volkstum, sondern gegen zwei Volksstämme, Galler und Belger, gekämpft habe. Das Recht freilich muss die Wissenschaft sich wahren, Caesars Erklärung prüfen und sogar sie ablehnen zu dürfen, wenn sie anderen Zeugnissen gegenüber als unhaltbar sich erweisen sollte, und von diesem Rechte der Prüfung wird auch unsrerseits Gebrauch gemacht werden.

Die zweite Voraussetzung — diejenige nämlich, dass das Keltentum weder durch die römische noch durch die germanische Eroberung und Besiedelung Nordgalliens in seinem Bestande wesentlich verändert worden sei — steht in schneidendem Widerspruche mit den Thatsachen der Geschichte. Wer die Entwickelung des französischen Geisteslebens, sei es auch nur oberflächlich, kennt, weiss, wie deutlich in ihm die Einwirkungen römischen und mehr

[10]) Einzelne Forscher — so z. B. Granier de Cassagnac *(Histoire des Origines de la langue française*, Paris 1872) — haben aber auch dies geleugnet und behauptet, dass das Französische die Fortsetzung des Keltischen sei, seine Aehnlichkeit mit dem Latein aber sich aus der zwischen Keltisch und Latein bestehenden Urverwandtschaft erkläre. Man wird es mir gewiss nicht verargen, wenn ich diese Hypothese eben nur erwähne, von jeder Widerlegung aber absehe.

[11]) B. g. II. 4: Caesar . . . . sic reperiebat: plerosque Belgas esse ortos ab Germania Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse.

noch germanischen Wesens zu erkennen sind. Auch davon wird später ausführlich gehandelt werden.

So erweisen sich die Voraussetzungen, unter denen allein die Theorie von dem reinen Keltentum der Nordgallier (und mittelbar der Franzosen) annehmbar ist, selbst bei flüchtiger Prüfung als wenig glaubhaft. Dazu kommt aber noch, dass auch andere Erwägungen gegen sie zu sprechen scheinen. Namentlich auf zwei Thatsachen werde schon hier hingewiesen:

a) Wohl noch niemand hat behauptet, dass die Kelten in Nordgallien ein autochthoner Volksstamm gewesen seien, sondern durchaus allgemein hat man von jeher angenommen und nimmt man noch gegenwärtig an, dass eine Einwanderung der Kelten von auswärts her stattgefunden habe; nur über die mutmasslichen Ursitze der Kelten und über den Weg, auf dem sie von diesen aus nach Gallien gewandert sind, bestehen unter den Forschern Meinungsverschiedenheiten, auf welche aber, da die Sache für die vorliegende Betrachtung, wenigstens zunächst, gleichgültig ist, hier nicht eingegangen zu werden braucht.

Sind die Kelten in Nordgallien nicht uransässig, sondern dahin eingewandert, so liegen zwei Möglichkeiten vor: entweder Nordgallien war damals ein menschenleeres Land, oder aber es war bereits von einer älteren Bevölkerung irgend welcher Rasse bewohnt. Im letzteren Falle, den man gewiss für den weit wahrscheinlicheren erachten muss, ergeben sich wiederum zwei Möglichkeiten: entweder die ältere Bevölkerung wurde von den Kelten vollständig ausgerottet oder aber die Kelten und jene Ureinwohner verschmolzen im Laufe der Zeit zu einem Volke. Zweifellos hat auch hier die zweite der beiden Möglichkeiten die viel grössere Wahrscheinlichkeit für sich, beweisen freilich lässt sie sich ebensowenig, wie die zuerst hervorgehobene.

Jedenfalls ist — namentlich in Hinblick darauf, dass in Südgallien Mischung der Kelten einerseits (in Aquitanien) mit den Iberern, andrerseits (in dem an Ligurien grenzenden Küstenstriche) mit den Ligurern stattgefunden hat — die Annahme statthaft, dass auch in Nordgallien die Kelten mit einem, uns freilich unbekannten. Urvolke sich gemischt haben. Ist eine solche Mischung erfolgt, so darf man allerdings mit bestem Grunde glauben, dass in ihr der keltische Bestandteil der weit überwiegende und der für die fernere Entwickelung bestimmende gewesen sei,[12]) aber immerhin kann

[12]) Es fällt namentlich ins Gewicht, dass der geographische Namenbestand (Berg-, Fluss-, Gau-Namen etc.) des nördlichen Frankreichs noch gegenwärtig — trotz der Römer- und der Frankenzeit und trotz der normannischen Ansiedelung — ein ganz vorwiegend keltisches Gepräge trägt und dass in ihm Bestandteile, die weder keltisch noch lateinisch noch germanisch sind, wohl überhaupt nicht enthalten sind.

doch dann von einem rein keltischen Volkstum auch in Nordgallien nicht mehr die Rede sein, ganz abgesehen von der germanischen Herkunft der Belger.

b) Wenn, wie man gemeinhin glaubt, das französische Volkstum im wesentlichen aus dem keltischen hervorgegangen, also die ethnische Fortsetzung desselben ist, so muss man erwarten, dass die keltische Eigenart zu einem guten Teile fortlebe oder doch wenigstens lange Zeit fortgelebt habe in der französischen Sprache, in der französischen Dichtung, im französischen Volkscharakter, überhaupt in der physischen und psychischen Beanlagung der Franzosen. Eine solche Erwartung wird aber keinesfalls bestätigt oder doch allerhöchstens in einem so geringen Masse, dass daraus ein Recht, die Franzosen für nur sprachlich romanisierte, sonst aber ihr Volkstum im wesentlichen bewahrt habende Kelten zu erklären, nimmermehr abgeleitet werden kann. Was die französische Sprache und Dichtung anbelangt, bleibe die Feststellung ihrer etwaigen Beeinflussung durch keltische Volkseigenart späterer eingehender Untersuchung vorbehalten. Einstweilen soll nur auf zwei Thatsachen hingewiesen werden. Erstlich darauf, dass (abgesehen von den geographischen Namen) die Zahl der Worte zweifellos gallokeltischen Ursprunges im Französischen eine sehr kleine ist — manche derselben sind übrigens erst durch das Latein hindurchgegangen (z. B. lieue, alouette) — und dass auch nur wenige Kreuzungen zwischen lateinischen und keltischen Worten sich mit einiger Sicherheit nachweisen lassen (es kommen nämlich nur orteil, glaive, craindre und vielleicht lieu in Betracht). Die lange Liste angeblich keltischer Worte im Französischen, welche die Etymologen früherer Zeit aufgestellt hatten, ist von der methodischen Wortforschung der Gegenwart gewaltig beschnitten worden. Möglich allerdings, dass man jetzt etwas zu weit geht in der Leugnung von Keltismen. Nicht zwar das ist zu befürchten, dass eigentliche Missgriffe begangen worden seien, aber etwas anderes ist denkbar. Keltisch und Lateinisch sind, wie bekannt, einander urverwandt, und die Sprache der alten Gallier scheint in ihrer Gestaltung dem Latein besonders nahe gestanden zu haben. Eben deshalb ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass manches französische Wort, welches ganz lautregelrecht aus dem Latein sich ableiten lässt und folglich auch aus dem Latein abgeleitet zu werden pflegt, in Wirklichkeit doch nicht auf einem lateinischen, sondern auf einem keltischen Etymon beruht. Möglich ist auch, dass vereinzelte französische Worte, denen man auf Grund ihrer Lautbeschaffenheit germanische Herkunft beizulegen berechtigt ist, in Wahrheit doch dem Keltischen entstammen, sei es auch nur in der mittelbaren Weise, dass sie aus dem Keltischen zunächst in das Ger-

manische und aus diesem in das Galloromanische übertragen wurden. Bei der Nachbarschaft und den daraus sich ergebenden vielseitigen engen Beziehungen, welche zwischen Kelten und Germanen statthatten, ist derartiges vielleicht gar nicht so selten geschehen, vielleicht sogar ebenso häufig, wie in späterer Zeit der ganz parallele Vorgang, dass ein deutsches Wort in das französische überging, um nachmals in französierter Gestalt wieder in das Deutsche einzutreten. Aber mag immerhin der keltische Bestandteil im französischen Wortschatze um etliche Dutzend Worte zu niedrig veranschlagt werden, er würde ein recht kleiner auch dann noch sein, wenn er um diese wenigen Dutzende grösser wäre. Auch sonst ist in der französischen Sprache von einer Nachwirkung des Keltischen wenig zu spüren,[13]) und überdies ist wohl bezüglich einzelner der wenigen Spracherscheinungen, welche man gemeinhin als dem Keltischen entstammend zu erachten pflegt, der keltische Ursprung doch noch nicht mit voller Sicherheit festgelegt. Es dürfte dies z. B. von dem Uebergange des *u* in *ü* und von der Entstehung der Nasalvocale gelten. Beide Lautentwickelungen sind allerdings (innerhalb des romanischen Sprachenkreises) vornehmlich den auf ehemals keltischem Gebiete erwachsenen Sprachen eigentümlich, und es ist das gewiss sehr beachtenswert; immerhin aber ist ihr keltischer

[13]) Es werde hier eine allgemein sprachgeschichtliche Bemerkung angefügt. Wenn eine Sprache auf eine andere sich gleichsam lagert — wie das Lateinische auf das Keltische —, so wird die unterliegende Sprache geradezu erdrückt und vermag auf die ihr aufliegende keinen oder doch nur einen ganz unwesentlichen Einfluss auszuüben. So ist z. B. das Polabische von dem Deutschen, die uralaltaische Sprache der Tartaren von dem Russischen erdrückt und erstickt worden. So aber auch das Keltische in Gallien von dem Latein, in Britannien von dem Angelsächsischen, später (und noch gegenwärtig) von dem Englischen. Dieser Vorgang, den man Sprachtötung nennen könnte, ist stets die Begleiterscheinung des Unterganges eines Volkstums, tritt also jedesmal dann ein, wenn ein Volk durch ein anderes, ihm physisch und geistig überlegenes nicht nur unterworfen, sondern auch, um so zu sagen, entnationalisiert, beziehentlich in die Nationalität des herrschenden Volkes einbezogen wird, wie es eben z. B. einem Teile der ostelbischen Slaven geschehen ist. Sprache und Volkstum stehen aber in engsten Beziehungen zu einander: die Sprache ist ein Bestandteil des Volkstums, und zwar derjenige, welcher fremden Einflüssen gegenüber am wenigsten widerstandsfähig ist, bei welchem also die Zersetzung des Volktums am frühesten beginnt. So geschieht es, dass Völker, welche im übrigen ihr Volkstum noch behaupten, doch sprachlich in mehr oder minder starkem Grade entnationalisiert werden; die mildeste Form dieses Vorganges ist das Eindringen fremder Bestandteile in den Wortschatz. Ja, es kann geschehen, dass ein Volk sprachlich völlig entnationalisiert wird, abgesehen von der Sprache, aber sein Volkstum (zunächst wenigstens) fast unversehrt beibehält, so z. B. die englisch (nicht neger-englisch) redenden Neger in Nordamerika, die französisch redenden Normannen des 10. und 11. Jahrhunderts u. a.

Ursprung noch nicht wirklich erwiesen, und namentlich die Vocalnasalierung lässt sich recht wohl verstehen und erklären, auch ohne dass man zur keltischen Hypothese seine Zuflucht nimmt. Wie es sich damit aber auch immer verhalten möge, mit voller Bestimmtheit darf man behaupten, dass die innere Sprachform des Französischen durchaus rein romanisches Gepräge trägt, in keinerlei Abhängigkeit von dem Keltischen steht. Der Beweis hierfür kann leicht erbracht werden aus der Vergleichung des Französischen mit denjenigen romanischen Sprachen, welche, wie namentlich das Italienische (im engeren Sinne des Wortes) und das Castilische, ausserhalb des einst keltischen Gebietes sich entwickelt haben. Freilich wohl nimmt das Französische, besonders in lautlicher Beziehung, eine sehr scharf hervortretende Sonderstellung innerhalb des romanischen Sprachenkreises ein, indessen nicht dadurch, dass es Erscheinungen aufweist, welche vom Standpunkt der lateinisch-romanischen Sprachforschung aus und mit deren Mitteln sich nicht erklären liessen, als vielmehr, weil in ihm die allgemein romanischen Entwickelungen des lateinischen Lautsystems, Formen- und Satzbaues am folgerichtigsten und in vollstem Umfange durchgeführt worden sind, während dies in den anderen Sprachen mehr oder weniger nur in beschränktem Masse geschehen ist. So hat sich unter allen romanischen Sprachen das Französische allerdings am weitesten vom Lateinischen entfernt, aber doch nur auf geradlinigen Bahnen, nicht auf durch das Keltische führenden Zickzackwegen. So z. B. wenn die romanische Verschiebung zwischenvocalischer Tenues und Mediae bis zum Schwunde des Consonanten (namentlich bei *c* und *g*, *t* und *d*) gesteigert worden ist (z. B. securum > sëur, sûr, dagegen italienisch sicuro, spanisch seguro, cantata > chantée, aber italienisch cantata, spanisch cantada) oder wenn die Zerstörung der lateinischen Declination im Französischen vielfach bis zur Aufhebung der Numerusunterscheidung vorgeschritten ist (z. B. homme und hommes, ami und amis sind, wenn nicht in Bindung stehend, einander gleichlautend). Oder auch wenn die logische Wortstellung (Subject, Prädicat, Object), welcher alle romanischen Sprachen zuneigen, im Neufranzösischen zu einer festen Satzbauregel sich ausgebildet hat. Alle diese und viele andere Erscheinungen sind eben der romanischen Sprachforschung durchaus erklärbar; ganz zwecklos, und übrigens auch ganz vergeblich, wäre es, zum Behufe ihrer Erklärung auf das Keltische zurückgehen zu wollen.

Dass aber das Französische unter allen romanischen Sprachen sich am weitesten vom Lateinischen entfernt hat, ist unschwer begreiflich. Zu einem Teile erklärt es sich schon aus der Lage des Französischen an der Peripherie des romanischen Sprachenkreises: peripherisch gelegene Sprachen schreiten, wenn nicht besondere

Hemmungsursachen vorliegen, immer rascher vorwärts, als die central gelegenen. Man kann dies z. B. innerhalb des neugriechischen Sprachenkreises beobachten, in welchem z. B. die pontische, die kappadokische und die kretensische Mundart in der vom Altgriechischen abführenden Entwickelung viel weiter gegangen sind, als die Mundarten des eigentlichen Griechenlands (mit einziger, aber auch nur bedingter Ausnahme des Zakonischen). Aber auch andere, noch wichtigere Erklärungsgründe liegen vor: so die innige Beziehung, in welche das Galloromanische zu dem Germanischen gesetzt wurde; bei weitem am bedeutsamsten aber ist die Thatsache, dass unter allen romanischen Nationalitäten die französische am frühesten zur Ausbildung gelangte und demnach auch früher, als alle übrigen, bestimmenden Anteil nahm an der abendländischen Culturentwickelung: die französische Nation ist die älteste aller romanischen Nationen; infolge dessen ist auch die französische Nationalsprache die älteste aller romanischen Nationalsprachen und eben deshalb die zugleich in ihrer Entwickelung am weitesten und am folgerichtigsten vorgeschrittene. Nur wolle man aus diesem Satze ja nicht etwa den Schluss ziehen, dass das Französische sich gegenwärtig in einer Art von Greisenalter befinde, die anderen romanischen Sprachen aber noch vollkräftig und vollsäftig seien. Sprachen haben nur ein geschichtliches Alter, nicht aber ein physiologisches, das allmählichen Kräfteverfall und schliesslich das Absterben bedingt. Wenn man von dem „Organismus" der Sprache redet, so ist dies eine nur in bildlichem Sinne zu verstehende und nur in diesem berechtigte Bezeichung.

Die gegebenen Andeutungen reichen wohl aus, um darzuthun, dass ein Fortleben keltischen Geistes in der französischen Sprache nicht behauptet werden kann. Eine nähere Begründung dieses Satzes wird später in einem besonderen Abschnitte gegeben werden.

Sodann werde auf eine zweite Thatsache hingewiesen.

In der frühmittelalterlichen volkstümlichen Heldendichtung, der Chanson-de-geste-Epik, Frankreichs ist von einer Nachwirkung keltischer Geisteseigenart auch nicht die leiseste Spur zu bemerken; es fehlen in allen diesen Gedichten Bezugnahmen auf keltische Mythen, Sagen, Anschauungen, Sitten; der Gedankenkreis, innerhalb dessen sie sich bewegen, berührt nirgends keltisches Gebiet. Für die Dichter der Chansons de geste scheint die keltische Vergangenheit ihres Landes einfach gar nicht vorhanden gewesen zu sein, ebensowenig auch die römische Zeit. Es haben diese Dichter sich offenbar nur als Franzosen gefühlt, d. h. als Angehörige eines erst in der fränkischen Merovingerzeit entstandenen Volkes; was jenseits der merovingischen Epoche lag, war ihnen oder doch denen von ihnen, welche einige gelehrte Bildung besassen, freilich nicht

unbekannt, aber es fehlte ihnen jedes Bewusstsein von einem inneren Zusammenhange jener entlegenen Vorzeit mit der Gegenwart, „Gallien“ war für sie allenfalls ein geschichtlicher Begriff, aber nichts mehr, vaterländisches Gefühl empfanden sie nur für das „süsse Frankreich“.[14])

Etwa vom Ausgange des 11. Jahrhunderts ab behandelte die französische Epik mit Vorliebe keltische Stoffe, aber dieselben wurden nicht etwa einem einheimischen Sagenschatze entnommen, sondern aus keltisch redenden Landen — sei es Armorica oder Wales — eingeführt, waren also nicht national. Die Art aber, wie man sie behandelte, lässt deutlich erkennen, dass man ihnen ohne innere Teilnahme gegenüberstand, dass man in ihnen nur Mittel der Unterhaltung erblickte und nicht etwa ehrwürdige Ueberlieferungen aus der Vorzeit des eigenen Volkes. Geschichtliche Bedeutung, aber auch nur in Bezug auf England, wurde der Artussage höchstens von den Dichtern beigemessen, welche, wie der Verfasser des *Roman de Brut*, die Geschichte Englands schreiben wollten. Für Christian von Troyes und für alle die, welche nach ihm Abenteuerromane verfassten oder alte Chansons de geste zu solchen umformten, waren Artus und die Helden seiner Tafelrunde blosse Märchengestalten.

Wie völlig entfremdet die Franzosen des Mittelalters der keltischen Vergangenheit ihres Landes waren, wird recht augenfällig durch die Thatsache bekundet, dass die abstruse Fiction von der trojanischen Abstammung der Franken wirklich zu einer Art von französischer Nationalsage hat werden können. Es bedeutet

---

[14]) Die Verdrängung des keltischen Landesnamens „Gallien“ durch das seinem Stamme nach germanische „Francien“ (gleichsam „Frankei“) ist überaus bemerkenswert. Es lässt sich nämlich beobachten, dass im Laufe der europäischen Geschichte alte von Völkernamen abgeleitete Landesnamen nur dann aus dem Gebrauche verdrängt worden sind, wenn ein altansässiges Volk infolge seiner Unterwerfung durch ein fremdes Volk nicht nur seine Selbständigkeit, sondern allgemach auch seine Nationalität verlor. So wurde eben „Gallien“ zu „Frankreich“, das „cisalpinische Gallien“ zur „Lombardei“, „Britannien“ zu „England“, so wurde der Name „Deutschland“ auf ehemals slavische und keltische Gebiete, der Name „Russland“ auf ehemals finnische Landschaften ausgedehnt. Freilich kann ein alter Ländername den Untergang der Nationalität, auf welcher er ursprünglich beruhte, auch überleben, in dem Falle nämlich, dass er von dem erobernden Volke übernommen wird: so ist es z. B. mit dem Namen „Preussen“ geschehen. Die Sache steht also so: Fortbestand des alten Landesnamens beweist nichts für den Fortbestand der alten Nationalität, wohl aber deutet Untergang des alten Landesnamens auf Untergang der alten Nationalität hin. Was „Frankreich“ anbelangt, so ist noch besonders zu beachten, dass „France“ zunächst allerdings nur Landschaftsname war (Isle de France), aber doch schon früh auch als Landesname gebraucht wurde.

dies eine Verleugnung jeglichen Zusammenhanges mit dem Keltentume, wie sie greller gar nicht gedacht werden kann.

Was von der altfranzösischen Epik gilt, das hat auch für die übrigen Gebiete der altfranzösischen Dichtung Gültigkeit: auf keinem derselben — nur für die Fabliaus ist vielleicht eine Ausnahme zuzugestehen — sind Nachwirkungen des gallischen Keltentums zu verspüren.

Bei dieser Sachlage ist ein starker Glaube an die Möglichkeit eines litterarischen Atavismus erforderlich, wenn man die Behauptung so mancher Litterarhistoriker, dass einzelne oder sogar viele Hervorbringungen der neufranzösischen Dichtung von einem specifisch „gallischen Geiste (esprit gaulois)" durchhaucht seien, für mehr als eine leere Redensart halten soll. Der „gallische Geist" müsste dann eben das ganze Mittelalter hindurch geschlafen haben und erst in der Zeit der Renaissance wieder aufgewacht sein. Die besonders eifrigen Anhänger dieses seltsamen Geistes sind nun freilich anderer Meinung; sie behaupten, er sei auch im Mittelalter gelegentlich thätig gewesen, denn alle derbkomischen, humoristischen und satirischen Bestandteile in den Chansons de geste, Mysterien, Moralitäten etc. etc. seien von ihm geschaffen. Aber woher weiss man denn eigentlich, dass die alten Galler einen an Witz und Humor sich erfreuenden Geist besessen haben, den sie auf ihre Nachkommen vererben konnten? Die Quellenschriften verraten davon nichts. Und sind denn etwa diejenigen Eigenschaften, sei es der französischen Litteratur überhaupt, sei es einzelner französischer Litteraturwerke, welche man auf die Betätigung des „gallischen Geistes" zurückführen will, wirklich nur in der französischen Litteratur anzutreffen? Diese Frage muss von jedem, der auch andere Litteraturen kennt, entschieden verneint werden. Wer sie aber bejahen will, dem liegt die Pflicht ob, den gallischen Ursprung des esprit gaulois nachzuweisen, und dieser Nachweis eben ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die wissenschaftliche Litteraturgeschichte, welche das Klappern mit Schlagworten verschmäht, kennt keinen esprit gaulois in der französischen Litteratur; sie bedarf eines derartigen spiritus familiaris und litterarischen deus ex machina auch gar nicht, weil sie durchaus imstande ist, auch ohne ihn die Ursprünge sowie die Entwickelungsgänge der französischen Dichtung zu erkennen und zu verstehen.

Die geistige Eigenart eines Volkes findet stets in seiner Sprache und Litteratur den vollkommensten Ausdruck. Wenn nun Nachwirkung keltischer, d. h. gallischer Geisteseigenart in der französischen Sprache höchstens bezüglich weniger Einzelheiten, in der französischen Litteratur aber gar nicht erweisbar ist, so erscheint die Schlussfolgerung berechtigt, dass überhaupt ein geistiger Zusammenhang des Franzosentums mit dem Keltentume, eine Be-

dingtheit des ersteren durch das letztere nicht besteht. Wer aber diese Folgerung zieht, muss der landläufigen Annahme, dass die Franzosen den altgallischen Volkscharakter im wesentlichen treu bewahrt haben, grosses Misstrauen entgegenbringen in der Erwägung, dass, wenn sie zutreffend wäre, die Nichtbeeinflussung oder doch die Geringfügigkeit der Beeinflussung der französischen Sprache und Litteratur durch das Keltentum im höchsten Grade befremdlich sein würde.

Die Frage, ob das Franzosentum, wenn auch nicht in allem, so doch in mehreren wichtigen und wesentlichen Beziehungen als eine Fortsetzung (oder auch als eine Erneuerung) des gallischen Keltentums zu betrachten oder ob vielmehr die französische Nationalität für eine von der gallokeltischen wesentlich verschiedene und für eine in ihrer Art neuartige zu erachten sei, diese so hochbedeutsame Frage kann sachgemäss nur von dem beantwortet werden, welcher sämtliche aus dem griechischen und römischen Altertum auf uns gekommene Berichte über das gallische Volkstum genau kennt, sie auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft und kritisch mit einander verglichen hat. Gemeinhin kennen die, welche mit französischen Dingen sich beschäftigen, nur Caesars Angaben über die alten Gallier, wobei Nichtfranzosen mit Vorliebe die für die Gallier ungünstigen Bemerkungen des römischen Feldherren hervorzuheben und auf die Franzosen zu übertragen pflegen. So kann man in hundert und aberhundert Büchern lesen, dass die Franzosen noch immer so leichtfertig, stets nach neuen Dingen begierig und wankelmütig seien, wie es nach Caesars Schilderung (*b. g.* IV 5) ihre gallischen Vorfahren gewesen sein sollen.[15])

[15]) Will man Caesars Charakteristik der alten Gallier für massgebend erachten, so muss man, um nicht oberflächlich und ungerecht zu verfahren, doch auch seine sonstigen Aussagen berücksichtigen. Dann aber wird man finden, dass zwischen dem altgallischen Keltentume und dem Franzosentume trennende Unterschiede bestehen, wie sie grösser kaum gedacht werden können. Nach Cäsar (VI 16) war „natio omnis Gallorum admodum dedita religionibus“. Diese religiones aber waren vielfach grausiger und unheimlicher Art, wie überhaupt der keltische Götterglaube und die keltische Weltanschauung etwas Düsteres und Niederdrückendes an sich haben, einen stark fatalistischen Zug in sich tragen, der sehr an semitische Anschauungen erinnert. Auch die von den Druiden geübte Theokratie zeugt von der geistigen Gebundenheit der Gallier, von ihrer dumpfen Hingebung an geistliche Gewalt, von ihrer unterwürfigen Scheu vor dem Ueberirdischen. In welch' scharfem Gegensatze steht alles dies zu dem schon früh an religiösen Dingen sich bethätigenden kritischen Sinne der Franzosen, zu ihrem im Mittelalter und Neuzeit so oft bekundeten Widerstreben gegen die Vormacht der päpstlichen Kirche! Wie sehr sind aber auch in politischer Hinsicht die Gallier und die Franzosen einander unähnlich: die ersteren waren centrifugal, die letzteren sind centripetal gesinnt; die ersteren sind über den

Gewiss kommt Caesars Angaben hoher Wert zu, und sie besitzen besten Anspruch darauf, allseitig berücksichtigt zu werden, aber sie ohne Prüfung als unbedingt richtig hinzunehmen, auf sie allein das Urteil über die alten Gallier zu begründen und dieses Urteil schlankweg auch auf die Franzosen auszudehnen, das ist,

---

Clanstaat, den Gaustaat, das Cantonalwesen nicht hinausgekommen, haben eine straffe staatliche Zusammenfassung ihres Volkstums nie erreicht, allem Anscheine auch nie ernstlich erstrebt; die Franzosen dagegen haben von Anfang an, wenn auch während der ersten Jahrhunderte nur langsamen uud zuweilen auch unsicheren Schrittes, die politische Entwickelungsbahn betreten und beharrlich verfolgt, welche zu dem centralisierten Staate hinführen musste. Unter allen Völkern des neuzeitlichen Europa's haben ja die Franzosen zuerst den modernen Staat, man möchte sagen, typisch ausgebildet. Es ist das eine der geistigen Grossthaten der Franzosen, welche noch grösserer Bewunderung wert sein würde, wenn sie mit mehr Masshaltung und ohne Ueberspannung an sich richtiger logischer Principien vollzogen worden wäre.

Um aber auf Caesars Bemerkung über den Charakter der Gallier zurückzukommen, die er im 5. Kapitel des 4. Buches gemacht hat und die so oft zu Ungunsten der Franzosen ausgebeutet worden ist, so kann aus derselben, wenn man sie näher prüft, im Ernste etwas Unrühmliches für den gallischen Volkscharakter gar nicht gefolgert werden, also auch nicht für den französischen, falls man diesen durchaus mit dem gallischen identificieren will. Man vergegenwärtige sich zunächst die politische Sachlage, durch welche Caesar zu seiner Bemerkung veranlasst worden ist: die Unterwerfung Galliens war nach den Feldzügen des Jahres 56 v. Ch. im wesentlichen vollendet, und Caesar hatte das Heer verlassen. Da überfielen im Winter 56/55 germanische Volksstämme die zu beiden Ufern des Rheins wohnenden Menapier und besetzten deren Gebiet. Caesar befürchtete nun offenbar, dass die Gallier mit den eingedrungenen Germanen sich verbinden und mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Römer machen könnten (infirmitatem Gallorum veritus, quod sunt in consiliis capiendis mobiles et novis plerumque rebus student, nihil his committendum existimavit), und eben deshalb begab er sich früher, als er vorher beabsichtigt hatte, zum Heere zurück. Es ist also nach dem Zusammenhange der Stelle unter infirmitas Gallorum ihr etwaiger Abfall von Rom, unter consilia capienda der etwaige Entschluss zum Aufstande, unter den novae res die Wiedererlangung der Freiheit zu verstehen. Nun, von seinem Standpunkte war Caesar ja berechtigt, in einer etwaigen Erhebung der Gallier gegen Rom eine infirmitas und ein studium novarum rerum zu erblicken, wir aber werden anders urteilen müssen, d. h. es den Galliern nicht als sittlichen Makel anrechnen können, wenn sie gegen die römische Zwingherrschaft sich auflehnen, sie wieder abschütteln wollten. Welches seiner selbst sich bewusste, sittlich tüchtige Volk strebt nicht nach Wiederlangung verloren gegangener Freiheit? Und wenn Caesar weiter bemerkt, dass die Gallier sogar die Reisenden aufhalten, sie zur Mitteilung von Nachrichten zwingen, und auf Grund von solchen, vielfach sehr unzuverlässigen, ja sogar erdichteten Nachrichten übereilte Beschlüsse fassen, so ist dies etwas, was in politisch aufgeregten Zeiten überall geschehen ist, auch jetzt noch geschieht und immer geschehen wird.

gelind gesagt, ein sehr unmethodisches und einseitiges Verfahren, überdies auch ungerecht.

Um eine verlässliche Grundlage für die Beurteilung des gallokeltischen Volkstumes und seines Verhältnisses zum Franzosentume zu gewinnen, sollen im Folgenden alle Berichte griechischer und römischer Schriftsteller über gallische Dinge zusammengestellt und so eingehend, als der Zweck der Sache es erfordert, besprochen werden. Es kommen ausser dem Berichte Caesars besonders diejenigen des Plinius, des Diodor, des Strabo, des Ammianus Marcellinus in Betracht, indessen verdienen auch die bei anderen Schriftstellern hier und da sich findenden Angaben Berücksichtigung.

Von der Innehaltung der chronologischen Reihenfolge, wie sie aus der Lebenszeit der einzelnen Autoren sich ergeben würde, darf hier ohne Nachteil für die Sache abgesehen werden. Denn die meisten der in Frage kommenden Schriftsteller haben ihre Kenntnis gallischer Verhältnisse nicht aus persönlicher Erfahrung und aus in Gallien selbst gemachten Beobachtungen gewonnen, sondern haben sie aus älteren, für uns meist verlorenen Quellen geschöpft, deren Entstehungszeit meist sicherer Feststellung sich entzieht. Es würde demnach die Beobachtung der angedeuteten Zeitfolge doch etwas rein Aeusserliches bleiben, nur dem Scheine, nicht aber dem Wesen nach methodisch sein.

Die Berichte griechischer und römischer Schriftsteller über die gallischen Kelten.[16])

1. Der Bericht des Ammianus Marcellinus.[17])

Die bis zum Tode Nero's reichende Erzählung der römischen Kaisergeschichte, welche Tacitus in den sechszehn Büchern ab excessu divi Augusti gegeben hatte, wurde nach mehr als drei Jahrhunderten fortgesetzt von Ammianus Marcellinus, einem höheren Officier, der nach vielbewegtem Kriegsdienste die letzten Jahrzehnte seines Lebens in Rom verbrachte und dort, etwa siebzigjährig, um 400 n. Ch. gestorben ist. Ort und Jahr seines Todes lassen sich freilich nicht mit Sicherheit nachweisen.

[16]) Unter den „gallischen Kelten" werden hier nur die zur Römerzeit im transalpinischen Gallien (dem späteren Frankreich) sesshaften Kelten verstanden. Ausgeschlossen bleiben also die oberitalischen und die kleinasiatischen Gallier (Galater).

[17]) Ueber Ammianus Marcellinus vgl. Teuffel-Schwabe, *Geschichte der römischen Litteratur*[5] §. 429. Da Ammian ziemlich häufig autobiographische Mitteilungen in sein Geschichtswerk eingeflochten hat, so sind wir über seine Lebensverhältnisse leidlich gut unterrichtet. Die betreffenden Thatsachen hat Henr. Valesius in der Praefatio zu seiner ersten Ausgabe (Paris 1636) zusammengestellt (wiederabgedruckt in Gardthausen's Ausgabe, Leipzig 1874(75).

Ammianus war ein aus dem syrischen Antiochia gebürtiger Grieche und hat auch seine militärischen Dienstjahre zumeist im Morgenlande abgeleistet. Es ist demnach befremdlich, dass er sein Geschichtswerk in lateinischer Sprache abgefasst hat, nicht, wie man erwarten sollte, in seiner griechischen Muttersprache. Indessen das möchte man sich gern gefallen lassen, wenn er ein schlichtes und klares Latein gebraucht hätte. Aber der alte Soldat besass, obwohl jeder Beanlagung für stylistische Kunst entbehrend, den Ehrgeiz, einen zierlichen Styl schreiben zu wollen, und dies Bestreben hat es verschuldet, dass die sprachliche Form seines Werkes den Lesern zum Entsetzen gereicht. Nicht etwa, dass er versucht hätte, die Sprache seines Vorgängers Tacitus nachzubilden. Im Gegenteil: die Schreibweise Ammians ist das gerade Widerspiel der taciteischen, denn sie ist bis zur Unerträglichkeit weitschweifig, gespreizt und gereckt. Das Schlimmste aber ist, dass Ammian die Wortstellung in Wortverstellung verkehrt hat, dass er dem Leser zumutet, die auseinander gesprengten Bestandteile langatmiger Sätze und Perioden sich mühselig zusammenzusuchen und logisch zu ordnen. Indessen ein geduldiger Leser gewöhnt sich schliesslich auch an den entsetzlichsten Styl, und hat man sich bei Ammian einmal eingewöhnt, so liest man ihn sogar mit Vergnügen, denn was er erzählt, ist interessant, oft geradezu fesselnd.[18])

Ammian ist als Geschichtsschreiber bei weitem kein geistig ebenbürtiger, aber auch kein unwürdiger Fortsetzer des Tacitus. In gar wichtigen Beziehungen steht er weit hinter Tacitus zurück, ist mit diesem überhaupt gar nicht vergleichbar; in einer wesentlichen Hinsicht aber ist er dem grossen Meister der Geschichtsschreibung überlegen: er giebt eine objective und tendenzfreie Darstellung der geschichtlichen Vorgänge. Ammian schrieb zwar nicht sine studio, aber er schrieb wenigstens sine ira und bemühte sich ehrlich, auch denjenigen Persönlichkeiten und Bestrebungen gerecht zu werden, für welche er Sympathie nicht empfinden konnte. So verdient es namentlich alle Anerkennung, dass er, obwohl überzeugter Polytheist und begeisterter Anhänger des Apostaten Julian, doch aller gehässigen Befehdung des Christentums sich enthalten hat. Ammian hat Geschichte und zwar auch (was besondere Hervorhebung verdient) die Geschichte seiner eigenen Zeit einschliesslich der Geschichte von Ereignissen, an denen er persönlichen Anteil gehabt hatte, als ein die Wahrheit liebender und der Wahrheit dienender Ehrenmann geschrieben. Das gereicht ihm zum hohen

[18]) So z. B. die Erzählung von Julians Tode (lib. XXV 3 ff.) und die daran sich anschliessende Charakteristik des merkwürdigen Mannes; die anschauliche Schilderung der Hunnen (lib. XXXI 2 f.) etc.

Ruhme, kann doch das gleiche Lob nicht eben vielen Geschichtsschreibern zugesprochen werden.

Ammians Erzählung besitzt demnach vollen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wenigstens oder vielmehr namentlich da, wo er als Augenzeuge redet. Dass man freilich auch seine Angaben nicht als Dogmen hinnehmen darf, sondern kritisch prüfen muss, versteht sich von selbst. Nicht erst der Bemerkung bedarf es dabei, dass kritische Prüfung besonders in den Fällen anzuwenden ist, wo er auf ältere Quellen sich beruft und vielfach wohl dieselben einfach ausgeschrieben hat. In jedem solchen Falle hat man es ja in Wirklichkeit nicht sowohl mit Ammian selbst, als mit seinem Gewährsmanne zu thun, und eben des letzteren Glaubwürdigkeit gilt es dann festzustellen.

Ammians Geschichtswerk umfasste ursprünglich 31 Bücher, in denen die Geschichte von Nerva's Regierungsantritt bis zu Kaiser Valens Tod (378) erzählt wurde. Erhalten sind uns nur die Bücher 14 bis einschliesslich 31, verloren also die Bücher 1 bis einschliesslich 13. Da die Erzählung im 14. Buche mit dem Jahre 353 anhebt, so kann die in den ersten dreizehn Büchern gegebene Erzählung nur eine sehr summarische gewesen sein: war sie doch, obwohl nahezu drei Jahrhunderte umfassend, erheblich weniger umfangreich, als die achtzehn Bücher füllende Erzählung der Geschehnisse des Vierteljahrhunderts 353 bis 378. Ammian hat offenbar in der Hauptsache nur die Geschehnisse seiner eigenen Zeit schreiben wollen und infolge dessen alles, was derselben vorauslag, möglichst kurz abgethan. Jedenfalls lässt der erhaltene Teil des Ammianschen Werkes sich als ein Memoirenwerk bezeichnen, denn zu einem grossen Teile berichtet der Verfasser selbsterlebte Dinge.

Eine sehr löbliche Sitte Ammians ist es, dass er vor der Erzählung geschichtlicher Vorgänge, welche in weniger bekannten Gebieten des römischen Reiches sich abspielten, eine anschauliche Schilderung des betreffenden Landes und seiner Bewohner zu geben pflegt, um seinen Lesern den Schauplatz der zu erzählenden Ereignisse zu vergegenwärtigen.[19] So spricht er auch ausführlich über Gallien und die Gallier, als er sich anschickt, Julians gallische Feldzüge zu berichten. Er erörtert zunächst (XV 9) die Urgeschichte der Kelten, bespricht dann (XV 10) die nach Gallien führenden Wege, namentlich die Alpenübergänge, giebt hiernach (XV 11) einen Abriss der geographischen Einteilung des Landes

[19]) So der orientalischen Provinzen (XIV 8, 1—15), des Bodensees (XV 4, 1—6), Thracien's und des Pontus (XXII 8), Aegyptens (XXII 15 und 16), Persiens (XXIII 6); ausserdem Schilderung der Saracenen (XIV 4, 1—7), der Hunnen und Alemannen (XXXI 2, 1—25).

und lässt dann schliesslich eine kurze Charakteristik der Gallier folgen (XV 12). Diese letztere lautet in Uebersetzung also[20]):

„Fast alle Gallier haben eine ziemlich hohe Gestalt, weisse Hautfarbe, rötliche Haare und zum Erschrecken grimmig blickende Augen; sie sind händelsüchtig und hochmütig bis zur Frechheit. Wenn einer von ihnen zu kämpfen anfängt und dabei von seiner blauäugigen Frau, die noch viel stärker als er ist, unterstützt wird, da wird auch ein ganzer Trupp von Ausländern mit ihm nicht fertig werden können, zumal wenn das Weib, knirschend, den Nacken aufwerfend, die schneeweissen Arme schwingend und gelegentlich auch mit den Füssen um sich stossend, mächtige Faust-hiebe auszuteilen beginnt, wie Katapultengeschosse, die von festgedrehten Sehnen geschleudert werden. Sind mehrere von ihnen beisammen, so klingen — gleichviel ob die Leute in freundlicher oder aber in zorniger Laune sich befinden — ihre Stimmen furchtbar und drohend; auf Sauberkeit und Reinlichkeit aber sind sie alle in gleicher Weise bedacht, und man wird in jenen Gegenden, insbesondere jedoch bei den Aquitaniern, keine, sei es auch noch so arme, Frau sehen, die, wie das anderwärts so häufig ist, in schmutzige Lumpen gehüllt wäre. Zum Kriegsdienst sind die Männer jedes Alters volltauglich, die Brust des Greises ist ebenso kräftig wie die des Jünglings, so können beide dem Heere zugeführt werden und beide werden mit ihren durch Kälte und stete Arbeit abgehärteten Gliedern vieles, wovor andere sich fürchten, verachten. Und keiner hackt sich dort jemals, wie in Italien, aus Furcht vor dem Kriegsdienste den Daumen ab: Leute, die man in einer Orts-

[20]) Um die Nachprüfung der Uebersetzung zu erleichtern, werde hier auch der Urtext (nach Gardthausens Ausgabe) abgedruckt: Celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes et rutili luminumque torvitate terribiles, avidi jurgiorum et sublatius insolentes nec enim eorum quemquam adhibita uxore rixantem, multo fortiore et glauca, peregrinorum ferre poterit globus, tum maxime cum illa inflata cervice suffrendens ponderansque niveas ulnas et vastas admixtis calcibus emittere coeperit pugnos ut catapultas tortilibus nervis excussas. metuendae voces complurium et minaces placatorum juxta et irascentium. tersi tamen pari diligentia cuncti et mundi, nec in tractibus illis maximeque apud Aquitanos poterit aliquis videri vel femina licet perquam pauper ut alibi frustis squalere pannorum. ad militandum omnis aetas optissima et pari pectoris robore senex ad procinctum ducitur et adultus gelu duratis artubus et labore adsiduo multa contempturus et formidanda. nec eorum aliquando quisquam ut in Italia manus Martium pertimescens pollicem sibi praecidit, quos localiter murcos apellant. vini avidum genus, adfectans ad vini similitudinem multiplices potus et inter eos humiles quidam obtunsis ebrietate continua sensibus, quam furoris voluntariam speciem esse Catoniana sententia definivit, raptantur discursibus magis, ut verum illud videatur quod ait defendens Fonteium Tullius „Gallos post haec dilutius esse poturos quod illi venenum esse arbitrabantur".

mundart „murci“ nennt, giebt es dort nicht.[21]) Das Volk ist gierig nach Wein und nach allerlei Getränken, die Aehnlichkeit mit dem Weine haben; manche Leute niederen Standes betäuben ihre Sinne durch stete Trunkenheit (welche ein Ausspruch Cato's „als eine freiwillige Form des Wahnsinns“ bezeichnet hat) und ergehen sich dann in wüstem Geschwätze,[22]) so dass als wahr erscheint, was Cicero bei der Verteidigung des Fontejus sagte etc.“[23])

Diese Charakteristik erinnert lebhaft an das, was anderwärts von den alten Germanen überliefert wird; jedenfalls fällt es schwer, zu glauben, dass die Gallier und ihre Frauen um Mitte des 7. Jahrhunderts n. Chr. so kampftüchtig und kampflustig, so kräftig und hünenhaft gewesen seien, wie sie hier von Ammian geschildert werden. So erblickt denn auch Seeck in seinem ungemein anregenden Buche *Geschichte des Untergangs der antiken Welt* (Berlin 1895), Bd. I 386, in dem Berichte Ammians einen Beweis dafür, wie sehr die von Marc Aurel begonnene Besiedelung der römischen Provinzen mit germanischen „Inquilini“ oder „Laeti“ eine Kräftigung der physisch heruntergekommenen Provinzialbevölkerung, eine Art von Rassenveredelung bewirkt habe. Es scheint aber eine andere Erklärung näher zu liegen.

Beim Beginne seines Excurses über gallische Dinge bemerkt Ammian Folgendes (XV 9,2): „ambigentes super origine prima Gallorum scriptores veteres notitiam reliquere negotii semiplenam, sed postea Timagenes et diligentia Graecus et lingua haec quae diu

[21]) Leider sagt Ammianus nicht, welcher Mundart „murcus“ angehörte. Die Grundbedeutung des Wortes (über welches man vgl. Stolz in der *Histor. Gramm. der lat. Spr.* I 159) scheint zu sein „welk, schlaff“, woraus sich einerseits die Bedeutung „träg“, andrerseits die Bedeutung „nicht leistungsfähig, schlapp, verkrüppelt, verstümmelt (von einem Gliede)“ entwickeln konnte. (Die Behauptung Loewe's im *Prodr. corp. gloss. lat.* p. 283, dass „murcus“ nur „mutilus, truncatus, curtus“ bedeuten könne, ist unbegründet.). Auf romanischem Gebiete ist das Wort wohl nur im Portugiesischen nachweisbar: murcho welk, murcha das Abwelken, Abtrocknen der Blättern, murchar welken etc. — An der obigen Stelle Ammians lässt sich murci vielleicht mit „Stummel“ übersetzen.

[22]) „raptantur discursibus vagis.“ Das Substantiv discursus findet sich im Spätlatein in der Bedeutung „Mitteilung, Hin- und Herreden, Gerede“. Möglich aber, dass man hier besser an die eigentliche Bedeutung des Wortes „Auseinanderlaufen, Hin- und Herlaufen“ zu denken hat und folglich übersetzt „sie schwanken in wüstem Taumeln einher“.

[23]) Der hierfolgende, dem Cicero beigelegte Satz: „Gallos post haec dilutius esse poturos quod illi venenum esse arbitrabantur“ ist unverständlich und jedenfalls verderbt. Desjardins, *Géographie de la Gaule romaine* II 560, übersetzt ihn: „les Gaulois boivent du vin plus tempéré d'eau, parce que, à les entendre, l'eau est un poison“, aber auch das versteht man nicht recht, weil man nicht einsieht, wie es zu „raptantur discursibus vagis“ passt.

sunt ignorata collegit ex multiplicibus libris. cuius fidem secuti obscuritate dimota eadem distincte docebimus et aperte." Ammian erklärt also, dass er seine Angaben dem Werke des Timagenes entnehmen werde[24]) Diese Erklärung kann aber nur auf das bezogen werden, was Ammian in demselben (neunten) Kapitel über die Urgeschichte der Kelten berichtet, keineswegs aber auch auf die folgenden Kapitel, am allerwenigsten auf die in Kapitel 12 gegebene Charakteristik. Darüber kann niemand in Zweifel sein, der die betr. Abschnitte aufmerksam liest. Es wäre ja auch ein ganz sinnloses Verfahren gewesen, wenn Ammian, um seinen Lesern eine anschauliche Schilderung von den Galliern um Mitte des 4. Jahrhunderts zu geben, den Bericht eines Schriftstellers ausgeschrieben hätte, der vor ungefähr vier Jahrhunderten gelebt hatte, d. h. zu einer Zeit, als die römische Colonisation Nordgalliens eben erst begonnen worden war. So veraltete Geschichten konnte ein so verständiger Mann, wie Ammian war, unmöglich auftischen wollen.[25])

[24]) Timagenes, über dessen Leben uns mancherlei nicht uninteressanter Anekdotenkram überliefert worden ist (man findet die betreffenden Notizen zusammengestellt bei Müller, *Fragm. histor. graec.* III 316 ff.), war der Sohn eines alexandrinischen Bankiers, wurde durch Kriegswirren, zunächst als Sclave, nach Rom verschlagen, wo er nach seiner Freilassung eine Rhetorenschule gründete und leitete; zeitweilig erfreute er sich der Gunst des Kaisers Augustus, verlor dieselbe aber infolge freimütiger Aeusserungen und zog sich dann nach Albanum (oder Dabanum?) zurück, wo er starb.

[25]) Gardthausen allerdings bemerkt (*Jahrb. f. class. Philol.*, *Supplementband* VI 509), dass Ammian zuweilen Quellen gefolgt sei, welche einer längst vergangenen Zeit angehörten. Nun, das ist an sich kein Vorwurf, ist übrigens auch durchaus als richtig anzuerkennen. Gardthausen schliesst darin die Behauptung ein, dass Ammian die auf eine frühere Zeit bezüglichen Angaben älterer Quellenschriftsteller ohne weiteres auch auf die Gegenwart bezogen habe. Als Beweis führt er an, dass Ammian immer noch die Arsaciden in Persien herrschen lasse, während doch bereits seit 226 n. Ch. die Dynastie der Sassaniden regierte. Ich möchte glauben, dass hier ein Missverständnis vorliegt. Gardthausen kann doch wohl nur auf das sich beziehen, was Ammian XXIII 6,6 erzählt. Es wird dort aber, wenn ich die Stelle recht verstehe, nur gesagt, dass die Arsaciden auch damals (d. h. um 390) noch in Persien hoch verehrt wurden, nicht aber dass sie noch herrschten. Aechte oder vermeintliche Arsaciden konnten ja vorhanden sein, auch nachdem die Sassaniden zur Herrschaft gelangt waren. Richtig andrerseits ist, dass Ammian mehrfach geographische Angaben älteren Quellen entnommen hat, ohne sie nach Massgabe der Verhältnisse seiner Zeit zu berichtigen. Wer die litterarischen Zustände des Altertums kennt, wird dies Verfahren, welches, wenn in unserer Zeit geübt, unverzeihlich wäre, nicht allzu hart beurteilen können. Aber Volksschilderungen hat er schwerlich jemals aus einer veralteten Quelle abgeschrieben, denn es musste ihm, dem Vielgereisten, ja so nahe liegen, entweder selbstgewonnene Beobachtungen zu berichten oder aber mündliche Mitteilungen anderer zu verwerten.

Man kann ihm eine solche Verkehrtheit um so weniger zutrauen, als er wahrhaftig nicht nötig hatte, sich ihrer schuldig zu machen: er war selbst in Gallien gewesen.

Im Jahre 355 hatte sich der in Agrippina (d. i. Köln) commandierende Magister equitum Silvanus, dem Drängen seiner Umgebung nachgebend, zum „Augustus" ausrufen lassen. Auf die Kunde davon sandte der damals in Mailand weilende Kaiser Constantius schleunigst den Magister equitum Ursicinus zur Unterdrückung des begonnenen Aufstandes nach Agrippina ab. Im Stabe des Ursicinus aber befand sich auch Ammian, wie er selbst berichtet (XV 5,22). Da Eile Not that, so musste die Reise in thunlichst kurzer Zeit vollendet werden und war infolge dessen recht beschwerlich. Aller Wahrscheinlichkeit nach beruht die lebendige Schilderung, welche Ammian (XV 10,3 bis 7) von den Mühseligkeiten und Gefahren des Alpenüberganges entwirft, auf selbstdurchlebter Erfahrung.[26])

Die Reise von Mailand nach Köln ist, da sie, wie schon bemerkt, sehr dringlicher Art war, von Ursicinus und seinen Begleitern zweifellos auf dem nächsten benutzbaren Wege unternommen und durch längeres, als unbedingt notwendiges, Rasten nicht unterbrochen worden. So dürfte Ammian auf dieser Eilfahrt nicht viel von dem eigentlichen Gallien zu sehen bekommen haben. Auch auf der Rückreise, deren nächstes Ziel die illyrische Provinz war, dürfte es ihm kaum besser ergangen sein: dienstliche Reisen eines Offiziers von einer Garnison zur anderen können nicht so behaglich ausgedehnt und zum Studium von Land und Leuten benutzt werden, wie die Erholungsreise eines Privatmanns.

Nun kann Ammian allerdings von Köln aus Reisen oder doch eine Reise in das eigentliche Gallien unternommen haben. Indessen er erzählt davon nichts, und da er sonst mit Mitteilungen über persönliche Erlebnisse keineswegs kargt, so darf man aus seinem Schweigen wohl folgern, dass er zu solchen Reisen entweder keinen Anlass oder keine Musse gefunden hat. Es ist dies um so glaublicher, als während der Jahre 356 und 357 der von Julian gegen die Alemannen geführte Krieg den römischen Offizieren militärische Beschäftigung in Fülle darbot.

Es ist demnach recht wahrscheinlich, dass Ammian, abgesehen von dem, was er auf der Reise nach und von Köln sah, im wesentlichen nur das linksrheinische Ufergebiet, namentlich aber den niederrheinischen Militärbezirk kennen gelernt hat, Landschaften also, welche damals als zu Gallien gehörig betrachtet wurden, deren Bevölkerung aber, namentlich am Niederrhein (abgesehen von den

[26]) Es ist dies auch Gardthausen's Meinung (a. a. O. p. 511).

römischen Beamten etc.), ganz zweifellos germanisch war. In Köln und dessen Umgebung konnte also Ammian gallische Volkseigenart gar nicht beobachten, aber da er in einem Lande sich befand, welches ganz allgemein als ein Bestandteil Galliens galt, so konnte er sehr wohl glauben, unter Galliern zu wohnen. Sollte er in diesem Irrtume sich befunden haben, so könnte man ihn mit dem Hinweise darauf entschuldigen, dass auch der Kaiser Julian den Rhein als einen keltischen Strom betrachtet hat (*Epist.* ed. Hertlein p. 495,10.).

Der einzige Umstand, aus dem man folgern könnte, dass Ammian in das eigentliche Gallien hineingekommen sei, ist die Hervorhebung der besonderen Sauberkeit der Aquitaner (XV 12,2). Aber diese ganz vereinzelte Angabe kann doch sehr wohl auf blosses Hörensagen sich gründen. Wäre Ammian in Aquitanien gewesen, so würde er wohl mehr davon berichtet haben. Dazu hätte ihm z. B. die XVI 8,8 erzählte Anekdote Gelegenheit bieten können.

Es scheint also, dass Ammian nicht das eigentliche Gallien, sondern nur die, mit Gallien politisch vereinigte, germanische Landschaft am Niederrhein genauer kennen gelernt, aber eben diese germanische Landschaft für gallisches Land gehalten hat. Wenn dem so ist, so bezieht sich seine Charakteristik der Gallier in Wahrheit auf die links-niederrheinischen Germanen (Ubier).

Jedenfalls darf man Ammians Charakteristik für die gallische Volkskunde nur dann verwerten, wenn sie durch anderweitige Berichte als wirklich auf die Gallier passend erwiesen wird. Freilich muss auch jeder andere Bericht darauf hin geprüft werden, ob nicht etwa der Berichterstatter den Galliern Eigenschaften beilege, die den Germanen zukommen, und umgekehrt. Ja, es wird sich fragen, ob es in römischer und namentlich in spätrömischer Zeit überhaupt möglich gewesen sei, Gallier und Germanen auseinander zu halten. Denn wenigstens in Nordgallien war schon damals die Bevölkerung stark mit germanischen Bestandteilen gemischt. Doch davon wird weiter unten ausführlich die Rede sein müssen. Vorläufig bleibe es ganz dahingestellt, ob die Urmütter der französischen Damen wirklich so streitbare Mannweiber waren, wie jene faustkämpfende Gallierin des Ammian.

Von dem, was — abgesehen von der besprochenen Charakteristik — Ammian sonst noch über gallische Dinge berichtet, hat für uns nur eine kurze Bemerkung über die Dichtung und Wissenschaft der Gallier unmittelbares Interesse; sie findet sich am Schlusse des 9. Kapitels des 15. Buches und lautet in Uebersetzung folgendermassen:

„Nachdem allgemach die Menschen in diesen Landschaften“ — es war vorher von der Gründung Massilias durch die Phokäer die Rede gewesen — „zu höherer Bildung gelangt waren, erstarkten die durch die Barden, Euhagen und Druiden begonnenen Studien der löblichen Wissenschaften. Die Barden besangen in Heldengedichten bei den lieblichen Klängen der Lyra die tapferen Thaten erlauchter Männer. Die Euhagen versuchten forschend den Zusammenhang und die Erhabenheit der Natur darzulegen. Die Druiden aber, beseelt von höher strebendem Geiste und, wie dies des Pythagoras Autorität bestimmt hat, zu festen Genossenschaften vereinigt, schwangen sich empor zur Erforschung der verborgenen und überirdischen Dinge und verkündeten, das Irdische verachtend, die Unsterblichkeit der Seele“.[27])

Von einer Besprechung dieser Stelle werde hier abgesehen, da über das Bardentum und was damit zusammenhängt an anderer Stelle ausführlich gehandelt werden soll. Es genüge die Bemerkung, dass Ammians Angaben, mit denen diejenigen z. B. Diodors im wesentlichen übereinstimmen, jedenfalls auf Timagenes zurückgehen — denn dieser wird im Anfang des Kapitels ausdrücklich als Gewährsmann genannt —, also höchstens für die Zeit des Augustus, nicht aber für die Zeit Ammians als zutreffend erachtet werden dürfen.

2. Julian's Angaben über Gallien und die Gallier.

Der nachmalige Kaiser Julian hatte, ehe er den Thron des römischen Gesamtreiches bestieg (361), längere Jahre in Gallien gelebt, zunächst in abhängiger Stellung und von seinem Vetter Constantius mit grossem Misstrauen beobachtet, später als so ziemlich selbständiger Herrscher des Landes und zugleich dessen siegreicher Verteidiger gegen die mächtig vordringenden Alemannen und Franken.

Durch seinen langen Aufenthalt in Gallien besass Julian vollauf die Möglichkeit, eine genaue Kenntnis des gallischen Volkstumes sich zu erwerben. Man kann daher glauben, dass in den Schriften des merkwürdigen Mannes, soweit sie auf uns gekommen sind, eine Fülle schätzbarer Mitteilungen über gallische Zustände zu finden

[27]) Auch hier werde der bequemeren Vergleichung wegen der Urtext angeführt: „per haec loca hominibus paulatim excultis viguere studia laudabilium doctrinarum, inchoata per bardos et euhages et druidas. et bardi quidem fortia virorum illustrium facta heroicis conposita versibus cum dulcibus lyrae modulis cantitarunt, euhages vero scrutantes seriem et sublimia naturae pandere conabantur. inter eos druidae ingeniis celsiores, ut auctoritas Pythagorae decrevit, sodaliciis adstricti consortiis, quaestionibus occultarum rerum altarumque erecti sunt et despectantes humana pronuntiarunt animas immortales“.

sei. Dies ist indessen keineswegs der Fall, es bieten vielmehr Julians Werke für unseren Zweck eine nur sehr kärgliche Ausbeute dar, wie aus dem Folgenden sich ergeben wird. Ob etwa die verlorenen Schriften in dieser Beziehung reichhaltiger gewesen seien, muss ganz dahingestellt bleiben. Recht glaublich ist es übrigens nicht, denn Julian's grübelnder und romantischer Sinn war anderen Dingen, als dem Studium von Volkssitten, zugewandt.

Einmal (im „Misopogon" ed. Hertlein p. 465,10) erwähnt Julian, dass ihn die Kelten sehr lieb gewonnen hätten, weil er in seinem Wesen ihnen ähnlich gewesen sei.[28]) Aus dem Zusammenhange ergiebt sich, dass durch diese Bemerkung den Kelten das Lob der Sitteneinfachheit und Sittenreinheit zugesprochen wird; im besonderen wird hervorgehoben, dass die Kelten — ganz so wie Julian — das Theater, beziehentlich Balletaufführungen (die in der römischen Kaiserzeit so beliebten Pantomimen) höchst lächerlich gefunden hätten.

Ein anderes Mal (in einem an den Philosophen Maximus gerichteten Brief, p. 495 ed. Hertlein) erzählt er ein seltsames Märchen von dem Rheine: uneheliche Kinder, die in seinen Strom geworfen werden, versenkt er in seinen Strudel, als ein gerechter Bestrafer eines zuchtlosen Bettes; eheliche Kinder aber trägt er auf seiner Oberfläche und giebt sie dem Arme der zitternden Mutter zurück zum untrüglichen Zeugnisse einer reinen und unentweihten Ehe.[29]) Dasselbe von dem Rheine ausgeübte Gottesurteil wird auch in der Rede *περὶ τῶν τοῦ αὐτοκράτορος πράξεων* (p. 104, 23 ed. Hertlein) erwähnt, und beide Male werden die Kelten als Anwohner des Flusses genannt.

Für Paris scheint Julian eine besondere Vorliebe gehabt zu haben, denn er entwirft von der Lage der Stadt und ihrem lieblichen Klima eine geradezu begeisterte Schilderung (Misopogon, p. 438 f. ed. Hertlein), die sich bis zu dichterischem Schwunge erhebt, denn man höre[30]): „Es traf sich einmal, dass ich bei dem

---

[28]) *Κελτοὶ μὲν γὰρ οὕτω με δι' ὁμοιότητα τρόπων ἠγάπησαν, ὥστε ἐτόλμησαν οὐχ ὅπλα μόνον ὑπὲρ ἐμοῦ λαβεῖν, ἀλλὰ καὶ χρήματα ἔδωκαν πολλά* etc. Einige Zeilen vorher: *ἦν αὐτοῖς ἐκεῖ παραπλησίως ἐμοὶ καταγελαστότατον τὸ θέατρον.*

[29]) *πάντως οὐδὲ ὁ Ῥῆνος ἀδικεῖ τοὺς Κελτούς, ὃς τὰ μὲν νόθα τῶν βρεφῶν ὑποβρύχια ταῖς δίναις ποιεῖ, καθάπερ ἀκολάστου λέχους τιμωρὸς πρέπων. ὅσα δ' ἂν ἐπιγνῷ καθαροῦ σπέρματος, ὑπεράνω τοῦ ὕδατος αἰωρεῖ, καὶ τῇ μητρὶ τρεμούσῃ πάλιν εἰς χεῖρας δίδωσιν, ὥςπερ ἀδέκαστόν τινα μαρτυρίαν αὐτῇ καθαρῶν καὶ ἀμέμπτων γάμων τὴν τοῦ παιδὸς σωτηρίαν ἀντιδωρούμενος.*

[30]) *Ἐτύγχανον ἐγὼ χειμάζων περὶ τὴν φίλην Λουκετίαν. ὀνομάζουσι δ' οὕτως οἱ Κελτοὶ τῶν Παρισίων τὴν πολίχνην. ἔστι*

lieben Lutetia in Winterquartier lag. So nämlich nennen die Kelten die Stadt der Pariser. Es ist dies eine nicht eben grosse Insel inmitten des Stromes, ringsum wird sie in ihrem ganzen Umfange von einer Mauer umfasst, und von jeder der beiden Seiten führt eine Holzbrücke zu ihr hin. Der Strom steigt und fällt nur in geringem Masse, meistens aber hat er zur Sommerszeit denselben Höhestand, wie im Winter. Sein Wasser ist sehr lieblich und rein anzuschauen und bietet sich jedem, der da will, zum Trinken dar, wie denn auch die Bewohner der Insel das Wasser vorzugsweise aus dem Flusse schöpfen. Auch der Winter ist dort milder, vielleicht wegen der Wärme des Oceans, der nicht mehr als 900 Stadien davon entfernt ist und von welchem aus möglicherweise ein feiner Wasserdunst bis dorthin (nach Paris) sich verbreitet: das Seewasser scheint nämlich wärmer zu sein, als das Süsswasser. Mag aber diese oder irgend eine andere, mir unbekannte, Ursache obwalten, Thatsache ist jedenfalls, dass die Bewohner dieser Landschaft einen milderen Winter haben. Es wachsen bei ihnen auch edle Reben, und einzelne Gartenbesitzer haben durch ein kluges Verfahren sogar Feigenbäume gezüchtet, indem sie dieselben im Winter mit Weizenstroh und ähnlichen Dingen, womit man Frostschaden von den Bäumen abzuhalten pflegt, wie mit Gewändern, umhüllen."

Indessen war doch gerade der Winter, den Julian bei Paris verlebte, recht hart: die Seine trieb Eisschollen, die wie Marmorblöcke aussahen, und es schien, als ob der Fluss überbrückt werden sollte. Gleichwohl liess Julian seine Zimmer nicht heizen, obschon sie mit Kaminen versehen waren, teils um sich abzuhärten, teils aber, weil er fürchtete, dass infolge der Kaminwärme die Feuchtigkeit aus den Wänden des (vermutlich neugebauten) Hauses ausschlagen würde. Dies geschah auch wirklich, als einmal doch ge-

δ᾽ οὐ μεγάλη νῆσος ἐγκειμένη τῷ ποταμῷ, καὶ αὐτὴν κύκλῳ πᾶσαν [τὸ] τεῖχος καταλαμβάνει, ξύλιναι δ᾽ ἐπ᾽ αὐτὴν ἀμφοτέρωθεν εἰσάγουσι γέφυραι, καὶ ὀλιγάκις ὁ ποταμὸς ἐλαττοῦται καὶ μείζων γίνεται, τὰ πολλὰ δ᾽ ἔστιν ὁποῖος ὥρᾳ θέρους καὶ χειμῶνος. ὕδωρ ἥδιστον καὶ καθαρώτατον ὁρᾶν καὶ πίνειν ἐθέλοντι παρέχων. ἅτε γὰρ νῆσον οἰκοῦντας ὑδρεύεσθαι μάλιστα ἐνθένδε χρή. γίνεται δὲ καὶ ὁ χειμὼν ἐκεῖ πρᾳότερος εἴτε ὑπὸ τῆς θέρμης τοῦ ὠκεανοῦ. στάδια γὰρ ἀπέχει τῶν ἐνναχοσίων οὐ πλείω, καὶ διαδίδοται τυχὸν λεπτή τις αὔρα τοῦ ὕδατος, εἶναι δὲ δοκεῖ θερμότερον τὸ θαλάττιον τοῦ γλυκέος. εἴτε οὖν ἐκ ταύτης εἴτε ἔκ τινος ἄλλης αἰτίας ἀφανοῦς ἐμοί, τὸ πρᾶγμά ἐστιν τοιοῦτον, ἀλεεινότερον ἔχουσι οἱ τὸ χωρίον οἰκοῦντες τὸν χειμῶνα, καὶ φύεται παρ᾽ αὐτοῖς ἄμπελος ἀγαθή, καὶ συκᾶς ἤδη τινές εἰσιν οἳ ἐμηχανήσαντο, σκεπάζοντες αὐτὰς τοῦ χειμῶνος ὥσπερ ἱματίοις τῇ καλάμῃ τοῦ πυροῦ καὶ τοιούτοις τισίν, ὅσα εἴωθεν εἴργειν τὴν ἐκ τοῦ ἀέρος ἐπιγιγνομένην τοῖς δένδροις βλάβην.

heizt wurde, und Julian hatte infolge dessen einen heftigen Krankheitsanfall zu überstehen. —

Endlich sei eins noch erwähnt: in der Palatinischen Anthologie (IX 368) ist uns ein niedliches Epigramm Julians aufbewahrt, in welchem er seinen Abscheu vor dem volkstümlichen Getränke der Gallier, dem Biere, ausspricht: nicht nach Nektar dufte, sondern nach dem Bocke stinke es, und nicht eine Gabe des Dionysos, sondern der Demeter müsse es genannt werden, denn in Ermangelung von Trauben werde es von den Kelten aus Aehren bereitet.[31]

Man sieht, dass das Wenige, was Julian über Gallien berichtet, ganz interessant ist, aber es ist eben nur weniges und nicht eben wichtiges. Ueberdies wird man die Erzählung vom Rheine eher auf die Germanen, als auf die Kelten beziehen müssen, oder doch mindestens auf beide, da sie eben beide, vorwiegend aber (wenigstens am Niederrhein) die Germanen, Anwohner des linken Rheinufers waren.

Ungleich inhaltsreicher, als diejenigen Ammians und Julians, sind die Berichte Diodors und Strabons.

KIEL. G. KÖRTING.

[31]) *Τίς; πόθεν εἶς, Διόνυσε; μὰ γὰρ τὸν ἀληθέα Βάκχον,*
οὔ σ᾽ἐπιγιγνώσκω, τὸν Διὸς οἶδα μόνον.
κεῖνος νέκταρ ὄδωδε, σὺ δὲ τράγον. οἵ ῥα σε Κελτοὶ
τῇ πενίῃ βοτρύων τεῦξαν ἀπ᾽ἀσταχύων.
τῷ σε χρὴ καλέειν Δημήτριον, οὐ Διόνυσον,
πυρογενῆ μᾶλλον καὶ βρόμον, οὐ Βρόμιον.

Gedanken zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts

im Anschlusse an Kron's Buch über die Methode Gouins.

II. Teil.

Was behauptet Gouin leisten zu können?

Seite 405 und ff. berechnet er, in welcher Zeit man eine Sprache nach seiner Methode lernen kann. Man höre:

„*L'arène est préparée, ses limites arrêtées; les obstacles sont comptés, les difficultés évaluées. Quel temps faudra-t-il à un coureur de force moyenne pour atteindre ou croiser la borne? Autrement dit, combien de mois faut-il pour apprendre une langue au moyen de notre Méthode?*

Apprendre une langue, c'est, nous l'avons dit, traduire son individualité dans cette langue. L'ensemble de nos Séries représente l'expression d'une forte individualité humaine vers l'âge de vingt ans. Tout calcul fait, nous avons trouvé que la nôtre peut s'écrire dans un livre de 4000 pages, divisé en 50 ou 60 chapitres présentant, chacun, le développement d'une Série générale de 50 à 80 thèmes. Si ces thèmes contiennent, l'un dans l'autre, 25 propositions, l'expression complète de notre individualité sera représentée par 25 fois 4000 ou 100,000 propositions.

En moyenne, nos élèves s'assimilent 5 thèmes à l'heure. 4000 divisé par 5 donne pour quotient 800. C'est donc 800 heures que demande l'étude complète d'une langue: 800 heures au minimum. Disons 900 heures pour être à l'aise et parer à l'imprévu.

Neuf cents heures réparties sur une année de 360 jours se réduisent à deux heures et $^1/_2$ par jour, soit une heure et quart le matin et une heure et quart l'après-midi. L'étude d'une langue en une année est donc une tâche légère.

Neuf cents heures! . . . .

Voilà le temps nécessaire pour s'assimiler les Séries, c'est-à-dire le langage objectif; mais ce langage ne constitue pas toute la langue. A côté ou par delà les Séries, il y a le langage subjectif, il y a le langage figuré, il y a la grammaire. Faudra-t-il consacrer des heures spéciales et supplémentaires à l'étude de ces trois autres parties?

Reportons-nous aux chapitres qui leur ont été consacrés. Nous avons montré comment le langage figuré se rattache et s'apprend pour ainsi dire aux thèmes des Séries; comment la Phrase relative, enclitique ou autre, s'enseigne avec et par ces mêmes thèmes; enfin comment la grammaire s'exerce sur eux et s'y applique sans contrarier et sans ralentir leur développement. (!)

Le langage figuré se glisse dans l'intervalle des thèmes; les Phrases relatives comblent l'intervalle des propositions: la grammaire commande et guide le tout. (!)

Le langage objectif, sous la forme des Séries, représente un corps pénétrable ayant la propriété de s'en agréer d'autres sans lui-même augmenter de volume. (— Aber das Gewicht und die Schwere?)

900 heures! . . . Je le répète: l'étude d'une langue exige neuf cents heures. Que l'on ait ou non ce qu'on appelle le don des langues (!), *voilà la somme de temps qu'il faut lui consacrer. Voilà le prix, le plus juste prix d'une langue. Celui-là paraîtra et sera réputé le plus habile et le mieux doué qui saura verser le plus vite le capital exigé.*

Mais peut-être en est-il parmi nos lecteurs qui s'effraieront de ce travail sans trêve ni relâche pendant les 360 jours d'une année, et qui nous diront: Mes prétentions ne vont pas aussi loin, et je m'estimerais heureux si, mettant de côté la littérature et les sciences, je pourais seulement parler la langue usuelle, la langue vulgaire et quotidienne, comme la parle dans son pays un enfant de douze ans.

A ceux-là nous répondrons que pour eux la tâche est de beaucoup simplifiée, le travail moins long et moins ardu.

La langue usuelle peut, d'après nos calculs et notre expérience, être contenue dans 1200 thèmes.

Prenons les dix mois d'une année scolaire; comptons deux heures par jour, en respectant le dimanche et le congé hebdomadaire, cela nous donnera 10 heures par semaine, 40 heures par mois, 400 heures pour les 10 mois. Retranchons-en les petites vacances et les congés extraordinaires et il pourra nous rester 350 heures au minimum.

Nous avons dit plus haut que nos élèves s'assimilent cinq thèmes à l'heure. (!) *Pour ceux-là que cela pourrait effrayer, disons quatre. 1200 thèmes divisés par 4 donnent 300 heures. L'année scolaire nous laissant un minimum de 350 heures, on voit que nous aurons encore de la marge pour l'imprévu.*

Il suffira donc d'une année scolaire à deux heures par jour pour s'assimiler la langue vulgaire et la parler comme la parle dans son pays un enfant de douze ans. (!) — —

Diese Stelle aus Gouins Werk glaubten wir den Lesern wörtlich vorführen zu müssen, einmal, um Gouins Art zu ver-

anschaulichen, sodann, um eine feste Operationsbasis für unsere Arbeit zu gewinnen.

4000 Seiten, 100000 Sätze, die 30000 Wörter der gewöhnlichen Sprache, 60000 Relativphrasen, zahllose Wendungen der bildlichen Sprache, das alles will G. in 8—900 Stunden, d. h. bei $2^1/_2$ Stunden täglichen Unterrichts in 1 Jahr lehren; oder, wie Kr. S. 26 berichtet, in 3 Kursen, von denen jeder bei 4 Stunden die Woche in einem Jahre bequem beendet wird, und für die als das geeignetste Schüleralter das 10., 14. und 21. Lebensjahr bezeichnet werden.

Auf solche Pläne und Illusionen kann man nur mit einem Kopfschütteln antworten. Jedenfalls ist eine Einteilung in 3 Jahreskurse, die in das Knabenalter, den Beginn des Jünglingsalters und in den Anfang des Mannesalters fallen, auf unsere Schulverhältnisse überhaupt nicht anwendbar.

Sehen wir nun zu, ob die Forderungen Gouins bei der Reduktion des Stoffes bis zum dritten Teil hinunter auf unseren Schulen erfüllt werden können.

Wir nehmen also einen einzigen Kursus an und lassen die Frage nach der Dauer desselben zunächst offen. In ihm sind für die Erlernung der *langue vulgaire et quotidienne* 1200 Uebungsstücke zu durchschnittlich 25 Sätzen zu bewältigen, durch die etwa 10000 Vokabeln fest angeeignet und die wichtigeren Relativphrasen und Wendungen der bildlichen Rede so eingeübt werden, dass der Schüler das Grammatische besser als bisher lernt, und die französische Sprache spricht und auch schreibt, wie ein französischer Knabe von 12 Jahren sie in seinem Heimatlande spricht und schreibt. Dies erreicht G. in einem Jahre bei 10 Wochenstunden!

Was erreichen wir in einem Jahre?

Wir wählen die Sexta der Realschule (10. Lebensjahr). Diese verfügt jetzt über 6 wöchentliche Stunden, ist also in dieser Beziehung ungünstiger gestellt, als die gedachte Gouin-Klasse. Der für das erste Jahr berechnete Teil meines Lehrganges enthält die schlichtesten Stoffe, die mindestens ebenso einfach und ebenso leicht zu bemeistern sind wie die Stoffe der Gouin'schen Serien. Unterrichtsprinzip ist, wie bei G., die freie Mündlichkeit, die möglichst unmittelbare Anschaulichkeit. Wie bei G. werden nur Ohr und Zunge zunächst geübt, Auge und Hand treten dann hülfeleistend hinzu. Das Grammatische wird ganz im Sinne Gouin's durch Sprachübungen im unmittelbaren Anschluss an den französischen Sprachstoff zur Anschauung gebracht und eingeübt. Denn nicht bloss Gouin ver-

wirft (s. Kr. 39 und 42) „mechanisches Wörterlernen, Deklinieren, Konjugieren, Herleiern vorgedruckter Paradigmen und syntaktischer Regeln", wir thun genau dasselbe. Nicht bloss G. „verlangt, dass der Lernende nicht an abstrakten Wörtern, sondern an Gedankenverbindungen mit einem konkreten, vorstellbaren, für das geistige Auge wahrnehmbaren Untergrund zur Erkenntnis und Beherrschung der grammatischen Erscheinungen geführt werde", wir verlangen und thun durchaus das Gleiche, wie ein Blick in meine Lehrbücher zeigt.[1]) Und wir bewältigen etwa 300 Sätze und sind fest überzeugt, dass wir ohne die Gefahr trostlosester Unsicherheit bei mindestens der Hälfte der Schüler unserer Klasse diese Zahl auf keinen Fall erheblich überschreiten dürften. Jene 300 Sätze führen den Kindern 600—700 Vokabeln vor. Und wenn wir, von den Vorschriften der Lehrpläne ganz abgesehen, auf die Uebersetzung einfachster Sätze und Erzählungen ins Französische im Anschluss an die französischen Sprachstoffe überhaupt sollten verzichten können, und in diesem Falle vielleicht 500 Sätze mit 1000 Vokabeln als ein sehr kühn gewähltes Maximum den Schülern im ersten Jahr so zu eigen machen könnten, dass sie über dieses Material mündlich und schriftlich frei zu verfügen im stande wären, so hätten wir doch erst den 60. Teil der Sätze Gouins ($1200 \times 25 = 30000$), und den 10. Teil seiner Vokabeln bewältigt! Etwas mehr Stoff würde nun zwar in den folgenden Jahren angeeignet werden können, gänzlich ausgeschlossen jedoch wäre es, zumal bei der nach oben hin abnehmenden Stundenzahl, jährlich mehr als 1000 neue Wörter zu fester Aneignung zu bringen und zugleich das einmal angeeignete Material präsent zu halten. Es ist somit klar, dass wir in unseren Schulen irgendwelcher Art — von eigentümlich organisierten Schulen wie dem Französischen Gymnasium in Berlin sehen wir ab — mit dem Gouin'schen Jahreskursus gar nicht würden fertig werden, dass wir von Sexta bezw. Quarta bis Oberprima die Schüler mit der ihnen schliesslich doch zum Ekel werdenden Nahrung der Seriensätze speisen müssten, dass wir uns und ihnen die Zwangsjacke vorgeschriebener Lehr-, Uebungs- und Unterhaltungsformen[2]) bis zum Ende der Schulzeit nicht würden ersparen

[1]) Auf Einzelheiten des langen grammatischen Kapitels (S. 38 bis 76 bei Kron) gehe ich nicht ein, obwohl hier noch manches zu erörtern wäre. Was auf diesem Gebiete als eine Errungenschaft der Gouinschen Denkarbeit hingestellt wird, ist uns, soweit es richtig ist, zum grössten Teile doch nicht mehr neu: gleichwohl erkennen wir die Klarheit, mit der er besonders die Unterschiede in der Bedeutung und dem Gebrauch der Tempora dargestellt hat, gern an.

[2]) Es darf wohl nochmals auf die Darstellung bei Kr. S. 90—113 hingewiesen werden.

können.[3]) Das eben ist ein Hauptfehler Gouins, dass ihm der Massstab für das im gewöhnlichen öffentlichen Unterricht Erreichbare abhanden gekommen ist. Wie gerne wollten wir uns seine an sich wirklich oft vorzüglichen Serienstücke, wie gerne wollten wir uns seine Methode der Verarbeitung der Sprachstoffe, die uns übrigens zu dürr, zu maniriert, zu gekünstelt, zu unnatürlich erscheint und die sogar Sprechübungen ausschliesst, gefallen lassen, wenn wir sie wenigstens in 3 Jahren durcharbeiten und dann annähernd das erreicht haben könnten, was er der Welt von einem einjährigen Kursus in der stolzen Sprache des grossen Entdeckers und Erfinders verspricht. Ja, einen Thoren müsste man den schelten, der nicht zugriffe, und einen Schwächling den, der nicht scheinbar entgegenstehenden Lehrplanschwierigkeiten oder zeitweise zürnenden Behörden zum Trotz entschlossen ein Werk durchführte, das mit einem Male allen Klagen und Kümmernissen fremdsprachlicher Pädagogik, allen Vorwürfen derer, die draussen stehen, ein Ende machen müsste.

Aber so einfach ist die Sache nicht. An dem Blick des im Lichte der Geschichte betrachtenden Beschauers zieht eine stattliche Reihe von Reformplänen ähnlicher Art vorüber. Die Träger derselben waren nicht immer Lehrer von Beruf, aber die Eigentümlichkeit war ihnen oft gemein, dass sie die Grenzen der erlaubten Reklame überschritten und ihre Methode marktschreierisch verherrlichten gegenüber einer Methode, die sie wohl die herrschende Schulmethode nannten. Von dieser wurde ein Bild entworfen, das im einzelnen manchen wahrheitsgetreuen Zug aufwies, ein Bild, das dem Gegner in manchem Punkte zu heilsamer Selbsterkenntnis und zur Besserung Anregung gab, das aber doch im ganzen nur als ein einseitiges Zerrbild gelten konnte, welches als Folie für das Idealbild der eigenen Methode diente. Leichtgläubige Sanguiniker oder unerfahrene Dilettanten wurden geblendet, äussere Erfolge lachten dem neuen Propheten, aber der besonnene Pädagog von Fach fühlte sich abgestossen, und die nächste Generation behandelte die Ideen des Schwärmers oder Quacksalbers mit meist wohlverdienter Geringschätzung. G. ist von diesen Verbesserern jedenfalls einer der kenntnisreichsten und unterrichtetsten; er ist selbst

[3]) Der Kenner einer Fremdsprache täuscht sich zu leicht über die Kräfte eines Schülers, der diese Fremdsprache lernen soll. Und damit der Lehrer recht ermessen könne, welche ungeheuren Anforderungen mit der Aneignung der unzähligen *thèmes*, denen später die französische Lektüre in derselben Form und Behandlung folgen soll, an den Schüler gestellt werden, so ist ihm zu empfehlen, das auf den Seiten 240—246 des Gouin'schen Buches in 7 Sprachen dargestellte Serienstük vom Thüröffnen (*ostium aperio* u. s. w.) im Gewande derjenigen Sprachen besonders zu betrachten, welche ihm etwa nicht geläufig sind.

akademisch gebildeter Lehrer von Beruf, er hat Menschen und Länder gesehen und der Ausgestaltung seiner Methode, wie gesagt, einen erstaunlichen Fleiss und viel Ausdauer und Geisteskraft gewidmet. Wir haben daher die Pflicht, gerade ihn ernst zu nehmen und aus seinen Gedanken und Arbeiten im einzelnen möglichst viel Anregung zu schöpfen. Aber den Vorwurf kann man auch ihm nicht ersparen, dass er — ein rechter Franzose — viel zu geistreich sein will und zu wenig vorsichtig ist, dass der Wunsch, genial und philosophisch scharf und konsequent zu erscheinen, gar oft der Vater seiner Gedanken, Gründe und Beweise ist, dass er phantastischen Träumen nachjagt und der Boden der Wirklichkeit ihm unter den Füssen entschwindet. Und so wird's denn auch zu erklären sein, dass man im Jahre 1892, wie es scheint, G. die Anwendung seiner Methode in der *école supérieure Arago* zu Paris verbot, ihm einen von 5 zu 5 Minuten festgelegten Arbeitsplan einhändigte, an den er sich peinlich zu halten habe, und ihn absetzte, als er dieser Vorschrift wohl nicht nachkam (Kron 148). Wir wissen recht wohl, dass gar oft ein tüchtiger Kopf wider kleine philisterhafte Machthaber einen vergeblichen aufreibenden Kampf zu kämpfen hat und dass es zwar selten vorteilhaft, aber immer lobenswert ist, in solchem Falle entschlossen auf des Ersteren Seite zu treten; aber mit einem 61jährigen ergrauten Lehrer, der wirklich etwas Ausserordentliches in seinem Fache leistet, würde man doch wohl auch in Frankreich niemals so grausam und tyrannisch zu verfahren die Dreistigkeit haben. G. verallgemeinert zu leichten Herzens: im Laufe seines Wanderlebens, das ihn nacheinander in die Berliner Hofkreise, nach Jassy, Genf, Elbeuf, Paris geführt (s. Kron 163, 164), scheint er vielfach mit erwachsenen Schülern zu thun gehabt zu haben, die ein grosses Interesse daran haben mochten, diese oder jene neuere Fremdsprache sich anzueignen, die vielleicht mehrere Stunden des Tages mit den in den Lektionen durchgearbeiteten Stoffen sich beschäftigten, denen reichliche Gelegenheit zur Uebung im Sprechen nebenher zu Gebote stand und deren unleugbare Fortschritte er dann wesentlich seiner Methode zu gut schrieb, die wegen ihrer erwiesenen (!) Natur- und Kunstgemässheit[4]) für alle Verhältnisse gleich ausgezeichnet sein müsste. An der normalen *École Arago* musste er, wie wir gezeigt haben, mit seiner Methode notwendig Fiasko machen; und es ist zu betonen, dass in der seit Oktober 1894 eröffneten städtischen Gouinschule zu Paris nur e r w a c h s e n e H e r r e n o d e r D a m e n,

---

[4]) Gründe sind, wenn man sie braucht, so gemein wie Brombeeren, und der unerbittlich strenge G. „beweist" überall, selbst für die äusserlichsten Eigenheiten seiner Methode, dass er sich auf die Natur gründet.

denen es nach der Wahl der Tageszeit zu urteilen an Musse meist nicht zu fehlen scheint, in einer Fremdsprache unterrichtet werden.

Ist es demnach undenkbar, dass wir auf unsern Schulen den gesamten Wortschatz einer Sprache in Gouin'schen Bildern vorführen, die in ihrer Gesamtheit *le vaste livre de l'individualité humaine* ergäben; ist es ferner ausgeschlossen, dass wir auch nur den dritten Teil dieses Wortschatzes zur Aneignung bringen, so könnte man doch vielleicht unter weiterer ganz erheblicher Kürzung des Stoffes an dem „logisch-chronologischen Nacheinander" der Satzreihen Gouin's festhalten. Denn nur in dieser Eigentümlichkeit der Methode Gouin's könnte noch ein Vorzug derselben gegenüber derjenigen Methode liegen, die wir in Deutschland unabhängig von G., wenn auch nicht gerade vor ihm, theoretisch erobert und praktisch mehrfach erprobt haben. Die letzte Hauptfrage lautet mit andern Worten so: Sind Beschreibungen aller möglichen Vorgänge in Natur und Gesellschaft im Sinne Gouin's unseren schlichten Erzählungen aus dem Leben vorzuziehen?

Auf Vollständigkeit ist, wie gesagt, in beiden Fällen gleichmässig zu verzichten. Eine umfassende Kenntnis des Wortschatzes, ein sicheres Können der Sprache können wir nur vorbereiten. Grosse Lücken werden immer bestehen bleiben. *Apprendre une langue, c'est tout un monde à conquérir*, sagt G. selbst. Weise Beschränkung ist also die Parole. Es gilt, das allerwichtigste Sprachmaterial zu gewinnen. Bei mehrseitigem Versuche genauester Bestimmung desselben würde man grossen Meinungsverschiedenheiten begegnen. Bei dem Versuche des einen würden Lücken mehr auf diesem, bei dem Versuch des andern mehr auf einem andern Gebiete zu bemerken sein. Wäre denn das ein grosser Fehler, wenn nur überhaupt der Stoff gut gewählt und Inhalt und Form den wirklichen Interessen und Kräften der Schüler mit rechtem pädagogischen Takte angepasst wären? Einige Bogen Sprachstoff von vorwiegend erzählendem Charakter würden bei kluger Berücksichtigung der verschiedenen Interessengebiete am meisten Gewähr bieten, dass durch sie ein praktisch gut verwendbarer Kern aus dem gesamten Sprachkreise dem Schüler vermittelt würde. Fehlendes könnte leicht durch dieselben Mittel ergänzt werden, welche G. empfiehlt. Denn auch ohne die Benutzung der Gouin'schen Serienstücke könnten wir „fliegende Serien" (Kr. S. 34, 109) bilden, bei der wechselvollen Unterhaltung im Anschluss an unsere frischen Lebensbilder reichlich (doch nicht mit künstlichem Zwang) „Relativphrasen"

verwenden,[5]) und endlich würden wir, was G. verwirft, etwa fehlendes Wortmaterial aus der Sprache des täglichen Lebens mit Vorteil durch die Besprechung einiger guten Bilder den Zöglingen vermitteln.

Doch es ist nötig, unsere Frage zu präzisieren. Wir setzen voraus, dass sowohl ein Anhänger beschreibender Seriensätze als auch ein Freund erzählender Stoffe einen für unsere Schulverhältnisse passenden Sprachstoff, der zunächst etwa für drei Jahre zu bemessen wäre, zusammenstellte. Wir nehmen ferner an, dass jeder der beiden das denkbar Beste oder dass beide an sich gleich Gutes — nicht gleich Schlechtes! — leisteten. Dann entstände die Frage: Legen wir unserm Unterricht besser die Serienstücke oder das andere Büchlein zu Grunde?

Gewöhnlich werden solche Fragen nicht so scharf gefasst. Daraus entspringt dann eine heillose Verwirrung, ein ewiges Fechten mit unfruchtbaren Schlagworten, ein Urteilen, Prüfen und Aburteilen, das in seinen Verfehlungen kaum zu begreifen ist. Daraus entspringt jene für die Fortschritte der Unterrichtspraxis verhängnisvolle Gleichgültigkeit prüfender Fachleute gegen die eigentliche pädagogische innere Gesamt- und Einzelausführung eines sprachlichen Unterrichtswerkes: entspricht letzteres nur dem Anschein nach den Forderungen der Partei, so wird es gut sein: jedenfalls ist es dann besser, als jedes Buch aus dem Lager der „Gegner“. Wollte man doch weniger einseitig sein und den Gegner im geistigen Kampfe an seinem Geiste, nicht an den Schnüren und Achselklappen erkennen. Nicht jede „Reformschrift“ ist eine Reformschrift! Nicht jede „praktische Grammatik“ ist praktisch, selbst wenn sie von der Wissenschaftlichkeit so weit entfernt ist, wie der Vogel vom Firmament.[6]) Nicht jedes Elementarbuch, nicht jedes Lesebuch, das sich nach der „neuen Methode“ nennt, ist praktisch etwas ordentliches wert.

Vor dir liegen Gouins Serienhefte; daneben ein Ploetz oder Ploetz-Kares; hieneben ein Lehrgang aus neuerer Zeit, vielleicht viel gelobt, oft eingeführt, und dennoch — leider — nahezu unbrauchbar. Ueber Ploetz oder Ploetz-Kares warst du längst hinaus. Darauf hast du, vielleicht auf ein ermunterndes Wort von oben.

[5]) Siehe Kr. 97, 101, 103, 107, 108; vgl. auch Kr. 112 und 113, wo man ein Bild davon bekommt, was alles der Gouin-Schüler behalten soll.

[6]) Einer „praktischen“ Schulgrammatik wird im Gymnasium XIV., 15 in der Anzeige eines Ungenannten nachgerühmt, dass ihr ein Platz neben Kühn und Ricken gebühre, womit das höchste Lob ausgesprochen sei. Habe ich Kühn aus seinen Werken richtig erkannt, so freut er sich sicherlich ebensowenig wie ich über diesen „Dritten im Bunde“.

den Lehrgang aus neuerer Zeit eingeführt: er galt vielfach als der beste der neuen Eindringlinge und wurde drum möglichster Uniformierung zuliebe mancher anderen Schule gegönnt oder aufgedrängt . . . . . Ja, fürwahr, das Interesse der Jungen ist offenbar grösser als vorher. Der neue Lehrgang ist also „vorzüglich"; vielleicht einige Wochen lang ist er „gut"; dann hat er „doch seine Vorzüge"; schliesslich kommt die volle Ernüchterung; am Ende hast du zuweilen die Empfindung, als ob du aus dem Regen in die Traufe gekommen wärst. Nun lernst du G. kennen; du bringst zur Probe und zur Abwechslung eins seiner kleinen rudimentären Serienstückchen vor. Auch jetzt freuen sich die Jungen bass über die neue Art; sie wissen nun französisch zu sagen, was man beim Thüröffnen zu thun hat; bald werden sie französisch denken und fliessend französisch sprechen. Das ist doch einmal etwas Originelles; das ist eine Methode, „die wirklich zum Ziele führt."

In einem Punkte magst du recht haben. Vielleicht ist Gouin's Sprachstoff oder ein passender Auszug aus demselben brauchbarer als dein Lehrgang aus neuerer Zeit, dessen Verfasser ein „überzeugter" oder ein „gemässigter" Anhänger der Reform, der „neuen Methode" zu sein behauptet. Daraus folgt aber nicht, dass die von G. vorgeschlagene Reform wertvoller ist als die in manchen Punkten von ähnlichen Grundgedanken ausgehende Reform, die unterdessen auch von Deutschen in Deutschland angebahnt und vielleicht ohne dein Wissen verwirklicht worden ist.

Auf beiden Feldern also gleich Gutes vorausgesetzt: welchem Felde sollen wir uns zuwenden?

Die Beantwortung dieser Frage kann nicht schwer sein.

Die französischen Serienstücke Gouin's sind geschickt zusammengestellt und teilweise sehr gelungen. In mehreren derselben fehlt sogar nicht eine gewisse dramatische Lebendigkeit. Aber im ganzen ist doch dieses fortwährende Aneinanderreihen gleichförmiger Sätze, dieses etwas eintönige Beschreiben äusserer Dinge und Vorgänge, dieses dauernde Vorführen von (angeblich) Bekanntem in derselben Form, diese Beschränkung der mannigfaltigen Beziehungen zwischen den Dingen auf die Beziehung der Folge in der Zeit, die doch nach einer Bemerkung Kron's in der Note auf S. 92/93 die Knaben nicht abhält, regelrecht die eine oder andere Zwischenthätigkeit zu überspringen, für die Jugend auf die Dauer zu trocken, zu nüchtern, zu prosaisch. Diese Art erzeugt notwendig die Langeweile und Ermüdung, die den Knaben nach dem 24. Satze zum Gähnen bringt (vgl. Kron S. 24). Sie ist zu vernünftig, zu logisch, zu doktrinär. Es fehlt ihr das gesunde frische freie Leben, das die Jugend anmutet. Es fehlt ihr, wenigstens für den kindlichen Sinn, der noch nicht mit wehmütiger

Liebe in das (ländliche) Idyll des jugendlichen Lebens zurückschaut, das Gemüt- und Humorvolle, das da fesselt, und meist auch das ästhetisch und ethisch Interessante, das wir der Jugend doch nicht ohne Not entziehen wollen. Erwachsene, bei denen der Sinn für das Verständige und Vernünftige schon vorwiegt, bei denen der Wunsch und Wille, aus praktischen Interessen eine Fremdsprache gebrauchen zu lernen, diese oder jene Neigung oder Abneigung leichter zu besiegen imstande ist, können darum doch recht wohl aus einem intensiven Studium der Gouin'schen Serien in verhältnismässig kurzer Zeit den grössten Nutzen ziehen, und wir glauben bestimmt, dass die letzteren in diesem Falle mehr leisten können, als die bekannte Unterrichtsbriefmethode, der doch auch manch willensstarker strebsamer Mann eine gute Kenntnis des Französischen verdankt. Aber die Jugend verlangt nach anderer Kost. Sie fordert mehr Leben und Bewegung, weniger Einseitigkeit und mehr Wechsel. Gewiss will das Kind hören von seiner Welt; aber es zieht doch etwas von der Poesie seiner Welt der in den Serienstücken überwiegenden Prosa vor. Wer die geheimen Mächte des kindlichen Gemüts nicht gebührend berücksichtigt, begiebt sich beim Unterricht der Jugend des stärksten Antriebes zu derjenigen Arbeitsfreudigkeit, die die erste Bedingung eines erfreulichen Erfolges ist. Das tägliche Leben, die Welt der Jugend in schlichter Sprache, im poetischen Gewande der einfachen Erzählung, das ist's, was in den ersten Jahren des französischen Unterrichts an unsern Schulen überwiegen muss. Die Uebungsarbeit im Anschluss an solche Erzählungen, die gelegentlich natürlich von gelungenen Beschreibungen im Sinne der Serienstoffe Gouin's unterbrochen werden dürfen, fesselt und fördert, besonders wenn der Lehrer seiner Aufgabe gewachsen ist und die betreffende fremde Sprache wenigstens annähernd so beherrscht, wie Bétis seine französische Muttersprache, die er lehrt, beherrscht, den Knaben (auch die Söhne Steads) mehr, als die gleichförmige Arbeit an den Seriensätzen. Wie der Turnlehrer langweilt, der sich streng an den Leitfaden hält und alle dort vorgeschriebenen Einzelübungen in ihrer dogmatisch strengen Folge ausführen lässt, der gleichsam die Gewürze für sich serviert, anstatt die Speisen mit ihnen anzumachen, so muss auch der Sprachlehrer auf die Dauer die Schüler mit den Seriensätzen langweilen. Weit besser verfährt der Turnlehrer, der, ohne auf die erforderliche Kleinarbeit zu verzichten, anziehende, wechselreiche, fröhliche Bewegung sichernde Uebungsbilder schafft, mit denen dann auch die notwendigen Elemente eingeübt werden, die aber andrerseits Vernünftigkeit und Wärme, Folgerichtigkeit und Natürlichkeit, Mannigfaltigkeit und Einheit, Freiheit und Zwang harmonisch und organisch in sich vereinigen.

Bei dem Unterricht nach den Seriensätzen Gouin's herrscht zu viel Ordnung, zu viel Zwang, zu viel reine Vernunft, zu viel Schematismus, zu viel Doktrinarismus, zu viel Mechanismus.[7])

—

Für unsere Knaben giebt's bessere Kost. Aber für den Erwachsenen, der die Arbeit der Schule vervollständigen oder ersetzen, der sich diejenigen unmittelbar praktischen Sprachkenntnisse verschaffen will, zu denen die Schule nur einen gewissen Grund legen kann, können die Serienstücke von grossem Nutzen sein. Und von hier aus gelangen wir auch zu einer gerechten Charakterisierung oder Würdigung der Reform Gouin's. Seine Serien sind nämlich das lebendig gewordene *Vocabulaire systématique*. Was er schaffen will (denn noch scheint er es bei weitem nicht vollständig geschaffen zu haben), ist ein systematisches Vokabularium der gesamten französischen Sprache, das von blosser Nomenklatur so weit entfernt wäre, wie der Himmel von der Erde, das wirkliches Leben atmete und wirkliches Leben zu übermitteln vermöchte, das dasjenige faktisch gewährleistete, was Ploetz dem Studierenden vergeblich zu übermitteln sich bemüht hat. Darum sagt er auf S. 34 und 35 seines *Art d'enseigner . . .: A mon jugement, il ne manquait au „vocabulaire systématique“, pour être une méthode véritable, que ce qui manquait à la statue de Pygmalion pour être Galathée, à savoir la vie. C'est beaucoup, dira-t-on peut-être. Il n'en est pas moins vrai que Ploetz était sur le vrai chemin. S'il avait consenti à étudier l'enfant, puis à remanier son livre sur le modèle du procédé encore inédit de la nature* (welches Verfahren erst G. herausgegeben hat!), *au lieu de le laisser à l'état de sèche et abstraite catégorie, de nomenclature incomplète et toujours plus ou moins arbitraire, la „Méthode naturelle“ serait construite depuis vingt-cinq ans. Il ne l'a pas tenté: il n'avait pas l'idée . . .*

Gouin's Serien bilden ein *vocabulaire systématique* in unzweifelhaft hoher Vollendung. Den Vorschlag Krons (S. 78/79), die ausländischen Lektoren zu veranlassen, dass sie die Studierenden an ihnen in die lebende Verkehrs- und Litteratursprache einzuführen suchten, empfehle ich warm zur Erwägung. Die Grundlage des Studiums ist dann gut, solid und sicher. Von der freien, geistvollen, eindringen-

[7]) Die mechanische Heraushebung des Verbs ist unnatürlich und der Aufbau des Stücks auf Grund der von den Schülern festgestellten logischen Reihe der Verbformen (wie Kr. S. 111 sagt) eine verfehlte Massnahme. Dass das Verb der wichtigste Teil des Satzes ist, wird zwar nicht geleugnet, aber die Logik fordert mit nichten die betreffende Reihenfolge der nackten Verben. Das jedesmalige Subject der Thätigkeit ist schlechterdings nicht zu entbehren.

den, psychologisch richtigen Behandlung des Stoffes, von der Fertigkeit des Lehrers in der Anknüpfung lebhafter und natürlicher Gespräche, nicht aber (wie Kron 78 meint) von der willigen, pünktlichen, regelmässigen Befolgung der Grundsätze, Forderungen und Weisungen Gouin's, hängt dann im wesentlichen der Erfolg des Unterrichts ab.

* *

Und für unsere geplagte Französisch lernende Schuljugend sollte G. nicht der verheissene Messias und Erlöser sein?

Wie? Kann irgend jemand nach der Lektüre des 2. Abschnitts des Kron'schen Buches (S. 114—154: Praktische Versuche mit der Methode Gouin) daran noch zweifeln? Wer würde nach dem Versuche mit Stead's Kindern (S. 114—129) Gouin in dreister Weise das Verdienst absprechen wollen, die Welt mit der sprachlich-pädagogischen Allheilmethode, mit der einzigen Methode der Zukunft beschenkt zu haben? Lassen nicht die Erfolge, die Bétis mit den Kindern erzielte, den Mund jedes Nörglers verstummen? Zeugt nicht der Siegeszug, den die Methode durch die Länder englischer Zunge gehalten hat, laut von dem eigenartigen Verdienst, das G. um die Reform des Sprachunterrichts sich erworben?

Es ist eine eigene Sache um den Erfolg. Das Verdienst eines Mannes an dem äusseren Erfolge seines Unternehmens zu messen, ist eine irreführende Eigentümlichkeit unkritischer Köpfe.

Gewiss hat G. sich ein grosses Verdienst erworben. Selbst um die Entwicklung des französischen Unterrichts in Deutschland, dessen Vertreter in Zukunft in seinen fleissigen Arbeiten, wenn er sie ihnen nur durch den Druck zugänglich machen will, viel brauchbares, sprachlich eben ganz einwandfreies Material finden werden. England vor allem verdankt ihm, wie es scheint, den Anstoss zu einer gesunden pädagogischen Bewegung, welche fest eingewurzelte vorweltliche Sprachlehrmanieren wegzufegen und mit der Erhöhung wissenschaftlicher Einsicht in die fraglichen psychologischen Prozesse bessere Methoden zur Herrschaft zu bringen geeignet ist.

Lehrer und Lehrerinnen Englands treten in stattlicher Zahl vor und preisen laut die neue Methode Gouins. Und sie thun recht daran. Zum Vergleiche bot sich ihnen nur ihre alte Methode (*the old way of yards of rules and miles of exercises*), die in ihren Grundfehlern und ihrer Unnatur noch ein gut Teil tiefer stand als unsere alte versteinerte Methode. Der Abstand in Rücksicht auf das Interesse der Schüler und den Erfolg des Unterrichts erscheint ihnen so ungeheuer gross, dass sie in ihrem sehr begreiflichen Enthusiasmus gar nicht auf den Gedanken kommen, es könnte bei

Durchführung ähnlicher Grundsätze durch Vermeidung gewisser charakteristischer Fehler noch Befriedigenderes erzielt werden. Sie bedenken nicht, dass, wenn auch A_1 schon viel grösser als B ist, doch A_2 noch grösser sein kann. Und in diesem Zusammenhang darf man wohl auf die Bemerkung des Norwegers Brekke in Hamar besonders aufmerksam machen, wonach die Lehrer der Schule in Christiania, an welcher die Methode G. erprobt wurde, erstaunt waren zu sehen, wie ermüdet die Schüler am Schluss der Stunde waren (Kron 152, in Klammer).

Und die Erfolge des Herrn Bétis mit Steads Kindern? . . . . Nun, sie erscheinen uns nicht so auffallend. Die „Kinder" wurden volle 6 Monate (vom 15. Mai bis zum 15. Dezember 1892 — die Ferienzeit, ein Sommermonat, wurde nicht mitgerechnet; wie und wo die Ferien verbracht wurden, wird nicht gesagt —) von dem „geistvollen Franzosen Bétis" unterrichtet. *During that time, M. Bétis attended five days a week at Cambridge House, Wimbledon, and gave lessons on M. Gouin's system for three hours a day. The children were divided into two classes — the three eldest, aged respectively 18, 17 and 15, having two hours each day, and the younger, a girl and a boy, aged 13 and 9, having one hour a day.* Die drei Schüler der ersten Klasse waren in der Lage der deutschen studierenden Jugend, für welche wir die Serien vorhin empfehlen konnten; sie hatten seit Ostern 1888, nicht in einer vollen Schulklasse, sondern im Privatunterricht zu Hause, Französisch gelernt, und ein offenbar tüchtiger deutscher Hauslehrer, Dr. Borns, hatte ihre geistigen Fähigkeiten und ihr Gedächtnis durch geregelte fleissige Arbeit zu einer nicht gewöhnlichen Höhe entwickelt (vgl. Kr. 127, 128). Sie hatten auch gründlich deutsch bei ihrem Hauslehrer gelernt und waren schon daran gewöhnt worden, ihre Gedanken in das Gewand dieser Fremdsprache zu kleiden (s. Kr. 118, wo Stead darauf hinweist, dass seine Kinder auch während des Bétis'schen Versuches morgens in den übrigen Unterrichtsfächern, und zwar so viel wie mögliche in deutscher Sprache, von Dr. Borns unterrichtet wurden). Und nun stelle man sich vor, dass volle 6 Monate hindurch 5 mal die Woche nachmittags ein gewandter lebhafter französischer Lehrer in ihre Wohnung kommt, mit der Familie vermutlich speist und plaudert, jedesmal 2 Stunden ausschliesslich mit den älteren Sprossen des Herrn Stead in systematischem Unterrichte sich beschäftigt, während er eine dritte Stunde den beiden jüngeren widmet, die wahrscheinlich oft noch Gelegenheit haben, mit dabei zu sein, wenn ihre Geschwister studieren und üben, wie die letzteren ihrerseits auch von der dritten Stunde noch profitieren mögen. Man beachte ferner, dass, wie die Prüfung eine rein mündliche ist, der Unterricht bei den älteren

Zöglingen ohne zu starke Gefährdung der Sicherheit des Wissens rein mündlich sein darf, weil sie sich bereits sichere grammatische und orthographische Kenntnisse vorher verschafft haben, dass überdies der gewaltige Ansporn einer bevorstehenden Prüfung hinzukommt, in der die Schüler naturgemäss gern etwas Besonderes leisten wollen und die entscheidend für die Zukunft des Lehrers und seiner Methode werden soll.

Es ist klar, dass Bétis, wenn er die 3 Schüler nach einer Schulgrammatik wie der von Ploetz und ganz im Sinne der Ploetz-Methode und im engen Anschluss an das Buch unterrichtet hätte, so gute Erfolge bei weitem nicht würde erreicht haben. Aber auf der anderen Seite ist es ebenso sicher, dass nicht etwa die Serien an sich, sondern dass die Anschaulichkeit des Unterrichtsstoffes und des Unterrichts (die auch wir fordern!), die Bétis'sche Lebhaftigkeit und sein pädagogisches Geschick (die wir allen neusprachlichen Lehrern wünschen!), seine ausserordentliche Herrschaft über die Sprache, die er zu lehren hatte (hier besteht bei uns die bedauerlichste Lücke!), entscheidend gewesen sind. Die jungen Leute befanden sich ja mindestens 3 Stunden täglich so zu sagen in anregender französischer Umgebung, lasen das *Petit Journal* und *Monte Cristo* in ihren *spare moments*, und sollten unter solchen Umständen bei ihren mehrfach bezeugten sehr guten Anlagen auch ohne die Serienstücke in den bewussten 6 Monaten nicht eine gewisse Herrschaft über die Sprache gewinnen, die sie befähigte, französisch Gesprochenes zu verstehen und zu beantworten, eine Geschichte nachzuerzählen, oder eine englisch gegebene Erzählung oder Diskussion in französischer Sprache wiederzugeben?

Man verpflanze Bétis in eine deutsche Stadt oder auf einen deutschen Landsitz; man gebe ihm unter denselben Verhältnissen, wie sie bei Stead bestanden, einen deutschen Schüler von des 9jährigen Jack Fähigkeiten. Man lasse ihn aber nicht auf Grund der Serien, sondern etwa auf Grund der Hölzel'schen oder anderer Bilder, oder aber auf Grund eines Sprachstoffes, wie er sich in meinem Lehrgang für lateinlose Schulen 1., 2./3. Jahr (Ausgabe für lateinlose Mädchenschulen) findet, unterrichten, selbstverständlich mit demselben Eifer, den er in Cambridge House, Wimbledon, entwickelte, so wird er unzweifelhaft am Ende eines Zeitraums, der volle 130 eigentliche Lehrstunden enthielt, seinem deutschen Jack dieselben Aufgaben zumuten dürfen, die er dem englischen Jack in der Prüfung vom 15. Dezember 1892 auferlegte. Wenn wir in unserer untersten Klasse, trotzdem gerade hier bei richtigem Unterricht und gutem Lehrbuch ebenfalls manchmal „Erstaunliches" in Aussprache und Sprechfertigkeit geleistet wird, in

so kurzer Zeit auch mit der besten Methode nicht dasselbe erreichen können, so liegt der Grund einfach in den weit ungünstigeren Verhältnissen (Unterricht in vollen Klassen, sehr schwache Schüler, auf die Rücksicht genommen werden muss, zu viele Unterrichtsfächer, in denen einzig und allein die Muttersprache gebraucht wird, und endlich Unterricht durch Lehrer, die des Französischen in Wirklichkeit nicht mächtig sind). Bétis steht ganz anders günstig da. Ich betrachte ihn mit dem Blick des Rezitators und Musikkritikers George Bernard Shaw, dessen von Kr. 141 mitgeteiltes Urteil über die Methode G. mir sehr feinsinnig und treffend zu sein scheint, wenn er, anscheinend zu seinem Deutsch-Lehrer Drabig gewendet, sagt: *Gouin or no Gouin. I do not believe that German can be learnt out of Germany except when the teacher has not only a knowledge of the language, but the gift and skill of an accomplished comedian into the bargain. In short, he must act his lesson to the life. When this rare combination of knowledge and special personal talent cannot be found, the Gouin system, unless I am greatly mistaken, will not succeed better than any other system. The combination has, however, undoubtedly been found in your case, and that is the true secret of your remarkable success.*

Dass frisches anschauliches Leben stecke in dem Lehrstoff und Leben und künstlerische Gestaltungkraft in dem übrigens besonnenen und sprachkundigen Lehrer, das sind in der That die wesentlichsten Bedingungen für einen erfolgreichen Sprachunterricht.

Der Mechanismus der Serien ist nicht das Entscheidende. Insofern verfehlen Gouin und Kron ihr Ziel. Da aber volle Klarheit in Bezug auf das Wesen echter zeitgemässer Reform und ein deutliches Bewusstsein von den mancherlei Reibungen, Hemmungen und Widerständen, die reformatorische Gedanken bei der Uebersetzung in die Praxis finden, für den ruhigen Fortschritt des fremdsprachlichen Unterrichts auch bei uns in Deutschland von wesentlicher Bedeutung sind, so gebührt Kron für seine sehr fleissige Arbeit, durch die er zu klärenden Veröffentlichungen nach dieser Richtung hin anregt und anregen wird, aufrichtiger und warmer Dank.

W. Ricken.

Die Rondels der Miracles de Nostre Dame par personnages.

Bereits L. Müller hat in *Ausg. u. Abh.* XXIV S. 11 f. und 43 ff. über die Rondelformen und deren Erweiterungen (oder besser Ergänzungen und Wiederaufnahmen) in der so wertvollen Sammlung dramatischer Marien-Mirakel eingehend gehandelt. Seine Aufstellungen hat dann Schnell eb. XXXIII S. 54 ff. und LIII S. 3 Anm. sorgsam berichtigt und in mehrfacher Beziehung ergänzt. Beide Verfasser haben sich aber bei ihren Betrachtungen immer noch zu ängstlich an den überlieferten Text gehalten, wenn sie auch schon manche offenbare Lücken und sonstige Fehler erkannten, während die Herausgeber den überlieferten Text noch fast ganz unbeanstandet gelassen hatten. Nachstehend soll eine neue übersichtliche Darstellung der für diese Stücke so charakteristischen Liederformen gegeben werden, welche darauf ausgeht, weitere Entstellungen der Ueberlieferung aufzudecken.*) Ich gebe sie um so lieber, als ich in Gröber's *Grundriss* seinerzeit mich nicht darauf habe einlassen können.

In die 40 Mirakel finden sich im ganzen 72 Rondels**) eingefügt, 24 : 8-zeilige, 19 : 11-z. und 29 : 13-z. Nur Mir. XXXVIII bietet gar kein Rondel, doch ist es unvollständig überliefert. Wie sich die 72 Rondels und ihre Hauptformen auf die 39 Mirakel verteilen erhellt aus folgender Tabelle

*) Meist werden die Gedichte in den *Miracles* ausdrücklich als Rondels bezeichnet, doch finden sich Ausdrücke wie *dit* II 902, IX 1212, *chancon* XIII 1506 (vgl. X 372 f.), *chant* II 857 X 559 (vgl. VIII 881), *rondel ou lay* XXXI 991. Das XVII 1816 angestimmte *Motet* war kein Rondel, sein Text ist nicht mitgeteilt.

**) Hier seien gleich einige deutliche Textverderbnisse angeführt, welche in der Ausgabe unverbessert geblieben sind: II 910 ist zu tilgen, ebenso XXXIII 1273. Nach IV 1320 füge die erste, nach XX 429, XXIV 844, XL 2325 die zweite, nach XXV 361 die dritte, nach XXII 1375, XXXIII 1309 den ganzen Refrain, nach XV 1451—2 (die nicht zu sperren sind) die vier Zeilen 1387—90, nach XIV 830 (das zu sperren st) die Zeile XXXIII 1980 ein. XIX 834 ist Theatervermerk, wie X 561. XVIII 1471 hat *soiez en fiz* gegen 1447: *soiez touz fiz.*

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.	20.
8 z. 8 S.		I			I	III	II	III		I	I	I					II		II	I
7 S.							I						I					I		
11 z. 8 S.					I	I												I		
7 S.	II	I	I	II							I	I	I	I						
13 z. 8 S.															I	II				
7 S.										I				I						I

	21.	22.	23.	24.	25.	26.	27.	28.	29.	30.	31.	32.	33.	34.	35.	36.	37.	39.	40.
8 z. 8 S.					I														
7 S.		I				I													
11 z. 8 S.															I				
7 S.		I				I													
13 z. 8 S.	I			I	I		I	II	I	II		I	I	I			I	I	I
7 S.		I	I								I		I	I					I

11 z. 7 + 5 S..: 1; **7 + 3 S.**: 15; **8 + 5 + 7 S.**: 9. — **13 z. 8 + 4 S.**: 5,36.

Die Tabelle ergiebt, dass nur 1 Mir. 4 Rondels hat, nämlich: VI, 3 Rondels haben I, V, VII, VIII, XXII, 3 verschieden geartete nur V und XXII; die übrigen haben 2 oder nur 1. Beachtenswert ist, dass sich die 8- u. 11-z. nach dem Schluss ganz verlieren, während umgekehrt die 13-z. Rondels zuerst fast ganz gemieden sind.

Eine andere Gruppierung nach den begegnenden Versarten, der Zeilenzahl und den verwendeten Reimsilben geordnet, lässt die mehrfach wiederkehrenden oder mehr oder weniger getreu nachgebildeten Rondels erkennen. (Das die Wiederkehr andeutende = schliesst natürlich mehr oder weniger zahlreiche und bedeutsame Varianten in den entsprechenden Rondels nicht aus. Die Herausgeber hätten auch durch ihre Verwertung den öfter mangelhaft überlieferten Text einige Mal bessern können.)

I. 41 Rondels in 8-silbigen Versen.

a) 19 8-zeilige (AB | aA | ab AB)

VIII 673 (*é, er*); vgl. VI 1339 (I b)
VI 1355 (*er, a*)
XXV 1040 (*ez, ieu*)
X 562 (*eur, ie*) = XIX 830
VIII 883 (*iz, er*)
VI 651 (*uz, erre*)
VII 328 (*aire, our*); vgl. XXIX 1782 (I c); XXXVII 3012 (I c)
VI 1572 (*ee, as*)
II 861 (*ee, ort*)
XVII 1763 (*elle, ir*)

V 280 (*ente, onde*)
XII 842 (*ére, ure*); vgl. XIV 828, XXXIII 1976 (II c)
VIII 763 (*esce, is*)
XX 950 (*ie, estre*)
XVII 1144 (*ie, oit*)
XI 559 (*ites, er*) = XIX 1237
VII 844 (*orde, ez*); vgl. VI 1389 (I b).

b) 4 11-zeilige (ABB | aA | abb ABB)

XXXV 1384 (*ain, aine*); vgl. XXII 1432 (II a)
V 223 (*ier, on*)
VI 1389 (*aine, orde*); vgl. XXII 1721, XXVI 1065 (II b), XXX 1410 (I c), VII 844 (I a), VIII 673 (I a), II 905 (II b)
XVIII 1440 (*emble, ilz*) = XXXIV 2185 (I c).

c) 18 13-zeilige (ABB | ab | AB abb ABB)

XXIV 839 (*er, ert*) = XL 2320; vgl. XXXI 994 (II c)
XXV 330 (*i, ent*)
XXX 1410 (*ors, orde*); vgl. XXII 1721, XXVI 1065 (II b), VI 1389 (I b), VII 884 (I a), VIII 673 (I a), II 905 (II b)
XXXII 424 (*our, euse*)
XXI 1546 (*our, ee*)
XVI 1528 (*our, ure*) = XXVIII 1090
XV 1378 (*ous, on*) = XXVIII 1555, XXXIX 1788
XXX 859 (*oy, ie*)
XXXVII 3012 (*aine, é*); vgl. XXIX 1782 (I c), VII 328 (I a)
XXIX 1782 (*aire, é*); vgl. VII 328 (I a), XXXVII 3012 (I c)
XXXIV 2185 (*emble, ilz*) = XVIII 1440 (I b)
XVI 1617 (*esse, é*) = XXVII 1240
XXXIII 1266 („ „)

II. 26 Rondels in 7-silbigen Versen.

a) 5 8-zeilige (AB | aA | ab AB)

XXII 1432 (*ain, aine*); vgl. XXXV 1384 (I b)
XIII 607 (*aiz, aite*); vgl. XV 1835 (III c)
XVIII 1182 (*euse, é*); vgl. XL 1708 (II c), X 374 (II c)
VII 426 (*ire, oys*)
XXVI 1380 (ire, ez).

b) 12 11-zeilige (ABB | aA | abb ABB)

IV 1317 (*ant, aine*)
I 1460 (*er, oys*)
XIII 1510 (*is, er*)
I 477 (*iz, oir*) = XII 1050, XIV 1267
IV 1359 (*iz, ure*)
XXII 1721 (*ors, orde*) = XXVI 1065; vgl. XXX 1410 (I c), VI 1389 (I b)

II 905 (*ors, ain*), vgl. VI 1389 (I b)
III 1128 (*aine, é*) = XI 286
c) 9 13-zeilige (ABB | ab AB | abb ABB)
XXXI 994 (*aine, ert*); vgl. XXIV 839. XL 2320 (I c)
XXII 1216 (*aire, onne*)
XXIII 1772 (*ente, aine*) = XXXIV 1744
XXXIII 1976 (*ére, eur*) = XIV 828; vgl. XII 842 (I a)
X 374 (*euse, é*) = XL 1708; vgl. XVIII 1182 (II a)
XX 424 (*ure, aire*)

III. 5 Rondels in verschiedenartigen Versen.

a) 2 13-zeilige in 8- u. 4-Silbnern
($A_8B_4B_8$ | $a_8b_4A_8B_4$ | $a_8b_4b_8A_8B_4B_8$)
V 502 (*emble, ee*) = XXXVI 976
b) 1 11-zeiliges in 7- u. 5 Silbnern
($A_7B_5B_5$ | a_7A_7 | $a_7b_5b_5A_7B_5B_5$)
I 442 (*ans, er*)
c) 1 11-zeiliges in 7- u. 3-Silbnern
($A_7A_3B_7$ | a_7A_7 | $a_7a_3b_7$ | $A_7A_3B_7$)
XV 1835 (*aiz, aite*); vgl. XIII 607 (II a)
d) 1 11-zeiliges in 8-, 5- u. 7-Silbnern
($A_8B_5B_7$ | a_8A_8 | $a_8b_5b_7A_8B_5B_7$)
IX 1217 (*er, is*).

Vorstehende Uebersicht ergiebt, dass im ganzen 17 Rondelformen (Versart, Zeilenzahl, Reimschema), sei es mehrfach (14) sei es in ungeänderter Fassung begegnen. Zwei Formen kehren mit geringen Abweichungen 3 Mal wieder (I 477 = XII 1050. XIV 1267, s. II b — XV 1378 = XXVIII 1555. XXXIX 1788, s. I c). Nur 27 unter den 72 Rondels lassen keinen deutlichen Anklang an ein anderes hervortreten. Unter diesen befinden sich bezeichnender Weise 11 der 19 8-zeiligen und in 8-Silbnern verfassten, von den 29 13-zeiligen Rondels in 8-, 7- oder 8- und 4-silbigen Versen dagegen nur 6. Schon hieraus ergiebt sich, dass bei Uebereinstimmungen die 13-zeiligen Rondels als die Nachahmungen, die kürzeren, insbesondere die Triolets als die Vorbilder zu betrachten sind. Eine Gegenüberstellung der in Frage kommenden Rondeltexte bestätigt das durchaus, abgesehen von einem Falle (X 374), der mir zweifelhaft erscheint.

1) XVIII 1181 *Servir, vierge glorieuse,*
Vous doit on en loyauté
De pensee humble joyeuse.
1184 — *Servir, vierge glorieuse* —
Pour ce qu'en vo precieuse
Char prist Diex humanité.

1187 *Servir, vierge glorieuse,*
Vous doit on en loiauté.

XL 1708 *Servir, vierge, glorieuse,*
Vous doit on en loyauté
De benigne voulenté,
1711 *Et de pensee joieuse*
Esdrecee en verité;
— Servir, vierge glorieuse
1714 *Vous doit on en loyauté —*
Car, dame, en vo precieuse
Char Dieu prist humanité
1717 *Qu'il conjoint a deïté.*
1763 *Servir, vierge glorieuse,*
Vous doit on en loyauté
1765 *De benigne voulenté.*

Das 13-zeilige Rondel zeigt abgesehen von seinen überflüssigen Zusatzzeilen gegenüber dem Triolet nur geringfügige, teilweise nur durch die Zusatzzeilen selbst bedingte (1711 gegen XVIII 1183) Aenderungen (1716 bietet eine jüngere Wortstellung) und muss daher als eine ungeschickte Erweiterung des Triolets im Mirakel XVIII bezeichnet werden. — Vergleiche ferner:

X 374: *Servir, vierge glorieuse,*
Vous doit on en loyauté,
Tresor de benignité.
377 *C'est œuvre tres precieuse,*
Si qu'en vraie charité
Servir, vierge glorieuse,
380 *Vous doit on en loyauté;*
Car a ceulx estes piteuse
Qui en sont entalenté,
383 *Si en di pour verité:*
Servir, vierge glorieuse,
Vous doit on en loyauté,
386 *Tresor de benignité.*

Wie wohl sich auch dieses 13-zeilige Rondel aus dem Triolet in XVIII ableiten liesse (es läge dann nur eine weit freiere Bearbeitung vor), so könnte man doch gerade umgekehrt das Triolet in XVIII durch Verkürzung aus dem Rondel in X entstanden denken. Diese Annahme legt sogar die überlieferte Reihenfolge der Mirakel nahe, ebenso auch die Zeile 1181 in XVIII, welche einen unvollendeten Satz bietet. Auf letzteres Argument wird allerdings wegen des Refraincharakters der Zeile kein besonderes Gewicht zu legen sein.

2) VII 328 *Tres doulce vierge debonnaire,*
De vraie humilité sejour
Et d'amour parfaicte exemplaire!
331 *Tres doulce vierge debonnaire,*
A tout cuer embellir et plaire
Doit, qu'il vous serve nuit et jour,
334 *Tres doulce vierge debonnaire*
De vraie humilité sejour.

XXIX 1782 *Tres doulce vierge debonnaire,*
Sejour de vraie humilité
En qui Dieu prist humanité!
1785 *Pour les humains d'enfer retraire*
Souffri vo fil mort a vilté,
Tres doulce vierge debonnaire
1788 *Sejour de vraie humilité.*
Pour c'à chascune et chascun plaire
Doit, qu'il vous serve en verité
1791 *Et qu'il die par charité:*
Tres doulce vierge debonnaire,
Sejour de vraie humilité
1794 *En qui Dieu prist humanité!*

Hier zwang die fast ausschliesslich übliche Reimstellung ABB im 13-zeiligen Rondel den Dichter von XXIX bei seiner Umbildung des 8-zeiligen Rondels aus VII zur Umstellung der Worte der Z. 239. Dadurch wurde aber das bedeutsame Wort *sejour* aus der Reimstelle entfernt. Noch deutlicher giebt sich XXIX 1790 mit seinem platten Reimausgang *en verité* als Nachbildung von VII 333 mit dem nachdrücklichen *nuit et jour* zu erkennen, ähnlich reflektirt XXIX 1789 recht abgeschwächt VII 332. Die Zeilen XXIX 1184 (1194), 1185—6, 1191 trüben gleichfalls nur den einfachen Marienhymnus-Charakter des ursprünglichen Triolets. Interessant ist, dass trotzdem das Rondel in XXIX, wie es scheint, seinerseits dem Dichter von XXXVII für den Anfang seines noch weniger als Marienhymnus zu bezeichnenden Rondels 3012 ff. das Vorbild abgegeben hat:

Royne des cieulx souveraine
En qui Dieu prist humanité
Pour ta parfaicte humilité

3013 ist wörtlich = XXIX 1784, aber bildet hier die zweite nicht wie dort die dritte Refrainzeile, 3014 reflektirt auch deutlich 1783

3) XII 842 *Vierge royne, fille et mere*
Au Dieu de toute creature,
Onc de grace ne fuz avere.
845 *Vierge royne fille et mere,*

D'obscurté touz dis en lumiere
847 *Jettes ceulx que veulx prendre en cure.*
876 *Vierge royne, fille et mere*
Au Dieu de toute creature.

XXXIII 1976 *Vierge royal, fille et mere*
Au tout puissant createur
Du monde et vray racheteur,
1979 *Doulce a touz, a nul amere,*
Sur toutes fleur de doulceur!
Vierge royal, fille et mere
1982 *Au tout puissant createur,*
Par tres excellent mistere
Se fist Dieu de soy donneur
1985 *A toy pour toy faire honneur.*
2013 *Vierge royal, fille et mere*
Au tout puissant createur
2015 *Du monde et vray racheteur.*

Das 13-zeilige Rondel findet sich auch im Mirakel XIV 828 ff., doch fehlt dort die Zeile XXXIII 1980. Die Umarbeitung in 7-Silbner veranlasste das 3-silbige *royne* XII 842 durch das 2-silbige *royal* XXXIII 1976 (vgl. IV 1360) zu ersetzen, 1977—8 geben sich als Erweiterung von XII 844 zu erkennen und lenken durch ihre Breite die Aufmerksamkeit von der Jungfrau weit mehr auf Christus ab als XII 844. Noch mehr geschieht das durch 1983—5, welche XII 847—8 ersetzen. Der Charakter eines Marienhymnus, welcher dem Triolet von XII deutlich aufgeprägt ist, ist daher arg entstellt in dem Rondel von XXXIII. Ein gemeinsames Vorbild von XII 842 und XXXIII 1976 scheint in IV 1359 (11-zeilig) vorzuliegen. Hier ist der Charakter des Marienhymnus noch getreu gewahrt.

4) VII 844 *Royne de misericorde,*
Quant vostre grace a touz offrez,
Homs qui vostre doulceur recorde,
847 *Royne de misericorde,*
Sent, qu'a Dieu par vous se racorde
Et que nul perir ne souffrez,
850 *Royne de misericorde,*
Quant vostre grace a touz offrez.

VI 1389 *Dame de la gloire haultaine,*
Vostre doulce misericorde
Souvent a Dieu mainte ame accorde,
1392 *Quant par pechié en est lointaine,*
Dame de la gloire haultaine;
Car de grace estes la fontaine

1395 *Ou laver peut toute discorde*
Pecheur qui de cuer vous recorde.
Dame de la gloire haultaine,
1398 *Vostre doulce misericorde*
Souvent a Dieu mainte ame accorde.

XXVI 1065 *Dieu puissans, misericors,*
Vostre grant misericorde
Fait pecheurs avoir accorde
1068 *A vous: c'est un doulx accors,*
Dieu puissant, misericors.
Et voir est, qui li recors
1071 *De vo grace c'on recorde*
Maint cuer du Sathan descorde.
Dieu puissans misericors,
1074 *Vostre grant misericorde*
Fait pecheurs avoir accorde.

XXII 1721 *Diex puissans, misericors,*
Par vostre misericorde
Amours les pecheurs racorde
1724 *A vous: si a dous accors,*
Diex puissans, misericors.
Et avec ce le recors
1727 *De voz graces c'on recorde*
Plusieurs a bien faire encorde.
Diex puissans misericors,
1730 *Par vostre misericorde*
Amour les pecheurs recorde.

XXX 1410 *Dieu tout puissant, misericors,*
Par la vostre misericorde
Treuvent li pecheour accorde
1413 *A vous: ci a moult doulx accors,*
Quant cuer a vous servir s'accorde,
Dieu touz puissans, misericors,
1416 *Par la vostre misericorde.*
Il treuve que par les recors
De voz graces qu'en soy recorde
1419 *Maint cuer du Sathan se descorde.*
Dieu touz puissant, misericors
Par la vostre misericorde
1422 *Treuvent li pecheour accorde.*

Von den fünf eben angeführten Texten ist der erste ein schlichter Marienhymnus in Triolettform, seine Reimkünstelei ist noch geringfügig. Auch das zweite Rondel ist noch ein reiner Marien-

hymnus, die Reimkünstelei ist aber infolge der Erweiterung zu 11 Zeilen bewusstermassen ausgebildet. Auf die Spitze getrieben ist sie mit der Durchführung des grammatischen Reimes im dritten Text, der sich dabei deutlich als Nachahmung des zweiten zu erkennen giebt, aber aus einem Marienhymnus in einen Lobgesang auf Gott verwandelt ist. Der Refrain enjambiert hier offenbar mit vollem Bewusstsein. Als eine leichte Ueberarbeitung dieses dritten Textes stellt sich der vierte dar, doch hat die Ausdrucksweise dabei grossen Schaden gelitten (vgl. 1722—3, 1726). Das fünfte Rondel endlich ist eine 13-zeilige Erweiterung des vierten, jedoch unter gelegentlicher Benutzung auch des dritten Rondels (vgl. 1412 und 1419). Der 8-Silbner ist dabei an Stelle des 7-Silbners getreten. — Grammatische Reime führen noch mehrere Rondels durch. So:

5) XIII 607 *Gens corps en biauté parfaiz,*
Vierge sur toute parfaite,
Moult est de grace parfaiz,
610 *Gens corps en biauté parfaiz,*
Cil qui ses diz et ses faiz
En vostre service affaitte,
613 *Gent corps en biauté parfaiz,*
Vierge sur toute parfaite.

XV 1835 *Gent corps en biauté parfaiz*
Et par faiz
Vierge sur toutes parfaite,
1838 *Bien a celui grace a fais,*
Gent corps en biauté parfaiz,
Et doulcement es refaiz
1841 *Est refaiz*
Qui en vous servir s'affaitte,
Gent corps en biauté parfaiz
1844 *[Et par faiz]*
Vierge sur toutes parfaite.

Hier ergiebt sich der 11-zeilige Text als eine gekünstelte Erweiterung des 8-zeiligen.

6) XXII 1432 *Esjoïs toy, cuer humain,*
A qui Dieu sa mere amaine!
Par amour t'ont pris en main.
1435 *Esjoïs toi, cuer humain,*
En eulz loent soir et main
Non pas de loenge humaine!
1438 *Esjoïs toy, cuer humain,*
A qui Dieu sa mere amaine!

XXXV 1384 *Reconfortes toy, cuer humain,*
A qui Jesu sa mere amaine

Du hault trosne de son demaine;
1387 *Car par amour tout prist en main.*
Reconfortes toy, cuer humain.
En eulz loant et soir et main
1390 *Et non pas de loenge humaine,*
Mais de celle qui es cieulx maine!
Reconfortes toy, cuer humain,
1393 *A qui Jesu sa mere amaine*
Du hault trosne de son demaine.

Die 8-Silbner des 11-zeiligen Rondels sind deutliche Erweiterungen der entsprechenden 7-silbigen des Triolets, ebenso geben sich die Zeilen 1386, 1391, 1394 als blosse Zusätze zu erkennen. Das erste Rondel ist Christus und der Jungfrau zugleich, das zweite fast ausschliesslich Christus gewidmet im Widerspruch mit der zweiten Refrainzeile.

7) XVIII 1440 *Par amer et servir ensemble*
L'umble vierge mere et son filz
Ne peut on estre desconfiz;
1443 *Mais en soy si grans biens assemble*
Par amer et servir ensemble,
Que esperit ange ressemble
1446 *De grace et de gloire confiz.*
Pour ce, humains, soiez touz fiz:
Par amer et servir ensemble
1449 *L'umble vierge mere et son filz*
Ne peut on estre desconfiz.

XXXIV 2185 *Par amer et servir ensemble*
L'umble vierge mere et son filz
Ne peut homs estre desconfiz;
2188 *Mais en soy si grans biens assemble*
En la vertu du crucefiz
Par amer et servir ensemble
2191 *L'umble vierge mere et son filz,*
2216 *Qu'en esperit ange ressamble*
De grace et de gloire confis.
Et pour c', umains, soies touz fis:
2219 *Par amer et servir ensemble*
L'umble vierge mere et son filz
Ne peut homs estre desconfiz.

Das 13-zeilige Rondel ist eine nur leicht veränderte einfache Erweiterung des 11-zeiligen an Maria und Christus zugleich gerichteten Hymnus.

Die angeführten Texte zeigen, dass die längeren Rondelformen fast durchweg die jüngeren sind, und dass man hier und da die 8-Silbner

eines Triolet durch 7-Silbner ersetzte, sonst freilich auch umgekehrt die 7-Silbner in 8-Silbner erweiterte (XXX, XXXV). Da die 13-zeiligen Rondels erst in den späteren Stücken der Sammlung hervortreten und die 8- und 11-zeiligen geradezu verdrängen, ergeben sich auch die späteren Stücke selbst der Abfassungszeit nach als die jüngeren. Die Anordnung der Mirakel in der Hs. ist also im allgemeinen eine chronologische.*) Einzelne Verstellungen sind dabei allerdings untergelaufen, da das Rondel von VI dem von VII, das von XXII dem von XXVI deutlich nachgebildet ist, also auch die Mirakel VI und XXII jünger als VII und XXVI sind. Dem Inhalte nach ergiebt sich, dass die ältesten Rondels den Charakter reiner Marienhymnen aufwiesen. Die späteren Umarbeiter bildeten sie teilweise zu Lobgesängen auf Maria und Christus zugleich, oder auf Gott allein um. Das ergeben die Umarbeitungen unter 2)—4).

---

*) Das ergeben auch die Umarbeitungen innerhalb derselben Rondelform wie

XVI 1528 *Ou fonda foy si ferme tour?*
Ou maint charité sanz mesure?
C'est en vous, doulce vierge pure.
1531 *Ou recouvra d'onneur l'atour*
Virginitez dessus nature?
Ou fonda foy si ferme tour?
1534 *Ou maint charité sanz mesure?*
Ou doit estre aussi le retour?
Ou le refuge a creature
1537 *Pour grace empetrer par droiture?*
Ou fonda foy si ferme tour?
Ou maint charité sanz mesure?
1540 *C'est en vous, doulce vierge pure.*

XXVIII 1090 *Ou prent loyauté son sejour?*
Ou est charité sanz mesure
Fors qu'en vous, doulce vierge pure?
1093 *Ou a virginitez honour*
Recouvré par dessus nature?
Ou prent loyauté son sejour?
1096 *Ou est charité sanz mesure?*
Ou doit estre aussi le retour
Ne le refuge a creature
1099 *A ce qu'en gloire touz jours dure?*
Ou prent loyauté son sejour?
Ou est charité sanz mesure
1102 *Fors qu'en vous, doulce vierge pure?*

Das Rondel des Mirakel XXVIII ist zweifellos das jüngere. Das ergeben die ausgeprägteren Bilder in XVI, die deutliche Alliteration in allen drei Refrainzeilen, wovon XXVIII nur die der letzten belassen hat, der derivative Reim: *tour, atour, retour*, die reinere Durchführung der Anaphora (s. XVI 1536 gegen XXVIII 1098) und der wirksamere Abschluss in der dritten Refrainzeile. — Vgl. auch V, 502 und XXXVI 976; I 477 und XII 1050 (XIV 1267).

Von Maria und Christus zugleich feiernden Rondels sind sonst nur noch — ausser den beiden unter 7) mitgeteilten — anzuführen: I 1460, XXXI 994, XXXVII 3012, von auf Gott allein angestimmten XX 424, XXII 1216, XXIII 1771 = XXXIV 1743, XXIV 839 = XL 2320. Sonst sind, abgesehen von VI 1353, XXV 1040, XXVI 1374, die inhaltlich eng mit der dramatischen Handlung verknüpft sind, alle übrigen Rondels reine Marienhymnen ohne jede Bezugnahme auf die speziellen Stücke, denen sie einverleibt sind (Ausgenommen ist nur noch V 502 wegen der Zeilen 509—11: „Car pour vous d'omme et dieu ensemble Est hui donnée Offrande au temple desirée"). Es könnten daher auch bei wiederholten Aufführungen willkürliche Vertauschungen der Rondels vorgekommen, also Rondels jüngeren Ursprungs in ältere Mirakel geraten sein, so dass der Charakter der Rondels doch noch kein jederzeit untrügliches Kriterium für die zeitliche Reihenfolge der Mirakel, in denen sie sich finden, böte. Immerhin liegen aber positive Verdachtgründe in dieser Richtung nicht vor.

Die Mehrzahl der Rondels wurden bei dem Herabsteigen der Himmlischen auf die eigentliche Bühne nur teilweise gesungen, der Rest (*le residu**) *du rondel* VIII 697, *la reprise du rondel* II 935, *la fin du rondel* VIII 933, IX 1258, XIV 1334, XVII 1216, XXXVII 3050, *la perfeccion du rondel* XV 1551, *le rondel de devant* XVII 1985) wurde für die Rückkehr nach dem den Himmel darstellenden erhöhten Hintergrund aufgespart. Vollständig wurde ein Rondel beim Auftreten fast nur gesungen, wenn bei der Rückkehr ein ganz neues angestimmt wurde, so: I 442 (11-z.) und 447 (11-z.), IV 1317 (11-z.) und 1359 (11-z.), V 223 (11-z.) und 280 (8-z.), VI 1355 (8-z.) und 1389 (11-z.), VII 328 (8-z.) und 426 (8-z.); ähnlich VIII 763 (8-z.), wo 883 ein neues Rondel, das aber in zwei Teilen gesungen wird, folgt, oder II 861 (8-z.), wo das zweite Rondel (905) ebenfalls in zwei Absätzen gesungen wird. Umgekehrt folgt XVI 1528 auf ein 13-zeiliges Rondel mit Residu 1617 ein 13-zeiliges Rückkehr-Rondel ohne Residu. Das Rondel I 1460 (11-z.) ist ein Rückkehr-Rondel, welchem ein erstes auffälliger Weise gar nicht voraufging, wie denn das Auf- und Abtreten der Engel in diesem Mirakel, das ja auch noch in mancher anderen Hinsicht gegenüber allen anderen Stücken der Sammlung eine Sonderstellung einnimmt, überhaupt abweichend behandelt ist. Ein Rondel ohne residu findet sich ausserdem öfter am Schluss eines Mirakels so: III 1128 (11-z., vgl. 792 ff.), VI 1572 (8-z., vgl. 1522), XV 1835 (11-z.,

*) Vgl. *Je pourvoiray au residu* Mist. de S. Loïs (ed. Michel) f. 10 v⁰, S. 16[2], *Expediez au residu* eb. 6 v⁰, S. 10[1].

Gott und Nostre Dame steigen erst am Schluss vom Himmel herab), XXII 1721 (11-z., vgl. 1690 ff.). Rondels mit Residu am Schluss eines Mirakels haben dagegen XIII 1510 (11-z.), XIV 1267 (11-z.), XIX 1237 (8-z).

Dass beim Auftreten der Engel meistens nur der erste Teil des Rondels (also nicht das ganze Rondel) und der Rest erst beim Verlassen der Bühne gesungen wurde, ergiebt sich aus folgenden Erwägungen:

1) Nach X 561 und XIX 834 steht der Theatervermerk *Et ne s'en dit (n'en dit on) que la moitié*".

2) Aus der Reimverknüpfung mit dem nachfolgenden Dialog.

a) Bei dem 8zeiligen Rondel stellt diese (wenn der Beginn und Schluss des Rondels durch ‖ angedeutet wird) sich wie folgt dar

bei dem Auftreten der Engel a‖AB a A a b A B‖a
bei der Rückkehr a‖ a b A B‖b

und zwar in folgenden 14 Fällen: VI 651, VII 844, *X* 562, XI 559, XIII 607, XVII 1140, XVII 1763, XVIII 1182, XIX 830, XIX 1237 (das Risidu des Rondels bildet den Schluss des Mirakels), XX 950, XXII 1432, XXV 1040, XXVI 1380. Nehmen wir hier entgegen der Ueberlieferung an, dass beim Auftreten nur die ersten vier Zeilen gesungen wurden, wie bei der Rückkehr die letzten vier, so ist alles in Ordnung. Unter den früher aufgezählten Rondels ohne Residu waren 7 achtzeilige, sonach zeigen nur 3 mit Residu die Dialogverknüpfung: a AB a A a b‖b, nämlich: VIII 673, VIII 883, XII 842. Wahrscheinlich wurden also von ihnen beim Auftreten nicht 4 (wie sonst) sondern 6 Zeilen gesungen und bei der Rückkehr Zeile 5 6 wiederholt. Jedenfalls war auch bei ihnen, der Ueberlieferung gemäss, das Residu vierzeilig. Der Ausdruck „*residu*" begegnet gerade hier (VIII 697).

b) Bei den 11zeiligen Rondels stellt sich die Reimverbindung dem gedruckten Texte nach wie folgt dar:

bei dem Auftreten a‖ABB a A abb ABB‖a
bei der Rückkehr a‖ abb ABB‖b

und zwar in folgenden 7 Fällen IX 1217; XI 286; XIII 1510 (das Residu bildet den Schluss des Mirakels); XIV 828, XXVI 1065; in XIV 1267 sind die 2 Schlusszeilen (BB) beim Auftreten vom Copisten weggelassen; in II 905 schliesst der Text beim Auftreten mit Zeile 6, doch deutet der Copist durch „etc." auf den unterdrückten Schluss. (Auffälliger Weise wird der Rest des Rondels gerade hier als „reprise" bezeichnet, während wir eher den Ausdruck „residu" erwarteten, denn das Unterlassen der Reimbindung bei der Rückkehr deutet doch nicht auf teilweise Wiederholung des bereits vorgetragenen Rondelteiles. Es wird also der Ausdruck „reprise du rondel" nur den Gegensatz zu dem voraufgehenden

Dialog andeuten sollen, ist auch vielleicht nur wegen der unterlassenen Reimverbindung gewählt. Uebrigens ist hier auch im Schluss der Reprise die Reimbindung verletzt: a b b ABB a). Unter den früher aufgezählten Rondels ohne „Residu" waren zehn elfzeilige. Es bleiben sonach nur 3 mit Residu, welche folgende Dialogverknüpfung aufweisen a ABB a A abbABB b, nämlich: XII 1050, XVIII 1440, XXXV 1384. (Zu beachten ist noch, dass XVIII 1440 auch in 13zeiliger Form XXXIV 2185 vorkommt.) Auch bei diesen Rondels werden also wohl 8 statt 5 Zeilen anfangs vorgetragen und später Zeilen 6—8 wiederholt sein. Das Residu war jedenfalls 6zeilig.

c) Von den 13-zeiligen Rondels sind 24 in folgender Weise mit Residu überliefert

a||ABB a b AB abb ABB||b
a|| abb ABB||b

nämlich: V 502; X 374; XV 1378; XVI 1528; XX 424; XXI 1546; XXII 1216; XXIII 1772; XXIV 839; XXV 330; XXVII 1240; XXVIII 1090, 1555; XXIX 1782; XXX 859, 1410; XXXII 424; XXXIII 1266; 1976; XXXIV 1744; XXXVI 976; XXXVII 3012; XXXIX 1788; XL 1708.

In XL 2320 fehlen beim Auftreten am Schluss die 3 Refrainzeilen und in XXXI 994 und XXXIV 2185 auch noch die 3 diesen voraufgehenden Zeilen. Aus der Art der Dialogverknüpfung lässt sich hier nicht erkennen, wie weit die 13zeiligen Rondels beim Auftreten der Engel gesungen wurden. Das Residu war aber durchweg 6zeilig. Eine Ausnahme könnte XX 484 machen, wo die Reimbindung b abb ABB b auf ein 5-zeiliges Residu schliessen lässt, doch ist die dem Residu voraufgehende b-Zeile ein 7- statt ein 8-Silbner was freilich auch bei 423 und sonst öfter der Fall ist. Ein residuloses Rondel dieser Form ist nur XVI 1617.

3) Das Residu wird durch folgende Wendungen eingeleitet:

XV 1445 *Faisons donc encore un recort En alant de nostre rondel.*

XL 1758 *En alant soit nostre rondel Dit a voiz melodieuse.*

II 933 *Or chantez . . . Votre rondel*

XIV 1032 *Chantez . . . Ce chant premier*

XVI 1598 *Chanter nous fault = XXIX 1833*

XXII 1371 *disons or avant.*

XXX 1455 *Reprenons nostre chant.*

XXXIII 2004 *Sus reprenez a haute vois vostre chant et nous en ralons.*

XX 481 *Reprendre vueil nostre rondel.*

X 479 *ce rondel finerez.*

XVIII 1218 *En alant finons ce rondel A voiz bien melodieuse.*

XXI 1571 *Faites qu'a fin soit ce chant mis.*

XIII 705 *chantons Tant que soit no rondel parfaiz.*

XXII 1460 *Michiel, de nous deux parchanté Soit nostre rondel tout a plain.*

XXXV 1419 *Seigneurs, de nous trois parchanté Soit nostre rondel tout a plain.*

XL 2319 *Et en alant parchanterez Vostre rondel.*

XVI 679 *Et pardirons a haulte voiz Nostre rondel.*

VIII 929 *Et nostre rondel pardirons.*

XXIII 1800 *pardirons Nostre rondel a voiz gente = XXXIV 1777.*

VIII 692 *en alant Pardisons ce chant qu'en venant Avions empris.*

IX 1249 *Vueil que pardisons le rondel.*

XI 329 *pardisons Nostre rondel = XIX 867.*

XI 593 *pardisons Nostre chançon.*

XXV 1062 Pardisons . . . Nostre chant tant qu'il soit finez.

XXXVI 1006: Pardisons nostre chant ensemble.

XII 872 *nostre rondel pardisons XX 984; XXXVII 3049;*

XII 1086 *Pardisons en alant au ciel A voiz serie.*

X 603 *ce rondel pardites.*

XVIII 1463 *pardites vostre rondel = XIX 1268.*

XXVIII 1583 *Et en allant le chant pardites Qu'avez empris = XXXIX 1820.*

VII 875 *Vueillons nostre rondel pardire.*

V 583 *Tant que nostre rondel pardis Sera du tout.*

4) Bezeichnungen wie: „fin du rondel precedent" XXVIII 1592, XXXVI 1007, „la fin du rondel XXXVII 3050, XIV 1334 oder gar „perfeccion du rondel" XV 1450 für „Residu" sprechen gleichfalls für unvollständigen Vortrag des eigentlichen Rondel.

5) Das Rondel XXVIII 1090 wird eingeleitet durch 1088: „*chantons par musique Ce premier tour*"; vgl. dazu XVI 1526 „*Disons Ce rondel faisant nostre tour*". Im Gegensatz dazu verbürgen die Wendungen VII 325: *disons ce rondel Qu'apris avons tout de nouvel Sanz riens retraire*" oder XXIX 1780: „*nous irons disant Ce rondel ci sanz retraire*" den vollständigen Vortrag des betreffenden Rondels, was um so weniger anstössig ist, als das eine residulos und das zweite ein 13zeiliges Rondel ist. Nicht hierher gehören aber XXXII 465: „*dites encore Ce chant qu'avez dit or avant*", ebenso vielleicht: „*Reprenons nostre chant* XXX 1455, „*Sus reprenez a haute vois vostre chant*" XXXIII 2004, „*Reprendre vueil nostre rondel*" XX 481, welche den Reprisen von 13zeiligen Rondels voraufgehen.

GREIFSWALD. E. STENGEL.

Eine Stelle aus Girbert de Mes,

welche dem Dichter des Eneas als Vorbild für seine Liebesbotschaft der Lavinia an Eneas gedient hat.

Gelegentlich einer Aeusserung von L. Constans in Petit de Julleville's *Hist. de la l. et de la litt. fr.* I, 221 habe ich hier (XIX², S. 8) nochmals darauf hingewiesen, dass dem Dichter des altfranzösischen *Eneas* für die von ihm erfundene Liebesbotschaft der Lavinia (8769 ff.) offenbar eine Episode aus dem noch ungedruckten Teil des *Girbert de Mes* vorgeschwebt habe. Ich teile diese Stelle jetzt hier um so lieber mit, als sie einmal ein neues kleines Kabinetstückchen epischer Kleinmalerei bildet und der im Mittelalter viel gerühmten Nachbildung im *Eneas* an poetischer Wirkung unendlich überlegen ist, zum andern aber, gegenüber der von G. Paris aufgestellten chronologischen Reihenfolge, für *Girbert* eine weit frühere Ansetzung rechtfertigt, so dass die ältesten Teile der Lothringer wohl noch vor dem Beginn des 12. Jahrhunderts abgefasst sein werden. Im einzelnen zu erweisen, dass nicht etwa umgekehrt *Eneas* die Vorlage für den Dichter des *Girbert* gebildet habe, halte ich für ganz unnötig, so unmittelbar drängt sich bei einfacher Lektüre die entgegengesetzte Ansicht auf. Es genügt, hier folgende Punkte anzuführen: Im *Eneas* entschliesst sich Lavinia zum Schreiben des Briefes, nicht um Eneas vor einem gegen ihn gerichteten Anschlag zu warnen, sondern um ihm weit und breit ihre Neigung zu offenbaren und sich ihm optima forma an den Hals zu werfen. Der Brief wird zunächst geschrieben und dann erst auf ein Mittel gesonnen, wie er dem Adressaten zugestellt werden soll, Lavinia befestigt ihn dazu *o un fil environ la fleche d'une saiete barbelee.* Wie sie auf diesen Einfall gekommen, wo sie den Pfeil gefunden, verschweigt der Dichter. Ebenso unmotiviert fordert sie einen *archier* auf diesen Pfeil in das Heerlager des Eneas zu schiessen. Die Bedenken des Archier werden auf recht naive Weise beschwichtigt. Der Archier hat seinen Bogen bei sich, warum bedient er sich also nicht auch seiner Pfeile? Das Geschoss fällt in der Nähe des *Eneas* zu Boden, dieser hebt es aber nicht selbst auf, sondern

bringt sich zunächst eiligst in Sicherheit und lässt es sich von seinen Leuten holen, um es als Corpus delicti für den Waffenstillstandsbruch seitens Turnus zu verwenden. Nun erst bemerkt er den Brief, verheimlicht ihn aber vor den Seinen, obwohl diese ihn doch beim Herbeischaffen eigentlich auch hätten bemerken müssen. Wie fein ist demgegenüber im Girbert die ganze Scene motiviert und ausgemalt! Ich teile hier nur den einfachen Text mit Unterdrückung aller Varianten mit und bemerke, dass derselbe im ganzen die Lesart B (Berner Hs. 113 Bl. 59d.—60d.) wiedergiebt, die meisten anderen Hss. — ich habe 13: A C D E I J M N O P Q S X verglichen — weichen zum Teil recht stark ab, bieten aber dann einen sehr minderwertigen Text. Für die Annahme, dass dem Dichter des Eneas eine solche jüngere Redaktion vorgelegen haben sollte, habe ich nirgends einen Anhaltspunkt zu entdecken vermocht. Ueberall wo ich von der Lesart B abgehen zu müssen geglaubt habe, ist das durch Cursivdruck hervorgehoben. Die nähere Begründung wird die kritische Ausgabe zu bieten haben.

I. [255]

Quant Fromons voit que la tors est garnie
C'a cele fois ne *la* prendra il mie,
3 Il se porpense d'une molt grant voisdie.
En son dos vest une brogne treslie
Et par desore un peliçon hermine,
6 A son col pent une grant pial martrine
Et vient as murs par dedefors la vile.
U voit le conte, haltement li escrie:
9 „Entent Hernals, frans chevaliers nobile!
B 59e] Car prendons trives, tant *que* Gerbers rev*i*gne
Qui a Cologne s'en ala por aïde!
12 Rois Anseïs li doit doner sa fille,
Tote *sa* terre, *si iert* manans et riche,
Et vos tenrés cest païs a delivre,
15 Si referom Belin que nos arsimes,
Si vos donrai l*a* Valdoine et ma fille,
Si me rendés la tor de Geronvile."
18 „Voir" dist Hernals „ce ne ferai ge mie;[1])
Que par la foi que doi sainte Marie
Ne l*a* rendrai a nul jor de ma vie

[1]) Z. 18—24 und II 1—13 sind zwar durch die Ueberlieferung gesichert, werden aber dennoch sämtlich oder grossenteils in der ursprünglichen Fassung gefehlt haben. Ebenso wird Z. 9 *Entent* ursprüngliches *Oëz* ersetzt haben. Fromont redet ja Hernals absichtlich mit *vos*, Hernals aber Froment mit *tu* an.

21 Jusc'a cele ore que dus Gerbers re*v*igne
Et Mavoisins et Gerins li nobiles.
Cil en feront tote lor commandie."
24 Fromons l'entent, a poi n'esrage d'ire.

II. [256]

Li viels Fromons si fu fel et gagnars
Et engignos et plains de males ars,
3 Devant Hernalt s'est escrïés en ha*l*t:
„Entent *Hernals*, frans chevaliers loia*l*s,
Parole a moi, ne te retraire pas!
6 Car prendons trives, tant que Gerbers vendra
Qui a Cologne por aïde en ala!
Rois Anseïs sa fille li donra,
9 Tote *sa* terre, molt riche le fera;
Et vos tenrés ce païs par deça,
Si referai Belin qui ja fu ars
12 Si te donrai ma fille Ludias;
Mais Geronvile et la tor me rendras."
Et dist Hernals: „Ce ne ferai jo pas.
15 Par cele foi que doi saint Nicolas
Qui m'empliroit ce mur qui n'est pas bas
D'or et d'argent, de pailes et de dras,
18 Et ce palais *de besanz* me comblast,
Ço est la tor que jamais *ne rauras*
Ne ja tes piés par dedens ne metras
21 Jusc'a cele ore que Gerbers revenra
Et jusc'a tant nostre trive dura."
Fromons l'otrie, Hernals le creanta,
24 Cil de laiens s'en issent sans delai,
A cels de l'ost vont joer as eschas.
Dex, c'or ne se*ven*t que Fromons pensé a!
27 Mors est Hernals, s'il ne s'en prent regart.

III. [257]

Quant vit Fromons que les trives sont prises,
Il se porpense d'une grant felonie,
3 Comfaitement Hernalt tora la vie.
Il en apele le preu conte *G*arsile
Et Manesier et le conte Felipe.
6 „Baron" fait il „franc chevalier nobile,
Vos en irés a Bordele la riche
Si me dirés a Ludie ma fille
9 Que a moi *v*igne al siege a Geronvile,

Si li ferai ço que ses cuers desire:
Je li donrai Hernalt de Geronvile
12 Le fil Begon le preu et le nobile".
Et cil respondent: „Com vos plaira, biaus sire."
Il sont monté es destriers de Surie,
15 *B 59f]* Isnelement ont lor voie acoillie,
Jusc'a Bordele ne s'atargierent mie,
Il descendirent al perron sos l'olive,
18 Les degrés montent de la sale perrine.
Encontre va la cortoise Ludie,
Molt belement lor commença a dire:
21 „Comment vos est, franc chevalier nobile,
Comment le fait *li viels* Fromons mesire?"
„Molt bien, ma dame" ce li a dit Garsile,
24 „Par moi vos mande li vie*l*s Fromons meïsme:
„Veg*n*iés a lui al siege a Geronvile,
Il vos fera ce que vos cuers desire,
27 Doner vos vuet Hernalt, n'i fa*l*rés mie,
Le fil Begon qui vasa*l*s fu nobile[s]."
Ele respont: „Dites vos voir, b*e*ls sire?
30 Por amor deu ne me mentés vos mie?
Vuet il dont faire .II. genres d'une fille?
Ja m'a plevie l*e* conte(s) de Saint-Gile,
33 Lequel que soit, ne me donra il mie."
Et cil respondent: „Maintenant bel' amie,
Por sejorner ne venimes nos mie."
36 Il l*a* leverent sor un mul de Surie.
Bien fu vestue d'un vert paile d'Aufrike.
Isnelement ont lor voie accoillie,
39 Des ci a l'ost ne s'atargierent mie."

IV. [258]

Tot li .III. conte ont la dame menee.
Selonc son lin fu el(e) bien acesmee,
3 Bien fu vestue d'une porpre roee,
A un fil d'or sa crine galonee.
Ele descent de la mule afeutree;
6 Encontre vont les gens de sa contree,
Por la pucele ont grant joie menee;
Mais la pucele qui tant fu honoree
9 Droit a la tor a sa voie atornee.
Cil de laiens l'ont molt bien avisee.
„Esgarde Hernals", ce dist Do li venere
12 „Com bele feme Fromons t'a amenee!

S'ele te plaist, ja te sera donee;
Mais ains que l'aies prise ne esposee,
15 En auras tu cele teste copee."
„Voir" dist Hernals „itel(e) est ma pensee;
Mais par la foi que doi l'arme mon pere
18 *Tez i venra, mar vit la dame nee."*
Li viex Fromons a sa fille conbree,
Par la main destre l'a vers la tor menee,
21 *A sa voiz halte a faite une escrïee:*
„Esgarde Hernals par l'arme de ton pere,
Com bele feme je t'ai ci amenee!
24 *S'ele te plaist, ja te sera donee."*
„Voir" dist Hernals „tez parole m'agree,
Bone est l'amors, s'ele i estoit trovee;
27 Que tres *l'al*trier fu la trive donee,
Por coi n'en est cele grans os ralee,
Tant que venist de France l'emperere,
30 Li dus Gerbers, il et Gerins mes frere
Et si venist la roïne honoree,
Si fust la dame gentement esposee
33 En ce palais et grant joie menee,
Les noces grans et la feste crïee?"
Et dist Fromons: „Ceste raisons m'agree,
36 Que ja por tant n'iert la joie remese."
Guillelme apelle coiement a celee:
„Menés ariere cest ost en la valee
39 Ses enbussiés par desus l'eve clere
Entre .II. tertres en la selve ramee,
C. en laissiés coiement a celee
42 B 60a.] Et .XX. o moi o les trencans espees!
Cascuns ara l*a* grant brogne endossee.
S'Ernals s'en ist, la teste ara copee."
45 Et dist Guillelmes: „Ceste raisons m'agree,
Ensi iert il, com l'avés devisee."
La novele a la pucele escoutee
48 „E dex" dist ele „de male ore fui nee,
Se por moi est tante teste copee,
Dedens enfer en iert m'arme avalee,
51 Jamais nul jor n'en sera fors jetee.
Se je nel di, mal de l'arme mon pere!"
De son mantel est molt tost defublee,
54 Sor une piere est la dame montee,
Droit vers la tor a sa ciere tornee,
Sa destre main a contremont levee,

57 Droit vers la tor l'a .IIII. fois mostree.
Com la pucele s'est ensi demenee,
Isnelement s'en est d'ilec tornee.
60 Cil de la tor l'ont asés esgardee.
„Esgarde Hernals," ce dist Do(s) li venere
„Com cele feme s'est ore hui demenee
63 Sor cele piere u ele estoit montee!
Sa destre main a .IIII. fois mostree
Et de sa pame s'a doné grant colee.
66 Ço est ensegne qu'ele nos a mostree.
Je quit qu'il ont traïson porparlee."
„Voir" dist Hernals „itels est ma pensee;
69 Mais se deu plaist qui fist ciel et rousee,
Ne lor va*l*ra une pome paree."

V. [259]

Quant porparlee orent la traïson,
Tant esploitierent Guillelmes et Fromon[s],
3 Qu'il destendirent et tres et pavillon[s],
Les lances baissent u sont li confanon
Et les vers h*el*mes, les escus *a* lion,
6 Que cil nes voient qui ens el palais sont.
Une grant liue ariere s'en revont,
Ens en .I. val tot enbussié se sont
9 Entre .II. tertres en .I. bruellet roont.
C. en laissierent en .II. celiers parfons,
XX. en remesent qui bon chevalier sont.
12 Et la pucelle remest el pavellon,
Si n'ot o li remés c'un sol garçon.
Icil fu fils d'un chevalier Droon,
15 I. gentil conte do chastel d'Oridon.
Par les arsis vait traiant as colons,
III. en coisi sor .I. gasté pignon.
18 Tot .III. ensamble seoient en .I. mont.
Il trait a *els* et li colon s'en vont,
Li bouçons vole desci al pavellon.
21 Et la pucele se leva contremont,
En sa main destre a saisi le bouçon,
Droit vers le tref est venue a bandon,
24 Dedens se siet, si com .I. enfançon,
Si coiement, que ne le sot nus hom,
El lit son pere dont d'or sont li limon.
27 La sont les tables al capelain Ion
Qui fait les briés a son pere Fromont

Que il envoie par mer et par Gascon
30 B 60b.] Parmi la terre as chevaliers barons.
Prist parchemin et puis enche et penon,
S'en a trencié I. petitet en son,
33 Puis fist les letres, s'i mist la traïson,
Mavaisement; mais lire les puet on.
Enprès la coche par desos le panon
36 D'un fil de soie l[es] atacha (tor) entor
Et vint ester devant le pavillon,
Voit le vallet, si l'a mis a raison:
39 „Que quiers tu, frere, foi que doi saint Simon?"
„Dame" dist il „j'ai perdu mon bouçon,
Jo trais orains lasus a .III. colons,
42 Ne sai u est par deu qui fist le mont."
„Qu'en donrois frere de cele raençon?"
„Dame" dist il „n'ai que mon siglaton,
45 Celui donroie por avoir mon bouçon."
„Frere" dist ele „baille moi cel arçon!
Je vuel savoir, com en fait et que non."
48 „Dame" dist il „a deu beneïçon."
Il li dona, s'encocha le bouçon,
Si que les letres en torna par desos
51 Si sagement, que veoir nes puet on.
Pus l'en apele, si l'a mis a raison:
„Or i para, gentis fix a baron,
54 Com vos trairés lasus en ce dongon
A ces fenestres u cil chevalier sont.
Ferés m'en .I. el vis *ou* el menton!
57 Je vos donrai mon hermin pelicon,
Asés est miedres del mon frere Fromont.
„Dame" dist il „bailliés moi cest arçon!"
60 Ele li baille encochié le bouçon,
Si que les lettres entorna aldesos;
Mais cil [ne] sot qu'il i ot ne que non.
63 Atant s'entorne le cors tot abandon
Tos les arsis tot corant le troton,
L'arc entesé lait aler le bouçon,
66 Si durement l'avisa contremont,
A poi ne fiert Hernalt ens el menton
Qui conselloit al veneor Doon.
69 Hernalt feri el senestre geron,
Il s'abaissa, si a pris le bouçon,
Isnelement le dreça contremont,
72 Puis apela le veneor Doon:

„Sire“ dist il „entendés ma raison!
Cele pucele qui est al pavillon
75 Nos a fait traire ça desos I. bouçon,
Letres i a entor et environ.
Lisiés b*el*s sire, esponés la raison!
78 Je vuel savoir, que ço est ne que non.
Je quit *qu'il ont faite là* traïson;
Mais se deu plaist qui soffri passion,
81 Ne lor va*l*ra l*a* monte d'un bouton.“
„Sire“ dist Do(s) „volentiers le liron.“

VI. [260]

Do li venere(s) fu sages de parole;
Quant il fu jouenes, si fu mis a escole,
3 Il aprist tant, que bien sot lire encore.
Il lut les letres, si espont la parole,
B 60c.] „Sire“ dist il „quel l*à* ferons nos ore?
6 Traïr nos v*u*el*t* li vie*l*s de la pute ordre.“
Et dist Hernals: „Trop menés ceste chose.
Issons là fors depar le roi de gloire,
9 Vestons ha*l*sbers, laçons nos h*el*mes ore!
Se bien ne vuelent otroier ma parole,
Asez vuel mie*l*s que soiens a la noe,
12 Que chier ne soit vendue ceste cose.“

VII. [261]

Li viels Fromons a la barbe chenue,
*En*près sa car a sa brogne vestue,
3 Autressi firent li .XX. qui o lui furent,
Vers Hernalt ont et iror et rancune,
Desos lor capes ont lor espees nues.
6 Cil d*el* chastel s'adobent a droiture,
Veste*nt* ha*l*sbers, çaignent espees nues.
Et par desor ont lor capes vestues.
9 Es cheva*l*s montent qui molt tost se remuent,
Les portes uevrent, si s'en vont l'anblëure.
Dex les garisse par la soie figure!
12 Ferans lor a la porte sus tenue
A la chaaine qui de fer fu batue,
Il lor vora après deu faire aiue.
15 Desi al tref n'i ot resne tenue.
Voi*t* le[s] Fromons, tos li sans li remue,
A Hernalt dist parole amentëue:
18 „Por coi avés cele brogne vestue?“

Et dist Hernals: „De ço n'aiés vos cure!
Bien iert la trive depar nos maintenue,
21 Se depar vos n'est ainsçois deronpue."
Et dist Fromons: „La trive avés ronpue.
Par deu qui fist la crois et le sepucre
24 Jamais par moi n'i iert trive tenue,
Se ne m'est tost Geronvile rendue."
„Voir" dist Hernals „vos me querés falue;
27 Tant com li cie*l*s pusse covrir la nue,
Ne vos sera Geronvile rendue."
„Voir" dist Fromons „chier vos sera rendue."
30 Ha*l*ce l'espee que il tint tote nue.
Hernals le voit, tos li sans li remue,
Isnelement a trait l'espee nue,
33 Envers Fromont de ferir s'esvertue.
Li viels Fromons a la soie tendue,
Les .II. espees se sont aconsëues,
36 Et l'Ernalt trenche, car ele estoit plus dure.
Par son le he*l*t fu la Fromont ronpue
Et l'alemele ciet en l'erbe menue.
39 Le forçon cope de la barbe chenue
Et l*a* pelice qu'il ot el dos vestue,
Fendu l'euist jusqu'en la forcëure.
42 Mais li viellars ariere se remue,
„Bordele" escrie, si l'a ramentëue,
Et li .C. salent qui ens es celiers furent.
45 Cil d*el* broillet ont la noise entendue,
Fors del agait s'en issent a droiture
Sor les cheva*l*s qui molt tost se remuent,
48 Jusc'a Hernalt n'i ot resne tenue.
Voi*t* le[s] Ludie, tos li sans li remue,
Com vit l'estor, tote en fu esperdue,
51 B 60d.] Ja se fust ens tot maintenant ferue.
Gaides et Ponces l'ont premiers parcëue,
Il l'ont saisie et entr'iaus l*a* recurent,
54 Par les asseles entre bras l*a* conduient
Sor un cheval qui molt tost se remue.
Ens el castel l'enportent a droiture
57 N'en istra mais, si sera chier vendue.

GREIFSWALD. E. STENGEL.

Nachschrift. Auf F. Lot's Aufsatz *L'élément hist. de Garin le Lorrain* in *Etudes d'hist. d. à G. Monod* komme ich demnächst zurück. Seine Altersbestimmung des Gedichtes halte ich für verfehlt.

E. St.

Eine Utopie des 18. Jahrhunderts vor der spanischen Inquisition.

Louis Sébastien Mercier (1740—1814), einer der fruchtbarsten und seltsamsten französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts,[1] veröffentlichte im Jahr 1771 anonym ein Werk, betitelt: *L'an 2440. Rêve, s'il en fut jamais.*

Dieses Buch ist ein Zukunftsbild. Der Verfasser fingiert einen 670jährigen Schlaf. Wie er erwacht und in's Freie geht, erkennt er sein Paris nicht mehr; eine ganz neue, fremde Welt umgiebt ihn. Ein mitleidiger Mann nimmt sich des armen Zurückgebliebenen aus dem 18. Jahrhundert an, und unter dessen Führung macht er einen Gang durch die Stadt.[2] Die tiefgreifendsten Umwandlungen auf politischem, sozialem und kirchlichem Gebiete haben stattgefunden. Die Macht des Königs ist sehr beschränkt. Alle Vorrechte von Adel und Geistlichkeit sind abgeschafft; auch der Beamtenstand hat eine gründliche Umgestaltung erfahren und die Ausbeutung der Armen durch die Reichen ist zu Ende. Kurz, alle Ideale sind verwirklicht, welche einem aufgeklärten Schriftsteller der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorschwebten.

In dem Gespräche, das die beiden Männer auf ihrem Gange durch das Paris des 25. Jahrhunderts führen, werden natürlich die alten Zustände mit den neuen verglichen, wobei es an heftigen Ausfällen gegen die Vergangenheit nicht fehlt. Es mögen hier einige Proben angeführt werden, um die Schärfe des Ausdrucks zur Anschauung zu bringen. Man wird daraus zugleich ersehen, dass die spanische Inquisition der Gründe genug hatte, sich mit diesem ketzerischen Buche zu beschäftigen.

Hören wir zunächst, was über die Könige der vergangenen Zeiten gesagt wird: „Die Namen der Freunde und Verteidiger der Menschheit werden in Verehrung glänzen. Ihr Ruhm wird rein und strahlend sein, aber dieses gemeine Königsgesindel (vile populace de Rois), welches das Menschengeschlecht auf alle mögliche Art gequält hat, wird der Vergessenheit anheimgefallen sein und der Schande nur unter dem Schutze des Nichts entgehen". (Erste Ausgabe von 1771, S. VI). Nicht besser kommen die Beamten weg: „Oh ja, ihr Beamten! Euere Unwissenheit, euere Faulheit, euere Uebereilung verursachen die Verzweiflung des Armen. Ihr steckt ihn ins Gefängnis einer Lappalie wegen, ihr bettet ihn an der Seite des Bösewichts, ihr verbittert, ihr vergiftet seine Seele,

[1] Der Verfasser dieses Artikels hat die Materialien zu einer grössern Publikation über L.-S. Mercier gesammelt und ist gegenwärtig mit der Ausarbeitung des Stoffes beschäftigt.

[2] Der Rahmen der Erzählung stimmt somit mit Bellamy's *Rückblick* überein. Auch im einzelnen zeigen sich auffallende Aehnlichkeiten, auf die ich hier natürlich nicht näher eingehen kann.

ihr vergesset ihn unter der Menge der Unglücklichen." S. 45 Anmerk. Alle Klöster sind aufgehoben, und der Führer des Verfassers drückt sich folgendermassen über die Mönche der „alten" Zeit aus: „In unserem Staate mästen wir nicht mehr jene Menge gelangweilter und langweiliger Automaten, welche das blödsinnige Gelübde ablegten, niemals Männer zu sein." S. 101. Auch die weltliche Macht des Papstes ist verschwunden: „Die Zeit, deren unsichtbare und unerbittliche Hand die stolzen Türme unterwühlt, hat dieses hochmütige Denkzeichen der menschlichen Leichtgläubigkeit zu Falle gebracht .... Ein der Regierung würdiger Fürst besitzt jenen Teil Italiens, und das alte Rom hat wieder Cäsaren gesehen, das heisst solche, die Titus, Marc Aurel gleichen. S. 106. In der Bibliothek des Königs von 2440 fehlen die Werke der Kirchenväter: „Ins Nichts, aus dem sie nie hätten hervortreten sollen, hat man die Menge jener Theologen, genannt Kirchenväter, zurückversetzt, welche die spitzfindigsten, wunderlichsten, dunkelsten, unvernünftigsten Schriftsteller waren, die je gelebt haben. Einem Locke und Clarke diametral entgegengesetzt, schienen sie (sagte mir der Bibliothekar) die Grenzpfähle des menschlichen Wahnwitzes gesteckt zu haben." S. 206. Dieses Werk, aus dem trotz mancher Masslosigkeit des Ausdrucks, ein edles Herz, ein tiefes Rechtsgefühl und ein inniges Mitleid mit der unterdrückten Menschheit spricht, begründete mit einem Schlage den litterarischen Ruhm Mercier's. Es erlebte eine Reihe von Auflagen und wurde ins Englische, Deutsche und Holländische übersetzt.[3])

---

[3]) Französische Ausgaben:

1)	Londres	1771	in-8°,		VIII + 416 S.
2)	,,	1772	in-12,		458 ,,
3)	,,	1773	in-8°,		XII + 479 ,,
4)	,,	1774	in-8°,		XII + 410 ,,
5)	,,	1775	in-12,		VIII + 404 ,,
6)	,,	1776	in-8°,		VIII + 382 ,,
7)	,,	1785	in-12,	2 vols,	VIII + 399; 348 S.
8)	Ohne Druckort	1786	in-8°,	3 ,,	XVI + 380; 380; 312 S.
9)	,, ,,	1787	in-8°,	3 ,,	VIII + 251; 241; 203 ,,
10)	,, ,,	1793	in-12,	3 ,,	358; 343; 199 ,,
11)	Paris an VII		in-8°,	3 ,,	XL + 356; 346; 349 ,,
12)	,,	1887	in-18,	3 ,,	190; 189; 192 ,,

(Diese letzte Ausgabe bildet die No. 295—297 der „Bibliothèque Nationale".)
Erst die Ausgabe des Jahres VII enthält den Namen des Verfassers.

Englische Uebersetzung.
(Nach der ersten französischen Ausgabe.)
Memoirs of the year 2500, translated by Dr. Hooper.

1) London 1772 in-12, 2 vol., 224; 248 S.
2) Richmond 1799 in-12, 1 ,, 360 ,,
3) Liverpool 1802 in-12, 1 ,, VIII + 290 S.
4) London 1808 in-8°, 1 ,, XVIII + 290 ,,

Diese letzte Ausgabe hat den Titel: *Essays, Strictures, Allegories, and Reflexions, on Nature, Men, Manners, etc., represented in the Memoirs of the Year 2500.*

Deutsche Uebersetzung.
(Nach der ersten französischen Ausgabe.)
Das Jahr 2440. Ein Traum aller Träume.

1) London 1772 in-12, 18 nicht nummerierte + 524 S.
2) ,, 1782 in-12, 14 ,, ,, + 487 ,,

Auch nach Spanien fand das Buch seinen Weg. Wie es ihm dort erging, darüber geben uns die Akten der Inquisition interessante Auskunft. Da haben wir einen

Königlichen Erlass
Ihrer Majestät und der Herren des Staatsrates betreffend das Verbot der Einfuhr und der Zirkulation eines Buches betitelt: Das Jahr 2440, gedruckt zu London im Jahr 1776, ohne Namen von Verfasser und Drucker. (Madrid 1778, gedruckt von Pedro Marin; 6 Folioseiten grossen Druckes).

Dieses Schriftstück wendet sich an sämtliche Beamten und Unterthanen des Reiches und lautet in seinen wesentlichen Teilen folgendermassen:

„Wisset:
„Dass man angefangen hat, in meine königl. Staaten ein Buch ein-„zuführen, von Oktav-Format, in französischer Sprache geschrieben „und betitelt: Das Jahr 2440. Dass die Idee dieses gottlosen Schrift-„stellers darin besteht, einen Traum zu erdichten und dass er davon „erwacht zu Paris im Jahr 2440 und den Zustand beschreibt, in „welchem er sich den Hof von Paris, die französische Monarchie, „Europa und Amerika vorstellt, indem er die Abschaffung von Irr-„tümern herbeisehnt und Neuerungen in der ganzen geistlichen, „bürgerlichen und staatlichen Ordnung voraussetzt. Dass dieses „Werk ein fortlaufendes Gewebe von Schmähungen gegen unsere ge-„heiligte katholische Religion ist und eine gotteslästerliche Ver-„spottung der göttlichen Mysterien, der heiligen Sakramente, der „kirchlichen Diener, der Anbetung und des wahrhaften Gottesdienstes, „der heiligen Schriften und der geoffenbarten Wahrheit, und endlich „des Allerheiligsten und Göttlichsten, des Gesetzes Jesu Christi. „Dass zu gleicher Zeit, da er mit grösstem Eifer die heiligen Väter „und die Kirchengelehrten schmäht, er die gottlosesten und ver-„abscheuenswürdigsten Schriftsteller, welche neulich unter dem Namen „Freidenker die alten Irrtümer erneut und den blutigsten, hart-„näckigsten Krieg gegen den Glauben und die katholische Religion „erklärt haben, mit masslosem Lob überschüttet. Dass jedoch der „Verfasser dieses Buches jene noch übertrifft in seinen Schmähungen „gegen die Fürsten und weltlichen Herren, ihre Gesetze, Diener und „Beamten und gegen die ganze Gesellschaftsordnung und die Re-„gierung der Staaten, indem er die Geister zur Unabhängigkeit und „schrankenlosen Freiheit auffordert und nach einer vollständigen „und beklagenswerten Anarchie strebt, und dass er, nicht zufrieden „mit solch abscheulichen Grundsätzen, noch die Mittel angiebt, sie „zu verwirklichen."

Sein Glaubenseifer und sein „katholisches Herz" bewegen nun den König, Folgendes zu verfügen:

„Dass man öffentlich durch Henkers Hand alle Exemplare, „die sich finden, verbrennen lasse . . . .

Holländische Uebersetzung.
(Nach der französischen Ausgabe von 1786.)
Het Jaar twee duizend vier honderd en veertig. Een Droom door den Heer Mercier.
Haarlem 1792 in-8°., 3 vol. XIV + 324; 320; ? S.
(Es ist mir nicht gelungen, ein vollständiges Exemplar dieser Uebersetzung aufzufinden.)

„Dass man die grösste Wachsamkeit in allen Häfen meiner „königlichen Besitzungen entfalte, damit es fürderhin nicht erlaubt „werde, ein Exemplar dieses höchst schädlichen Buches einzuführen.“

Den Beamten wird noch besonders eingeschärft:

„Ebenso sollt ihr den Verlegern, und allen die mit Büchern „handeln, bekannt geben, dass sie dieses Buch weder verlangen, noch „einführen dürfen, bei 500 Dukaten Busse, 6 Jahren Festungshaft „und den übrigen gesetzlichen Strafen.“ . . . .

Dem Thron reihte sich der Altar würdig an, und der General-Inquisitor, Don Felipe Bertran, Bischof von Salamanca, erliess ebenfalls an alle Gläubigen ein Sendschreiben,[4] dessen kräftigste Stellen lauten wie folgt:

„Dieses Buch ist seinem ganzen Inhalte und seinen Beweg„gründen nach gottlos, verwegen, gotteslästerlich. Dem Deismus „huldigend und ihn begünstigend, beschimpft es in hohem Masse die „Päpste, die Kirchenväter, die Geistlichkeit, die Religion und die „ganze kirchliche Ordnung, verläumdet das Andenken vieler könig„lichen Herren, besonders derer aus dem königlichen Hause der „Bourbonen, macht die Gesetze verächtlich und beschimpft die Be„amten, so dass es durch diese Mittel die Gesellschaft beunruhigt; „und, indem der Verfasser mit scheinbarer und erheuchelter Beredt„samkeit und mit heftigen und wütenden Schmähungen zu Aufruhr, „Unabhängigkeit und Zügellosigkeit auffordert, offenbart er sich als „einen unerbittlichen Feind des Staates und der christlichen Religion.“

Dann wird das Lesen des gefährlichen Buches bei Androhung des Kirchenbannes untersagt, und zwar ausdrücklich auch denen, „welche die Erlaubnis besitzen, verbotene Bücher zu lesen“. Von den öffentlichen Bibliotheken darf es nur die „Königliche Hofbibliothek“ in Madrid anschaffen.

Von dem Erfolg dieser beiden Aktenstücke sind wir leider nicht unterrichtet. Sie bilden aber immerhin einen interessanten Beweis dafür, welche Wichtigkeit man in den spanischen Regierungskreisen diesem Buche beimass und wie sehr die „staatsgefährliche“ Tendenz desselben dort erkannt wurde.

OSKAR ZOLLINGER.

Ein Wort über das von Ramsay gemalte Bildnis J.-J. Rousseau's.

Man scheint allgemein der Ansicht zu sein, Rousseau habe sich sehr mit Unrecht über sein von Ramsay 1766 in England gemaltes Portrait beklagt. Gross sind in der That die Schärfe und Bitterkeit, mit denen er bald kürzer, bald ausführlicher davon spricht, nämlich in einem Briefe von 1769 an die Herzogin von Portland (*Oeuvr. compl.* VI,76), in einem ferneren von 1770 an Herrn von Saint-Germain (*Oeuvr. compl.* XII, 195), in zwei weiteren desselben Jahres an Moultou (*Oeuvr.* XII, 209) und an den Amsterdamer Verleger Rey (*Lettres inédites de J.-J. Rousseau à Marc Michel Rey* p. p. Bosscha, 1858, p. 296), und besonders in dem zweiten der *Dialogues* (*Oeuvr.* IX, 178—181). *Figure de cyclope, mine de cyclope* sind da die stehenden Ausdrücke, und auch Bernardin de Saint-Pierre (*Oeuvres* ed. Aimé Martin *X*, 238) berichtet, Rousseau habe mit

[4]) Eine Folioseite, ohne Datum und Druckort.

Bezug auf jenen Punkt von Hume gesagt: *il me fit représenter comme un ours.* Diese Aeusserungen sind als Ausflüsse von Rousseau's Geisteskrankheit aufgefasst worden, deren erste deutliche Symptome in England hervortraten, und man könnte allerdings meinen, es wäre darauf garnichts zu geben, wenn man sieht, wie er die Angelegenheit mit dem Ramsay'schen Bilde wiederholt in Beziehung setzt zu dem grossen Complotte, das ringsumher gegen ihn geschmiedet würde.

Allein war seine Anschauung wirklich so ganz unbegründet? Sehen wir uns die oben angeführte Stelle der *Dialogues* etwas genauer an. Er sagt da, dass man ihn eine gezwungene Haltung hatte annehmen lassen, in der die Muskeln angespannt waren und daher die Gesichtszüge alterierten; dann fährt er fort: *de toutes ces précautions devait résulter un portrait peu flatté, quand il eût été fidèle. Vous jugerez de la ressemblance si jamais vous voyez l'original* (d. h. Rousseau selbst). Es ist also hier nicht ausdrücklich gesagt, dass das Ramsay'sche Originalbild eine Entstellung gewesen sei, Rousseau bemerkt dies weiterhin nur bezüglich eines Stiches, der darnach in England noch während seines Aufenthaltes daselbst angefertigt worden wäre. Diesen Stich, fügt er hinzu, der hochgepriesen und überall verkauft wurde, habe er in England selbst nicht zu Gesicht bekommen können, sondern erst in Frankreich, und da sei er denn allerdings entsetzt gewesen. Sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um das von David Martin in England im Frühjahre 1766 gestochene Bild; A. Jansen sagt davon: „alle Freunde Rousseau's fanden es sehr gut"[1] (*Preussische Jahrbücher* Bd. 52, S. 461), und Bachelin, Iconographie de J.-J. Rousseau, 1878, p. 6., bezeichnet es als *remarquable pièce, une des plus belles exécutées d'après les portraits de Rousseau.* Wie stimmt das zu den Worten Rousseau's? Lässt sich der Widerspruch nicht in etwas heben? Zunächst dürfte doch ein wenig in Betracht kommen, was Bernadin de Saint-Pierre sagt: *de toutes les gravures qu'on a donnés de lui au public, je n'en ai vu qu'une seule où l'on reconnût quelques-uns de ses traits: c'est une grande estampe de 10 à 12 pouces, gravée, je crois, en Angleterre* (*Oeuvres* X, 193, note). Bernardin meint offenbar den Martin'schen Stich, der also nach ihm nur in einigen Zügen Aehnlichkeit aufweist. Es erscheint mir fernerhin noch nicht als ausgemacht, dass Rousseau wirklich das Martin'sche Bild selbst gesehen hat, und nicht vielleicht Stiche, die erst wieder nach jenem angefertigt wurden, wie denn z. B. Bachelin p. 6 einen solchen aus dem Jahre 1766 verzeichnet, der auch die Unterschrift trägt *A. Ramsay, Londini, pinx.*, von dem es dann aber heisst: *pièce médiocre comparée à l'original.* Auch das von Corbutt gleichfalls 1766 nach dem Ramsay'schen Portrait gestochene Bild kann ihm vorgelegen haben. Von diesem sagt Bachelin p. 6: *on est embarrassé pour se prononcer entre cette gravure et celle de Martin.* Darnach dürfte ein Schluss von dem einen Stiche auf den anderen gestattet sein; betrachtet man aber denjenigen Corbutt's, so kann man Rousseau, der von cyclopenhafter Miene spricht, durchaus nicht so ganz Unrecht geben, ja man möchte von vornherein bezweifeln, dass der Schöpfer der *Nouvelle Héloïse* jemals so finster und wild ausgesehen haben könne.

Die Frage, in wie weit, bei den Eingangs zusammengestellten Aeusserungen Rousseau's, Schwarzseherei und Wahn vorliege, würde sich einigermassen entscheiden lassen durch eine Vergleichung des Martin'schen und Corbutt'schen Stiches mit dem Ramsay'schen Originalportrait, denn über das letztere hat sich Rousseau, als er noch unbefangen war, in

[1]) Vgl. *Oeuvr.* XII, 209.

einem Briefe an Du Peyrou vom März 1766 sehr günstig geäussert (*Oeuvr.* XI,320). Nun hat man freilich meines Wissens dieses ehemals im Besitze von David Hume befindliche Bild bis jetzt als verschollen angesehen; so drücken sich wenigstens Bachelin[2]) und der verdiente Rousseauforscher A. Jansen[3]) aus. Allein das ist ein Irrtum: das von A. Ramsay im Frühjahr 1766 zu London gemalte Oelbild Rousseau's (armenisches Costüm) befindet sich gegenwärtig in der *National Gallery* zu Edinburgh. Mein Freund Dr. Gustav Krüger hat es im Sommer 1895 dort gesehen. Nach einer freundlichen Mitteilung der Verwaltung vom November vorigen Jahres besagt der Catalog der Gallerie Folgendes: *This interesting portrait of Jean-Jacques Rousseau was painted in 1766 by Allan Ramsay . . . . It was presented by Mrs. Agnes Hume to the Honourable Lord Wovel, from whose grandson it was purchased by the Board of Manufactures.* Wann das Bild von dem *Board of Manufactures* durch die *National Gallery of Scotland* erworben wurde, ist nicht angegeben.

Herr Krüger versichert mich, der Corbutt'sche Stich bliebe erheblich hinter dem Originale zurück, namentlich sei der überaus anziehende Ausdruck der Augen garnicht wiedergegeben worden. Sollte der Martinsche Stich, den ich nicht gesehen habe, nicht besser sein — und nach Bachelin's Angaben kann man an einen Unterschied in der Qualität kaum glauben —, so würden Bernardin's Worte eine Bestätigung erfahren und die Aussagen Rousseau's, bei denen er doch in erster Linie die Stiche im Auge hatte, nicht länger ausschliesslich als ein unbegründetes Hirngespinnst angesehen werden können. Zwischen seiner (mehr indirekten) Bemerkung in den *Dialogues* über das Originalbild und derjenigen in dem Briefe an Du Peyrou bliebe allerdings ein Widerspruch bestehen, wenn er auch, wie schon gesagt, am ersten Orte nicht von einer Entstellung spricht: er hatte sich eben immer fester in seine Verschönerungsidee eingesponnen, die seinen Blick trübte und ihn ganz vergessen liess, was er früher über das Ramsay'sche Bild an Du Peyrou geschrieben hatte.

BERLIN. OSKAR SCHULTZ-GORA.

---

[2]) *Iconographie de J.-J. Rousseau* p. 5: *quel peut être l'heureux propriétaire de cette toile, nous l'ignorons.*

[3]) A. Jansen, *Die Bildnisse J.-J. Rousseau's* in den *Preussischen Jahrbüchern*, 1882, Bd. 52 S. 461: „aber noch mehr muss man bedauern, dass auch das Bild Ramsay's verschollen ist“.

Referate und Rezensionen.

Histoire de la Langue et de la Littérature française des Origines à 1900 ornée de planches hors texte en noir et en couleur publiée sous la direction de L. Petit de Julleville Professeur à la Faculté des lettres de Paris. T. I. Moyen âge (des Origines à 1500), 1re partie, fasc. 1—5. Paris, Armand Colin et Cie. 8⁰. 1896. (L'ouvrage complet formera 8 vol.).

Zwei Bearbeitungen der Geschichte der französischen Litteratur wurden vor einiger Zeit unabhängig von einander in Angriff genommen. Beide wollen den Stoff ausführlicher behandeln und mit passendem Bilderschmuck zieren. Das eine Werk wird von den Prof. Suchier und Morf verfasst werden, derart, dass Suchier die ersteren, Morf die späteren Jahrhunderte zufallen. Morf hat bereits einzelne Proben seiner Arbeit in dieser *Zeitschrift* wie in dem *Archiv* veröffentlicht, die eine anregende und sachgemässe Behandlung des erörterten Stoffes bieten und von dem ganzen Werke Gutes hoffen lassen. Das zweite Unternehmen ist der Leitung des bekannten französischen Litterarhistorikers L. Petit de Julleville unterstellt, dem eine ganze Anzahl Mitarbeiter zur Seite stehen. Von ihm liegen mir bisher die sechs ersten Lieferungen und ein ausführlicher Prospekt vor. Der Subscriptionspreis für das auf acht Bände berechnete Werk beträgt 110 Fr., später wird er auf 128 Fr. erhöht werden. Die einzelnen Bände erscheinen in je acht Lieferungen, Band 1 und 2 werden dem Mittelalter, Band 3 dem 16ten, Band 4 und 5 dem 17ten, Band 6 dem 18ten, die beiden letzten Bände unserem Jahrhundert gewidmet werden. Die beiden ersten Bände werden auch farbige Illustrationsproben bringen. Beteiligt an der Abfassung der beiden ersten Bände sind: J. Bédier, F. Brunot, L. Clédat, L. Constans, L. Gautier, A. Jeanroy, Charles V. Langlois, E. Langlois, G. Paris, L. Petit de Julleville, A. Piaget, L. Sudre. Schon diese Namen lassen eine recht verschiedenartige und auch eine ziemlich verschiedenwertige Ausführung der einzelnen Kapitel erwarten, trotz der

schönen Versprechungen Petit de Julleville's im Prospekt: „*Malgré le nombre et la diversité des collaborateurs, nous tâcherons de faire en sorte que le livre présente un certain aspect d'unité générale; qu'il soit une collection bien assemblée, bien fondue, de monographies personnelles et originales; tout le contraire d'une compilation. Chacun apportera sa pierre, mais on s'efforcera de faire un édifice.*“ Die fünf ersten Lieferungen des Werkes, mit denen ich mich hier beschäftige — die Besprechung von Lieferung 6, welche den Anfang von Brunot's Geschichte der französischen Sprache enthält, wird passender für später aufgespart — bestätigen diese Vermutung in vollem Masse und derart, dass sie auch dem Nichtfachmanne unliebsam in die Augen springen muss; denn bald bekommt er ein feinsinniges weitausgreifendes Aperçu, bald eine ästhetisch-litterarische Causerie, bald ein enthusiastisches Plaidoyer, bald wieder eine nüchterne, in Détailfragen sich verlierende Monographie, bald eine Anzahl weit ausgesponnener, wenn auch ganz gefällig zu lesender Analysen, bald endlich eine gedrängte und doch klare Uebersicht über die verschiedenen Abarten einer wichtigen Litteraturgattung des Mittelalters. Dürfte diese völlige Discrepanz der einzelnen Kapitel schon in weiteren Leserkreisen, für welche das Werk hauptsächlich bestimmt ist, Anstoss erregen, so fürchte ich, dass auch in den eigentlichen Fachkreisen der Gesammteindruck der neuen französischen Litteraturgeschichte oder wenigstens ihrer beiden ersten Bände keineswegs ein so imposanter sein wird, wie das die Worte, mit denen G. Paris seine Préface zu Band I und II beginnt, voraussetzen müssten: „*Voici la première fois que dans une histoire générale de la littérature française conçue sur une grande échelle la littérature du moyen âge reçoit la place qui lui appartient. Elle n'est pas ici reléguée dans une sorte d'introduction générale et bornée à quelques indications sommaires données de seconde main et presque à contre-coeur. Elle est étudiée directement, traitée avec ampleur, exposée sous tous ses aspects et suivie dans tout son développement. On a cherché et on a pu trouver, pour atteindre le but qu'on s'était proposé, des savants d'une compétence reconnue et spéciale, dont les noms garantissent pour chacun d'eux la sûreté de l'information et la parfaite intelligence du sujet qui lui a été assigné. C'est là un fait considérable: il témoigne des grands progrès accomplis en ces dernières années dans l'étude de notre passé et il marquera une date dans l'histoire littéraire du XIXe siècle lui-même.*“

Ständen freilich die einzelnen Teile unseres Werkes auf der Höhe der geistvollen Gesamtbetrachtung der altfranzösischen Litteratur, wie sie in G. Paris *Préface* vorliegt, so würde ich insbesondere auch dem Schlusssatz der eben citierten Stelle gern zustimmen. Der Verfasser führt darin aus: Hinsichtlich der „*sujets, idées, sentiments,*

conception de l'art et du style" bestehe ein wahrer Abgrund zwischen der älteren und der um die Mitte des 16ten Jahrhunderts geschaffenen Litteratur Frankreichs. Der Bruch sei hier ein viel grundsätzlicherer und vollständigerer als anderswo, denn die französische Renaissance knüpfe direkt an die griechische, nicht an die lateinische Litteratur an, auch wären die litterarischen Erzeugnisse des eigentlichen französischen Mittelalters im 16. Jahrhundert längst vergessen und unverständlich gewesen. Gleichwohl durchdringe dasselbe „*génie*" sowohl die ältere wie die neuere französische Litteratur „*et l'intelligence de notre littérature moderne gagne beaucoup à ce qu'on la rapproche de notre ancienne littérature*". Faux-Semblant wie Tartuffe, Patelin wie Figaro seien Ausflüsse desselben „*esprit gaulois*". Vor allem sei der alten wie der neuen französischen Litteratur in gleicher Weise der soziale Stempel aufgedrückt. Die Dichter Frankreichs wollten jederzeit auf die Masse Einfluss ausüben und behandelten demgemäss vor allen allgemein verständliche Ideen. Schon in den Epen und Abenteuerromanen seien es daher nicht sowohl die Individuen als die Ideen und die Gefühle, deren Träger sie sind, welche unser Interesse in Anspruch nehmen. Daher rühre auch die Schwäche der Charakterzeichnung. „*En revanche Roland, Huon de Bordeaux, Arthur, Lancelot, Renard, Guenièvre, Nicolette, Richeut sont des types accomplis de l'heroïsme, de la jeunesse aventureuse, de la dignité royale, de la courtoisie chevaleresque, de l'astuce narquoise, de la mondanité immorale mais aristocratique, de l'amour naïf et passionné, de la corruption éhontée.*" Dagegen vertiefe sich die psychologische Analyse. Gerade in ihr habe die französische Litteratur jeder Zeit Hervorragendes geleistet; das verdanke sie dem Jahrhunderte langen Einfluss der Scholastik, der sich noch heute bemerkbar mache. Einer der Hauptvorzüge der neueren französischen Litteratur, die Kunst der Komposition, scheine dem Mittelalter allerdings gänzlich abzugehen, dennoch sei es auch in dieser Beziehung vielfach nicht so schlimm, wie es bei oberflächlichem Zusehen den Anschein habe. In der *Chanson de Roland* sei „*la profonde unité d'inspiration, la subordination du détail particulier à l'idée générale, la présence constante de cette idée à travers toutes les péripéties de l'action*" keine geringere als in den Tragödien Racine's, ja in der ursprünglichen Dichtung würden die Episoden eher zu symmetrisch als zu locker aufgebaut gewesen sein. Am meisten verletze unser modernes Gefühl der mangelhafte Styl der alten Schriftsteller, aber auch hier habe man viel übertrieben, und so manches mittelalterliche Schriftwerk werde auch denjenigen, der nur nach ästhetischem Genuss verlangt, befriedigen können. „*Tels le Roland avec sa sévérité passionnée, Aucassin avec sa fraîcheur et sa sveltesse juvéniles, quelques passages de Chrétien de Troyes avec leur déli-*

catesse spirituelle, quelques morceaux des grands romans en prose avec leur élégance étudiée, la Vie de saint Thomas avec sa fermeté parfois éclatante, le Jeu de la Feuillée avec sa verve écolière, Robin avec sa gentillesse rustique, Renard et quelques fableaux avec leur gaieté inoffensive, le livre de Villehardouin avec sa haute allure, les mémoires de Joinville avec leur bonhomie, ceux de Philippe de Novare avec leur vivacité malicieuse, l'immense tapisserie bariolée de Froissart, le Quadriloge invectif avec son émotion dramatique, Charles d'Orléans avec sa mélancolie souriante, Patelin et les Quinze joies de mariage avec leur humour sarcastique, la chronique de Chastellain, avec son éloquence parfois digne de ses modèles latins, celle de Commines avec sa gravité finaude." Endlich gleiche die mittelalterliche Litteratur auch darin der modernen, dass beide in engster Beziehung zu der Bildung der gesellschaftlichen Kreise, aus welchen sie hervorgegangen sind, ständen und dass beide Jahrhunderte lang das ganze civilisierte Europa Frankreich tributpflichtig gemacht hätten. Beide Perioden müssten daher von denen, welche in der Litteratur die Offenbarung des Nationalgeistes erforschen wollen, gleichmässig beachtet werden.

In dem nun folgenden ersten Kapitel über die „*poésie narrative religieuse*" betrachtet L. Petit de Julleville die einschlägigen Litteraturerzeugnisse von seinem viel engherzigeren, ästhetischen Standpunkte aus. Nach ihm ist das Eulalialied noch kein litterarischer Text, „*car tout sentiment d'art en paraît absent*". Auch das Leodegarlied zeige erst ganz vereinzelte Spuren, „*où s'accuse un timide effort pour toucher l'âme d'un lecteur ou d'un auditeur par la manière de les raconter.*" Erst die *Vie de saint Alexis* „*témoigne, dans la forme et dans le rythme comme dans la composition et l'ordonnance générale de l'œuvre, l'effort d'un art naïf sans doute et inconscient peut-être, mais réel, avec un dessein suivi d'obtenir certains effets par certains moyens*". Deshalb beginnt P. de Julleville seine Betrachtungen erst mit diesem Gedichte. Kühn scheint mir die Behauptung, dass man gleichzeitig an die Abfassung poetischer Heiligenleben und an die von *Chansons de geste* gegangen sei; sie lässt sich, nach dem was wir über die Geschichte des Epos wissen, schwerlich ernstlich verteidigen. Dass die Heiligenleben und *Chansons de geste* von den nämlichen Jongleurs vorgetragen worden seien, ist auch nicht richtig, wenigstens nicht für die erste Zeit, denn P. de Julleville hebt Seite 8 selbst hervor, dass das Alexislied wahrscheinlich in der Kirche und vor versammelter Gemeinde vorgelesen oder vielmehr vorgesungen wurde. Oder glaubt er wirklich, dass der Klerus zu diesem Zwecke Jongleurs engagiert hätte? Dass aber manche Heiligenlegenden, insbesondere auch das Alexislied, in späteren Umarbeitungen mehr und mehr das Aussehen

einer *Chanson de Geste* annahmen, lässt doch nicht sowohl auf eine parallele Entwicklung beider Dichtungsarten schliessen, als auf eine starke Beeinflussung der Heiligenleben durch die *Chansons de Geste.* Wahrscheinlich entschlossen sich die Kleriker überhaupt zur Abfassung von poetischen Heiligenleben in der Vulgärsprache nur darum, weil sie das Interesse des Publikums für die weltlichen *Chansons de geste* dadurch auf kirchliche Gegenstände ablenken zu können meinten. Alle Achtung ferner vor den poetischen Schönheiten der alten *Chanson d'Alexis*, aber sie als das „*chef d'œuvre*" des Genre zu bezeichnen und in dieser Beziehung mit der *Chanson de Roland* auf eine Stufe zu stellen, das scheint mir doch zu weit gegangen; denn die Züge, welche uns an dem Alexisliede noch heute besonders ansprechen, verdankt es zum guten Teil eben dem Karlsepos. Bezeichnend für P. de Julleville's litterarhistorische Behandlung ist es besonders, dass er zwar der verschiedenen Umarbeitungen des Alexisliedes im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert gedenkt und ausdrücklich hervorhebt: „*rarement nous possédons d'une façon aussi complète les états successifs d'un thème poétique plusieurs fois remanié*", dass er aber von einer näheren Charakteristik dieser Umarbeitungen völlig absieht und seine Leser mit der Bemerkung abspeist, die Umarbeitungen hätten bezweckt, das alte Gedicht dem „*goût du jour*" anzupassen „*pour le gâter selon le goût du jour*", denn was Seite 14 darüber weiter gesagt wird, vermag von dem wirklichen Charakter dieser verweltlichten Umdichtungen keine klarere Vorstellung zu verschaffen. Die Ausführungen über Form und Inhalt der alten *Chansons*, insbesondere über ihr Verhältnis zur lateinischen Prosavorlage kann man im ganzen als zutreffend anerkennen, wenn sie auch bei dem Leser dadurch, dass die unleugbaren Schwächen der *Chanson* ungenügend beleuchtet bleiben, etwas zu hohe Erwartungen erwecken.

Der zweite Abschnitt dieses Kapitels handelt in gedrängter Form von sonstigen „*recits bibliques*" und „*vies de saints*" in Versen. Die allgemeine Charakteristik der Letzteren ist lesenswert, wenn auch durchsetzt mit mancherlei haltlosen oder wenigstens unerwiesenen Behauptungen. Im Anschluss an die Konstatierung einer interpolierten Version der Legende von der heiligen Euphrosyne „*où l'égalité des couplets a disparu*" fährt P. de Julleville S. 24 beispielsweise fort: „*Qui sait si telle chanson de geste, à laisses inégales, n'est pas ainsi une rédaction interpolée d'un texte primitif à couplets uniformes? Car tel fut certainement le cadre primitif de la poésie en France*". Worauf stützt der Verfasser diese allzu stramme Behauptung. Er sagt es nicht, sicherlich aber nur auf eine Vermutung von G. Paris (in *Rom.* XIII 619), gegen welche ich (in Groeber's *Grundr. d. rom. Philol.* II a. S. 76 Abschn. 109) bereits

ausdrücklich Widerspruch erhoben habe, und welche an späterer Stelle (Seite 116) L. Gautier wenigstens nur als eine Vermutung erwähnt. Gegen die Autorität, welche G. Paris jetzt auch in Frankreich geniesst, habe ich keinerlei Bedenken, bedenklich will es mir gleichwohl erscheinen, wenn daraufhin nunmehr seine persönlichen Anschauungen und Vermutungen ohne weiteres, ja ohne jede Bezugnahme auf ihren Urheber, wie sich das in vorliegendem Werke öfters beobachten lässt, als völlig gesicherte Forschungsergebnisse hingestellt und als allgemein anerkannt selbst dann ausgegeben werden, wenn sie ausdrücklich und mit guten Gründen bereits — wenn auch nur in Deutschland — in Zweifel gezogen sind. Die *Bibliographie* Seite 47 ist höchst dürftig und unvollständig, wie schon ein Vergleich mit G. Paris' *Littérature fr. au moyen âge* 2e éd., auf die freilich ausdrücklich verwiesen ist, ergiebt. In einer ausführlichen Darstellung durfte man doch ausgiebigere bibliographische Nachweise erwarten als in jener gedrängten Uebersicht.

Kapitel II handelt über die *Epopée nationale*, das Karlsepos. L. Gautier hat es mit grosser Wärme und Lebhaftigkeit geschrieben. Dem nüchternen Philologen steigen beim Lesen allerdings mancherlei Zweifel auf und oft wird er, von der Beweisführung unbefriedigt, den Kopf schütteln. Dabei ist aber doch zu beachten, dass Gautier sich wie kaum sonst jemand mit dem weitschichtigen Stoff der französischen Karlsepen vertraut gemacht hat und ihn darum auch von den mannigfachsten Seiten her zu beleuchten und litterarisch interessierten Lesern zurecht zu legen verstanden hat. Sehr wohl berechtigt ist die Genugthuung des unermüdlich gegen die Misachtung dieser recht eigentlich nationalen Poesie eingetretenen Verfassers darüber, dass heute „*il n'y a plus, grâce à Dieu, de jeunes Français*", welchen die Verse des Rolandsliedes unbekannt sind. Unliebsam fällt aber dem kritisch geschulten Leser dieser 122 Seiten auf, dass der Verfasser, der sich im Allgemeinen von den Anschauungen Anderer mehr als wünschenswert beeinflussen lässt, dessen, was deutsche Romanisten zur heutigen Würdigung und Kenntnis der Karlsepen beigetragen haben, nirgends gedenkt. Ich weiss sehr wohl, dass G.'s Unkenntnis der deutschen Sprache ihm die Verwertung derartiger Arbeiten sehr erschwert, aber dass die Verdienste von Männern, wie Uhland, J. Grimm, J. Becker, F. Wolf und anderer gänzlich verschwiegen werden, obwohl sie Gautier sehr wohl kennt, das scheint mir nur aus einer recht engherzigen Vogelstrauss-Politik erklärlich, um die ich ihn und seine französischen Leser nicht beneide.

Während G. sich mehr über die epische Poesie, ihre Anfänge, Entwicklung, ihre Ueberlieferung, Sprache, Form, Styl und ihren Verfall verbreitet hat als über den Inhalt der vielen Einzel-Gedichte,

bespricht Constans im dritten Kapitel über die „*Epopée antique*“, insbesondere die hauptsächlichsten der hierher gehörigen Gedichte, die Romane von Theben, Troja und Alexander. Kürzer kommen die Romane von Eneas und Cäsar weg und nur sehr flüchtig werden die einbezogenen Bearbeitungen ovidischer Gedichte erwähnt. Auf eine recht ermüdend geschriebene Analyse des *Roman de Thèbes* folgen zunächst Angaben über Sprache, Abfassungszeit und Quellen, wie über die vorhandenen Prosaversionen. Die litterarhistorische Bedeutung des Gedichtes lassen all diese Erörterungen nicht deutlich hervortreten. Sehr zu missbilligen ist auch, dass so hervorragende Dichtungen, wie Ipomedon, Protesilaus, Partonopeus und Athis et Profilias nur ganz nebenher angeführt werden und auch das nur, weil sie die Namen ihrer Titelhelden dem *Roman de Thèbes* entlehnt haben. Von Benoit's *Roman de Troie* bereitet C. eine neue Ausgabe auf Grund aller Handschriften vor und hat auch bereits eine Monographie über das verwickelte Verhältnis der sehr zahlreichen Handschriften veröffentlicht. Dennoch sind seine Angaben über das vorhandene Material und sonstige das Gedicht und seine Umarbeitungen betreffende Fragen nicht ganz zuverlässig. So spricht er von sieben Bruchstücken des Romans, während deren bis jetzt schon zehn bekannt geworden sind, nämlich in Basel, Bordeaux, Brüssel, Namur, Nevers, Oxford, Paris (2), Saragossa, Strassburg. Hinsichtlich der von Benoit benutzten Werke des Dares und Dictys hält sich C. ausschliesslich an Körtings Untersuchung, die spätere Arbeit von Greif bleibt gänzlich unerwähnt, obwohl ihre Existenz ihm schon aus G. Paris Bibliographie bekannt sein musste. Recht befremdlich liest man ferner Seite 216 über Jacques Milets dramatische Bearbeitung ausser anderen Ungenauigkeiten: „*Elle suit le poème assez régulièrement*“. Dass Milet auf Guido Colonna's lateinische Prosabearbeitung zurückgeht, ist C. also noch unbekannt.

In der kurzen Erörterung über den *Roman d'Enée*, den C. in Uebereinstimmung mit P. Meyer als den jüngsten unter den drei Bearbeitungen antiker Epen (Theben, Troja, Aeneas) ansieht, heisst es Seite 221 von Lavinia, sie bedient sich, um Aeneas über ihre Neigung zu ihm zu unterrichten, eines schlauen Mittels „*souvent employé au moyen âge dans un autre but*“ nämlich: „*Elle fait, lancer à ses pieds par un archer pendant une trêve, une flèche entourée d'un morceau de parchemin portant sa déclaration.*“ Dass wir es hier mit einer stereotypen Situation mittelalterlicher Poesie zu thun haben, wie C. annimmt, ist mir unbekannt und erscheint schon deshalb unwahrscheinlich, weil gerade sie dem Dichter der Flamenca (nach Z. 622 f.) als eine der charakteristischsten des ganzen Romanes erschien. Seite 172 und Seite 225 Anmerkung hat C. selbst diese

Stelle der Flamenca erwähnt. So viel mir bekannt, findet sich nur in einer anderen Dichtung, in dem altfranzösischen Lothringerlied, eine ähnliche Situation. Bereits 1887 hat Parodi *(Studj di filol. rom.* II Seite 118, vergl. Salverda de Grave in der Einleitung seiner Eneas-Ausgabe Seite LXXVI) auf diese Uebereinstimmung hingewiesen. Die Stelle des Lothringerliedes findet sich in dem noch unveröffentlichten Teil von Girbert de Mes und wurde kurz in der Analyse der *Histoire littér.* XXII 625 erwähnt. Auf Grund einer genauen Vergleichung mit *Eneas* 8769 ff. habe ich die Ueberzeugung erlangt, dass der Verfasser des *Eneas* die Situation aus dem *Girbert de Mes* entlehnt hat. Dieses Resultat nötigt aber weiter, eine bedeutsame Abänderung in der chronologischen Tabelle von G. Paris (*Littér. fr. au m. â.* 2e éd. Seite 247) vorzunehmen. Das Alter des Lothringerliedes, dessen Abfassung G. Paris in das dritte Drittel des 12. Jahrdunderts setzte, muss danach ganz bedeutend in die Höhe geschraubt werden, zumal *Girbert de Mes* keineswegs den ältesten Teilen des Liedes zuzurechnen ist. Ich werde daher, um eine Controlle meiner Auffassung zu ermöglichen, die ganze Stelle demnächst in dieser *Zs.* in kritischer Bearbeitung mitteilen.

Der umfangreiche Abschnittt über den *Roman d'Alexandre* stützt sich, wie Seite 229 angiebt, *„à peu près exclusivement“* auf P. Meyer's diesem Sagenstoff gewidmete Untersuchungen, gegen deren öfters recht verwickelte Beweisführung sich der Verfasser keinerlei Zweifel zu äussern getraut. Erwähnt möge noch aus dem letzten Abschnitte des Kapitels werden, dass Maître Elie's Umarbeitung einer älteren Umdichtung der *ars amatoria* zwar kurz erwähnt wird, jedoch ohne jede Bezugnahme auf die Ausgabe (Ausgaben und Abhandlungen XLVII) und die darin niedergelegten Untersuchungen.

Im vierten Kapitel beschäftigt sich L. Clédat mit dem höfischen Epos. Er sucht die Leser mit dieser sehr bedeutsamen Gattung erzählender Dichtung dadurch bekannt zu machen, dass er ihnen nach kurzer Einleitung mehr oder weniger ausführliche Analysen, insbesondere der Tristanbearbeitungen von Berol, Thomas und in den Prosaromanen, sowie einer Anzahl Lais der Marie de France, der Chrestien'schen Romane Cligès, Löwenritter und Karrenritter mit zahlreich eingeflochtenen modernisierten Textproben darbietet. Die litterarhistorischen Detail-Untersuchungen treten in diesem Kapitel also ganz in den Hintergrund, nur in dem Schlusswort wird diese oder jene Streitfrage berührt.

Das fünfte und letzte Kapitel des ersten Bandes trägt die Ueberschrift *„Les Chansons“* und hat den Verfasser der *Origines de la poésie lyrique en France*, A. Jeanroy, zum Verfasser. Aus ihm dürfte der Leser nächst der Préface von G. Paris die meiste

Belehrung schöpfen. Nach J. zerfällt die gesamte altfranzösische Lyrik in zwei Gruppen: die „*genres objectifs*“ und „*subjectifs*“. Zu den *genres objectifs* rechnet er die „*Chanson d'histoire, Chanson à personnages, Aube, Pastourelle*“ und „*Chanson à danser*“. Die *genres subjectifs* decken sich so ziemlich mit der eigentlichen höfischen Lyrik. Diese giebt sich deutlich als eine Nachbildung der Trobador-Poesie Südfrankreichs zu erkennen. In 60 Seiten hat es nun J. verstanden, alle Abarten und Formen beider Genres recht klar zur Anschauung zu bringen. Dass er gleichzeitig damit seine subjektiven Auffassungen über ihre Anfänge und allmählichen Umbildungen den Lesern auseinandersetzt, wird niemand tadeln wollen; selbstverständlich wird man sich aber hüten müssen, allen seinen Annahmen ohne weiteres zuzustimmen. Nur zwei Bemerkungen mögen hier eine Stelle finden: 1) Etwas sehr verschwommen und zugleich sehr unwahrscheinlich ist J.'s Vorstellung von den verschiedenen formellen Veränderungen, durch welche eine *chanson de toile* sich in ein *Rondel* umwandelte. Seite 360 heisst es: „*Un fragment de chanson de toile du XII*ᵉ *siècle* (Bartsch I,18:

> *Renaus et s'amie (chevauche) par[mi] un pre,*
> *Tote nuit chevauche jusqu'au jor cler.*
> „*Ja n'avrai mes joie de vos amer.*“)

nous offre une strophe composée uniquement de deux vers; il y a de fortes raisons de penser qu'il y en a eu d'un seul vers. — Peu à peu le besoin de la variété se fit sentir: on intercala alors le refrain dans l'intérieur même de la strophe, mais sans s'astreindre à aucune règle précise en ce qui concernait sa forme ou sa place. C'étaient des espèces de passe-partout qui s'introduisaient ici ou là suivant les exigences de la rime. On en arriva enfin à une forme rigoureusement fixée, celle d'une strophe de huit vers où le premier revient trois fois, le second deux fois. C'est exactement, comme on le voit, la forme du moderne triolet.“ J. verschweigt hier (und ebenso Seite 381), dass die 3-Zeile, auf die sich, wenn wir den Refrain ausscheiden, die älteste Rondelform (das moderne Triolet) reduziert, ihrem Baue nach genau durch den Bau des Refrains bedingt ist, da die erste Zeile der ersten Refrainzeile, die beiden weiteren den beiden Refrainzeilen der Silbenzahl wie dem Reime nach entsprechen müssen, also z. B.: $A_8\ B_4 \mid a^1{}_8\ A_8\ a^2{}_8\ b_4\ A_8\ B_4$. Mittelformen, in denen man den Refrain an beliebiger Stelle und ganz unregelmässig im Innern der Strophe hatte anbringen können, sind hiernach von vornherein völlig ausgeschlossen. Ich glaube, dass überhaupt in der *Chanson de toile* der Refrain eine wesentlich andere Rolle spielte als im ursprünglichen Rondel, indem die erstere offenbar für den Solovortrag mit Chorbegleitung bestimmt war, das letztere aber für den Wechsel-Gesang zweier Chöre. Wollen wir zu einer richtigen Auffassung

der Rondelform gelangen, so müssen wir von der 6-zeiligen Form, wie sie im *Roman de Dole* vorliegt, ausgehen, d. h. von dem Refrain im Eingang absehen, um so mehr als bei der anfänglichen Mehrstrophigkeit des Rondels dieser Eingangsrefrain doch nur für die erste Strophe gelten würde. Beim Wechselgesang beider Chöre hielt sich nun meiner Meinung nach entweder jeder Chor an sein eigenes Thema und spann dasselbe von Strophe zu Strophe regelrecht weiter, oder nur ein Chor, der später auch von einem Solisten ersetzt werden mochte, führte sein Thema weiter, während der zweite Chor fortwährend den Anfang seines Themas dazwischen sang. Im modernen Chorgesang finden sich für beide Abarten noch viele Analogien. Wie ich mir das Fortspinnen der Themata oder des Themas und die strophische Verknüpfung bei dieser Vortragsweise vorstelle, habe ich bereits B. XVIII[1] Seite 114 Anmerkung in dieser *Zeitschrift* angegeben. Leider ist uns kein entsprechender mehrstrophiger Text überliefert. Aus den vielen trümmerhaften Fassungen von der *Bele Aaliz* lassen sich aber wenigstens vier Strophen vermutungsweise in beiden Formen reconstruieren. Ich halte mich dabei an die interessante Zusammenstellung von G. Paris in den *Mélanges Wahlund*. Sie lauteten also etwa (die von mir frei erfundenen Zeilen stehen in [ ]):

I.

	Main se leva bele Aaliz	a^1
	Mignotement la voi venir.	A^1
3	*Biau se para, mieux se vesti*	a^2
	Desoz le raim.	b^1
	Mignotement la voi venir	A^1
	Celi que j'aim.	B^1

	II.		*II.*	
A^1	*Mignotement la voi venir.*	7	*Biau se para, mieux se vesti.*	a^2
a^2	*Biau se para, mieux se vesti.*		*Mignotement la voi venir.*	A
A^2	*Lava ses ueuz, lava son vis*		*Lava ses ueuz, lava son vis*	a^3
B^2	*[Avec sa main].*	10	*[Avec sa main].*	b^2
a^2	*Biau se para, mieux se vesti*		*Mignotement la voi venir*	A
b^1	*Desoz le raim.*		*Celi que j'aim.*	B

	III.		*III.*	
a^2	*Biau se para, mieux se vesti.*	13	*Lava ses ueuz, lava son vis.*	a^3
A^2	*Lava ses ueuz, lava son vis.*		*Mignotement la voi venir.*	A
a^3	*Si s'en entra en un jardin*		*Si s'en entra en un jardin*	a^4
b^2	*[De cuer serein].*	16	*[De cuer serein].*	b^3
A^2	*Lava ses ueuz, lava son vis*		*Mignotement la voi venir*	A
B^2	*[Avec sa main].*		*Celi que j'aim.*	B

IV.		*IV.*	
A^2	*Lava ses ueuz, lava son vis* [19]	*Si s'en entra en un jardin.*	a^4
a^3	*Si s'en entra en un jardin.*	*Mignotement la voi venir.*	A
A^3	[*Robins i vint li siens amis,*	[*Robins i vint li siens amis,*	a^5
b^3	*Molt fort se plaint*]. [22]	*Molt fort se plaint*].	b^4
a^3	*Si s'en entra en un jardin*	*Mignotement la voi venir*	A
b^2	[*De cuer serein*].	*Celi que j'aim.*	A
	etc.	*etc.*	

Die zweite Form ist offenbar die jüngere, bildet aber die direkte Vorstufe für das 8-zeilige Triolet. Beide Formen gehen auf je zwei ältere einstimmige Formen von drei Zeilen zurück, und es wird wahrscheinlich die später zum Refrain umgebildete 3-Zeile die ursprünglichere Form A^1_8 A^1_8 B_4 bewahrt haben, da die älteste Rondelform aber a^1_8 A^1_8 a^2_8 a^3_8 A^1_8 A^2_8 lautete, so müssen wir von A^1_8 A^1_8 A^2_8 ausgehen, das sich unschwer zu A^1_8 A^1_8 A^2_8 A^2_8 (fortgesetzt in A^3_8 A^3_8 u. s. w.) ergänzen lässt, so dass unsere Strophe sich auf die refrainartig wiederholte primitivste Strophe, die Einzeile, reduziert und der eine Text unseres Liedes ohne Wiederholung jeder Zeile ursprünglich gelautet haben würde:

Main se leva bele Aaliz,
Biau se para mieux se vesti,
Lava ses ueuz, lava son vis,
Si s'en entra en jardin.
Robins i vint li siens amis etc.

Als secundär betrachte ich dagegen die 3-Zeile des Rondels, welche sich nach und nach zur Solopartie ausbildete, sie lautet im regelrechten 6-zeiligen Rondel: a^1 a^2 b (oder: a^1 a^2 a^3), wird aber ursprünglich ebenso wie die primäre 3-Zeile: a^1 a^1 b (oder a^1 a^1 a^2) gelautet haben, die zweite Zeile hat hier also ihren Refraincharakter abgestreift. Der Grund dafür liegt wohl in dem Wunsche des führenden Chors, sein Thema schneller abzuspinnen, sowie in dem Bedürfnisse, etwas mehr Abwechslung in den allzu monotonen Vortrag zu bringen. Ich hoffe, dass diese Darlegung der Entstehung der Rondelstrophe mehr befriedigt, als die Herleitung Jeanroy's aus der Strophe einer *Chanson de toile.* Allerdings werden wir die Einzeile ebenso als die ursprüngliche Strophenform der *Chanson de toile* anzusehen haben.

2) Seite 382 sagt Jeanroy ferner: „*Parmi les rondels d'Adam de la Halle, il en est un qui ne diffère en rien d'une ballette: c'est qu'il n'y a entre les deux genres aucune différence de nature, mais seulement de provenance et de dimension. Le rondel est d'origine française, la ballette, comme l'indique son nom (dérivé de balada) vient du Midi.*“ Hierzu bemerke ich, dass ballette keineswegs aus balade abzuleiten ist, das Deminutiv dieses Lehn-

wortes auf -ette würde baladette lauten müssen, wie in der That mit dem Suffix -elle gebildet baladelle vorkommt. Jedenfalls beweist auch der seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auftretende Name balade allein noch nichts für die südfranzösische Herkunft des Genres, wenn auch P. Meyer's Annahme, dass die eigentlich nordfranzösische Bezeichnung ballete nach und nach von der südfranzösischen ballade verdrängt worden sei, als eine sehr unsichere zu betrachten ist. Auch die „*différence de nature*“ scheint mir zwischen Rondel und Ballade doch ziemlich ausgeprägt, beide scheinen allerdings zum Tanz gesungen zu sein, jedes Genre aber diente, wie ich glaube, einer besonderen, scharf ausgeprägten Tanzart. Jedenfalls kann für nahe Verwandtschaft beider der Umstand gar nicht angeführt werden, dass unter den 16 Rondels von Adam de la Halle zufällig 2 (nicht nur 1) sich finden, welche sich in nichts von einer Ballette unterscheiden. No. 4 und 16 (bei Coussemaker Seite 214 und 234) sind eben keine Rondels sondern Balladen.

Den Abschluss dieses fünften Kapitels bildet eine sehr wertvolle „*Note sur la musique des chansons*“, welche Antonio Restori zu verdanken ist, und auf die ich noch besonders die Aufmerksamkeit der Leser hinlenken möchte.

Aus vorstehender Uebersicht des ersten Bandes geht zur Genüge die eingangs dieser Besprechung bedauerte starke Ungleichmässigkeit der verschiedenen Kapitel hervor. P. de J. hat die Schwierigkeit seiner Aufgabe entschieden unterschätzt. Nur so lässt sich die Zuversichtlichkeit, die der Schluss seines Avertissement zur Schau trägt, verstehen. Man lese und staune: „*L'esprit de ce livre, qui est celui d'une parfaite impartialité scientifique, soucieuse uniquement d'exactitude et de vérité, rendra plus facile la tâche d'y maintenir l'unité du plan et l'harmonie des parties dans la variété même de la collaboration. La Bruyère disait: „On a rarement vu un chef-d'œuvre d'esprit qui soit l'ouvrage de plusieurs“. Cet arrêt sévère ne nous a point découragés. Peut-être s'applique-t-il seulement aux œuvres d'imagination, où l'originalité créatrice ne souffre guère le partage. Mais si la justesse des vues, la probité des recherches et la netteté du style doivent être les principaux mérites d'un ouvrage tel que celui-ci, ce sont là des qualités qu'on peut tenter de mettre en commun sans risquer de les affaiblir.*“ Hoffen wir, dass die folgenden Bände ein einheitlicheres Gepräge tragen und zugleich an innerem Gehalt gewinnen, so dass auch der Fachmann mit Befriedigung zu ihnen greifen und mehr als gelegentliche Belehrung aus ihnen ziehen kann.

E. Stengel.

Aliscans, *mit Berücksichtigung von Wolframs von Eschenbach Willehalm kritisch herausgegeben* von Gustav Rolin. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Leipzig, O. R. Reisland. 1894. S. LXIX, 163 + 132. M. 10.—.

Das altfranzösische Wilhelmslied hat nun schon seinen dritten Herausgeber gefunden, aber wir sind weiter als je davon entfernt, einen im ganzen und grossen definitiven Text zu besitzen. Während Jonckbloet (1854) und Guessard-Montaiglon (1870) sich wenigstens nicht von dem verhältnismässig sicheren Boden der Ueberlieferung entfernten, erhebt sich die Kritik Rolins in so luftige Höhen, dass ihr bisweilen nur noch die Phantasie zu folgen vermag. Dass der neueste Herausgeber nicht nur das gesamte handschriftliche Material — von den 13 Handschriften waren bisher nur 8 verwertet worden —, sondern auch die mittelhochdeutsche Bearbeitung dieses Gedichts zurate zog, bedeutet wohl einen entschiedenen Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern; aber er schöpft aus den so reichlich fliessenden französischen Quellen weniger den Stoff als den sprachlichen Ausdruck, welchen er ausserdem durch gelegentliche Umwandlung von Reimen in Assonanzen teilweise seines Charakters entkleidet, und stützt sich bezüglich des Inhalts in erster Linie auf Wolframs Willehalm, dessen französische Vorlage er in dem vorliegenden Texte wiederhergestellt zu haben glaubt, obgleich ein solches Unternehmen an dem Umstande scheitern musste, dass man nicht weiss, wieweit der deutsche Bearbeiter sich in diesem Falle an sein Vorbild gehalten hat. Rolin stellt die These — sagen wir Hypothese — auf, dass Wolfram bei aller Selbständigkeit als Dichter doch den gesamten Stoff jenem französischen Gedichte entnommen habe, welches ihm vom Landgrafen Hermann von Thüringen vermittelt worden, und dass vom Rennewart-Epos im Original nicht mehr vorhanden gewesen, als wir bei Wolfram finden, dessen Willehalm also „kein Fragment, sondern ein vollendetes Meisterwerk“ sei. Mit dieser Hypothese steht und fällt das Gebäude, das der Herausgeber auf so schwankem Grunde errichtet hat. Seine Ueberzeugung, dass es „nach Einsicht in die vorliegende Ausgabe unbegreiflich erscheinen würde, wenn sich dennoch jemand einfallen liesse, Wolframs Gedicht als ein Fragment anzusehen“ (S. VIII bis IX), wird nicht standhalten können vor den Gründen, die gegen diese Ansicht angeführt worden sind. Wenn also Rolin aus dem Willehalm, wie ihn Wolfram hinterlassen, das altfranzösische Gedicht, das diesem als Quelle diente, zu erschliessen sucht, ohne auf die handschriftliche Ueberlieferung, auf die es doch vor allem ankommt,

die gebührende Rücksicht zu nehmen, so kann es nicht überraschen, wenn er auf Irrwege geräth. So hält er denn alles, was nicht seine mehr oder minder treue Entsprechung im Willehalm hat, vor allem also den Schluss des französischen Gedichts in den Handschriften[1]) für spätere Zuthat. Infolge der starken Kürzung der *geste Rainouart*, von welcher nach Rolin bloss die Aucebier-Episode ursprünglich sei (vergleiche S. XI), schliesst das französische Gedicht in der vorliegenden Ausgabe mit Vers 4961 (dem Vers 6821 bei Guessard entsprechend), während es bei Jonckbloet 8057, bei Guessard 8435 Verse zählt. Aber noch nicht alles, was Rolin in seine Ausgabe aufgenommen, gilt ihm als echt: er lässt z. B. die altfranzösische Vorlage Wolframs erst mit der XV. Laisse (Guessard Vers 418 fg.) beginnen (vergleiche S. XIII und 15, A. 6), was sich doch aus Willehalm nicht erschliessen lässt. Im Innern des altfranzösischen Gedichts werden gleichfalls hie und da Stellen als unecht erklärt, ohne dass sich der Herausgeber zu ihrer Ausscheidung entschlossen hat, wie denn auch die Anmerkungen öfters Besserungsvorschläge enthalten, welche bei der starken Ueberzeugung, mit der sie vorgebracht werden, als Emendationen im Texte selbst erscheinen müssten. Diese zögernde Haltung ist eigentümlich, da Rolin sich doch sonst nicht gescheut hat, mehr als ein Drittel der Ueberlieferung seiner subjectiven Meinung zu opfern. Die ungeschmälerte Mitteilung des überlieferten Gutes wäre mit der weitgehendsten Kritik vereinbar gewesen; es hätten ja alle dem Herausgeber unecht scheinenden Stellen durch cursiven Druck kenntlich gemacht oder zwischen Klammern gesetzt werden können. So aber ist man genötigt, zur Guessard'schen Ausgabe zurückzugreifen, deren Verleger — nach dem Erscheinen des Rolin'schen Buches! — die noch übrigen Exemplare zu erhöhtem Preise absetzt.

Auch an der Herstellung des Textes, wie er vorliegt, wäre Gewichtiges auszusetzen. Zwar vermisst man eine Motivierung des Handschriften-Stammbaumes nicht so stark, da Ph. A. Becker, *Z. f. r. Phil.* XVIII 115, und Cloetta, *Archiv f. n. Spr.* XCIII 400, sich gleichzeitig damit befasst haben und Rolin im wesentlichen mit ihnen übereinstimmt; aber der Herausgeber zog aus dem gewonnenen

[1]) Bloss die aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts stammende Boulogner-Handschrift bricht ungefähr da ab, wo Wolframs Gedicht schliesst, aber sie enthält dann noch die V. 8157—8242, so dass man vorher eine ebensolche Lücke vermuten könnte, wie sie nach diesen Versen unzweifelhaft ist. Nach dem Zusammenhange braucht man eine solche zwischen V. 6821 und 8157 aber nicht anzunehmen. Die Bemerkung des Herausgebers (S. 109 Var. Lect.) deutet auch erst auf Unvollständigkeit hinter V. 8241, diejenige Guessards (S. XC *incomplet par la fin)* jedoch scheint sich auf beide Stellen zu beziehen. Eine genaue Beschreibung gerade dieser Handschrift wäre bei der ihr von R. beigelegten Wichtigkeit erwünscht gewesen.

Verwandtschaftsverhältnis nicht die nötigen Consequenzen und erweckt dadurch den Anschein, als wäre die Textgestaltung eine Sache des litterarischen Geschmacks oder Gefühls. Ebenso bedauert man es im Interesse des doch mit grossem Fleisse gearbeiteten Buches, dass der kritische Apparat so unübersichtlich und unpraktisch eingerichtet ist, indem sich die Verszählung nicht auf die vorliegende, sondern auf die früheren Ausgaben bezieht und so auch in dieser Hinsicht auf seine Vorgänger zurückzugreifen nötigt. Freilich blieb dem Herausgeber von dem Verse an, mit welchem er sein Gedicht schliesst, nichts anderes übrig, wenn er nicht auch gleichzeitig die Mitteilung der Handschriften hier abbrechen wollte. Dies allein hätte ihm schon ein Fingerzeig sein können, nicht kurzweg alles wegzulassen, was nicht zu seiner These stimmt.

Indessen soll nicht unerwähnt bleiben, was Rolins Buch Dankenswertes enthält. Wir sehen hier die Boulogner-Handschrift (warum doppelt durch f und m bezeichnet?) zum erstenmale ihrer Wichtigkeit entsprechend verwertet, die bisher unbenützten Handschriften von Venedig und London mitgeteilt und in glücklicher Weise die von Bern der sprachlichen Einkleidung zugrunde gelegt. Auch die übrigen, aus dem Text und den spärlichen Varianten Jonckbloets und Guessards zum Teil schon von früher her bekannten Handschriften fanden im umfangreichen kritischen Apparate, insofern sie den Sinn betreffen, die gebührende Würdigung. So wird man denn Rolins Ausgabe trotz ihrer starken Mängel bis auf weiteres nicht beiseite liegen lassen dürfen, wenn es sich um das altfranzösische Wilhelmslied handelt.

Auch der Germanist wird infolge der Verquickung des Gegenstandes mit einem wichtigen Kapitel der mittelhochdeutschen Litteraturgeschichte von Rolins Arbeit Notiz nehmen. Wenn er gleich der Hypothese von der Vollendung des Willehalm und manchen nebenhergehenden Ausführungen nicht beistimmen mag, so findet er doch von S. XIII bis XXXII eine ziemlich sorgfältig gearbeitete Vergleichung des deutschen Gedichts mit dem französischen, die, soweit wir es beurteilen können, nicht ohne Nutzen ist. Dem Willehalm ist in der Einleitung überhaupt ein breiter Raum gegönnt, ein zu breiter, wenn man die dürftigen Kapitel VIII (das Handschriftenverhältnis) und XI (die Sprache des französischen Gedichts) dagegen hält, wie ihm denn auf die Textkritik ebenfalls ein zu grosser Einfluss eingeräumt worden. Manches zeigt von gewissenhaften Studien, wie die historischen und topographischen Seiten des Buches. Wenn sich Rolin auch bei ersteren auf Gewährsmänner berufen muss, so hat er allem Anschein nach persönlich Ort und Stelle des Schlachtfeldes bei Arles durchforscht, die Begriffe Aliscans und Arcans gegeneinander abgegrenzt und — im Gegensatze zu Jonckbloet und Guessard (vgl. ibid.

S. III) — dahin definiert, dass li Arcans ein Teil der Aliscans war und schliesslich die Rhône de Saint-Gilles bezeichnete (S. LI u. LIII). Bei Rolins Beschreibung des Schlachtfeldes können wir allerdings das Bedenken nicht unterdrücken, dass seitens des Herausgebers den Angaben des französischen Gedichts in Einzelheiten zuviel Bedeutung beigemessen worden sei, da sich im Laufe der Zeit manches verwischt und manches aus der Phantasie der Schreiber eingeschlichen haben wird, so dass sich die Gegend von Arles nur im allgemeinen im Epos widerspiegelt.

Auf Einzelheiten des Textes einzugehen, würde zuweit führen und auch insoweit überflüssig sein, als er in der gegenwärtigen Gestalt sich nicht halten kann. Nur bezüglich der Schreibung sei uns die Bemerkung gestattet, dass die Einführung des Apostrophs doch keine grössere Willkür gegenüber den Handschriften bedeutet hätte als die Setzung der modernen Interpunktion; man kann beide nicht recht entbehren. Wenn man V. 24 *l estor* findet, was doch eine phonetische Einheit bildet, so würde man z. B. V. 4192 *ne l (non illum)*, nicht aber *nel* erwarten, wie denn auch *al col* 3608 neben *a l estendart* eine kleine Inconsequenz ist, da die Hss. auch vor vocalischem Anlaut *al* haben. Wenn schon die Setzung von Apostrophen als Einführung eines modernen Gebrauchs in die alte Sprache Bedenken erregen konnte, so würde ein Punkt an der Stelle den Zweck ebenso erfüllt und der strengsten Forderung nach conservativem Verfahren Rechnung getragen haben: eine Schreibung aber wie V. 4162 *Paiens ne l ot n en soit tous esfrees* oder endlich 4543 *re fiert,* 4733 *r est* etc. ist zu keiner Zeit des französischen Schrifttums üblich gewesen.

WIEN. M. FRIEDWAGNER.

Simon, **Ph.**, *Jacques d'Amiens* (Berliner Beiträge zur german. und roman. Philol. von Dr. E. Ebering. IX. Roman. Abt. No. 3). Berlin 1895. C. Vogt's Verlag. 72 SS. 8.

In der Berner Liederhandschrift werden einem Jacques d'Amiens sieben lyrische Gedichte beigelegt, nämlich:

1. *Colins Musés, ie me plaing d'une amor* (bei Raynaud No. 1966). — 2. *Ier matin ie m'en aloie* (bei Raynaud 1681). — 3. *Canter m'estuet, quant contesse m'en prie* (bei Raynaud 1194). — 4. *Se per men cant me düusse aligier* (bei Raynaud No. 1252). — 5. *Hareu! D'amors plaindre au chantant* (bei Raynaud No. 322). — 6. *Per maintes fois m'est venu au talant* (bei Raynaud No. 737). — 7. *Sospris d'amors fins cuers ne se puet taire* (bei Raynaud No. 189).

Ein Jakes (nicht Jaikes) d'Amiens ist seiner eigenen Aussage nach Verfasser der von mir (Leipzig 1868) nach der Dresdener Handschrift herausgegebenen *Art d'amors*, also eines Lehrgedichtes, welches innerhalb der altfranzösischen Liebesdidaktik eine in mancher Beziehung hervorragende Stellung einnimmt. Meine in der Einleitung zu meiner Ausgabe ausgesprochene Vermutung, dass Jakes d'Amiens auch die in derselben Dresdener Handschrift überlieferte *Remedes d'Amors* verfasst habe, hat die Zustimmung anderer nicht gefunden, und auch ich selbst bin nicht mehr geneigt, sie aufrecht zu erhalten; dass sie wenigstens ein gewichtiges Bedenken gegen sich habe, hatte ich übrigens von vornherein anerkannt.

Der Verfasser der vorliegenden, mit tüchtiger Sachkenntnis und trefflicher Methode gearbeiteten Dissertation erörtert in derselben, nachdem er einige bibliographische Angaben vorausgeschickt hat, zunächst die Frage, ob der Lyriker Jaikes und der Didaktiker Jakes d'Amiens für identisch gehalten werden dürfen. Freilich aber verliert diese Frage sehr an Bedeutung dadurch, dass, wie der Verfasser selbst in einem späteren Abschnitte seiner Untersuchung (p. 27 ff.) nachweist, Jaikes' Autorschaft nur für I (und auch für dieses Gedicht, da es ein mit Colin Muset geführtes Débat ist, bloss bezüglich des nicht auf C. Muset entfallenden Teiles) wirklich feststeht, für II und III dagegen sich nicht nachweisen lässt und für IV, V, VI und VII sogar — teils aus sachlichen, teils und namentlich aber (abgesehen von IV) aus sprachlichen Gründen — mit Entschiedenheit in Abrede gestellt werden muss.

Der Verfasser spricht sich für die Identität des Dichters der Liebeskunst mit dem Dichter des *Débat* aus. Besonders überzeugend ist seine Beweisführung gerade nicht, aber er hat alles gethan, was nach Lage der Sache sich eben thun liess und die Mühe sorgsamster Forschung nicht gescheut. Dies ist um so mehr lobend anzuerkennen, als der Verfasser durch seine Untersuchung zuweilen auf der Philologie recht fern liegende Gebiete geführt wurde, so z. B. auf die Geschichte der Beghinen.

Wenn der Verfasser Recht hat, so ist die (nach G. Paris' sehr wahrscheinlicher Annahme) um 1250 verfasste *Art d'amors* etwa dreissig Jahre jünger als der *Débat*. Jakes würde folglich zur Zeit, als er die Liebeskunst schrieb, ein schon älterer, mindestens fünfzigjähriger Mann gewesen sein. Das ist ja gewiss möglich, aber, an und für sich betrachtet, nicht recht glaublich. Der in der Liebeskunst angeschlagene, leichte, nicht selten leichtfertige Ton scheint auf einen noch jugendlichen Dichter hinzudeuten. War vollends, wie man doch wohl annehmen muss, Jakes ein Geistlicher oder auch nur ein, um so zu sagen, halbgeistlicher *clerc*, so fällt es um so

schwerer, sich vorzustellen, dass er in schon höherem Alter noch eine Anweisung zur Liebe habe geben wollen.

Es lässt sich eben Sicheres gar nicht ermitteln.

Nachdem er die Identitätsfrage in dem angedeuteten Sinne erledigt hat, giebt der Verfasser dankenswerte Ergänzungen zu meiner Vergleichung der *Art d'amors* mit Ovid's Liebeskunst; freilich hat auch er das Problem, festzustellen, woher Jakes die „Liebesanträge", diesen besten Bestandteil des ganzen Gedichts, entnommen hat (falls er sie entlehnt hat), nicht zu lösen vermocht. So scheint es, als wenn die „Liebesanträge" wirklich eine im Wesentlichen selbständige Leistung des französischen Dichters seien; es würde das Jakes zum hohen Ruhme gereichen. Noch aber kann ich der Zweifel mich nicht erwehren. Auch die Quellen der *Remèdes d'amors* bespricht der Verfasser und bringt dafür manches Schätzbare bei, aber freilich eine wirkliche Quelle nachzuweisen, das ist ihm nicht gelungen; nur Anklänge an einzelne Stellen Ovids und des Andreas Capellanus werden nachgewiesen. Ich möchte glauben, dass die *Remèdes d'amors* die Uebersetzung eines verloren gegangenen mittelalterlichen lateinischen Gedichtes seien, denn sie machen keineswegs den Eindruck einer (schon an sich wenig wahrscheinlichen) Zusammenstoppelung aus verschiedenen Quellen, sondern durchaus den Eindruck eines einheitlichen, echt mittelalterlichen Werkes, aber allerdings zugleich auch den einer Uebersetzung.

Endlich giebt der Verfasser eine sehr sorgfältige, ja musterhafte kritische Ausgabe der sieben Lieder[1]), zu welcher Tobler manche Conjectur beigesteuert hat, und fügt dieser Ausgabe eine Uebersetzung (die zugleich Erläuterung ist) und inhaltreiche, von grosser Belesenheit zeugende Anmerkungen bei.[2])

Möchte doch Herr Simon recht bald in gleich vortrefflicher Weise auch die *Art d'amors* herausgeben[3]) und dadurch endlich meine eigene Ausgabe überflüssig machen, deren Unvollkommenheiten ich am besten kenne, nachdem ich seit ihrem Erscheinen achtundzwanzig Jahre älter geworden bin.

Kiel. G. Körting.

---

[1]) Es werden dabei der Jaikes zufallende Teil des *Débat* sowie die Lieder II, III, IV auf pikardische Sprachform zurückgeführt.

[2]) Freilich wird darin nicht Alles klar gelegt. So verstehe ich nicht, wie man III,3 ff. *me defie* mit *de le mort* und mit *d'amors* — nebenbei bemerkt, müsste es denn wohl *de l'amors* heissen — verbinden darf, denn das *faus cuers* kann doch nicht gleichzeitig zum Tode und zur Liebe (noch dazu zur Liebe „*te' a en soy grant esperanche*") herausfordern, denn das schliesst ja einen Widerspruch in sich ein. Was der Verfasser p. 66 f. über Bedeutung und Gebrauch des altfranzösischen *desfier* sagt, ist nicht ausreichend.

[3]) Wünschenswert wäre dann die Beifügung eines Glossars.

Hahn, L., *Lo Gardacors. Provenzalische Dichtung des vierzehnten Jahrhunderts, aus einer Florentiner Handschrift zum ersten Male vollständig veröffentlicht. I. Teil: Metrische und sprachliche Untersuchung.* Marburger Dissertation. 30 S. 8⁰. 1896.

Der *Gardacors*, der in Stimmings Litteraturgeschichte (*Gröbers Gr.* II, 2,1 p. 41) noch als unediert bezeichnet werden musste, wird jetzt durch Hahn veröffentlicht. Den Text des Gedichtes bringt vorliegende Arbeit noch nicht, sondern erst die einleitenden Untersuchungen. Zunächst wird das Handschriftenverhältnis besprochen. Ueberliefert ist der *Gardacors* in zwei Handschriften, S und F, von denen die erste (aus der Colombina zu Sevilla) zum Teil bereits abgedruckt (vgl. Stimming *l. c.*), jetzt aber abhanden gekommen ist; die zweite (aus der Medicea-Laurentiana zu Florenz) ist der Untersuchung zu Grunde gelegt und ist beschrieben von P. Meyer in der *Romania* XIV, 485—548. Danach entstammt sie dem 14. Jahrhundert und zeigt den Dialect der Gegend von Avignon. — Sodann orientiert uns der Verfasser über die Bedeutung des Titels unseres Gedichts und über seinen Inhalt, wobei die sprachgeschichtlichen Ausführungen zu dem Ausdruck *gardacors* noch der Ergänzung bedürfen (vgl. Raynouard, *Lex. Roman* II, 495 und Godefroy s. v. *gardecors*). Den Inhalt gebe ich hier kurz wieder, zumal da Stimmings Angabe darüber nur ganz summarisch ist. Das Gedicht stellt sich dar als Begleitschreiben zu einem Geschenke, das, aus einem *gardacors* bestehend, ein Oheim seiner Nichte im Auftrage Gottes übersendet. Er bittet sie dringend, das Gewand, das vor Gefahr und Anfechtung schütze, stets zu tragen und erzählt ihr, wieviel heiligen und frommen Frauen der *gardacors* von Gott bereits verliehen gewesen sei. Den Anfang der langen Reihe macht Maria, die nach ihrer Himmelfahrt ein Kloster im Himmel gründete und alle die Frauen, welche den *gardacors* getragen und den Märtyrertod starben, an dieses Kloster berief. Das Versprechen der Adressatin, der Bitte des Oheims Folge leisten zu wollen, beschliesst das Gedicht. — Die Anmerkungen, die zum grössten Teil die Person der vielen Heiligen betreffen, möchte ich in einzelnen Punkten ergänzen. Zur Sage von der *Tarasque*, dem fabelhaften Ungeheuer, das die heilige Martha bändigte, verweise ich noch auf die interessanten Ausführungen von Bérenger-Féraud, *Réminiscences populaires de la Provence*, Paris, 1886, p. 33—80 und von Martin-Donos, *Légendes et Contes de Provence* (Paris, Flammarion, 1896). Auch in Daudets *Port-Tarascon* spielt die *Tarasque* eine Rolle, indem die auswandernden Tarasconesen das aus Holz und Pappe gefertigte Bild des Ungeheuers, das Wahrzeichen ihrer Stadt, in die neue Heimat mitnehmen. Bei dieser Gelegenheit erzählt Daudet die Legende und

schildert die noch heute bestehende Feier. Einige weitere Fundstellen giebt Goebel, *Untersuchungen über die apr. Trophimuslegende* (Diss. Marburg, 1896), § 88—90. Zur *Vie de Sainte-Marguerite*, die bekanntlich kreissenden Frauen vorgelesen oder auf den Leib gelegt wurde, führe ich noch eine Stelle aus den *Miracles de Nostre-Dame* (*Soc. d. a. t.*), II,299 an, wo die *ventrière* zur Schwangeren sagt:

V. 464 *Se Dieu plaist, il nous fera grace*
Briément et sainte Marguerite
De qui vezcy la vie escripte:
Mettez sur vous.

Ausserdem verzeichne ich aus Rabelais seine abfällige Aeusserung über jenes Heiligenleben (I,6) und die Erwähnung des schon berührten Brauches, es Kreissenden vorzulesen (II, Prolog) und verweise schliesslich auf P. de Julleville's *Hist. de la langue et de la littér. fr.* I,22, auf Joly, *Vie de Ste M.*, p. 185—187 und auf Spencer, *Vie de Ste M.* (Diss. Leipzig, 1889), p. 41—42. — Den Anmerkungen folgt die metrische Untersuchung, die zunächst unter Zugrundelegung der Regeln der *Leys d'amors* über die im Gedichte beobachtete Silbenzählung handelt und dann ein vollständiges Rimarium bringt. Den Schluss der Arbeit bildet die Untersuchung der Mundart, welche diejenigen Erscheinungen aus der Laut- und Formenlehre betrachtet, die mit dem altprovenzalischen Sprachgebrauch nicht im Einklang stehen. Diese und die anderen Untersuchungen zeugen von Sachkenntnis und Fleiss und lassen deshalb wünschen, dass der eigentliche Text bald durch Hahn veröffentlicht wird.

Carl Friesland.

Merwart, Karl, *Reckenspässe.* Eine heitere Märe, mit Benutzung einer altfranzösischen Sage. Leipzig, Litterarische Anstalt, August Schulze, 1896. Kl. 8°. 52 S.

Dieses in fünftaktigen jambischen Versen geschriebene Gedicht ist in seiner ersten Hälfte eine freie Umarbeitung des altfranzösischen humoristischen Epos „*Voyage de Charlemagne à Jerusalem et à Constantinople*“. Karl zieht mit seinen zwölf Paladinen nach Konstantinopel, um Hugo von Byzanz, den seine Gemahlin als den Stärkeren erklärt hat, zu bezwingen. Sie werden in Konstantinopel von Hugo freundlich empfangen und bewirtet, worauf sie sich vor dem Einschlafen damit unterhalten, dass jeder von ihnen irgend einen Spass (*gab*) zum Besten gibt. Diese Spässe, die im Original die Verse 454—616 umfassen, sind in der deutschen Uebertragung

fast wörtlich wiedergegeben. Nur die Erzählung Olivier's ist folgendermassen umgestaltet worden:

„Und dieser sprach: „Herr Hugo soll uns schicken
Die blonde Tochter mit den süssen Blicken,
Die Maid, die grosser Kummer stumm gemacht,
Als Hugo ihren Vater umgebracht
Vor ihren Augen, um den Thron zu rauben
Und des Gemordeten verruchtes Weib —
Welch schwarze Seel' im marmorweissen Leib! —
Zu ehlichen. Entsetzlich! Kaum zu glauben!
Dem Buhlen half das scheusslich Weib zu morden
Den eignen Mann: Seit jener Unglücksstunde
Ist nie ein Wort entschlüpft dem holden Munde
Der Jungfrau, sie ist stumm geworden.
Die Aerzte sagen, dass die grosse Angst,
Der tiefe Schmerz die Sprache ihr genommen.
O holde Maid! zu mir, zu mir sollst kommen,
Ich wett', dass Du die Sprache gleich erlangst.
Ja, was die weisen Aerzte nicht vollbracht,
Vollbringt Herr Olivier in einer Nacht."

Die zweite Hälfte des Gedichtes, die die weiteren Schicksale der Helden, sowie ihre Rückkehr nach Paris zum Gegenstande hat, ist vom Verfasser ganz frei erfunden worden; doch hat er auch hier den Geist der altfranzösischen Poesie so vortrefflich nachgeahmt, dass sich die ganze Dichtung wie die Bearbeitung einer altfranzösischen Quelle ausnimmt. Der Schluss der Erzählung nimmt eine eigenartig pikante Wendung. Karl hat vor seiner Abreise seiner Frau einen „Zaubergürtel" um den Leib gelegt, um ihrer Treue sicher zu sein; den Schlüssel dazu nimmt er mit. Doch Bertrand, den Karl beleidigt, stiehlt ihm aus Rache den Schlüssel und übergiebt ihn dem Olivier, der ihn, da er von Karl nach Frankreich vorausgeschickt wird, zum Schaden seines Königs ausnützt.

Das an köstlichen Episoden reiche Gedicht wird dem Kenner der altfranzösischen Litteratur viel Vergnügen machen; dem Laien wird es eine gute Vorstellung von dem altfranzösischen Humor geben.

Die Verse sind meist glatt und correct; verbesserungsbedürftig sind nur: „Erlaub', dass ich als grössten Fürst Dich preise" (S. 38) und „Die Ritterschar den starken Held umringt" (S. 48). Druckfehler sind: „Herr Hugo's Tochter" (S. 37) und „Ich nehm' den Sperr" (S. 51).

WIEN. J. ELLINGER.

Keidel, George C., *A Manual of Aesopic Fable Literature.* A first book of reference for the period ending A. D. 1500. First fascicule. With three Facsimiles. [*Romance and other Studies*, by George C. Keidel. Number Two]. Baltimore, 1896. XXIV. 76 S. 8°.

Auf dem Gebiete der Tierfabel sind noch gar viele und nicht immer ganz leichte Aufgaben zu lösen. Als die hauptsächlichsten bezeichnet Keidel in der Einleitung seines Schriftchens folgende: 1) Zusammenstellung aller bekannten Handschriften und Durchsicht der Bibliotheken, in denen man noch weitere Handschriften zu entdecken hoffen dürfe, wie der Fund zeige, den erst jüngst Paul Meyer (*Romania* 25 p. 154,1) in der Bibliothèque Nationale gemacht hat. 2) Dieselbe Aufgabe ist zu leisten für Drucke. 3) Zusammenstellung aller Anführungen aus Fabeln und Anspielungen in anderen Litteraturwerken. 4) Sorgfältige Ausgaben der Fabeltexte. 5) Vergleichung der Fabelsammlungen unter einander. 6) Geschichte jeder einzelnen Fabel auf ihrem Wege von Land zu Land, von Autor zu Autor, und ein Verzeichnis der Fabeln mit allen Nachweisen des Vorkommens, auch in verwandter Gestalt.

Die leichteste, freilich auch am wenigsten interessante dieser Aufgaben hat Keidel selbst in Angriff genommen. Er giebt eine Bibliographie über die Litteratur bis zum Jahre 1500 als bequemes Handbuch für jeden, der sich mit der Tierfabel bei den Romanen beschäftigt. Vorangeschickt wird ein Verzeichnis der Hauptbilfsmittel für das Fabelstudium in den 6 Abteilungen: *history of Aesopic fable literature*, *history of related subjects*, *history of special fields of fable literature*, *definitions of fable*, *history of single fables*, *tables of fable literature.* Ueber das Mass der auszuwählenden Hilfsmittel werden die Wünsche natürlich nicht immer zusammentreffen. Nebenbei sei bemerkt, dass Priscian (p. 7 n° 10) nicht mehr nach dem alten Sammelwerke von Putsche (so! nicht Putsch), sondern nach der kritischen Ausgabe von Martin Hertz in den *Grammatici latini*, herausgegeben von H. Keil, zu citieren war.

Als Hauptteil folgt eine Liste von 178 alten Drucken (1461 bis 1500), und eine weitere mit Nachweisen, wo Exemplare jener Werke vorhanden sind. Keidel selbst macht darauf aufmerksam, dass die undatierten Drucke nur annähernd bestimmt werden sollten, und dass bei weiterem Nachforschen in den Bibliotheken sich noch mehr finden und manches genauer bestimmen lassen wird, gerade auf Grund dieser Zusammenstellung. Zahlreiche Verzeichnisse nach den verschiedensten Kategorien über den Inhalt jener Liste von 178 Drucken sind beigegeben: die meisten erwünscht; aber die genaue Angabe der bei Verkäufen erzielten Preise hat doch nur geringes

Interesse. Die 3 Blätter Facsimile alter Drucke werden ausführlich beschrieben.

Die Arbeit ist für die Forscher auf diesem Gebiete recht nützlich und Keidel wird sich Dank erwerben, wenn er eine ähnliche Zusammenstellung der Handschriften unternimmt.

GIESSEN. G. GUNDERMANN.

Longhaye, G. *Histoire de la littérature française au XVIIe siècle.* Band 2 und 3. Paris 1895. Retaux et fils.

Freppel, *Bossuet et l'éloquence sacrée au XVIIe siecle.* Cours d'éloquence sacrée faite à la Sorbonne pendant les années 1855—1856 et 1856—1857. 2 volumes. In-8^0^. T. 1, VIII, 396 p.; T. 2, 508 p. Paris, Retaux et fils. 1894.

Lintilhac, Eug., *Précis historique et critique de la littérature française depuis les origines jusqu'à nos jours.* T. II, 460 p. Paris, André. 1895.

Pater G. Longhaye vom Orden Jesu lässt eine vierbändige *Histoire de la littérature française au XVIIe siècle* erschienen, von der bereits die drei ersten vorliegen. Sie verdient, wenn man der kirchlichen Gebundenheit des Verfassers Rücksicht trägt, alles Lob, sowohl, was Vorstudien und Kritik, als auch was Darstellung anlangt. Der Verfasser hat seinen Stoff nach den grossen Persönlichkeiten geordnet.

Der 2te, mit Corneille beginnende Band (von dem ersten, der uns nicht vorliegt, sei abgesehen) hat diesen selbst, Pascal, Molière und Bossuet, die als *premiers maîtres* bezeichnet werden, der dritte hat Boileau, Racine, La Fontaine, Bourdaloue, La Bruyère und Fénelon zu Mittelpunkten. Der vierte soll Madame de Sévigné, Madame de Maintenon und Ludwig XIV, sowie Saint-Simon, der fünfte den Uebergang zur Aufklärung, welcher in zweideutigem Sinne als *Fin de siècle* bezeichnet wird, behandeln. Von dem zweiten und dritten Bande haben besondere Bedeutung die Abschnitte über Bossuet, Bourdaloue, Fénelon, Pascal, wogegen die Charakterisierungen der Hauptdichter und La Bruyères, trotz manches Schönen und Treffenden im Einzelnen, doch nicht so auf Quellenstudien erster Hand zu ruhen scheinen, wie die der drei Theologen. Referent ist hier in der eigentümlichen Lage, sich Fénelons, der zu manchen Vertretern des Ordens Jesu in näheren Freundschaftsbeziehungen stand, und des Jesuiten Bourdaloue gegen den Verfasser, welcher sie beide etwas unter dem Ruhmesglanze Bossuets verdunkeln lässt, anzunehmen. Herr L. hat zwar ganz

Recht, wenn er dem absprechenden Urteile eines sonst gediegenen Forschers, wie L. Crouslé, und der Orakelweisheit eines F. Brunetière zu Gunsten Fénelons entgegentritt, aber er macht seine Sache nur halb, indem er vieles, was diese an Fénelons Character tadeln, bestimmt oder andeutungsweise zugiebt. Und doch sind die Vorwürfe einer gewissen Character-Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit, die schon von Zeitgenossen F. gemacht sind, keineswegs bewiesen, man müsste denn des Erzbischofs bussfertige Selbstbekenntnisse an einigen Stellen der *Lettres spirituelles* zu Waffen gegen ihn selbst machen. Herr Longhaye nimmt in dem Streite über die *Maximes des Saints* fast uneingeschränkt gegen F. Partei und kann das kaum anders, da er das Verdammungsurteil, welches Rom über jene Schrift (und zwar nicht bloss in dem *sensus obvius*, wie L. glaubt) gefällt hat, natürlich als bindend ansehen muss. Aber auch er giebt doch zu, dass Ludwigs XIV. Machtwort und die Intriguen der Bossuet-Partei sehr zur Verdammung eines Buches beitrugen, über das die Meinung der Examinatoren in Rom lange Zeit nicht nur geteilt war, sondern sogar zu Fénelons Gunsten neigte. Der eigentliche Verurteiler Fénelons ist garnicht der milde, wohlwollende, aber unter der Last des Greisenalters gebeugte Papst Innocenz XII, sondern, von F.'s gehässigen Gegnern in der französischen Kirche wie in Rom abgesehen, — Ludwig XIV gewesen. Denn wenn auch dessen letztes Drohschreiben an den Papst erst nach dem Verdammungsurteile eintraf, so hatte der allmächtige Herrscher schon früher unzweideutig gegen F. Partei genommen und daraus weder dem Papste, noch seinem Bevollmächtigten in Rom, Cardinal Bouillon, ein Hehl gemacht. Papst Innocenz XII und dessen Nachfolger Clemens haben übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach persönlich auf Seiten des Verurteilten gestanden. Für die Stellung des ersteren sind wir freilich zumeist auf Abbé Chanterac's etwas schönfärbende Berichte an seinen Freund und Klienten Fénelon angewiesen, denn die pamphletartigen Schilderungen des jüngeren Bossuet und Abbé Phelipeauxs sollten doch den kritischen Historiker nicht beeinflussen. Die Stellung des letzteren ergiebt sich aber daraus, dass er als Cardinal Albani sich im Sinne der Anhänger Fénelons in Rom geäussert hat, dass er als Papst stets ein Freund des Verketzerten blieb und dass F. Briefe an ihn richten konnte, in denen er trotz seiner Unterwerfung unter Roms Urteil ganz offen seine quietistischen Grundansichten kundgiebt. Denn obgleich Herr L. dafür plädiert, dass Fénelon nie Quietist gewesen sei, so möchten wir, auf Grund eingehenderer Studien, im Gegenteil behaupten, er sei es auch nach 1699 geblieben. Jene Briefe an Papst Clemens, die Dissertation *De amore puro*, manches in seinem *Manuel de Piété* und selbst in seinen *Lettres spirituelles* deutet darauf hin.

Freilich war er nicht Quietist im Geiste der Madame Guion, wohl aber in dem eines François de Sales und eines Molinos, der seine Verdammung ebenso dem Einflusse Ludwigs XIV. zu danken hatte, wie Fénelon. Die Unterwerfung des letzteren unter Roms Schiedsspruch beweist dagegen nicht viel, da F. ausdrücklich dabei blieb, dass seine *Maximes des Saints* missverstanden seien und da er seine nicht mit verurteilten Verteidigungsschriften nur auf Drängen seines eigenen Clerus, der von Bossuets Werkzeuge, Bischof Valbelle von Saint-Omer, bearbeitet war, preisgab. Dass aber die *Maximes des Saints* selber von quietistischen Grundanschauungen durchdrungen sind, kann doch wohl am wenigsten der leugnen, welcher sich sonst auf den Standpunkt der Bossuet-Partei stellt und das sehr beeinflusste Endurteil des römischen Cardinal-Collegiums für untrüglich hält. Sonst hätte ja Bossuets und der beiden von ihm bearbeiteten Bischöfe (Noailles', Erzbischof von Paris, und des Bischof von Chartres) Vorgehen, sowie der ganze fast zweijährige Prozess in Rom keinen Sinn. Herr L. beurteilt hier Bossuets Vorgehen gegen F. weniger ungünstig, als an einem anderen Orte seines Werkes, wo er darin Herrschsucht und Unfehlbarkeitsanspruch erblickt (III,305), hier heisst es nur, dass B. im Verlaufe des Streites zu masslos, F. dagegen, der im Anfange Unrecht gehabt habe, immer milder geworden sei. Dem Erzbischof von Cambrai wird auch vorgeworfen, dass in seinen Erbauungsschriften und Briefen des Mittleramtes Jesu Christi sehr selten gedacht werde. Auch das spricht für seinen fortdauernden Quietismus, wobei übrigens die Worte F.'s in dem Gedichte: *Sur l'enfance chrétienne* „*Jésus est tout mon bien*“ nicht unbeachtet zu lassen sind. Selbstredend wird F. vom Verfasser als würdiger Priester, als treuer Anhänger und Vorkämpfer des Papsttums, sowie als Gegner des Jansenismus warm gepriesen, aber von Seiten der katholischen Kirche und des Ordens Jesu, für den er mehr als einmal mit Fug und Recht auftrat, z. B. in der Angelegenheit der *cérémonies chinoises*, in dem Zwiste der Pariser Jesuiten mit Erzbischof Noailles u. a., hätte er eine unbedingtere Anerkennung verdient, als sie ihm hier zu Teil wird. Auch sonst scheint uns L.'s Urteil über F. nicht völlig berechtigt. So hat dieser in vielen Bemerkungen über französische Sprache und Litteratur, Verskunst, in seinen Vorschriften über geistliche Beredtsamkeit vollkommen Recht. Letzteres wird sogar durch das, was Herr L. über Mascaron, den vermutlichen Zielpunkt der Polemik F.'s, urteilt, bestätigt. Seine Vorliebe für das classische Altertum und dessen Mythologie überschätzt Verfasser zuweilen. Im *Télémaque* müssen zwar die heidnischen Gottheiten und Vorstellungen äusserlich beibehalten werden, aber, wie Herr L. selbst durchblicken lässt, sind die Grundlehren doch ethisch-religiöse. Die Ratschläge, welche

F. in sozialen und politischen Fragen giebt, darf man nur vom Standpunkte der damals noch wenig vorgeschrittenen Staatswissenschaft beurteilen, auch ist bei den „Chimären“ im *Télémaque* dem Rechte des Dichters Rechnung zu tragen. In mancher Hinsicht hat wohl Herr L. doch mit den Augen Crouslés gesehen und gelesen?

Bourdaloue wird als Kanzelredner unter Bossuet gestellt, worin ja Herr L. mit der Meinung der meisten Kritiker zusammentrifft. Aber dem Urteile der Pariser Hofwelt, das den ersteren höher schätzte als den letzteren, kommt hier mehr Wert zu, als Herr L. und ebenso Bischof Freppel (in dem unten anzuführenden Werke) annehmen. Denn die Meinung und Geschmacksrichtung jener Kreise war an sich garnicht geneigt, die körnige, ungeschminkte Busspredigt Bourdaloues über die glänzende, sinnberauschende und doch auch den höfischen Anschauungen, z. B. in der Verherrlichung der absoluten Monarchie, Rechnung tragende Rhetorik Bossuets zu stellen oder einem Jesuiten als solchem Begeisterung entgegenzubringen. Wenn B. den Ruhm seines Vorgängers in Schatten stellte, so geschah das, weil seine Beredtsamkeit noch mehr aus den Tiefen des Herzens kam, weil sein Christentum noch lauterer, von weltlichen Rücksichten und persönlichen Regungen freier war, weil man mit Recht den Gedankeninhalt über den Glanz der Form stellte. Es versteht sich übrigens von selbst, dass Herr L. die trefflichen Eigenschaften seines Ordensbruders zu würdigen weiss, aber der Ruhmesglanz Bossuets muss auch seinen Schatten auf den einseitiger begabten und deshalb nicht so allgemein gefeierten Rivalen werfen.

Nun endlich Bossuet selbst. Wie man denken kann, billigt Herr L. sein Auftreten auf der Kirchenversammlung von 1681 nicht, wobei übrigens wahrscheinlich bleibt, dass B. nur durch die Ränkesucht des Erzbischofs von Paris in die Rolle des Vorkämpfers der gallikanischen Kirchenfreiheit und der weltlichen Gewalt gedrängt wurde, die ihm selbst nicht recht zusagte. Auch hebt Verfasser hervor, dass B. weder in seiner Weltgeschichte, noch anderswo die geschichtliche Bedeutung des Papsttums genügend erkannt habe. Doch sonst wird er stets gerühmt. Was seine von Herrn L. allzusehr gepriesenen Schriften gegen die Vorkämpfer der reformierten Kirche und diese selbst angeht, so mag B. in vielen Punkten Recht haben, wenn man zugiebt, dass eine Richtung, die neben den religiösen Antrieben auch politische und soziale hatte, allein vom kirchlichen Standpunkte beurteilt werden darf. Immerhin trennt des streitbaren Glaubenskämpfers herbe, mitleidslose Schärfe nie die Person von der Sache und lässt die christliche Liebe vermissen, wenn man auch von einem Kirchenmanne des XVII. Jahrhunderts nicht Toleranz erwarten darf. Fénelons *Traité du ministère des Pasteurs* mag an zündender Kraft den Streitschriften seines Vor-

bildes sehr nachstehen, aber vom Geiste christlicher Bruderliebe ist er mehr durchdrungen. Am wenigsten verdient aber Bossuets Weltgeschichte, die das ganze Altertum aus dem Gesichtspunkte der Vorbereitung auf das Christentum auffasst, diesen biblischen Anschauungsstand den Völkern und Begebenheiten aufzwängt und nach der Seite der Geschichtskritik hin, auch mit dem Massstabe der Zeit gemessen (es hatte doch Montaigne schon aufklärend gewirkt), ausserordentlich willkürlich verfährt, uneingeschränktes Lob. Auch den Versuch, Bossuets Erzieherthätigkeit zu rechtfertigen, halten wir für misslungen, zu diesem Berufe fehlte ihm die hingebende Liebe und Anschmiegungsfähigkeit eines Fénelon. Dem Dauphin, seinem Zöglinge, hat sein starrer Rigorismus ebenso geschadet, wie Fénelons biegsame Menschenkenntnis den Charakter des Herzogs von Bourgogne zu lenken und zu veredeln wusste. Herr L. hebt mit Recht hervor, dass manche Vorläufer Bossuet als Kanzelredner die Wege geebnet haben, aber darum hat er den Höhepunkt der innerhalb des Katholizismus denkbaren geistlichen Wirksamkeit noch nicht erreicht. Dass er nicht immer ein Heiliger war, hebt Herr L. selbst hervor, aber er war auch nicht das vollkommene Abbild eines lauteren, von weltlichen Rücksichtnahmen sich freihaltenden Christen und Priesters.

Seine wohlberechneten Schmeicheleien des Absolutismus stechen zu ihrem Nachteile sehr von den bitteren Wahrheiten ab, die Fénelon nicht nur in einem anonymen Briefe, den auch L. als echt anerkennt, sondern selbst in einem Schreiben an die Maintenon und in seiner akademischen Lobrede dem angebeteten Monarchen sagt. Bossuet wusste doch auch in seinem Zwiste mit Fénelon sehr die kleinen Intriguen des Hofhaltes von Marly, die weiblichen Ränkekünste der Maintenon für sich auszunutzen und erniedrigte sich erst zum Denunzianten, dann (in der Schmähschrift *Relation sur le Quiétisme*) zum Verläumder seines Amtsbruders. Im Einzelnen sei bemerkt, dass die auch bei L. sich findende Angabe, Bossuet habe vor 1660 in Paris gepredigt, nicht zu einem in der National-Bibliothek befindlichen Verzeichnis der Advents- und Fastenprediger jener Zeit (siehe Freppel *Bossuet et l'Eloquence sacrée au XVII*ième *siècle*, Paris, Retaux et fils, I,370 p.) stimmt. Ein besonderes Verdienst hat sich Herr L. aber erworben, indem er den Irrtum, B. sei Cartesianer gewesen, durch den Hinweis auf einen Brief B.'s an Daniel Huet (18. Mai 1689), II, 270, beseitigt.

Pascal wird von Herrn L. mannigfach an Bertrands Biographie sich anschliessend beurteilt und wir wollen dem nicht widersprechen, da wenigstens die stilistisch-litterarische Bedeutung des Einsiedlers von Port-Royal anerkannt ist. Dass P. in seinen Provinzialbriefen von Motiven persönlicher Rachsucht gegen die Haupt-

feinde des Jansenismus geleitet wurde, dass er die Jesuiten zu Urhebern einer nicht einmal richtig ausgelegten Casuistik macht, die schon bei den mittelalterlichen Dominicanern zu finden ist und auch nicht von dem Orden als solchem vertreten wurde, dass seine *Pensées* selbst, nachdem sie in authentischerem Texte vorliegen, nicht nur ungeordnet und von Widersprüchen keineswegs frei sind, sondern an dem hoffnungslosen Determinismus der jansenistischen Lehre kranken, auch den früheren religiösen Sceptizismus des Verfassers nicht immer verleugnen, dass P. weder ein vollkommener Mensch, noch ein idealer Christ war, das und Anderes bleibt schwer angreifbar. La Bruyère, vielfach ein Gegenbild des herben, weltentsagenden Pascal, wird auch im Ganzen von L. richtig beurteilt, wenngleich der fromme Autor sich sonst den besten litterarischen Genuss dadurch verdirbt, dass er den Massstab eines christlich-ethischen Lebensideales anlegt, das, wie seine eigenen Urteile bestätigen, zu dem Geiste des *Siècle de' Louis XIV.* garnicht stimmt. Man muss aber die Litteratur unter Voraussetzung ihrer geschichtlich-sozialen Grundbedingungen betrachten. Dieser fremdartige Gesichtspunkt lässt ihn nicht einmal zur vollen Hingabe an die harmlosen, anmutig plaudernden Fabeln La Fontaines kommen, die doch selbst Fénelon seinem Zöglinge zu lesen gab, er macht ihm eine gerechte Würdigung Molières geradezu unmöglich. Denn, wie sehr auch Herr L. dessen dramatisches Genie preist, für ihn bleibt der grosse Dichter stets der Spötter aller kirchlichen Frömmigkeit, ja sogar der Vorläufer Voltaire'scher Aufklärung. *Tartuffe* und *Don Juan* werden nämlich in diesem Sinne gedeutet und Molières Schauspielerberuf, die Schwächen seines Privatlebens und Characters nach dem starren Tugend-Dogma eines Bossuet und Veuillot verurteilt. Wie kann man einen Molière, der in Ludwig XIV eine (übrigens nicht immer verlässliche) Stütze seinen Neidern und Feinden gegenüber fand, es verargen, wenn er dem Monarchen Weihrauch streut und bei einem Racine dies so milde und liebevoll entschuldigen? Wenigstens nimmt Herr L. nicht an, dass M. sich im *Amphitryon* zum Apologeten der Liebeleien Ludwigs XIV erniedrigt habe.

Aber auch Corneille's und Racines Beurteilung, die im Einzelnen viel Schönes enthält, leidet unter dieser aufgepfropften ethisch-kirchlichen Anschauungsweise. Darum wird Corneille wohl allzusehr verherrlicht, bei Racine die antikisierenden Dichtungen zu wenig, die beiden aus der jüdischen Geschichte dem Stoffe nach entnommenen zu sehr geschätzt. Dass dem Jansenismus R.'s nicht viel Wert beigelegt wird und die Legende von der Wahrheitsliebe des Dichters Ludwig XIV. gegenüber und der daraus hervorgehenden königlichen Ungnade zerstört wird (nach Paul Mesnard's Erörterung in der biographischen Einleitung zu der Ausgabe der Werke R.'s

in den *Grands Écrivains*) ist nur zu billigen. Ebenso treffend ist der Nachweis, dass Corneille weder in Theorie, noch in Praxis ein strenger Aristoteliker und Vertreter der drei Einheiten gewesen ist, wenn schon Herr L. die geschichtliche Entwicklung der Drei-Einheits-Theorie nicht genügend zu kennen scheint.

Es fällt auf, wie geflissentlich er die deutsche Litteratur selbst da, wo sie ihm aus Besprechungen in französischen Zeitschriften bekannt sein dürfte, ignoriert. Selbst von den Molière-Studien seines Ordensgenossen Kreiten hat er nur aus gelegentlicher Erwähnung derselben in A. Ehrhards Schrift: *Les comédies de Molière en Allemagne* (s. II,137, Anmerkung 1) erfahren. Aber als einheitliche Zusammenfassung eigener und fremder Studien, als Muster feiner stylistischer und häufig auch psychologischer Zergliederung und als eine reifdurchdachte, ernstlich erwogene Arbeitsleistung können diese zwei Bände durchaus willkommen geheissen werden.

Im Sinne und Geiste der Bossuet-Verherrlichung sind in den Jahren 1855—57 von dem Bischof Freppel von Angers an der Sorbonne Vorlesungen gehalten worden, die erst jetzt vollständig unter dem Titel *Bossuet et l'Éloquence sacrée au XVIIe siècle* vorliegen. Natürlich ist manches darin jetzt, besonders durch die hervorragend verdienstlichen Untersuchungen Lebarq's überholt, indessen liegt ihr Wert in einer vortrefflichen, nur zuweilen allzu wortreichen Interpretation der geistlichen Reden Bossuets und in einem sehr gut abgerundeten Ueberblicke der kirchlichen Redekunst des XVII. Jahrhunderts, das der fromme Autor als Träger des christlichen Geistes preist. In der Besprechung der litterarischen Einflüsse auf Bossuet scheint er den der Griechen und Römer, auch wohl den Montaignes, zu hoch zu schätzen, wogegen er mit Recht gegen die Annahme einer tieferen Einwirkung Descartes, Balzacs, Corneilles u. a. Zeitgenossen sich ablehnend verhält. Bossuet drang nämlich in die antiken Schriftsteller nie so tief ein, wie Fénelon und warf sie in späteren Jahren ganz bei Seite. Die Chronologie der geistlichen Reden B.'s hat Fr. nach handschriftlichen Aufzeichnungen in der National-Bibliothek, für jene Zeit sehr verdienstlich, festgestellt, heute ist dies, sowie seine Bemerkungen über die sehr bruchstückartigen Manuscriptaufzeichnungen B.'s, über die bisweilen kritiklose Willkür des Herausgebers Déforis, der Verschiedenartiges in künstliche Einheit brachte, schon noch sicherer festgestellt und bekannt. Der Verfasser nimmt an, dass Bossuets geistliche Reden schon von den Zeitgenossen ebenso hoch geschätzt wären, wie des Bischofs polemische oder apologetische Schriften, doch beweist er das nicht genügend. Sein Zweifel daran, dass Bourdaloue seinen Vorgänger als Kanzelredner in der Gunst der Hofkreise ausgestochen habe, ist ebensowenig berechtigt. Am be-

dauernswertesten bleibt es aber, dass B. auch da verherrlicht wird, wo er sehr angreifbar ist. So meint Fr., er habe in seinem Kampfe für die Kirche die Person von der Sache getrennt, wogegen u. a. schon sein Verhalten gegen Fénelon spricht, er habe in der Protestantenbekehrung jede *violence* gemissbilligt, während er den noch ungenügend Bekehrten nur die heilige Messe nicht aufzwingen wollte, aus Furcht, ein Sacrileg zu begehen, sonst aber auch gegen Dragonaden und andere Zwangsmassregeln nichts einzuwenden hatte. Recht hat Fr., wenn er mehrfach gegen die Angaben von Bossuets Secretär Le Dieu (in dessen Memoiren) sich ausspricht, auch wenn er Bossuets Gegensatz zur jesuitischen Casuistik andeutet. Die Excurse über B.'s Grabreden in Band II sind, trotz allzu breiter Unterlage, Meisterstücke erbaulicher Oratorik. Man muss bei ihrer Lesung, wie in der Beurteilung dieser gesamten Vorträge nicht nur den kirchlichen Standpunkt des Autors, sondern den Zweck der geistlichen Einwirkung auf die mannigfaltig zusammengesetzte und wechselnde Zuhörerschaft, die neben den eigentlichen Studenten jene öffentlichen Vorlesungen besuchte, im Auge behalten. Lobenswert ist es, dass Fr. sich von der traditionellen Verherrlichung Ludwigs XIV freihält und die Aufhebung des Edikts von Nantes zwar aus den Zeitanschauungen erklärt, aber nicht rechtfertigt.

Endlich sei noch auf den zweiten Band[1]) des *Précis historique et critique de la Litt. fr. depuis les origines jusqu'à nos jours* von Eug. Lintilhac hingewiesen, der mit dem XVII. Jahrhundert beginnt. Es ist ein klares, lichtvolles, neben den äusseren Thatsachen auch die leitenden Ideen hervorhebendes, das Geschichtliche und Aesthetische in der Beurteilung geschickt vereinendes Hilfsbuch für französische Studierende. Dass in dem bibliographischen Teile auch deutsche Werke und Zeitschriften Berücksichtigung finden, ist besonders anzuerkennen. Auch von nationalen und religiösen Vorurteilen oder einseitiger Geschmacksrichtung hält sich der geist- und massvolle Autor frei. Irrtümer sind weder häufig, noch erheblich, nur hat es den Referenten befremdet, den von Fénelon bekehrten Schotten Ramsay (p. 147) zu seinem *neveu* gemacht zu sehen.

R. MAHRENHOLTZ.

Mahrenholtz, Richard, *Fénelon, Erzbischof von Cambrai.* Ein Lebensbild. Leipzig, 1896. Renger'sche Buchhandlung. Gebhardt & Wilisch. S. VII + 188 in-8⁰.

Eine wirkliche Lücke unserer Litteratur füllt der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der französischen Litteratur und Ge-

[1]) Zum 1. Bande vergl. *Romania* XX,382 und *XXX*,488 f.

schichte rühmlich bekannte Verfasser mit der Veröffentlichung seiner Fénelonbiographie aus. So viel auch in Deutschland das Hauptwerk Fénelon's gelesen worden ist, seitdem der Professor am Herzoglichen Gymnasium zu Stuttgart, Herr von Ehrenreich, 1732 die erste Schulausgabe des *Télémaque* herausgab, so ist doch das Mahrenholtz'sche Werk die erste Biographie des Erzbischofs von Cambrai, die in der deutschen Litteratur erscheint. Dass diese erste Biographie ein des Mannes so würdiges Denkmal geworden ist, darüber wollen wir nicht unterlassen, unsere aufrichtige Freude auszudrücken. Mahrenholtz ist ein zu scharfer Denker, als dass er ein idealisierend verklärendes Lebensbild hätte schreiben können. In seinem Werke haben wir es mit einer objektiven, aus erster Hand geschöpften Darstellung zu thun, die auch die Schwächen Fénelons nicht verschweigt, aber doch als Endergebnis ein Bild zeichnet, dem der unbefangene Leser, auch wenn er Protestant ist, seine Sympathie nicht versagen kann. Die von Mahrenholtz entworfene Zeichnung kommt der Wahrheit sicher weit näher als die Vorstellung, die die französischen Rationalisten des vorigen Jahrhunderts von Fénelon hatten, für die der tiefchristliche Charakter des Mannes gegenüber seinen angeblich rationalistisch-humanitären Anschauungen kaum vorhanden zu sein schien, wie es eben nur in einer Zeit möglich war, die so wenig historischen Sinn hatte wie das 18. Jahrhundert. Und nicht minder weiss sich Mahrenholtz von den Uebertreibungen frei zu halten, in die französische Schriftsteller neuerer Zeit wie Douen und Crouslé gefallen sind. Im Grunde genommen, berührt sich das von dem Protestanten Mahrenholtz gezeichnete Lebensbild wenigstens in seinen Grundlinien mit dem, das der Kardinal Bausset 1808 in seiner grossen *Histoire de Fénelon* entwarf, wenn auch der erstere auf einer höheren kritischen Warte steht und über manche Dinge ein freieres Urteil haben kann als sein katholischer Vorgänger, ohne doch jemals dem Katholizismus gegenüber ein so einseitig ungerechter Beurteiler zu werden, wie es die „*Philosophen*" des 18. Jahrhunderts waren. Keine wichtige Seite von Fénelon's Leben hat Mahrenholtz unberücksichtigt gelassen. Seine Stellung als Theolog und als Kirchenfürst, sein Gegensatz zu Bossuet einerseits und den Jansenisten andererseits wird eingehend und immer an der Hand der Quellen beleuchtet, wobei manche zum Teil sehr subtile Fragen scharfsinnig und lichtvoll behandelt werden, und nicht minder findet die Rolle, die Fénelon als politischer Berater, als Prinzenerzieher und als Schriftsteller gespielt hat, in Mahrenholtz einen vortrefflich unterrichteten, verständnissvollen und gerecht abwägenden Beurteiler. Besonders interessant für uns Deutsche ist der von Mahrenholtz mit Recht hervorgehobene scharfe Gegensatz, in dem der sonst so liebenswürdige und milde Fénelon zu dem

Absolutismus Ludwigs XIV. stand, und darin gerade offenbart sich seine echt christliche Gesinnung. Dies tritt nicht nur in den Stellen des *Télémaque* zu Tage, wo Mentor vor Eroberungskriegen warnt und die Aufgabe eines Fürsten darin sieht, dass er dem Wohle seines Volkes lebt, sondern auch besonders in dem berühmten anonymen Sendschreiben, dessen Echtheit Mahrenholtz nach L. von Ranke mit überzeugenden Argumenten nachweist, und als dessen Entstehungszeit er das Jahr 1693 sehr wahrscheinlich macht. In der Form massvoll, aber wuchtig in der Sache führt dies Sendschreiben eine Sprache, die für die damalige Zeit überaus bedeutsam ist, und die uns wirkliche Bewunderung vor Fénelon einflössen muss. Ein solcher Mann verdient es auch heut noch näher gekannt zu werden, und man kann Mahrenholtz nur dankbar dafür sein, dass er es verstanden hat, mit sicherer und kunstgerechter Hand sein Bild zu zeichnen.

K. A. Martin Hartmann.

Texte, Joseph, *De Antonio Saxano (Antoine du Saix) 1505—79 franco-gallico carminum scriptore.* Thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat Joseph Texte. Paris, librairie Hachette et Cie. 1895. 125 S. 8⁰.

Es ist sonst mehr deutsche als französische Art, in die Werkstätte eines selbst mittelmässigen Dichters zu treten, um ihm beim Schaffen über die Schulter zu schauen, die Entstehung und Correctur seiner Arbeit zu verfolgen, um nicht nur die Bücher kennen zu lernen, die er schrieb, sondern auch die, die er zu dichten vorhatte, die Werke, die er besass und las und die er eingehend recensieren wollte. Um dem Unzünftigen das compelle intrare an dieser Arbeit noch ersichtlicher zu machen, schrieb unser Autor diese mit der Approbation des Rectors der Sorbonne versehene Dissertation in lateinischer Sprache und liess er es an der obligaten stattlichen Stachelhecke gelehrter Notizen und dem feierlichen Zopfe des üblichen „Anhangs“ nicht fehlen. Nicht, als ob wir seine Untersuchung gering schätzten! Es sei vielmehr schon hier bemerkt, dass die vorliegende Monographie mit vieler Sachkenntnis, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit abgefasst ist; es sei zugegeben, dass der Verfasser (um einen Ausdruck der *Satire Ménippée* zu gebrauchen) das *gladius latinitatis* mit Schwung und Leichtigkeit zu führen versteht, wenn es auch dabei an jenem Wortfüllsel nicht fehlt, das nichts mehr ist, als ein Luxus der Zunge und bewegte Luft. Auffallen kann es nur, dass Herr Texte den Antonius Saxanus, den er selbst schon in der Einleitung kaum als Dichter und höchstens

als Philosophen, Theologen und Redner des 16. Jahrhunderts gelten lassen möchte, eines so eingehenden Studiums wert gehalten habe und erst, wenn man sich mit seiner Abhandlung näher vertraut macht, erkennt man allerdings, dass dieselbe einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Renaissance in Frankreich bedeutet.

Da über Saxanus selbst in den Spezialwerken über diese Periode beinahe gar nichts zu finden ist, so mag es uns gestattet sein, in gedrängter Kürze das, was uns aus unserem Buche am interessantesten erscheint, hervorzuheben. Texte stellt zunächst fest, dass S.'s Geburt (trotzdem hierfür Depéry 1515, Colletet 1514, und Vayssière 1507 angiebt) in das Jahr 1504 oder 1505 falle, wie aus einer den anderen entgangenen Notiz am Ende seines *L'Esperon de discipline* klar ersichtlich sei. Sein Geburtsort war Bourg en Bresse. Einen Teil seiner Jugend verlebte er wahrscheinlich am Hofe Franz des I. Von da ging er nach Savoyen, wo er in den Orden des heiligen Antonius eintrat. Die Mönche dieses Ordens hatten sich zuerst der Pflege der am Veitstanz Erkrankten, später auch der im Kriege Schwerverwundeten gewidmet; endlich aber machten sie zu ihrer Specialität die Heilung kranker Schweine, weswegen auch einmal von Rabelais auf S. mit der Bezeichnung eines *praeceptor pernipeta*[1]) angespielt wird. Als Vorsteher dieses Ordens in Bourg führte S. ein strenges Regiment. Später wurde er ebendaselbst auch erster Canonicus und Stellvertreter des Bischofs, wie auch Abt von Cheizery. In den heftigen Streitigkeiten zwischen den Königen von Frankreich und den Herzögen von Savoyen fühlte S., obzwar er der Erzieher des Herzogs Karl III von Savoyen war, wie es in seiner Familie herkömmlich war, französisch, weswegen er sich in den von Frankreich an Bresse verübten Bedrängnissen und schweren Auflagen als wirksamer Mittler erwies. Recht merkwürdig ist, dass er in einem andern Rechtshandel, da er als Vertreter der Canonici in Chambéry verweilte, in grosse Gefahr kam, „von einem Feinde lebendig begraben zu werden". Er teilt dies

[1]) Man vergleiche die Stelle in Rabelais' *Pantagruel* I c. 27: „*Ce pendant vint un commandeur jambonnier de saint Antoine pour faire sa queste . . . . . . Cil ne feut pas celui de Bourg car il est trop de mes amis.*" Wie man daraus und aus anderen Umständen ersieht, war S. mit Rabelais befreundet. Rabelais spielt, wie gleich hier erwähnt werden soll, nochmals in seinem Hauptwerke auf S. an und zwar auf seinen *l'Esperon de discipline*. Unter den in der Bibliothek von St. Victor befindlichen Büchern (Pant. II. 7) erwähnt er nämlich scherzend:

L'Esperon de fromaige
Decrotatorum Scholarium
Tartaretus de modo cacandi etc.

Es kann wohl als ausgemacht gelten, dass diese gegenseitige Beziehung keine Illusion ist. Auffallend ist es, dass umgekehrt S. den Namen Rabelais' nirgends nennt und nur einmal ganz flüchtig den *Gargantua* streifte.

selbst in mysteriös dunkler Weise mit, ohne darüber eingehender zu berichten. T. ist nun der Meinung, der Vorfall lasse sich nur mit Hinblick auf die damals in Chambéry wütende Pest erklären,[2]) eine recht wahrscheinliche Vermutung, die nur die Frage offen lässt, was dann S. zu solcher Geheimthuerei für Grund gehabt habe? Sollte wohl gar S. (denn er war trotz seines geistlichen Standes ein tüchtiger Zecher) einmal in einem bis zur Bewusstlosigkeit trunkenen Zustande dieses klägliche Abenteuer bestanden haben?

Erwähnenswert ist, dass S. jener Margarethe von Oesterreich, die für den Entwicklungsgang des Jean le Maire de Belges so bedeutungsvoll geworden ist, die Leichenrede hielt und dass er den von derselben Margarethe ihrem frühverstorbenen Gemahl, Herzog Philibert von Savoyen[3]) in Brou errichteten Grabtempel, bei dessen Bau Le Maire als Werkführer eintrat, in einem Gedichte besang, beides auf Bestellung. In beiden Fällen bekundete er seinen schlechten Geschmack. Seine Leichenrede ist ein Repositorium aller möglichen, ohne Wahl zusammengelesenen Lobhudeleien und weit her geholter unmöglicher Vergleichungen, so dass man (wie Texte treffend bemerkt), an die berüchtigte rhetorische Leistung des Rabelaisschen *Janotus de Bragmardo* lebhaft erinnert wird; sein Gedicht will durch eine Schaustellung einer angeblich uferlosen Belesenheit verblüffen, weist aber nicht einen Keimknoten einer poetischen Empfindung auf und entbehrt jeder Anschaulichkeit der Schilderung. Ja er scheut sich nicht, um sich nur Margarethe gefällig zu erweisen, die Namen der wirklichen Bauleiter Perreal und Michael Colombe zu unterschlagen, um dafür zwei niederländische Meister bis in die Wolken zu heben. Auch macht der cynische Schluss den entsetzlichen Eindruck des Schauspiels, wo der Pedant plötzlich den Lebemann spielen will[4]). Das Todesjahr des S. ist ungewiss und es lässt sich nur feststellen, dass er im Jahre 1560 noch gelebt habe; doch ist es möglich, ja nicht unwahrscheinlich, dass er erst im Jahre 1578 gestorben sei.

Grössere Beachtung unter den Werken des S. verdient eigent-

---

[2]) Der zeitgenössische Arzt Benedictus Textor weiss von solchen während der Pest scheintot Begrabenen zu erzählen und bemerkt am Schlusse charakteristisch: *Sive id ignorantia sive ebrietate sive aliter evenit, ita horrendum est, ut omnium animos non vehementer sollicitare non possit.*

[3]) Er regierte 1497—1504; vergl. auch Ph. Aug. Becker: *Jean Le Maire* p. 44 ff.

[4]) Der Schluss des Gedichtes lautet:

C'est de l'ouvrage au pauvre jambonnier
Qui ne le peult quand vin boit bon nier.

Texte bemerkt hierzu treffend: *Veniam igitur demus poetae, qui culpam suam in Bacchum transtulerit.*

lich nur sein *L'Esperon de discipline.* Allerdings fehlt auch diesem eine gute straffe Composition und jede ausgebildete Technik, denn die zahlreichen Abschweifungen und das bunte Durcheinander der darin niedergelegten Gedanken lassen jede Einheitlichkeit des Planes vermissen. Auch in diesem Werke, obzwar es im selben Jahre verfasst wurde wie Marots *Adolescentia Clementina* und Rabelais' *Pantagruel*, verspüren wir kaum einen Hauch echter unverlierbarer Poesie[5]) und begegnen wir allenthalben dem rostigen Werkzeug aus der geistigen Rüstkammer der Scholastik. Dennoch fehlt es darin nicht an urwüchsiger Kraft, wo er Selbstgesehenes und Erlebtes schildert und es interessiert uns in nicht geringem Grade, weil es uns des Dichters Ideen über das, was seine grosse Zeit bewegte, wiederspiegelt. So kann sich seine Beschreibung der Pest immerhin sehen lassen und sein Lobpreis auf die Bücher enthält manche originelle geistvolle Wendung[6]). Trotz seines masslosen Hasses gegen die Reformation[7]) (ihre Bekenner will er „wie die wilden Tiere verbrannt" sehen), geisselt er doch unerbittlich die in die alte Kirche eingebrochenen Missbräuche. Er rügt die Verweltlichung, die Selbstsucht und Habgier ihrer Würdenträger, die Unwissenheit der Mönche, die mehr Liebesgedichte als die Bibel im Urtexte lesen und anstatt das schlichte Gotteswort zu predigen, sich in kleinlichen matten Vernunftschlüssen[8]) gefallen. Selbst zur Aufbringung der Mittel zur Reparatur der Kirchenglocken mussten die Canonici erst gezwungen werden, wogegen sie, um dem Karten- und Würfelspiel fröhnen zu können, ihre Beneficien und Abteien an den Meistbietenden versteigerten. Der heilige Geist ruhe nicht auf den kirchlichen Wahlen, weil er fürchten müsste, dass man

---

[5]) . . . . *nam quidquam magis inconditum indigestumque vix reperias. „Operose fabrcatum" et „aspere limatum" fuisse suum opus auctor ipse confessus est etc.* heisst es bei Texte.

[6]) *Les livres sont gardiens et concierges,*
Non aultrement que chasteté de vierges,
De tout le bien que pretendons auoir."

[7]) Er nennt sie *Scabies germana.*

[8]) *„Qui prescheroit seulement la parolle*
De nostre Dieu de verite docteur,
Qui ne seroit de tout tant amateur
D'invention de nouuelle praticque.
Thesmes nouveaux de haulte Rhetoricque,
Preschant d'amour, non par ambition
Pour l'honneur Dieu, non par affection."

und so weiter:

„Car vous voyez ung grand tas de nouices
Qui leur psaultier ne scauroyent quasi lire,
Monter en chaire et ny savoir que dire . . .,
Mieux leur vauldroit renfermez et cloz estre,
Que l'ignorance hors ne sortist du cloestre."

ihm die Flügel beschneide. Seltsam berührt es, dass S. bei der Schilderung der fleischlichen Sünden des Clerus sich mit unverhohlenem Behagen in derselben Gemeinheit herumwälzt, deren Bekämpfung sein angeblicher Zweck ist, so dass selbst bei milderer Beurteilung das Martialsche *Lasciva est nobis pagina, vita proba est* auf ihn Anwendung findet.[9]) — Am bedeutendsten aber erscheint uns jener Teil des Werkes, der die Erziehung behandelt und wenn hier auch vielfach mit fremdem Kalbe gepflügt wird, so kann er doch vielleicht mit jenem Abschnitte des Rabelaischen Meisterwerkes verglichen werden, wo Gargantua, das Opfer der verdummenden Erziehungsmethode der Sophisten, von Eudämon aufgeklärt und in der Folge einem Vertreter der modernen Bildung zur Erziehung im realistischen Geiste übergeben wird.[10]) Selbst einen fruchtbaren Acker, meint nun S., muss man bebauen und die Adligen verwirkten ihr Vorrecht auf die Anführung des Volkes, wenn sie in der Erziehung ihrer Kinder den anderen nicht mit gutem Beispiel vorangingen. Obgleich die Vornehmen die Pädagogen missachteten, werde doch die Zeit kommen, wo nur der geistige Adel Geltung haben werde. Er mahnt die katholischen Eltern eindringlich, ihre Kinder etwas lernen zu lassen, „damit die Scherbe nicht nach dem Gefässe schlecht rieche“. Die Mütter sollten ihre Kinder selbst stillen. Die Eltern, die ihre Kinder schlecht erziehen, werden von denselben noch nach ihrem Tode verflucht werden. Die Seele des Kindes sei für alle Eindrücke besonders empfindlich. Er warnt vor der Verzärtelung des Kindes und vor dem Missbrauche der Kosenamen. Er ist (und hierin befindet er sich im schroffsten Widerspruche mit dem Mittelalter) überzeugt, dass die Menschennatur ursprünglich gut sei, und dass in uns ein besserer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, von der Asche täglicher Bedürfnisse, von der Gleichgültigkeit immer tiefer bedeckt, jedoch fast nie erstickt wird. Man soll die Kinder nicht mit Ammenmärchen und Gespenstergeschichten schrecken! Er warnt davor, durch das bedenkliche Argument des Stockes[11]) in der jungen Generation die sittlichen

---

[9]) Auch sonst widerfährt es S., dass über des Predigers Kanzel der Teufel in den Glockenturm steigt. So predigt er wörtlich Wasser und trinkt Wein und wenn man sieht, wie den Eiferer gegen jedes Uebermass von Tafelfreuden in Folge eben dieser Excesse die Gicht plagt, erinnert man sich unwillkürlich an den strengen Seneca bei Victor Hugo, der *En louant Diogène buvait le Falerne dans l'or.* Und doch warnt S. so schön: *Quand le pain vient, adon faillent les dents.*

[10]) S. preist die Wissenschaften fast mit denselben Worten, wie Gargantua in dem berühmten, an seinen Sohn gerichteten Briefe.

[11]) Es sei hier daran erinnert, dass es in der Schule vorkam, dass Luther an einem einzigen Vormittag fünfzehn male Schläge erhielt „und doch habe er „unter all dem Stäupen und Ziehen, der Angst und dem Jammer“, klagte er, „nichts gelernt“.

Fundamente zu begründen; vielmehr solle der „Lehrer bei Tage geduldig sein wie Hispanus, und bei Nacht wachsamer als die Nachtigal.“ Er soll auch ein heiteres Temperament haben. Sehr wohl angebracht ist seine Warnung, Kinder in frivole Gesellschaften Erwachsener mitzunehmen. Schon bei einem Alter von drei Jahren soll die Erziehung des Kindes beginnen. Die Erziehung durch Frauen, besonders durch Nonnen, verwirft er ganz. Selbst die Wärterinnen sollen darauf bedacht sein, richtig zu sprechen. Trefflich motiviert er, wie der Unterricht in der öffentlichen Schule der geistigen Stallfütterung jeden Privatunterrichtes vorzuziehen sei. Auch die Erziehung bei Hofe als Pagen weist er ab, wogegen er empfiehlt, jeder Knabe solle ein Handwerk lernen. Wie Plutarch rügt er, dass man die besten Sklaven dem Ackerbau und Gewerbe zuweise, die schlechtesten aber zur Erziehung gut genug halte. Wie für den Musikunterricht tritt er auch für eine intensive Unterweisung in den alten Sprachen ein. Er ist überhaupt für die Wiedererweckung des classischen Altertums begeistert. Doch unterläuft ihm hier manche Selbsttäuschung, wie auch seine Gelehrsamkeit sehr zweifelhaften Charakters ist und sich nicht über die Citation einiger ihm stets geläufiger Gemeinplätze erhebt. Doch versöhnt er uns mit dieser Unzulänglichkeit seiner Leistungen, wenn er, sich bescheiden entschuldigend, meint, dass, wer nicht reich genug wäre, den Göttern Gewänder von Gold und Seide darzubringen, auch durch Opfer von Tierhäuten und Wolle ihr Wohlgefallen erregen könnte.

Während uns aus dem Gedankeninhalte des L'Esperon das lebhafte Gefühl für die Persönlichkeit und ihren Wert, das Hauptmerkmal der Renaissance anmutet, können wir die beiden der Zeit ihrer Abfassung nach vorangehenden Dichtungen des S., dessen *Petitz fatras* und *Marquetis*, da sie wie seine anderen Werke keinerlei poetisches Interesse erregen und nur über seine persönlichen Beziehungen Aufschlüsse geben, mit der blossen Erwähnung abthun. Wir haben nur noch den Gesammteindruck der litterarischen Eigenart des Antonius Saxanus mit einigen Strichen zu skizzieren. Dass es auch in der Litteratur keine unvermittelten eruptiven Uebergänge giebt und dass selbst da, wo sich neue Richtungen Bahn brechen, das Alte nur den Nährboden für die neuen Form geben kann, dafür liefert auch S. einen deutlichen Beweis. Er ist ein poetischer Eklektiker, wenn er auch noch stark im Banne der veralteten Manier befangen ist und dem neuen Aufschwunge nur mit mattem Flügelschlage zu folgen im Stande ist. Das Ueberwiegen des Verstandes über die Phantasie, der Zeichnung über die Farbengebung, die bombastische Diction, das spitzfindig Klüglerische, das sich als poetische Quintessenz ausgeben möchte, weht uns eisig entgegen

und lässt keinen poetisch reinen Genuss aufkommen, wenn es nicht gar den Moderduft der mittelalterlichen, längst abgestorbenen Gebilde um sich verbreitet. Andererseits ist aber auch S. mancher Vers gelungen, wo er wahrer Empfindung einen natürlichen Ausdruck verleiht und wo er echte Naturlaute anschlägt, wo uns nicht das Angeeignete und Angelernte, sondern „das Lied, das aus der Kehle dringt" vernehmbar ist. S. ist entschieden der rhetorischen Richtung angehörig. Er huldigt derselben stilistischen und metrischen Schule, die auch der junge Le Maire unter Molinets Fuchtel durchgemacht hat; auch er bewegt sich mit Vorliebe in den Nebeln der Allegorie, der Vision und des Symbols, auch er hat die ausgesprochene Hinneigung zur Personification und zum Gebrauche des Sprüchwortes, zu dem abstossenden Durcheinander lateinischer und französischer Wörter und zu den raffinierten Versverschlingungen und verzwickten Reimkünsteleien.[12]) Trotzdem zeigt sich auch in seinen Dichtungen mancher Lerchenschlag, mancher Thautropfen, der das Morgenrot des heranbrechenden Tages verkündet.

JOSEF FRANK.

Lion, H. *Les tragédies et les théories dramatiques de Voltaire.* Paris, Hachette, 1896. XI und 474 p. 8^{0}. 7 fr. 50.

Eine Monographie der V.'schen Tragödie gab es bisher noch nicht. Allerdings hat Emile Deschanel 1886 sein *Théâtre de Voltaire* (Paris, Calmann Lévy) veröffentlicht, aber erstens bespricht er darin sämtliche dramatischen Arbeiten V.'s, und ausserdem bildet das Buch ein Glied (*cinquième série*) des Cyclus *Le Romantisme des*

[12]) Wir können es uns nicht versagen, hierfür einige Proben anzuführen:

„*Ton texier (duquel loz na pas lice*
Tel que a la lisse eut jadis La Palice
Dont le renom eternel est issu)
Auroit ourdy et a la fin tissu.
Chose qui fust mortelle, mais passable.
Que si saulmon de bien beaucoup passe able.
Elle est pourtant au nombre des poissons.
L'on n'entendt pas de groz bois espois sons
Harmonieux, comme s'il est concane.
Mon azur n'est tel que celluy quon cane
Aux mines de Acre approchant le leuant."

„*Les oyseaux font pour leurs filz-nidz*;
Pour les siens meurt le Pellican
Christ pour nous cessit pelli quand
Fut en croix, Memento finis."
Ex uno disce omnes!

Classiques, es stellt sich also die Aufgabe, V.'s Dramen nach einer ganz bestimmten Richtung hin zu untersuchen, die der Verfasser selbst p. 41 mit den Worten präcisiert: „*nous devrons rapidement exhumer ces diverses œuvres, les expliquer à leur date et dans leur milieu, afin de faire voir comment l'auteur fut classique d'abord, et romantique après, dans la mesure que comportait le goût du temps*". Da Deschanel's Werk in deutschen Zeitschriften seiner Zeit keine Besprechung erfahren hat, mag hinzugefügt werden, dass dasselbe die Frucht von Vorlesungen bildet, die der Verfasser 1884—85 am *Collège de France* gehalten hat. Die *première leçon* bildet die 1878 zur Centenarfeier V.'s von Deschanel gehaltene Rede (*Voltaire, sa vie et son œuvre*), in der elften Vorlesung werden die Lustspiele besprochen, die zwölfte ist der *théorie romantique* in den Vorreden der V.'schen Dramen gewidmet, die fünfzehnte Vorlesung endlich enthält das Schlusswort und bildet den Uebergang zu einem neuen Cyclus Deschanel's, den *Origines du Romantisme français moderne.* Der ganze übrige Inhalt des Buches betrifft die Tragödien V.'s, natürlich immer unter Wahrung der genannten Tendenz. Wir werden Deschanel's Werk noch mehrfach nennen und sehen, dass dasselbe nicht ohne neue Gesichtspunkte und neues Material ist, aber wir werden ebenso constatieren können, dass dieser Vorzug in viel höherem Masse bei L. sich zeigt, dessen Werk ausserdem ohne eine derartige specielle litterarische Tendenz und auch viel weiter angelegt ist. Der Zweck, welchen L. mit seinem Buche verfolgt, findet sich in der Vorrede p. VIII ausgesprochen: „*c'est donc en un mot l'histoire des tragédies et des théories de Voltaire en matière tragique, c'est-à-dire l'histoire de ses tentatives et de ses luttes, un essai de groupement et comme de classification de ses pièces, une sorte de précis de sa vie dramatique, qui, sans annuler le moins du monde la part de la critique, laquelle a partout ses droits et ses devoirs, éclairera chaque œuvre en particulier et tout son théâtre en général. . . . Notre but sera atteint, si nous faisons clairement connaître la fin que s'est proposée l'auteur dans chacune de ses tragédies et ce qui est advenu avec lui, après Corneille et Racine, de la tragédie classique française.*" Zur Erreichung seiner Absicht, ein klares Bild des Entwicklungsganges der V.'schen Tragödie zu geben, hat L. ausserordentlich viel Material herbeigeschafft und besonders V.'s Correspondenz auf das sorgfältigste benutzt. Ausserdem ist Desnoiresterres'[1]) grundlegendes Werk *Voltaire et la société française au XVIIIe siècle* viel herangezogen worden. Es ist bisweilen etwas reichlich des Guten, so sehr auch L., wie er in der Vorrede

[1]) Der Mann schreibt sich nicht *Desnoireterres*, wie man bei L. immer wieder liest. Unangenehm fällt auch die grosse Zahl von Druckfehlern auf.

hervorhebt, bemüht gewesen ist, sich zu beschränken. Er ist aber so in der Lage, den Werdeprocess der einzelnen Tragödie von der Concipierung bis zur Aufführung und Drucklegung in die kleinsten Details hinein zu verfolgen und uns dadurch einen klaren Einblick in die Arbeitsmethode V.'s zu gewähren. Diese ist bei allen Stücken ziemlich dieselbe: zunächst ein rasches Hinwerfen der Verse und dann ein endlos langes Corrigieren sowohl seitens des Verfassers als auch seiner Freunde. Der deshalb eigentlich unvermeidlichen Gefahr der Eintönigkeit ist L. ziemlich entgangen, da er uns mit immer frischen Farben die fieberhafte Thätigkeit V.'s bei der Ausarbeitung der einzelnen Tragödie vor Augen zu führen versteht. Zugleich wirft er auf die Arbeiten, mit denen sich V. neben seinen Tragödien beschäftigte, interessante Seitenblicke, sodass die Verbindung mit den übrigen Werken aufrechterhalten und eine einseitige Wertschätzung der tragischen Thätigkeit V.'s vermieden wird. Auch von der ungeheuren Arbeitskraft des Dichters bekommen wir so eine klare Vorstellung; vor allem bewundern wir die geistige Frische des fehdelustigen Achtzigjährigen. Auf diese litterargeschichtlichen Untersuchungen legt der Verfasser, wie aus den angeführten Sätzen der Vorrede hervorgeht, selbst am meisten Gewicht, das ästhetisch-kritische Element soll weniger in den Vordergrund treten. L.'s Kritik ist von der, welche wir von Mahrenholtz her gewohnt sind, grundverschieden und sie wird es sehr leicht sein bei einer Untersuchung, die den psychologischen Werdeprocess der V.'schen Tragödie auf das eingehendste verfolgt, die zeigt, unter welchen Einflüssen das und das Stück geschrieben wurde, weshalb es gerade so oder so ausfalllen musste. Eine solche Methode wird bei Anlegung des ästhetischen Massstabes naturgemäss den Umständen, unter denen ein Stück entstanden ist, Rechnung tragen wollen, sie wird sich bemühen zu zeigen, dass die betreffende Tragödie aus bestimmten Gründen garnicht anders werden konnte, dass also kein Grund für eine engherzige Beurteilung vorhanden sei. Dieser relativen Kritik L.'s steht die absolute ästhetische Beurteilung von Mahrenholtz gegenüber, die also an V.'s *Oedipe* denselben Massstab legt, wie an Sophocles' *König Oedipus*, die nach gleichen Gesichtspunkten unseres Dichters schwächstes wie sein bestes Stück beurteilt. Man wird schwer entscheiden können, welche Methode die bessere ist; beide sind berechtigt und beide in ihrem Gegensatz interessant. V.'s Tragödie *Irène* z. B. ist gewiss ein mittelmässiges Stück an und für sich, aber bedenkt man, dass der Verfasser, als er die Tragödie dichtete, 82 Jahre zählte, so ist man erstaunt, dass ein so alter Mann noch die Geistesfrische besitzt, ein solches Stück zu schreiben (L. p. 403), V.'s *Oedipe* ferner wird niemand für ein Musterstück halten, aber

mit den Erzeugnissen der damaligen Tragiker verglichen, erhält er ein ganz anderes Relief (L. p. 21). Ihre Schwächen haben beide Methoden aber auch; die absolute Beurteilung wird leicht in eine gewisse Schroffheit ausarten, die relative dagegen auch wirkliche Schwächen des Sujets zu entschuldigen suchen. Diese Vorzüge und Nachteile beider Systeme zu zeigen, werde ich noch Gelegenheit haben, ich will hier nur kurz einen Punkt allgemeinerer Bedeutung berühren, bei dessen Beurteilung mir L's Methode bessere Früchte zu tragen scheint als die von Mahrenholtz; es handelt sich um das bekannte Schwanken V.'s gegenüber seinen Vorbildern. Dass er den Mantel so nach dem Winde hing und bald verketzerte, was er eben noch gepriesen, bald bis in den Himmel erhob, wogegen er eben noch gewettert, wird ihm von Mahrenholtz arg verdacht, L. dagegen scheint mir die Sache richtiger aufzufassen, wenn er entschuldigend daran erinnert, dass man im vorigen Jahrhundert Buchdramen nicht kannte und, wenn man seine Stücke zur Aufführung bringen wollte, gezwungen war, sich dem Geschmacke des Publikums anzubequemen. — Auch wenn nun die gekennzeichnete kritische Stellungnahme L.'s nicht in der ganzen Art seines Buches begründet wäre, würde sie aus einem anderen Grunde begreiflich sein. In der französischen Kritik zeigt sich augenblicklich eine Reaktion gegen die Verketzerung, welche seit den Tagen des Romanticismus gegen den Tragödiendichter V. Mode geworden war. Stammt doch von V. Hugo das Wort: *Je range les tragédies de Voltaire parmi les œuvres les plus informes que l'esprit humain ait jamais produites.*" Auch die neuere Kritik ist den V.'schen Tragödien gegenüber zum Teil noch recht skeptisch. D. *Th.*[2]) meint von V.'s dramatischen Werken (p. 40): „*j'aurai de la peine à vous les faire goûter, ne les goûtant guère moi-même*", wobei allerdings die Lustspiele auch mit in Betracht gezogen sind; p. 114 ff. begründet Desch. ausführlich sein absprechendes Urteil über V.'s Stil. Auch Faguet sagt in seinem Buche über V.'s Leben und Werke (*Collection des Classiques populaires*, Lecène, Oudin, 1895), p. 164: „*pour nous, le théâtre tragique de Voltaire paraît encore un des plus ingénieux et un des plus honorables divertissements d'un homme de talent*". Aber beide Kritiker räumen willig ein, dass V.'s Tragödien neben ihren Schwächen auch Vorzüge haben und deshalb nicht ohne weiteres verdammt werden können. Auch Brunètiere fordert in der Anzeige von D. *Th.* (*Rev. d. d. m.*, trois. série, t. 77, p. 213 bis 225) zu einer gerechteren Auffassung der V.'schen Tragödie auf, so sehr er auch selbst ihren Stil zu tadeln sich veranlasst sieht; er meint, sie richtig verstehen und würdigen zu lernen, sei eine

---

[2]) Abkürzungen: M. *L.* = Mahrenholtz, *V.'s Leben und Werke*; M. *St.* = Mahr., *V.-Studien*; D. *Th.* = Deschanel, *Théâtre de V.*

„*entreprise facile . . ., si seulement nous voulions mêler à la critique un peu d'histoire et dans nos jugements mettre ou tâcher de mettre quelque autre chose que nous-mêmes*“ (p. 213). Als Anhänger dieser litterarischen Bewegung erweist sich auch L., beispielsweise dann, wenn er auseinandersetzt, weshalb wir V.'s Tragödie nicht mehr mit so günstigen Augen ansehen wie das Publikum des 18. Jahrhunderts, oder wenn er darauf hinweist, dass man sich diese Stücke aufgeführt denken muss und ungerecht ist, wenn man sie nur nach der Lectüre beurteilt, wobei sie viel verlieren. Es ist deshalb auch erklärlich, wenn er sich bemüht, die Lichtseiten der V.'schen Tragödie recht hervorzuheben. Eine kleine Schwäche für den Autor, mit dessen Werken man sich intensiv und mit Liebe beschäftigt hat, ist ausserdem bei einem Litterarhistoriker ganz natürlich. Ab und zu freilich will uns L.'s Polemik merkwürdig erscheinen, dort nämlich, wo sie sich gegen Ansichten richtet, denen bei uns überhaupt gar keine Beachtung geschenkt werden würde, da wir — Herr Kreiten ausgenommen — an die Beurteilung V.'s ohne nationales Vorurteil und ohne religiöse Engherzigkeit herantreten. Bei den Franzosen hat sich eben das Urteil über V.'s Tragödie noch nicht so geklärt wie in Deutschland, und wir werden deshalb mehrfach sehen, dass L. sich veranlasst fühlt, auf Dinge einzugehen, die bei einem deutschen Leserkreis ruhig unbesprochen bleiben könnten. An die Stelle dieser Polemik, die wir mit Vergnügen missen würden, sähen wir gern etwas anderes gesetzt, nämlich die Berücksichtigung der deutschen Voltaireforschung. Ausser der *Hamburgischen Dramaturgie*[3]) habe ich kein deutsches Werk über V.'s Bedeutung als tragischer Dichter erwähnt gefunden. Und doch weicht L. in vielen Dingen von der deutschen Kritik derartig ab, dass eine Polemik garnicht zu umgehen war. Die deutsche Voltaireforschung kann nun einmal nicht mit Stillschweigen übergangen werden. — Wenn L. seiner Aufgabe wirklich gerecht werden wollte, war jede andere Anordnung als die chronologische ausgeschlossen. Er ist von derselben ganz selten und zwar nur da abgewichen, wo die Durchführung seines Vorhabens es ratsam erscheinen liess. Grössere Freiheit war ihm in der Gruppierung der einzelnen Stücke gelassen. Allerdings ist auch hier an manchen Stellen der Weg von vornherein gewiesen, wie z. B. die vier unter Shakespeare's Einfluss stehenden Tragödien naturgemäss nicht getrennt werden können und denn auch bei L. wie ebenfalls schon bei M. *L.* eine gemeinsame Behandlung erfahren haben. In der Mehrzahl der Fälle ist jedoch eine derartige Gruppierung nicht so naheliegend,

[3]) Lessing's Werk wird sowohl bei L. als auch bei D. *Th.* — characteristisch für den immerhin doch wissenschaftlich und litterarisch gebildeten Leserkreis der beiden Bücher — französisch citiert.

es ist also dem Können des Litterarhistorikers überlassen, durch geschickte Anordnung des Stoffes denselben in das richtige Licht zu rücken. Dass L. es versteht, den einzelnen Stücken die gebührende litterarische Stellung anzuweisen, wird aus den weiteren Ausführungen hervorgehen. Recht ist es, dass er vermieden hat, innerhalb der V.'schen Tragödienreihe gewisse Epochen zu unterscheiden, wie solche in V.'s Leben ja recht scharf gesondert werden können. Ein derartiger Versuch wird nie ohne Zwang unternommen werden, was sich schon darin zeigt, dass die bisher vorgeschlagenen Epocheeinteilungen stark mit einander differieren (vgl. M. *St.* p. 43, 52, 80 u. a.).

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf den Inhalt des Buches näher ein. Nachdem L. in der Einleitung einige Angaben über sein Buch gemacht und uns über Tragödie und Theaterpublicum in Frankreich zu Beginn des 18. Jahrhunderts unterrichtet hat, behandelt er in Kapitel I die ersten dramatischen Versuche V.'s und seine Tragödien *Oedipe*, *Artémire* und *Mariamne*. Beim *Oedipe* tritt uns das oben geschilderte kritische Verfahren L.'s zum ersten Male entgegen; man kann sich denken, wie sehr ein eingehender Vergleich mit Corneille's minderwertigem *Oedipe* V.'s Stück hebt. Man lese, um zum vollen Bewusstsein der Eigenart jener Methode zu gelangen, die entsprechenden Partien bei M. *L.* I, p. 56—60. Die Mischung des Sophocleischen und Corneilleschen Elements im *Oedipe* scheint mir doch nicht so gelungen zu sein, wie L. meint (p. 19), der Chor beispielsweise, über den er sich weiter nicht äussert, erscheint doch sehr deplaciert. Auch hätte mehr hervorgehoben werden können, dass die wirklich guten Partien des *Oedipe* (Akt IV und V) ihre Vorzüge doch schliesslich nur einer geschickten Nachahmung des Sophocleischen Stückes verdanken. In der Besprechung der *Mariamne*, die naturgemäss mit der *Artémire* zusammen behandelt wird, fehlt eine Stellungnahme zu V.'s Behauptung, er habe in diesem Stücke seinem Judenhasse Ausdruck verleihen wollen (M. *St.* p. 46), auch ist wohl dem Umstande Beachtung zu schenken, dass der eine der beiden Helden, Hérode, erst im dritten Akte auftritt (M. *St.* p. 46), eine Feinheit, die, jedenfalls dem *Tartuffe* entlehnt, später im *Tancrède* wiederholt wird. — In Kapitel II wird V.'s Verhältnis zu Shakespeare untersucht und die von letzterem beeinflussten Tragödien *Brutus*, *Mort de César*, *Eriphyle* und *Zaïre* behandelt. Als V. nach England kam, herrschte dort die Corneille nachgeahmte heroische Tragödie, während Shakespeare's Stücke nicht geachtet und fast vergessen waren. Man wird allerdings nicht sagen können, dass V. den grossen Engländer genügend gewürdigt hat, aber man darf auch von einem in den Fesseln der classischen Tragödie stehenden Fran-

zosen des XVIII. Jahrhunderts nicht zu viel verlangen, und es ist wohl zu beachten — was L. ausführt —, dass V. dem Sh.'schen Drama mehr Verständnis entgegenbrachte als der allergrösste Teil des gebildeten englischen Publikums. Die in Deutschland zuerst entstandene Reaktion zu Gunsten Sh.'s lässt dem modernen Menschen eine solche Verkennung der Vorzüge des Dichters fast unmöglich erscheinen. Jedenfalls entschloss sich V., die ungebundene Kraft und energische Handlung des Sh.'schen Dramas mit der Regelmässigkeit und *bienséance* der classischen Tragödie zu vereinigen, und wenn ihm das nur unvollkommen gelang, so ist es seiner äusserlichen Auffassung der Vorzüge Sh.'s zuzuschreiben. Der *Brutus* erfährt von L. eine sehr sachliche Besprechung, in der allerdings das litterarische Element etwas reichlich überwiegt; einiges weitere Material zur ästhetischen Beurteilung des Stückes hätte L. bei M. *L.* I. p. 97 vorfinden, vielleicht auch Stoff zur Polemik dort schöpfen können. Die Tragödie *Mort de César* kennzeichnet er treffend als Schilderung des persönlichen Gegensatzes zwischen einem Vater (Cäsar) und seinem Sohne (Brutus) gegenüber dem grossen historischen Gemälde Sh.'s und hält bei dieser veränderten Sachlage die Antoniusrede für gänzlich überflüssig. Von V.'s Versuch, letztere als Originalleistung auszugeben (D. *Th.* p. 125), ist bei L. nichts erwähnt. Als den Hauptmangel des Stückes aber hat bereits Morf das Fehlen eines richtigen Schlusses bezeichnet. In seinem Aufsatz *Die Cäsartragödien V.'s und Sh.'s* (Behrens' *Zeitschrift* X. p. 214 ff.), von dem L. Kenntnis hätte haben müssen, weist Morf nach (p. 226), dass durch Brutus' Selbstmord ein richtiger tragischer Abschluss erreicht worden wäre. In der Besprechung der *Eriphyle* findet sich eine unnötige Polemik über angebliche Aehnlichkeit des Stückes mit *Hamlet;* L. brauchte, wie es M. *L.* auch thut, nur kurz darauf hinzuweisen, dass nur der Schatten des Amphiaraus von Shakespeare übernommen ist. Nützlich ist an dieser Polemik nur, dass darin eine Inhaltsangabe des Stückes geboten wird, was auch bei den anderen Tragödien, wenigstens bei den unbekannteren, mehr hätte geschehen müssen; infolge der grossen Zahl der Stücke ist es unmöglich, ihren Inhalt immer so vor Augen zu haben, dass man den Ausführungen des Buches, sobald sie ins Detail gehen, mit Nutzen folgen kann. Bei der *Zaïre* führt L. des längeren aus, dass darin nicht nur Sh.'s Einfluss, sondern vor allem auch der Racine's wahrzunehmen ist. Zu umfangreich erscheint mir die Polemik gegen die Behauptung, *Zaïre* sei dem *Othello* nachgebildet; diese vielbesprochene Frage ist wohl durch Morf, der *l. c.* p. 227 und 228 Anmerkung 1 die Unhaltbarkeit dieser Behauptung erweist, endgültig erledigt worden. Vielleicht wendet L. sich damit gegen D. *Th.*, der jener Ansicht

zuneigt und V. vorwirft, seine Quelle verschwiegen zu haben (p. 87 bis 92). Deschanel erwähnt in seiner Besprechung des Stückes ausserdem noch eine Reihe von Punkten, die berücksichtigt zu werden wohl verdient hätten (p. 92 ff.; 98; 100). Zum Schluss des Kapitels fasst L. noch einmal kurz den Einfluss Sh.'s auf die V.'sche Tragödie zusammen, wobei er in einer Anmerkung meint (p. 87, Anmerkung 2): „*vers la fin de sa vie, Voltaire sera très injuste envers Shakespeare*". In der Erörterung dieser ebenfalls viel ventilierten Frage hätte L. seiner sonstigen Gewohnheit gemäss ausführlicher sein können; das wäre wohl auch eingetreten, hätte er Morfs Aufsatz gekannt, in dem nachgewiesen wird, dass V. sich in der Beurteilung Sh.'s immer consequent geblieben ist. — Kapitel III ist den der *Zaïre* nachgebildeten Tragödien gewidmet. Zur *Adelaïde du Guesclin* hat L. reiches Material herbeigeschafft und dasselbe zu einer geschickten Darstellung der Geschichte des Stückes verwandt. Die trefflich gezeichnete Gestalt der Adelaïde, die sich getrost neben Alzire und Zaïre stellen lässt, konnte in L.'s Schilderung wohl noch mehr hervortreten. Vielleicht hätte sich auch zu dem Thema der Liebe zweier Brüder zu demselben Mädchen Schiller's *Braut von Messina* vergleichsweise heranziehen lassen. Bei der *Alzire* will L. von einer Tendenz nichts wissen; ich kann mich aber seiner Meinung nicht anschliessen und halte *Alzire* immer noch für ein antikirchliches Stück, das die grausame Methode der Heidenbekehrung in geschickter Verhüllung geisseln soll. Die schwache Tragödie *Zulime* wird genügend von L. gekennzeichnet; er erwähnt auch eine gewisse Aehnlichkeit des Stückes mit Racine's *Bajazet*, vergisst aber darauf hinzuweisen, dass ein ganz gleiches Verhältnis zu Th. Corneille's *Ariane* besteht, obwohl V. selbst geleugnet hat, diese Tragödie benutzt zu haben (M. *L.* I p. 199). Zum Schluss dieses Abschnittes giebt L. einen kurzen orientierenden Vergleich der letztbesprochenen Stücke V.'s mit denen zeitgenössischer Dichter bezüglich gewisser litterarischer Tendenzen. — Kapitel IV umfasst unter der Ueberschrift *L'influence moralisatrice du théâtre dans une première pièce de combat* den *Mahomet.* L. bemüht sich hier zu beweisen, dass das Stück wohl gegen die Heuchelei, nicht aber gegen die christliche Religion als solche gerichtet sei. Auch hier, glaube ich, geschieht mit einer so ausgedehnten Polemik gewissen Kritikern zu viel Ehre. Der Figur Mahomets sucht L. vor allem gerecht zu werden, aber er beurteilt ihn doch zu günstig; mir scheint es immer noch zutreffend zu sein, wenn Linguet ihn kurz als „Bösewicht ohne Ziel, grausam ohne Erfolg, Mörder ohne Nutzen" characterisiert. Eine auffällige Anlehnung der sechsten Scene des dritten Aktes an Racine erwähnt D. *Th.* p. 166 ff. — In Kapitel V wird durch die Ueberschrift

Une tragédie sans amour die Bedeutung der *Mérope* richtig gekennzeichnet. Die Wichtigkeit dieser litterarischen Neuerung würdigt L. in einer längeren Erörterung. Die Beziehungen zur *Andromaque*, bei denen L. länger verweilt, scheinen mir doch nicht derartig enge zu sein; demgegenüber ist der von Lessing so scharf beleuchtete Einfluss, den Corneille's Dichtungsart auf das Stück ausgeübt hat, meiner Meinung nach bedeutend unterschätzt. Lessing's Urteil über V.'s Tragödie ist gewiss, wie z. B. bei der *Zaïre* und *Sémiramis*, nicht immer berechtigt und in vollem Umfange aufrecht zu erhalten, aber gegenüber dem rhetorischen Prunk der *Mérope* wird er doch wohl nicht ohne Grund scharf. Die geschichtliche Mission, die er zu erfüllen hatte (vgl. Hettner, II. p. 234), konnte ihn bei diesem Stücke nicht schweigen lassen. D. *Th.* p. 188 ff. ist übrigens nicht derselben Meinung wie sein Landsmann L. Die starke Benutzung der *Eriphyle* in der *Mérope* ist nicht genügend hervorgehoben, auch im Eifer der Polemik die Abhängigkeit V.'s von Maffei's gleichnamigem Stücke als zu gering dargestellt. Die 1892 erschienene Schrift Hartmanns, *Merope im italienischen und französischen Drama* ist, soviel ich sehe, nicht benutzt worden. — Das Kapitel VI enthält die Schilderung des Verhältnisses zu Crébillon und des zwischen ihnen entbrennenden Kampfes, in dessen Verlauf die Tragödien *Sémiramis*, *Oreste* und *Catilina* entstehen. L. beschreibt anschaulich, wie V. die Gunst des Hofes erringt, und wie das Bestreben, sich dieselbe zu erhalten, ihn zu jener Rivalität mit Crébillon treibt, der ebenfalls vom Hofe protegiert wurde. Der Verlauf des litterarischen Zweikampfes wird lebendig geschildert; L. beweist gegen die bisherige communis opinio (vgl. z. B. Brunetière *l. c.* p. 214), dass die Entstehung der *Sémiramis* in eine Zeit fiel, wo von einer Gegnerschaft mit Cr. noch keine Rede sein konnte (1746). „*L'erreur commune est, en parlant de Sémiramis, de prendre comme date, non le moment où la pièce a été réellement commencée, mais celui où elle a été jouée. Or il y a une distance de deux années entre sa conception et sa représentation*". Das Stück wurde also nicht in einer Cr. feindlichen Stimmung begonnen; höchstens kann man über die der Abfassung der *Sémiramis* zu Grunde liegende Tendenz mit L. sagen: „*si on veut absolument qu'il (sc. Voltaire) ait agi avec une arrière-pensée par rapport à son prédécesseur, il a voulu (les circonstances lui étant favorables après Mérope) répondre une bonne fois à des ennemis qui lui opposaient toujours Crébillon et rivaliser avec le premier poète tragique du temps*". Zur Zeit der Aufführung dagegen (1748) befand sich V. bereits im bewussten Gegensatz zu seinem Rivalen. L. characterisiert die *Sémiramis* richtig als Neubearbeitung der *Eriphyle*, schildert, in welcher Weise V. darin die Manier Crébillon's in der Behandlung

des Schrecklichen nachgeahmt hat, und zeigt durch Vergleichung der beiden Tragödien, dass V. der Sieg nicht schwer gemacht wurde. Bei diesem Stücke hätte sich L. mit Recht gegen Lessing wenden können, der wegen der missglückten Gespensterscene die ganze Tragödie verwirft. Ueber Beziehungen der *Sémiramis* zu dem gleichnamigen Stücke Roy's (1718) spricht L. sich nicht aus (D. *Th.* p. 207). Den *Oreste* vergleicht er eingehend mit Sophocles' *Electra* und Crébillon's *Electre*, wobei er, wie mir scheint, den Stücken der beiden Rivalen mehr gerecht wird als Mahrenholtz und Deschanel. In der Besprechung des *Catilina* schildert L. den letzten Abschnitt des litterarischen Zweikampfes. Die beiden Stücke wägt er richtig gegen einander ab und ist sich der Schwäche der V.'schen Tragödie wohl bewusst. Letztere wird bei D. *Th.* p. 239 noch mit Dumas' *Catilina* verglichen. Im Schlusswort dieses Abschnittes sagt L. unter anderem: „*il ne s'agit pas ici de donner des rangs à Crébillon et à Voltaire. Les partisans du premier ne nous le pardonneraient pas d'ailleurs*“ (p. 218). Auch diese Stelle ist für den Stand der französischen Kritik bezeichnend. Gewiss hat der Verfasser der *Rhadamiste et Zénobie* seine Verdienste als tragischer Dichter, die auch jeder anerkennt, aber eine Crébillon-Gemeinde, wie sie in Frankreich zu existieren scheint, giebt es bei uns doch nicht. — Unter der Ueberschrift *Retour à l'amour* bespricht L. in Kapitel VII den *Orphelin de la Chine.* V. wollte in diesem Stücke nicht nur der Liebe wieder zu ihrem Rechte verhelfen, sondern zugleich auch einen historischen Hintergrund geben und eine Sittenschilderung vornehmen. L. zeigt, dass bei dieser Anhäufung litterarischer Motive keines derselben recht zur Geltung gelangen konnte, dazu kam, dass V. die geschichtlichen Thatsachen der Eroberung Chinas durch die Tartaren sehr zum Nachteil seines Stückes ummodelte, und dass die Schilderung asiatischer Culturverhältnisse ihm nicht gelang. Wenn nun ausserdem dem Stücke die Hauptperson eigentlich fehlt, wie ist es dann möglich, dass es solchen Beifall fand? V. hat diesen Erfolg besonders der Reform der Diction und des Costüms zu verdanken, welche damals für die Bühne angebahnt und durch die berühmte Clairon vor allem gefördert wurde. L. giebt eine interessante Schilderung dieser Umwälzung, wie denn überhaupt dieser Abschnitt instructiv und anregend wirkt. Das chinesische Vorbild zum *Orphelin* ist 1834 durch Julien neu übersetzt; wir erhalten daraus eine genauere Kenntnis des chinesischen Stückes, als V.'s Angaben uns gewähren (D. *Th.* p. 244). — Besonderes Lob verdient auch das Kapitel VIII, in welchem *Tancrède* besprochen wird. Der Erfolg des Stückes ergab sich zum Teil aus einer abermaligen Neuerung auf dem Gebiete des Theaterwesens, der Säuberung der Bühne von den lästigen Zu-

schauern; auch hier giebt L. eine eingehende Schilderung der Verhältnisse. Er führt auch aus, dass V.'s Ausspruch, der *Tancrède* verträte ein *genre nouveau*, in mehreren Beziehungen gerechtfertigt ist. „*Un sujet neuf, des moeurs modernes et nationales, un héros français, une action pathétique et théâtrale, de l'appareil, une versification différente, voilà l'originalité de Tancrède.*" L.'s Beurteilung des Stückes will mir etwas zu günstig erscheinen. Ueber Beziehungen des *Tancrède* zu Shakespeares *Romeo und Julie* spricht er sich nicht aus (M. *L.* II, p. 115; Strauss, *Voltaire* p. 81). D. *Th.* p. 346 weist ausserdem darauf hin, dass der aus der Heimat verstossene und heiss nach ihr zurückverlangende V. sich in dem Helden des Stückes hat verkörpern und wiederfinden wollen. — Nicht weniger instruktiv ist das Kapitel IX, welches unter der Ueberschrift *Tragédies pittoresques et philosophiques* die Stücke *Olympie*, *Le Triumvirat* und *Les Scythes* umfasst. Der Fortgang der litterarischen Entwicklung der V.'schen Tragödie und die Stellung der *Olympie* innerhalb derselben finden hier eine ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung. Die *Olympie* bildet den Uebergang zu den eigentlichen *pièces de combat.* Ueber die Entstehungsgeschichte des Stückes geht L. kurz weg, erörtert dann aber in eingehender Untersuchung, welche litterarischen Ziele V. mit der *Olympie* verfolgte und wie dieselben sich zu den dramatischen Theorien verhalten, welche V. im Corneille-Commentar, in Aufsätzen wie dem *Appel à toutes les nations de l'Europe*, in den Komödien und schliesslich im *Saül* und *Socrate* ausgesprochen hat. Er präcisiert die *Olympie* als *tragédie pittoresque et philosophique* und weist nach, durch welche Einflüsse das Stück diesen Doppelcharacter erhalten hat. Mit dem *Triumvirat* tritt V. einen abermaligen Waffengang mit Crébillon an, über dessen Entstehung L. uns näher unterrichtet. Das Stück ist sehr mittelmässig und L. kann deshalb rasch darüber hinweggehen. Wichtig sind die „Bemerkungen" V.'s dazu, die verfasst sind, um das System der Proscriptionen zu geisseln. Die *Scythes* hat V. selbst als *bergerie* bezeichnet, aber L. beweist, dass dieser Name nicht passt „*malgré un essai de peinture de moeurs champêtres et quelques tableaux rustiques*" (p. 338). In Wirklichkeit handelt es sich um eine „*tragédie mi-française, mi-suisse, pittoresque et philosophique, où pour lutter avec Rousseau, il exalte à dessein le sentiment de la nature, où de l'autre subissant malgré lui l'influence de Diderot et le voulant peut-être combattre avec ses propres armes, il choisit d'autres personnages que des princes ou des rois*" (p. 338). — In Kapitel X werden die *pièces de combat religieux et politique* besprochen. Zur Aufführung sind dieselben, wenigstens in Paris, nie gelangt. Die *Guèbres*, welche die Reihe dieser Stücke eröffnen, behandeln, wie L. in längerer Ausführung zeigt, den Kampf zwischen

Toleranz und Fanatismus und schliessen mit dem Sieg des ersteren Princips. Die Tragödie selbst ist auch nach L.'s Meinung mässig, wir erkennen aber auch hier wieder sein bereits gekennzeichnetes kritisches Verfahren: „*ici l'idée de tolérance qui l'* (sc. V.) *inspirait et les belles paroles qu'il prête à certains de ces personnages nous font un devoir de pardonner, en faveur de la tentative, à la médiocrité littéraire du résultat*" (p. 352). Die *Lois de Minos* behandeln den Conflict zwischen Königtum und Priestermacht, wobei das erstere siegt; man kann sie fast eine zweite Auflage der *Guèbres* nennen. In Paris wurde, wie gesagt, das Stück nicht aufgeführt; L. spricht von einer Vorstellung „*auprès de Genève*" (p. 357 Anmerkung 1), D. *Th.* p. 389 weiss ausserdem noch von einer Aufführung in Lyon zu berichten. *Don Pèdre* richtet sich gegen die der aufklärerischen Bewegung so feindlichen französischen Parlamente; der litterarische Wert dieses Stückes ist ebenfalls gering. Am Ende dieses Abschnittes spricht L. dann noch über V.'s Schüler und Rivalen und zeigt, dass auch diese derartigen Tendenzstücken stark huldigten und dass V., um nicht von ihnen überholt zu werden, kühn von der *Olympie* und den *Guèbres* zu den weiteren *pièces de combat* fortschritt. — Das Kapitel XI enthält die *pièces de combat littéraire*, deren erstes die *Sophonisbe ist.* V. hatte in seinem Corneille-Commentar den grossen Tragiker nicht geschont, und es war ihm daher Ungerechtigkeit vorgeworfen worden. Um sich zu rächen, griff er auf Mairet's *Sophonisbe* zurück und schrieb unter freier Benutzung dieses Stückes seine gleichnamige Tragödie. Dadurch, dass er Mairet's, der Corneille'schen *Sophonisbe* völlig überlegenes Stück gleichsam verbesserte, gedachte er seine eigene Ueberlegenheit Corneille gegenüber zu zeigen. Der Erfolg dieser Taktik kam aber nicht etwa V.'s Tragödie zu gute, sondern Mairet's Stück, auf dessen Vorzüge man wieder aufmerksam wurde. Das Resultat dieses Kampfes war, wie L. richtig sagt: „*il* (sc. *V.*) *restait inférieur à Mairet et n'amoindrissait en rien la gloire de Corneille*" (p. 385). Durch diese Niederlage liess sich V. jedoch nicht entmutigen, sondern trat mit einem anderen Stücke, den *Pélopides*, gegen Crébillon noch einmal auf, gegen den er sich beim *Triumvirat*, wie wir gesehen, eine Schlappe geholt hatte. Das Stück wurde niemals aufgeführt und hätte auf der Bühne wohl auch keinen besonderen Erfolg errungen. Wenn auch die *Pélopides* der *Sophonisbe* vorzuziehen sind, und V. die Schwächen des *Atrée et Thyeste* deutlich erkannte, so erreichte er seinen Zweck doch nicht: Crébillon's Stück blieb unvergessen. — In Kapitel XII bespricht L. zunächst die letzten Tragödien V.'s, *Irène* und *Agathocle.* Das erstere Stück ist dem Zorn V.'s über das wachsende Ansehen Shakespeare's entsprungen, mit dem man in Frankreich durch Letourneur's Ueber-

setzung damals näher bekannt wurde. In diesen beiden Tragödien lässt V. vom Tendenzstück ab und kehrt zur Behandlung der Liebe zurück. Zum Schluss des Kapitels bespricht L. zusammenfassend die letzten Tragödien V.'s und die Stücke der zeitgenössischen Dichter. — Ein *Aperçu général* von 60 Seiten, der sich als eine ausgezeichnete litterarische Arbeit erweist, schliesst das Buch ab. L. behandelt darin noch einmal in grossen Zügen folgende Punkte: *Comment Voltaire travaille ses pièces. La conception et l'histoire des tragédies; la poétique de Voltaire. L'invention et l'action. Le spectacle et les règles. La peinture des moeurs. Les caractères et les personnages. La peinture de l'amour et la sensibilité. La sentiment de l'humanité. La propagande morale et philosophique par la tragédie. Les allusions. Le style et la poésie. Un dernier mot sur Voltaire poète tragique et son influence.* Wer sich ein Urteil über L.'s Buch verschaffen will, lese neben den bereits lobend erwähnten Kapiteln VII, VIII und IX diese wirklich trefflichen Seiten, die einen würdigen Abschluss des fleissigen, mit Sachkenntnis und Liebe geschriebenen Buches bilden. Die Wissenschaft wird dem Manne, der unsere Kenntnis der Geschichte der classischen Tragödie Frankreichs so bedeutend erweitert, mit Recht dankbar sein.

Carl Friesland.

Sirven, Paul. *Pages choisies des grands écrivains. Theophile Gautier.* Paris, Armand Collin & Cie, 1895. Introduction XXIV S., Text 346 S.

Die vornehmlich nach Emile Bergerat, *Théophile Gautier; entretiens et souvenirs* gegebene Einleitung hebt zwei Eigenschaften seiner dichterischen Begabung und Bethätigung als charakteristisch für Gautier hervor, das malerische und das romantische Element. Romantische Neigungen dürfen an dem schon früh für das Maleratelier bestimmten Verehrer Victor Hugos nicht auffallen, seine Jugend ist voll davon. Schon auf der Schulbank urteilt er romantisch; er stellt Claudian höher als Virgil, Martial höher als Horaz, die Epigonen höher als die Klassiker. Seine zeitig erkannte Begabung brachte den Primaner schon in Rioult's Atelier. Aber entscheidend wurde für den 19 jährigen die erste, durch seinen Freund Gérard de Nerval vermittelte Begegnung mit Victor Hugo (1830). Die glühende Bewunderung, die der Jüngling dem schon von ganz Europa gefeierten Poeten zollte, erwarb ihm dessen Freundschaft und veranlasste ihn, den Pinsel mit der Feder zu vertauschen. Aber er blieb Maler. Das malerische Element der Darstellung, die gewissenhafteste künstlerische Wiedergabe des an-

geschauten Bildes, die ein Reflex der Wirklichkeit wird, beherrscht Gautier mit vollendeter Meisterschaft, oft bis zur Uebertreibung. Wie oft kommt es bei den besten Schriftstellern vor, dass die begonnenen Schilderungen durch rein subjective Beobachtungen, oft auch Ausbrüche des Gefühls unterbrochen werden oder unvollständig bleiben! Dem aufmerksamen Leser wird gewiss bisweilen ein prägnant gegebenes Wort genügen, die angedeutete Schilderung zu verstehen; aber es bleibt nichtsdestoweniger die ideale Aufgabe der Darstellung, begonnene Bilder, soweit nötig, auszuführen. Gautier erfüllt sie bis zum Uebermass. Man schilt ihn bisweilen „gleichgültig“ gegen seinen Gegenstand; gewiss nicht mit Unrecht, aber es ist die Gleichgültigkeit nur des mit seinem Bilde beschäftigten Malers, der freilich darüber Anderes vernachlässigt.

Théophile Gautier (1811—1872) hat viel geschrieben; Bergerat schätzt seine gesamten Werke auf ziemlich 300 Bände; eine Auswahl enthält über 30 Bände. Der Dichter schildert in der *Histoire du romantisme* die fröhlichen Flitterjahre seiner Sturm- und Drangperiode; denn der Erfolg begünstigte ihn; erst die spätere Zeit bringt ihm die täglichen Unannehmlichkeiten und angestrengte Arbeiten, an denen auch sein Leben reich ist, die aber gleichzeitig eine Reihe der herrlichsten Meisterwerke ins Leben rufen.

Jene erste glücklichste Epoche (1830—38) zeigt zuerst die kraftgenialen Uebertreibungen der jungfranzösischen Romantiker, als deren *Maler* der Dichter sich selbst bezeichnet. Gegenüber der gemessenen, innerlich hohlen Majestät der Zeitgenossen, auffällige Tracht: Wams à la Velasquez, breitkrämpiger Hut, langer Mantel, tragische Miene, eine rauhe, an Paradoxen reiche Sprache, die alle klassische Wohlredenheit töten möchte; Trinkgelage in gemeinen Schenken, bei denen der Wein aus dem Schädel eines an der Moskwa gefallenen Haudegens getrunken wird; jeder ein Prophet und ein Recke,

Terreur du bourgeois glabre et chauve,
Une chevelure à tous crins
De roi franc ou de lion fauve
Roule en torrents jusqu'à ses reins.

Bei diesen wilden Gestalten auch Gautier. Der Feind der reinen Wäsche besingt in den zartesten Tönen die Reinheit des Herzens:

Virginité du cœur, hélas sitôt ravie,
Songes riants, projets de bonheur et d'amour,
Fraîches illusions du matin de la vie,
Pourquoi ne pas durer jusqu'à la fin du jour?

Diese und ein ganzer Band ähnlicher elegischer Jugendverse, die Lamartines meditierenden Einfluss zeigen, bleiben unbeachtet; nicht

viel besser geht es dem *Albertus*, in dem sich Gautier mit Byron abfindet. In der *Comédie de la Mort* wagt er sich sogar an eine Nachahmung von Goethe und Shakespeare. Aber alle diese Versuche zeigen nur das tastende Suchen nach seinem wahren Beruf, den er endlich in der malerischen Schilderung entdeckt. Sie erscheint zuerst noch unfertig in *Mademoiselle de Maupin* (1836); mit diesem Werk erreicht er einen bedeutenden Erfolg, nicht wegen seines originellen Stiles — dieser ist vielmehr nachgebildet — sondern wegen der Fülle ihn ansprechenden Materials, das er nur erst zu bearbeiten und zu verwerten anfängt, an dem er seinen eigenen Stil und seine eigene Sprache bilden wird. Diese Arbeit charakterisiert er selbst sehr offen und bescheiden als ,,Stickerei auf einem dürftigen Canevas, mit bunten Seidenfädchen, die ich allerwärts sammele. Aber die Enden sind kurz und zwanzigmal verknotet, sodass sie die Stickarbeit schlecht zusammenhalten. So spreche ich nicht übel von Liebe, weil ich viel Schönes davon gesehen habe. Dazu braucht man nur etwas Schauspielertalent. Die gewohnheitsmässige Beschäftigung, ich meine die schriftstellerische und dichterische, setzt mich in den Stand, über solche Dinge immer noch etwas zu sagen. Aber ich fühle nicht ein Wort von dem, was ich sage.“ Darum ist, litterarisch betrachtet, die Geschichte des verliebten Dandy in *Mademoiselle de Maupin* Nebensache, Hauptsache die Beschreibung der Möbel, Nippesfiguren, Ständer, Säulen, Consolen, Vorhänge u. s. w.

Die also gewonnene Bahn verfolgt Gautier von 1840 bis zu seinem Tode: er bleibt Maler. Rousseau, Chateaubriand, George Sand haben gewiss ebenso malerisch geschildert wie Gautier; aber was ihn kennzeichnet, ist, dass er nach gewissenhafter Prüfung seinem richtig erkannten Berufe treu geblieben ist, sich wie ein rechter Meister beschränkt hat. Darum bleibt er ein nur schreibender Maler, wie er in dem Titel eines seiner späteren Bücher *Tableaux à la plume* andeutet. An Charaktere und Leidenschaften wagt er sich nicht heran. Paul de Saint-Victor sagt von ihm: „Als Kunstwerke der Umgrenzung und Nachbildung stehen seine Verse vielleicht einzig da: Seine Strophe ist nicht geschrieben, sie ist in der Farbenmischung und dem Oel Titians und Correggios fest geworden.“ Also ausschliesslich plastisch, wie in *La Basilique*, S. 328—30; und das kann eben auch zum Fehler werden, wenn man nämlich bei allem Farbenreichtum der Darstellung eine Idee vermisst, oder Gefühle, denen diese glänzende Hülle dienen soll. So werden malerische Reisen seine Hauptarbeit, er reist viel und beobachtet und beschreibt mit dem Auge des Künstlers, der das Eigenartige der Composition, des Colorits, der Stimmung sofort entdeckt und fixiert. So in *Tra los Montes* die Schilderung Andalusiens.

Gautier besitzt auch die Kunst, die verstaubten oder verblichenen Landschaften der Vergangenheit wieder zu beleben; er macht, wie Faquet, *Grands maîtres du XIX. siècle* sagt, „archäologische Spaziergänge". So schildert er im *Fracasse* das Paris Louis XIII; welch ein Apparat historisch-archäologischer Forschung gehört zur Schilderung des Pont-Neuf, mit seinen Sänften und Carrossen, Viehtreibern und Soldatentrupps, seinen biedern Bürgern und seinem Gesindel von schmutzigen Poeten, Marktschreiern und Wunderdoctoren. Aber wenn nach Michelet die Geschichte eine Wiedererweckung ist, so hat Gautier nicht wieder erweckt, er hat vielmehr in den oben angegebenen Grenzen in seiner Weise sehr lebendig aufgefrischt oder wieder hergestellt.

Hierin zeigt er eine erstaunliche Begabung, die sich nun aber nicht auf die vollendete Wiedergabe malerischer Gegenstände beschränkt, sondern sich auch zur malerischen Divination ausbildet. Mit dem fein beobachtenden Blick des Künstlers und dem Verständnis des Dichters erkennt er nicht bloss, was Vigny und Lamartine gesagt haben, sondern was sie gemeint haben, und was bei dieser oder jener Stelle künstlerisch in Betracht kommt. Diese Untersuchungen gehören zu den scharfsinnigsten, feinsten und gründlichsten der ästhetischen Kritik und fördern das Verständnis der Dichter mehr als dicke Bände gelehrter Recensionen.

Und nun noch Eins. Gautiers Schilderungen sind nicht immer einfach Blätter aus Bilderbüchern; es wirkt überall bei ihm der feinste Tastsinn dichterischer Beobachtung mit, die Begabung, das Schickliche zusammen zu bringen. Die Wahl des Stoffes zu einem Roman oder einer Novelle, ihre Verwickelung und Lösung beeinflussen die Erfindung und Erdichtung von Personen, die oft wenig nach der Wirklichkeit gezeichnet sind, aber als reine Phantasiefiguren sehr amüsant wirken. So im *Nid de rossignol*, im *Roi Candaule*, im *Roman de la Momie.* Welcher Gegensatz gegen La Fontaine oder Rousseau in der Naturbetrachtung! Gautier betrachtet sie eben bloss als Künstler, dabei entdeckt und studiert er in der malerischen Analyse ihre geheimsten Beziehungen und Verwandschaften, die er nach eigner Neigung und Phantasie umbildet und wiedergiebt.

Dass der Dichter für dieses Arbeitsfeld seine eigene Sprache brauchte, ist begreiflich; er ist fortwährend auf der Suche nach malerischen anschaulichen Bezeichnungen. Schülern empfiehlt er das Studium der Lexica; er selbst geht gern „fouragieren", wie er es nennt, und vergräbt sich in den Wortschatz des XVI. und XVIII. Jahrhunderts, im Widerspruch mit Renan, der den Wortschatz des XVII. Jahrhunderts für alle Bedürfnisse ausreichend nannte. Diese Erscheinung bleibt nicht ohne Einfluss auf seine

Syntax. Die prädicativen Aussagen, so schon in dem klaren französischen Stil beliebt, wachsen zu förmlichen Häufungen der Prädicatsnomina an, so namentlich in den *Emaux et Camées*, wo mosaikartig malerische Scholien zu einem Hauptbegriff sich strophenlang anreihen. Verben fast gar nicht, Conjunctionen keine erscheinen.

So fragt der Dichter einmal:

De quel mica de neige vierge,
De quelle moelle de sureau,
De quelle hostie et de quel cierge
A-t-on fait le blanc de sa peau?

A-t-on pris la goutte lactée
Tachant l'azur du ciel d'hiver,
Le lys à la pulpe argentée,
La blanche écume de la mer?

Die Auswahl der Texte in dem vorliegenden Bande ist sehr gut getroffen. Man findet sehr charakteristische und interessante Proben aus den Romanen und Novellen, wie *Le capitaine Fracasse, le Roman de la Momie, le Nid de rossignol;* ferner ansprechende Stücke aus den litterarischen und Kunstkritiken, wie Lamartine, Vigny, Hugo, Michel-Angelo, Leonardo da Vinci, Velasquez; Reiseeindrücke vom Rhein, Holland, der Schweiz, Italien, Russland, Griechenland; reine Skizzenentwürfe, wie *Au bord de l'étang; La Forêt;* endlich auch einige Gedichte, wie *Soleil couchant, le Pot de fleurs, Ribeira, Symphonie en blanc majeur.* Die Lecture dieser Stücke genügt, uns mit dem Geiste des Dichters bekannt zu machen; sie wird zu weiterer Beschäftigung mit demselben anregen.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Boileau. *L'Art Poétique.* Erster und zweiter Gesang. In freier metrischer Uebertragung. Von Georg Reimann, Oberlehrer. Beilage zum Programm des Kgl. evang. Gymnasiums zu Graudenz. Ostern 1895. 8 S. Vorwort, 12 + 12 S. parallel französischer und deutscher Text.

Boileau liegt noch nicht in einer so geschätzten Uebersetzung vor, wie z. B. Horazens Satiren und Episteln von Wieland. Der Versuch, eine lesbare Uebersetzung des Art poétique zu geben, bleibt demnach eine Arbeit, für die wir dem Herrn Verfasser Dank schulden. Und wenn sie gut ist, kann sie nach dem Wunsche des Uebersetzers eine fühlbare Lücke in unserer Uebersetzungslitteratur ausfüllen. Die vorliegenden beiden Gesänge lassen eine Beurteilung zu.

Auf die Bedeutung des Dichters, die unangefochten ist, des längeren hinzuweisen, halte ich, zumal in der wissenschaftlichen Beilage eines Gymnasialprogramms, für entbehrlich; ebenso die pessimistischen Betrachtungen (Vorwort 4—5) über den geringen Wert, den die Philologen auf das Uebersetzen legen. Die trefflichen Worte von H. von Willamowitz-Möllendorf im Vorwort zu seiner Uebersetzung des Hippolyt haben nur einen sehr losen Zusammenhang mit der Arbeit, oder keinen, und entsprechen nicht dem engen Rahmen derselben. Ohne ausführlich auf die Sache einzugehen — denn man müsste Inhalt und Umfang der Kritik und Hermeneutik des philologischen Studiums besprechen — schliesse ich aus der Thatsache eines vorhandenen Mangels an guten Uebersetzungen durch Philologen, den ich ohne Weiteres zugestehe, weniger auf die Geringschätzung, die der Uebersetzung als Ausübung einer handwerksmässigen Fertigkeit gezollt werden mag, als auf die hohe Meinung, die sicherlich die Mehrheit von einer guten Uebersetzung hat, weil sie, philologisch betrieben, die Frucht methodischer und gründlicher Arbeit ist. So übersetzt z. B. Karl Simrock, bei dessen Besprechung der Germanist Müllenhoff, gewiss ohne Geringschätzung, im Colleg sagte: „Ohne Uebersetzung thut er es nun einmal nicht". Die schliessliche Verwertung der Forschung in der Uebersetzung ist eben nicht das einzige Ziel der philologischen Arbeit; höher steht die Freude an der eigentlichen Forschung, und das Verständnis des Schriftstellers in seiner eigenen Sprache, die doch nicht völlig übersetzbar, weil nicht ersetzbar ist.

Auch würde ich eine noch so bescheidene Programmarbeit, da sie keine Lohnarbeit ist, nicht zur Vervielfältigung in einer billigen Ausgabe auf Löschpapier verurteilen. (Vorwort S. 3.) Bleibt sie in den Programmkatakomben unentdeckt, so lasse man ihr die Ruhe: Härte hat sie dann nicht verdient. Ist sie aber einer Verbesserung oder Umgestaltung fähig, so darf sie vielleicht in Zukunft auf Anerkennung rechnen, zuerst in der Gesellschaft, für die sie eigentlich bestimmt ist.

S. 6. ist die Frage nach dem für die Verdeutschung des französischen Alexandriners geeigneten Metrum. Das gehört sicher zur Sache. Richtig summiert L. Fulda das negative Resultat aller gesammelten Erfahrungen in der Antwort: „Nur nicht der Alexandriner!" Der Herr Verfasser zeigt hier einen Fortschritt gegen den jüngsten Uebersetzer,[1]) der den Alexandriner noch beibehält und den Anfang des Gesanges übersetzt, wie folgt:

---

[1]) J. Schäfer, *Boileau, L'Art poétique*, metrisch übersetzt, erklärt und mit Parallelstellen aus Horaz. Beilage zum Jahresbericht über das Gymnasium zu Attendorn. Siegen 1881. Vorländer.

Ein Autor denkt umsonst voll von Vermessenheit,
Durch den Parnassus werd' zum Dichter er geweiht.

Man kann dem Herr Verfasser nur recht geben, wenn er diese Art von Uebersetzung nur für eine mässige Wiedergabe hält. Wie verhält sich nun unser Uebersetzer? Bei dem didaktischen Charakter der Dichtung hat er, mit Recht m. E., ein iambisches, unserer Didaktik geläufiges Metrum gewählt, den Reim, der im Original oft von entscheidender Bedeutung für den Wert des Gesagten ist, beibehalten, jedoch mit discreterer Freiheit und reicherer Abwechslung zugelassen. Die Zeile ist der fünffüssige Jambus, bald voll, bald hyperkatalektisch, mit Reimen a—b, a—b, oder a—b, b—a, oder noch freier. Dadurch gewinnt der Uebersetzer die Möglichkeit, das Gezwungene im Ausdruck zu meiden, in freierer Einkleidung metrische Härten unmöglich zu machen, und in flotten Versen alles Gedrechselte zu umgehen. Denn nur so kann dem unbefangenen Leser der Eindruck schwinden, er habe etwas Uebersetztes vor sich.

Dass dies zu erreichen an manchen Stellen dem Herrn Verfasser geglückt sei, wird gern zugestanden. Andrerseits lässt sich nicht verhehlen, dass die Arbeit Mängel und Härten enthält, die eine neue Durchsicht gewiss wenigstens zum Teil beseitigen kann. (Zu den ersteren gehört auch im französischen und deutschen Text die mangelnde Verszählung! Das so erwünschte Beneficium des beigegebenen Originals wird nichtig, weil man zur Orientierung eine Ausgabe mit Zeileneinteilung nehmen muss; freilich wird durch das Zeilenabzählen im vorliegenden Text die Bestimmung einer Stelle desto verdienstlicher.)

S. 13,5. u. ist die Rede von langweiligen Detailschilderungen, z. B. eines Schlosses, dessen Beschreibung man nach 20 überschlagenen Seiten noch nicht beendet findet . . . *Et je me sauve à peine au travers du jardin.* Ungenau übersetzt „Und (man) findet durch den Garten sich hinaus." Gemeint ist, dass nun noch eine lange Beschreibung des Gartens kommt, die man auch noch durchmachen muss; darum kann *à peine* nicht unübersetzt bleiben; also etwa: *Und kommt noch aus dem Garten kaum heraus.*

S. 15,7. o. *Il se perd dann la nue* wird übersetzt *Und der schwebt in den Lüften allzumal.* Nur um des Reimes willen; unerträglich.

S. 15,12, u. *In den Provinzen trieb das Gift sein Wesen,*
Drang zu den Prinzen und in alle Stände.

Keine deutsche Ausdrucksweise, durchaus unpoetisch. S. 21,9, u.
Die Verse schätzen, alle! ist sein Wahn.

Zunächst offenbar Druckfehler für schützen; denn im Text steht *protéger.* Aber auch so bleibt der Vers gedrechselt. Warum nicht

einfache Umbildung des Gedankens, etwa *Nur keinen Vers zu tilgen, ist* (oder *rät*) *sein Wahn.*

S. 26,3, o. enthält durchaus keine Schwierigkeit, wie eine längere Note behauptet. Es ist die Rede von der Ode, von der sich zwei Arten unterscheiden lassen: 1) die Pindarische Besingung grosser Sieger, 2) Freundschaftsode und Verwandtes. Die erste wird besprochen S. 24,6, u. —26,1, o. Das daran anschliessende *Tantôt* S. 26,2, o. beweist die Fortsetzung des halbausgesprochenen Gedankens vom Gebiet der Ode, nämlich ihre zweite Art, welche in der Behandlung minder erhabener Stoffe besteht. Also ist der Hauptgedanke, metaphorisch ausgedrückt: *Das Gebiet der Ode ist nicht bloss die* (*anspruchsvolle*) *Palme des Siegers, sondern auch die (einfache) Feldblume. Rivage* bedeutet nämlich keineswegs bloss *Ufer*, sondern auch *Land*, *Gegend*, und demgemäss hier wegen des *abeille* 26,2, o. *Wiese* oder *Rain*, die Stellen. wo die Feldblumen am schönsten wachsen. Demnach Sinn der ganzen Stelle: Die Ode besingt nicht bloss die Grossen, sondern auch den einfachen Privatmann oder Menschen in seinen Gesinnungen und Empfindungen oder ganz privaten Beziehungen. Beispiele als Beläge dafür z. B. bei Horaz passim.

Auch metrische und lautliche Härten sind nicht selten; so der Apostroph vor Consonanten; z. B. S. 17,7—8, o. *Stets mög' der Sinn den Fluss der Worte trennen*; | *Im Halbvers mög' der Vers sich Ruhe gönnen.* Erträglich durch eine leichte Aenderung: — *Stets mag der Sinn den Fluss der Worte trennen*, | *Im halben Vers der Vers sich Ruhe gönnen,* — ohne Beeinträchtigung des Sinnes.
S. 25,14, o. *So find' Dich hier mit Kraft und Anmut ab.*
S. 29,18, u. *Da endlich braucht' Vernunft gekränkt die Augen.*
S. 29,17, u. *Für immer ward's aus ernster Red' verbannt.*
S. 25,15 u. sogar: *Nur Phrasendunst ist selbst ihr schönst* (*!*) *Entzücken.*

An solchen Stellen muss unbedingt Abhülfe geschafft werden.

S. 27,11, o. ist fehlerhaft *Und* gesetzt; die Zeile lautet: *Und fort mit blöder Reimer Phlegmageist.* Der imperativische Inhalt lässt sich leicht ohne die Conjunction geben, je nach der Construction, entweder wörtlich *Fort mit der blöden Reimer Phlegmageist*, oder mit Aenderung der ganzen Construction ein Verbum für das *Loin* S. 26,10, o. des Textes. Auch S. 31,15, o. steht *Und* fehlerhaft; es fehlt im Französischen und passt nicht in den Zusammenhang.

An Druckfehlern ist kein Mangel. So S. 6 *W.* Opitz, S. 7 L*o*fontaine, S. 31, Note 24 Ma*tt*urin, statt *M.* Opitz, der offenbar gemeint ist (neben dem versgewandten Chr. Günther), L*a*fontaine, Ma*th*urin. — S. 24, 1. u. Méne für Mène, nach Ac. 1878; S. 26,1. o. jo*n*g. für jo*u*g. Falscher Apostroph wiederholt in unse*r'm*, dur*ch*'s,

i*n*'s, au*f*'s; öfter mangelhafte Interpunktion, die das Verständnis erschwert.

Bei einer Sonderausgabe des ganzen Werkes wäre die Einleitung auf ein Minimum zu beschränken, die Uebersetzung der 2 vorliegenden Gesänge aber ganz zu überarbeiten, da auch an vielen als erträglich passierenden Versen Manches leicht zu bessern ist, namentlich die Sprache fliessender werden kann.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Voltaires *Mérope* in deutscher Uebertragung von Professor Albrecht Reimann. XXII. Programm des Königlichen Gymnasiums zu Wohlau. Buchdruckerei Dr. Schulze. Wohlau 1895. 1 S. Vorbemerkung, 22 S. Text.

Die Vorbemerkung weist kurz auf die litteraturgeschichtliche Bedeutung der *Mérope* hin, die seit Lessings Dramaturgie als Beiwerk für den Unterricht in Prima nicht gut entbehrt werden kann. Mit Recht schliesst der Herr Uebersetzer daraus, dass eine neue Uebertragung der *Mérope* Lehrern und Schülern der Prima ein nicht unwillkommenes Hilfsmittel sein wird. Es folgen einige bibliographische Nachweise.

Die vorliegende Arbeit kann nicht bloss für die Schule eine angenehme Beigabe sein, sondern auch, wenn sie lesbar ist, den Litteraturfreund interessieren, der nicht immer in Voltaire belesen ist, und nur in Kürze die Fabel und die Composition des Stückes kennen lernen will. Dabei bleibt aber doch zu wünschen, dass die tragische Sprache des Originals würdig wiedergegeben werde, das heisst zunächst, in einer durchgängig der deutschen tragischen Sprache angemessenen Uebersetzung. Der bei wörtlicher Wiedergabe oft nüchtern und prosaisch erscheinende, weil an Abstractionen reiche Stil des Franzosen wird durch sinnliche, bildliche Ausdrucksweise, wie sie den Deutschen in der Tragödie üblich ist, oder durch entsprechende Neubildungen zu beleben sein. Die namentlich oft in Antithesen paradierende Rhetorik kann bei breiter Ausspinnung desselben Gedankens angemessen beschränkt und inhaltlich zusammengezogen werden. Aber auch Gallicismen oder Eigenheiten syntaktischer Art des Schriftstellers oder der Sprache müssen zu ihrem Rechte kommen: sie können es innerhalb der angegebenen Grenzen. Die von Schiller über die Wiedergabe des Alexandriners in andern Massen (an Goethe 15. 10. 1799) gemachten Beobachtungen hat der Uebersetzer *Mahomets* und *Tancreds* sich zu nutze gemacht, aber

er hat, wie Weiss[1]) richtig feststellt, die Grenze des Uebersetzers überschritten und selbständig umgedichtet, indem er alles bloss Rhetorische vermied, allgemein gesprochene Sätze fast immer auf specielle Vorkommnisse im Stück bezog, Gallicismen auch syntaktischer Art ausliess, dagegen eigene Sentenzen einstreute. So weit ist nun der Uebersetzer der *Mérope* nicht gegangen: er hat nur übersetzen wollen, und, um es kurz zu sagen, der Gesamteindruck seiner Arbeit ist ein guter. Er hat seine an manchen Stellen gar nicht leichte Aufgabe mit Geschick und Geschmack erfüllt; seine tragischen Verse sind, im ganzen genommen, leicht und gefällig, die Diction edel, in manchen Scenen sogar echt poetisch und dem Werte des Originals entsprechend. So I,4 die Worte Polyphonts:

Tief in den Herzen les' ich's; noch sind sie
Nicht völlig mein; 's ist Hoffnung oder Furcht,
Der eigne Vorteil, der sie zu mir treibt,
Doch ebenso sie mir entfremden kann.
— — — — — — — — — —
Du, meiner Pläne treues Werkzeug, Erox,
Geh' und versammle die noch Schwankenden!
Des Geiz'gen Stimme sichre dir durch Gold,
Dem Höfling stell' in Aussicht meine Gunst,
Dem Feigen, der noch schwankt, erhitz' den Mut:
Versprich, bestich, beschwör', erschrecke, blende!
Umsonst hat mich das Schwert bis an den Fuss
Des Throns geführt. Der Sieg thut's nicht allein:
Umschmeicheln, lenken, an den Zaum gewöhnen
Muss ich die Hyder unsers Volkes, bis
Es mir gelingt, von ihm geliebt zu werden.

Auch II,7, Méropes Schlussworte:

Zu sehr haben
Sie mich verfolgt. Ich soll an ihrem Altar,
Wenn sie den Sohn mir rauben, mich vermählen,
In fremde Hand der Ahnen Scepter legen,
Und Braut zugleich und trau'rnde Mutter sein?
Wie kann ich leben, zum gekränkten Himmel,
Den, ach, mein Sohn nicht schaut, die Blicke richten,
Verhasstem Herrn gehorchen und in Thränen
Unthätig trauernd meinen Tod erwarten?
Ist alles hin und keine Hoffnung mehr,
Dann ist das Leben Schmach, das Sterben Pflicht.

---

[1]) *Goethes Tancredübersetzung.* Troppau 1886. Eine sehr sorgfältige Untersuchung.

Das ist die Wiedergabe eines Uebersetzers, der mit feinem Verständnis des Dichters seiner Aufgabe gerecht wird, und selbst Poet genug ist, um seiner Wiedergabe ganz das ihr zukommende würdige Gewand zu geben. Letzteres zeigt nun gerade Mängel und Härten an manchen Stellen, die nicht zu beseitigen, schade wäre, wenn das Werkchen zum Voltaire-Lessing-Studium eine ständige Beigabe sein soll; Mängel und Härten im Ausdruck, Rhythmus, Versbau, die sich aber alle beseitigen lassen. Die Interpunktion ist einwandfrei, bis auf ein hier und da vermisstes Komma, meist vor Infinitivsätzen.

[2]) Zunächst vom Ausdruck. Wenn *Julie* in Corneilles *Horace* den heimkehrenden Bruder mit *Tigre altéré de sang* (IV,5,37) begrüsst, so ist das nicht einfach wörtlich wiederzugeben; das im tiefsten Weh um den hingemordeten Geliebten trauernde Herz der Braut wird seinem Abscheu vor dem Mörder mit deutschen Worten, die nur die Empfindung des Franzosen wiedergeben, Ausdruck schaffen müssen: das wird die einzig mögliche Uebersetzung sein; aber sie wird, meine ich, völlig genügen. Bei Voltaire wird Polyphont wiederholentlich *monstre* genannt, das überall mit *Scheusal* übersetzt wird. Geradezu komisch wird die Wirkung, wenn die begleitende Satzaussage sonst völlig nüchtern ist oder eine kalte rhetorische Reflexion enthält; dann verliert das Scheusal seinen grausigen Gehalt und wird ein blosser Ehrentitel. S. 16a. „Da kommt das Scheusal". S. 20b. „Hartherz'ge Diener des Scheusals, dessen Hand schwer auf mir liegt." S. 22b. „Am Altare steht das Scheusal, meiner harrend." Der Ausdruck ist eben zu hoch gespannt: keiner denkt dabei an einen Perseus, der eine Andromeda befreien will. S. 12b. „Den wilden Mörder einer Unzahl Opfer" kann man sich allenfalls gefallen lassen, obgleich keiner an die Unzahl glaubt; die Unzahl wird zu häufig in nüchterner Prosa missbräuchlich angewandt. — Soloecismen, untragische, unpoetische, undeutsche Ausdrucksweise: S. 6a. „Das Herrscherrecht ist hier *kein solches mehr*, | Das die Geburt als erbliches verleiht. S. 7a. „Du, dessen Los von *meiner Stellung abhängt*." S. 9a. Wo bist du geboren *worden?* S. 11b. (Der König) wird | *Ganz sicher* alle Wünsche dir erfüllen. S 11b.,7: (Ins Herz des Mörders wird mein Stahl sich senken) Und dann *sofort* auch mir das Leben rauben. S. 15a.: Woher auf einmal die *Abscheulichkeit?* S. 16b.: Verzeih, Herr, einer *ganz* verzagten Mutter. S. 18a.: *Was hör' ich da mit äusserstem Erstaunen?* S. 18b.: Ein solcher Trug muss mich *doch sehr* befremden. S. 18b.: Was redest du in deiner *Aufgeregtheit?* S. 19a.:

[2]) Die Verse sind nicht gezählt; die Seite programmquart ist in 2 Spalten geteilt, die ich mit a und b bezeichne; die von mir angezogenen Stellen sind nur nach der Spalte citiert.

Als Fürstenspross, als *dein Sohn* fühl' ich mich. S. 19a.: Lass *mindstens*, Herr, ihn selbst sein Los bestimmen. S. 20a.: Und segnet den *Tyrann*, der dir das Herz bricht. S. 21a.: Bestürmten seit der *frühsten Kindheit* mich. S. 21a.: Verwünscht der Tag, der mich geboren *sah*. S. 21a.: Lass du dein *wildes* Ungestüm mich lenken. S. 22a.: *O, meiner Sorgen teurer Gegenstand.* S. 22a.: Gieb Kraft und Mut *mir schwachen Seele* wieder. S. 23b.: In tiefem Schweigen sieht das *Volk dem zu.* S. 23b.: *Im Nu* sind umgeworfen die Altäre. S. 24b.: *Hätt'* wohl kein andrer als ein Heraklide | Vom Joch Messene zu *befrei'n vermocht.* S. 24b.: Die Stadt ist ruhig, Herrin, *zeig' dich ihr.*

Ferner Verse, die in der Form correct, dem Gedanken des Originals doch nicht gerecht werden: S. 11b.: Auf diesen Thron sollst du *dich mit ihm* setzen. S. 18a.: *Gewinn'* doch endlich *geist'ge Klarheit* wieder. S. 23a.: Man schlägt das Thor ein *vom* Palast der Fürstin; statt des französierenden Genetivs besser: *zum* Palast. S. 23b.: (Streckt) „Ihn leblos neben *seinem* Herrn zu Boden" kann Druckfehler sein für „neben seinen Herrn". — S. 22a.: sagt Aegisth: „Doch in solchem Unglück | Darf nur die Götter und *sein* Herz *man* fragen." Völlig correct: aber poetischer, weil unmittelbare Aeusserung der Meinung des Redenden: „Darf nur die Götter und *mein* Herz *ich* fragen." Ebenfalls zu matt S. 13a.: „Das ist die Frucht so vieler Mühn!" Der einfache Ausruf deckt sich im Französischen mit der Wortstellung des Aussagesatzes. In der Uebersetzung muss daraus erst ein Ausrufesatz gemacht werden; also etwa: „Und das die Frucht so vieler Mühn!". Der Rhythmus ist an einigen Stellen empfindlich verletzt. S. 6a.: Ich kenne nur die *Partei* deiner Fürsten. S. 19a.: Vor dir knie'n *in* mir seine Ahnen. (!) — Am empfindlichsten S. 6b.: Und kommt er, kann das Volk sich ihm *zuwenden.* — Auch 3b.; 14b.; 24a.

Wir kommen zum Versbau. Der fünffüssige Jambus ist an vier Stellen durch den Senar unterbrochen, durchaus nicht zum Schaden der Dichtung: S. 21b.: Von deinem Göttersitz lehr' du mich, Herakles. Ebenda: Wie ich mich rächen soll, erleuchte meinen Geist. 22a.: Erlaub'. — Zu andrer Zeit würd' euren Mahnungen. 23b.: Besorgt um Merope, stürzt eine Freundesschar.

Die Uebertragung des Alexandriners in tragischen Jamben hat offenbar viel Mühe gemacht. Neben der prägnanten Fassung des Ausdrucks erscheint darum massenhaft der Apostroph vor Consonanten, oft mit erbarmungsloser Härte, namentlich in Präteritis schwacher Verben, wo dann zu starke Consonantenhäufung eintritt. Beseitigung der Härte durch leichte Aenderung oder Umstellung wird sich an manchen Stellen sicher ermitteln lassen. So z. B. S. 12b.: *Schaff'* seiner Mutter ich *aufs* neue Thränen. Warum

nicht: *Bereit'* ich seiner Mutter *neue* Thränen? S. 3b.: Das arme Kind, das *einz'ge* mir *gеblieb'ne*, zu ändern in: das einzig mir *geblieben;* S. 16a.: *Sag'*, warum du gezögert, zu ändern in: *Sprich*, warum du gezögert. S. 18b.: *Ja*, *s'* ist mein Sohn, der einz'ge, der verschont blieb. Antithetisch zu den Anfangsworten der Rede „*Ich* bin die Mutter“, „*Er* ist mein Sohn etc.“ S. 21a.: Von Ort zu Ort *ohn' Rast* und Ruh verfolgt, zu ändern in: Von Ort zu *Orte* ruhelos verfolgt. 22a.: *Erfüll' mich* auch mit seiner Götterkraft, durch Umstellung in: Erfüll' *auch mich* mit seiner Götterkraft, und ähnliche mehr. Der Apostroph vor Consonanten ist am ehesten noch zu ertragen in der 2. Person sing. des Imperativs, obgleich er eine Härte bleibt; z. B. S. 12b.: *Gewähr'* die Gunst. 14a.: *Hör'* du mich, Eurykles; 16b.: so *teil'* doch diesen Thron; 18b.: Danach *beurteil'*, ob ich Mutter bin; 19b.: *Wähl'* zwischen Mutter oder Mitverschworener; 21b.: *Komm'*, *hol'* den Tod dir oder *schwör'* Gehorsam; sogar 22a.: *Zwing'* du zum Leben dich, *beherrsch'* dein Schicksal. Härter erscheint der Ausfall des e, sonst in der Conjugation und Declination, namentlich weiblicher Substantive auf e, wenn der Stamm schon mehrere Consonanten enthält; in solchen Fällen kann durch Umbildung des Verses Abhülfe geschaffen werden. Wie oft ist die *Liebe* in *Lieb'* gekürzt! S. 5b.: Die *Lieb'* zum Land; Ja, seine *Lieb'* zu ihr; 8a.: *Lieb'* nicht; 18b.: Meine *Lieb'* verriet mich; 16a. sogar: *Sollt'* deine *Lieb'* zum Sohn erkaltet sein? 24b.: 'S ist unsre *Lieb'*, die mehr gilt als der Ruhm, u. s. w. Ebenso 6b.: sein *Erb'* zurück; *Stimm'* 8b.; 10b.; 18b.; besonders 14b.: *Hör'* nicht die *Stimm'* des *Bluts*. 20a.: Im Namen dieses *Gotts* und deiner Ahnen. 20b.: des *Grabs*, in das ihn noch mit einem Wink. 11b.: Feste *Stütz'* führt; 9b.: (eine) *Fall'* gestellt; 11a.: Spiess*gesell'n;* 22a. sogar: Der Würfel ist *gefall'n!* Von Verbformen, zu denen auch die oben erwähnten Präterita gehören: S. 5a.: *Vergass't* du; 6a.: Ich *streb'* nach; 9b.: *irr'* geleitet; 10a.: Zeus *hab'* den Thron; 19a.: *Bestimm'* sein Los; | Für seinen Tod *wolltst* du die Meine werden; Warum, o Gott, *erhörtst* du mein Gebet? Wie 14b.: Du *wolltst* ihn töten, als du ihn nicht kanntest. 15a.: *Schützst* du; 16a.: O, *könnt' mein* Arm etc. 21b.: Was du da sagst, *könnt'* wohl in Angst mich setzen.

Ein Sonderabdruck der Uebersetzung wird nach Durchsicht des Textes sicher seine Freunde finden.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Sorel, A. *Montesquieu*, übersetzt von A. Kressner, (20. Band der „Geisteshelden", herausgegeben von A. Bettelheim). Berlin, E. Hofmann & Co., 1896. — 156 S. 8⁰ — Preis M. 2.

Diese kleine Monographie des Historikers Sorel behandelt in mustergiltiger Weise, erschöpfend und doch übersichtlich, nicht gelehrt und nicht seicht, den kühnen Verfasser der *Lettres persanes* und des *Esprit des Lois*. Während E. Faguets Aufsätze über die Hauptvertreter der Aufklärungslitteratur vornehm plaudernd über den Thatsachen thronen, als seien sie für ein *bureau d'esprit* geschrieben (*Le 18e Siècle*, *Études littéraires*, 1894, 12. Aufl.), zeichnet Sorel mit Meisterhand Lebensgang, Umgebung und Schriftstellereigenart Montesquieu's. So klar und anschaulich ist die Inhaltsskizze des *Esprit des Lois* (S. 78 ff.), dass man Brunetières Geständnis vergisst: „*Plus j'ai lu „l'Esprit des Lois", et moins j'en ai discerné le véritable objet*". (*Études critiques*, IV. 252). Im Gegensatz zu Faguet, der M. zum Verstandesmenschen stempeln möchte, erkennt Sorel sehr richtig auch ein Stückchen Künstlernatur bei seinem Helden.

Ein derartiges Werkchen war wohl einer Uebertragung ins Deutsche wert, obschon angenommen werden darf, dass Leute, die für einen Montesquieu sich interessieren, auch des Französischen genügend mächtig sind, um Sorels feinsinnige Darstellung im Original zu lesen. Der Uebersetzer, Adolf Kressner in Cassel, hat seine Aufgabe glänzend gelöst und das Göthesche Wort zu Schanden gemacht, die Uebersetzer seien „geschäftige Kuppler, die eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen". Bei peinlich genauem Lesen seiner flüssigen und schwungvollen Uebertragung fallen uns ganz vereinzelte Stellen auf, z. B. S. 121: „M. hatte sich gegen Pacht und Pächter jeder Art verächtlich ausgesprochen. Der Wunsch nach Rache drückte einem von ihnen die Feder in die Hand." Ein deutscher Leser wird schwerlich darauf kommen, was unter „Pächter" hier gemeint ist. Für „Unabsetzbarkeit der Staatsbeamten" (S. 127) dürfte wohl — das Original ist mir nicht zur Hand — zu lesen sein „der richterlichen Beamten"; sonst läge ein Versehen Sorels vor. Folgende Stelle bedarf der Feile: „Die Italiener waren ganz enthusiasmiert davon; die Engländer fanden nicht Lobes genug. Der König von Sardinien liess es seinen Sohn lesen. Der grosse Friedrich . . . . verhielt sich etwas reserviert gegenüber dem „Geiste der Gesetze" (S 124). Der Druck ist schön, die Ausstattung des Inhalts würdig. Dass die Reproduktion der herrlichen Dassier'schen Denkmünze — in meinem Rezensionsexemplar wenigstens — gründlich missglückt ist, wäre als einziger Tadel gegen das freundliche Buch vorzubringen.

Joseph Sarrazin.

Maass, A. *Allerlei provenzalischer Volksglaube nach F. Mistrals Mirèio zusammengestellt.* Berlin, C. Vogts Verlag. 1896. 64. 8.

Das elfte Heft der von E. Ebering veröffentlichten *Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie* (No. 5 der romanischen Abteilung) enthält eine Abhandlung, die auch ihrerseits das immer mehr wachsende Interesse für neuprovenzalische Dichtung in Deutschland bekundet. Sie behandelt aus Mistrals *Mirèio* alles, was sich auf den provenzalischen Volksglauben bezieht; das Legendenhafte, mit bestimmter kirchlicher Tendenz Erdichtete, woran die Provence ja gerade so überaus reich ist, ist dabei nicht mit in Betracht gezogen, und für den Zweck der Arbeit mit Recht, da dies natürlich unter wesentlich anderen Gesichtspunkten zusammengefasst werden müsste. Der Versuch auf das provenzalische Folklore, wie denn nun einmal die von den französischen Schriftstellern dieses Wissensgebietes angenommene Bezeichnung lautet, auch in Deutschland die Aufmerksamkeit mehr hinzulenken, kann im allgemeinen nur gebilligt werden. Der Verfasser bietet insofern mehr, als der Titel vermuten lässt, als er die ungemein zahlreichen, von Mistral in seinem *Tresor dóu Felibrige* angeführten volkstümlichen Sprüche, Wetterregeln, sagenhaften Erinnerungen u. s. w. in erster Reihe zur Erläuterung benutzt, dann aber auch die volkstümlichen Traditionen und Gebräuche anderer Länder zur Vergleichung herbeizieht, neben den andern romanischen Gauen Frankreichs auch die Bretagne und das Baskenland, sonst vor allem Deutschland, gelegentlich auch England, Schottland, Belgien u. a. Man sieht auch hierbei wieder, welch unerschöpfliche Fundgrube Mistrals Tresor, wie in sprachlichen Dingen, so in allem Sachlichen ist, was sich auf die Provence bezieht, und man kann dem Verfasser Dank wissen, dass er einen Teil dieses Schatzes gehoben und durch Zusammenstellung übersichtlicher gemacht hat.

Anzuerkennen ist, dass sich der Verfasser begnügt hat, die entsprechenden Thatsachen aus der Provence und den anderen Ländern einfach nebeneinander zu stellen und sich auf Erörterungen über Wahrscheinlichkeit des Entstehungsortes der Volksanschauung und die Art der Uebertragung nicht einzulassen. Soweit anderswo solche Versuche gemacht sind, fehlt ihnen fast immer der sichere Boden, und überhaupt sind doch im ganzen westlichen und mittleren Europa die natürlichen Verhältnisse der Länder und die Grundbedingungen des Volkslebens nicht so verschieden, dass sich nicht auch in räumlich entfernten Gegenden dieselbe volkstümliche Anschauung von Naturerscheinungen, dieselben Sitten und Gebräuche bilden könnten. Aus demselben Grunde darf man ja auch nicht die Gleichmässigkeit

solcher Anschauungen und Gewohnheiten ohne weiteres aus Bewahren und Vererben des alten, von Ursprung an allen indogermanischen Völkern gemeinsamen Schatzes an Folklore erklären; in Südfrankreich ganz besonders bedenklich, wo das Volk der Basken, dessen Zugehörigkeit zu dem arischen Stamme doch immer noch für höchst unwahrscheinlich gelten muss, sich in seinen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen mit der romanisch-keltischen Bevölkerung so vielfach berührt. Die poetische Gestaltungskraft des Volksgeistes hat eben überall und zu allen Zeiten Neues erschaffen und das Ueberkommene umgestaltet, und gleiche Bedingungen mussten Gleiches ergeben. In beiden Beziehungen hat der Verfasser das Richtige getroffen und es überall vermieden, unbegründete oder schwer nachzuweisende Behauptungen aufzustellen; er berichtet die Thatsachen, wie er sie bei Mistral einerseits und in den zur Vergleichung herangezogenen Quellen andererseits gefunden hat und überlässt es dem Leser selbst, Schlüsse zu machen. So wird man dem Verfasser gegen L. Shaineanu *Rom.* XVIII. 107—127 recht geben, wenn er es nicht für nötig hält, die Uebertragung durch Handelsverkehr herbeizuziehen, um das Vorkommen der Sage vom Austausch der Tage beim Uebergang von einem Monat zum andern auch für Schottland zu erklären. Der für Landwirtschaft und Hirtenleben so verderbliche Kälte-Rückschlag im Frühling ist schon zeitig vom Volke, so gut wie am Mittelmeer, in den andern europäischen Ländern beobachtet worden; natürlich tritt dieser Rückschlag je nach der geographischen Lage der Länder in verschiedenen Monaten ein, und so werden uns diese Angaben in verschiedenartiger Gestaltung entgegen treten. Dabei darf man ganz im allgemeinen bei diesen Wettersagen und Wetterregeln nicht übersehen, dass dieselben, soweit sie alten Ursprungs sind, sich auf den noch nicht reformierten Kalender beziehen und demgemäss sich ihre Angaben und Vorschriften nicht immer mit den heute für den betreffenden Monat beobachteten Thatsachen genau decken. —

Ein anderes wäre es, festzustellen, was von allen diesen in der Mirèio sich vorfindenden sagenartigen und volkstümlichen Elementen unmittelbar aus der Volkstradition geschöpft und was von der Phantasie des Dichters umgestaltet und erweitert ist. Darüber könnte natürlich nur Mistral selbst Auskunft erteilen, und bei ihm sind Sammler und Dichter so zu einer Einheit verbunden, dass es ihm selbst schwer werden würde anzugeben, was im Einzelnen etwa seine eigene Auffassung und Zuthat wäre. Man hätte nur die Möglichkeit, im Volke selbst zu forschen, wobei uns Deutschen neben der räumlichen Entfernung sprachliche Schwierigkeiten hemmend in den Weg treten würden, da man dazu die südfranzösischen Volksidiome in hohem Masse beherrschen müsste; oder man muss

feststellen, was von diesen Elementen sich schon vor Mistrals Mirèio irgendwie litterarisch nachweisen lässt. Und hierzu hat der Verfasser durch Benutzung von Sammlungen, die vor der Mirèio erschienen sind und durch seine Angaben über Vorkommen der betreffenden Sagen und Gebräuche in den verschiedensten Gebieten Südfrankreichs den Anfang gemacht.

Ganz besonders wichtig würde es sein nachzuweisen, was davon schon in der altprovenzalischen Litteratur sich vorfindet. Schon Diez hat darüber einige anregende Bemerkungen gemacht; zu p. 37, wo von der Weihnachtsfeier und im Anschluss daran von der *vertu devinarello* der Kerzen die Rede ist, kann man an die Bedeutung erinnern, die das allgemein geglaubte, wunderbare Aufflammen der Kerzen auf dem heiligen Grabe am Ostersonnabend durch göttliches Feuer für die Zeit der Kreuzzüge hatte und wie Bertran de Born 30. 8. Ausg. von Stimming (*lo saintz focs i deissen*) gerade dies Wunder benutzt, um die Provenzalen zur Beteiligung an dem Kreuzzuge zu entflammen. Auch der sagenhafte *arbre sec*, der mit der Welt erschaffen, bei der Kreuzigung Christi vertrocknete, aber bei der Befreiung des heiligen Landes wieder grüne Blätter zeigen wird, gehört zu diesem (cf. Bertran de Born. 4. 42.); so auch das rollende Rad der Glücksgöttin it. 29: *la rodas vai viram en aquert mon* und sonst häufig im Altprovenzalischen und Altfranzösischen cf. die Citate bei Stimming l. c., der auch auf Littré unter *roue* verweist. Natürlich wird hierbei kirchlich Gefärbtes und aus dem klassischen Altertum Uebernommenes sich mannigfach finden. Sammlungen sprichwörtlicher Redensarten könnten hier viel zur Vorarbeit leisten; doch müssten sie freilich im Einzelnen sorgfältiger durchgearbeitet sein, als die von Peretz und Cugion.

In die Angaben über die benutzte Litteratur hat Maass die Zeitschriften über Folklore nicht aufgenommen. Er hat aber die *Revue des traditions populaires* viel und in richtiger Weise benutzt, wie vielfache Citate beweisen; ebenso findet sich auch die andere Revue für *mythologie littérature populaire tradition et usages*, die von H. Gaidoz und E. Rolland 1878 gegründete *Mélusine* mehrfach citiert, die nach langer Pause seit 1884 wieder regelmässig erscheint. Natürlich wird der Verfasser, wenn er, was nach dieser Veröffentlichung wünschenswert erscheint, seine Studien auf dem Gebiete des Volksglaubens und der Volkssitten, und im besonderen des Volksglaubens und der Volkssitten der Provence, weiter ausdehnt, in der schon sehr umfangreichen Litteratur dieses Wissenszweiges noch reiches Material zur Vergleichung finden, so vor allem in den Publicationen des Hauses Maisonneuve et Cie.: *Les littératures populaires de toutes les nations*, die in Männern wie Paul Sébillot, F. M. Luzel, J. F. Bladé, Jean Fleury, E. Rolland

J. Vinson, Mitarbeiter haben, die zu den competentesten Gelehrten dieser Wissenschaft gehören.

Eine Schlussbemerkung wäre die, dass der Verfasser bei etwaigen weiteren Veröffentlichungen aus dem Bereiche des Volksglaubens auf neuprovenzalischem Sprachboden den neuprovenzalischen Citaten besser französische Uebersetzung mitgiebt. Man muss doch darauf Rücksicht nehmen, dass gerade Arbeiten dieses Inhalts nicht sowohl von dem engeren Kreise der Provenzalisten, die doch meist sprachwissenschaftliche oder litterarische Interessen haben, sondern von den weiteren Kreisen derjenigen gelesen und ev. benutzt werden, die sich mit der Erforschung der volkstümlichen Traditionen in den verschiedensten Sprachgebieten beschäftigen und die doch nicht alle besondere Studien für das Neuprovenzalische gemacht haben. Für Mirèio selbst kann sich ja jeder aus der französischen Uebersetzung, die Mistral dem Gedicht mitgegeben, oder aus der vortrefflichen deutschen Uebersetzung von Bertuch ausreichendes Verständnis verschaffen. Wer aber weiterhin die neuprovenzalische Litteratur, vor allem auch die Almanache und Zeitschriften Südfrankreichs, nach den Gesichtspunkten der vorliegenden Arbeit durchforscht, wird bei Anführungen in diesen Idiomen wohl gut thun, dem Verständnis auch eines weiteren Leserkreises in gedachter Weise entgegen zu kommen.

So kann die Arbeit als ihrem Zweck entsprechend empfohlen werden, und Mistral selbst, der in seiner freundlichen Art dem Verfasser über einige Punkte brieflich Auskunft erteilt hat, wird seine Freude haben, wenn er in den Litteraturverzeichnissen, wie sie die Zeitschriften des Feliberbundes zusammenstellen über alles, was in südfranzösischen Dialekten oder über Land und Volk Südfrankreichs veröffentlicht wird, den Titel dieser Schrift erblicken wird. Ihm ist es ja immer ein Herzenswunsch gewesen, nach Kräften dazu beizutragen, dass der ererbte Schatz an Sagen und Gebräuchen dem provenzalischen Volke nicht verloren gehe, und gerade in der Mirèio hat er aus dem Grunde die einfache Erzählung so arabeskenartig mit alten Volkstraditionen geschmückt und umrahmt, weil er so am besten diesen wertvollen Besitz dem Volke lebendig zu erhalten hoffte. Merkwürdiger Weise hält er auch heute noch an der Ansicht fest, dass diese Fülle von Beziehungen auf Volksglauben und Sagenschatz der Provence ein besonderer Vorzug des Gedichts sei, während unbefangenes Urteil ihm sagen wird, dass er dichterische Kraft genug bewiesen hat, um die Erzählung von Vincenz und Mirèio auch in ihrer anspruchslosen Eigenart ergreifend zu gestalten; er würde sicher besser gethan haben, wie Berichterstatter es schon XV [2] p. 109 dieser *Zeitschrift* ausgesprochen hat, wenn er diesen Sagenschatz in kleineren Ge-

dichten selbständig behandelt hätte. Um so willkommener wird es für den Dichter sein, dass Sage und Volksglaube der Provence auch im Auslande immer mehr gewürdigt werden, und dazu wird die angezeigte Schrift in angemessener Weise beitragen.

BERLIN. BERNHARD SCHNEIDER.

Goetz, Georg, *Ueber Dunkel- und Geheimsprachen im späten und mittelalterlichen Latein* [Sonderabdruck aus den Berichten der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Sitzung vom 2. Mai 1896]. 30 S. 8°.

Der Ausdruck Geheimsprache ist verständlich. Aber was der Verfasser unter Dunkelsprachen versteht, wird der Leser nicht sofort erraten können. Gewählt ist diese Bezeichnung offenbar nach der Lehre der griechisch-römischen Rhetorik, die Deutlichkeit der Darstellung verlangte und Dunkelheit meist als Fehler verwarf, namentlich wenn sie nicht durch stilistische und rhetorische, sondern durch lexikalische Mittel bewirkt wurde, also durch den Gebrauch veralteter, fremder, neu gebildeter Wörter. Massvolle Anwendung solcher Wörter findet sich wohl bei den meisten römischen Schriftstellern, auch der klassischen Zeit. Erst das Uebermass ungewöhnlicher Wörter, das sich seit dem 2. Jahrhundert bei archaisierenden Schriftstellern wie Fronto breit machte, führte zur Dunkelsprache, wenn man diese Benennung zulassen will. Man machte sich Auszüge aus den Schriftstellern weit zurückliegender Zeiten wie Plautus und brachte solche Ausdrücke in bunter Mischung mit der modernen Sprache an. Die *praefatio* der sogenannten Anthologie im codex Salmasianus (*Anthologia lat.*, ed. ² Riese p. 82) besteht fast nur aus archaischen Wörtern, die den Placidusglossen entnommen sind. Ihre Erklärung, zu der Goetz Beiträge giebt, ist noch nicht ganz gelungen. Die Afrikaner neigen besonders nach dieser Seite. Aber auch für Spanien ist im Gedichte des Westgotenkönigs Sisebut ein Beispiel vorhanden. Stark verbreitet war die Sitte in Frankreich. Schon Sidonius Apollinaris bezeugt es und aus der Merowingerzeit haben wir bei Aethicus Ister viele Belege. Die bei ihm zweimal überlieferte Form *gignarus* findet sich auch in dem arabisch-lateinischen Glossare (ed. Vulcanius S. 705) *gignarus*: *delirus*. Goetz hält sie für eine alte Corruptel. Wahrscheinlicher dünkt mir eine lautliche Erklärung. In dem 3. Buche des Gedichtes *de bellis Parisiacae urbis* von Abbo von St. Germain sind die nur aus Glossaren bekannten Wörter sehr zahlreich, wie das rätselhafte *abaso* = *infirma domus*; *buteo* = *adulescens*; *aprilax* wie *apricitas* = *calor*; *appodix* = *socia* (für *appendix*, aber lautlich zu erklären, nicht mit

Goetz „corrupt"). Am deutlichsten für den Zustand im Frankenreiche spricht der Brief des Erzbischofs Hinkmar von Reims (845 bis 882), in dem er dem Bischof Hinkmar von Laon geradezu den Gebrauch entlegener, aus Glossaren zusammengesuchter Wörter verweist, zu denen auch reichlich Fremdwörter kamen, *graeca*, *hebraica*, „*et interdum Scotica et alia barbara*". Ein Denkmal glossematischen Lateins ist ferner das *Polipticum* des Atto von Vercelli (924—961), eine politische Satire, in 2 Fassungen überliefert, davon die eine, in der Wortstellung mehr romanisch als lateinisch, durch Erklärungen über und neben dem Texte erst verständlich wird. Zur Probe wird ein Kapitel daraus mitgeteilt. Aus England haben wir in diesem Latein die Vorrede der *Panormia* Osberns von Gloucester im 12. Jahrhundert. Der Text ist abgedruckt. Die einzelnen Wörter werden durch übergeschriebene gewöhnliche Ausdrücke, in manchen Handschriften französisch, erklärt. Hierher gehören auch die sogenannten *Hisperica famina* (= westländische = lateinische Rede) mit ihren Fremdwörtern z. B. hebräisch *iduma* = *manus*, Neubildungen z. B. *uernia* = *laetitia*, Irrtümern z. B. *obello* = *avello* = *duello*. Spuren vom Gebrauche solchen Lateins finden sich bis auf die Humanistenzeit herab, auch bei Schulschriftstellern. Die Frage, ob und wieweit es auch in den romanischen Sprachen zu erkennen ist, berührt Goetz nicht. Aber sie könnte eine Untersuchung wohl lohnen. Die Schulsprache ist kein unwichtiger Faktor im Sprachleben, wie Kluge's Forschungen über die deutsche Studentensprache deutlich gezeigt haben.

Während die genannten Erscheinungen noch Latein, wenn auch oft absonderlicher Art, bieten, so sind ganz andere Gebilde und wirklich Geheimsprache gewisse Erzeugnisse spielender Laune. Ueber diese erfahren wir am meisten aus den Schriften des Grammatikers Virgilius. Zu ihnen gehört auch die lingua ignota der Aebtissin Hildegard, lateinisch und althochdeutsch glossiert (z. B. *inimois homo meinscho; iur uir man*, u. a.) zuletzt von Steinmeyer im 3. Bande der *althochdeutschen Glossen* (S. 390 ff.) herausgegeben: einzelne Deutungen werden beigebracht.

GIESSEN. G. GUNDERMANN.

Jeanjaquet, Jules. *Recherches sur l'origine de la conjonction „que" et des formes romanes équivalentes.* Züricher Doctordissertation 1894. Paris, H. Welter; Leipzig, G. Fock; Neuchâtel, Attinger Frères. 99 SS. 8.

Trüge diese Dissertation nicht die Bezeichnung „Thèse" auf ihrem Titelblatte, und wäre ihr nicht ein curriculum vitae

beigefügt, aus welchem man ersieht, dass ihr Verfasser im Jahre 1867 geboren ist, so könnte man sie für das ausgereifte Werk eines in syntaktischer Forschung ergrauten Romanisten halten und noch dazu eines Romanisten, der zugleich auch in indogermanischer Sprachvergleichung wohl bewandert und sprachliche Forschungen von psychologischen Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu erklären gewohnt ist. Alle Achtung vor dem jungen Gelehrten, der eine so meisterliche Arbeit verfasst hat! Mögen die hochgespannten Erwartungen, zu denen seine Erstlingsschrift berechtigt, in vollem Masse sich erfüllen!

Eine eingehende Besprechung dieser Dissertation würde den Rahmen unserer, der französischen Philologie gewidmeten Zeitschrift überschreiten. Denn Herr Jeanjaquet verfolgt die Geschichte von *que* und der diesem gleichwertigen Conjunctionen wirklich durch alle romanischen Sprachen hindurch und bekundet dabei auf dem Gebiete jeder Einzelsprache tüchtigste Sachkenntnis, sogar auf rumänischem Gebiete, auf welchem so manche sonst bewährte Romanisten nur unsicher und oft fehltretend sich bewegen. Seine Arbeit ist demnach ein Beitrag, ein höchst wertvoller Beitrag zur allgemein romanischen, nicht etwa vorwiegend nur zur französischen Syntax.

Ich begnüge mich mit einigen wenigen das Französische angehenden Bemerkungen.

Eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale, durch welches in syntaktischer Hinsicht das spätere Latein sich abhebt von der classischen Sprache und überhaupt von der Sprache der früheren Zeit, ist die weite Ausdehnung des Gebrauches der (im classischen Latein im Wesentlichen auf die Einleitung von causalen und explicativen Sätzen beschränkten) Conjunction *quod*: dieses *quod* (und daneben *quia*) verdrängt im Laufe der Zeit die Construction des Accus. c. inf., das zur Einleitung der von den Verben des Wollens abhängigen Sätze dienende *ut*, das consecutive (und mittelbar auch das finale) *ut*, *quin* nach *non dubito* u. dergl., *quominus* nach bestimmten Verben, endlich das temporale *cum*.[1]) So vollzieht sich eine Vereinfachung der Satzverbindung, welche in schärfstem Gegensatze steht zu der im Schriftlatein herrschenden Mannigfaltigkeit.

Im Französischen erscheint an Stelle des zur herrschenden Satzpartikel gewordenen *quod* die Conjunction *que*, ebenso im Italienischen *che*, im Span. *que* etc.

Es liegt nahe *que* = *quod* anzusetzen, zumal da im Altfranzösischen vor Vocalen auch *qued* sich findet (ebenso im Alt-

---

[1]) Ueber die Erklärung dieses Vorganges wird weiter unten gehandelt werden.

italienischen *ched*): es würde eben (zunächst nur vor consonantischem Anlaute) das *d* geschwunden sein (vergl. *ad* > *à*, *apud* > *od*, *ot* > *o*) und *o* würde Schwächung zu *e* erlitten haben. Bis jetzt hat man wohl auch so ziemlich allgemein — obwohl allerdings, und das ist recht bemerkenswert, Diez anderer Ansicht war, (er setzte *que* = *quid* an, freilich nur vermutungsweise, *Gramm.* II[3] 487) — an die Identität des *que* mit *quod* geglaubt; bereitwillig ist allerdings zuzugeben, dass es eben nur mehr ein Glaube, als eine auf ein Forschungsergebnis sich stützende Ueberzeugung war.

Jeanjaquet widerspricht der üblichen Annahme, darauf sich berufend, dass *quod* im Italienischen **co,* im ältesten Französisch ebenfalls **quo*, bezw. **co* hätte ergeben müssen, denn *[il]lu[m]* > italienischem, altfranzösischem *lo.* Er weist in Folge dessen *quod* als Grundwort für das italienische *che*, französisch *que* zurück und stellt statt dessen als solches den Acc. Sg. Masc. *que[m]* auf, welcher zunächst die übrigen Formen des Relativs (ausgenommen im Französischen den Nom. Sg. Masc. *qui*) verdrängt und sodann allgemach auch die Function der aus *quod* entstandenen (also ihrem Ursprunge nach relativen) Satzpartikel **quo*, **co* übernommen habe.

Dieser Annahme glaube ich trotz der scharfsinnigen Begründung, welche J. ihr zu geben versucht hat, doch mit aller Entschiedenheit widersprechen zu müssen.

Die Gleichung *[il]lu[m]* > *lo* = *quo[d]* > *quo, co* ist an sich freilich ganz richtig: lautlich konnte aus *quod* wirklich zunächst nur *quo, co* (nicht aber *que*, *che*) entstehen, dagegen ist gar nichts einzuwenden. Aber im Französischen wurde altes *lo* ganz lautregelmässig zu *le,* ebenso wurde altes *quo* zu *que.* Nur freilich vollzog sich die Entwickelung *quo* > *que* früher, als die von *lo* > *le*, so dass *quo* bereits beseitigt war, als *lo* noch fortbestand. Diese Verschiedenheit erklärt sich leicht daraus, dass *quo* von der aus *quam* entstandenen Comparativpartikel *que* angezogen wurde. Nun freilich kann man behaupten wollen, dass *quam* überhaupt im Französischen nicht fortgelebt habe, sondern ebenfalls durch *que[m]* verdrängt worden sei, denn da *[il]la[m]* bis auf den heutigen Tag als *la* (nicht als **le*) fortlebt, so könnte man daraus den Schluss ziehen, dass *quam*, wenn es sich erhalten hätte, als **qua* sich hätte erhalten müssen. Dagegen muss aber eingewandt werden, dass die Erhaltung des *a* in *la* einen Ausnahmefall darstellt, der sich (ebenso wie der Fortbestand des *a* in *ma*, *ta*, *sa*, Formen, die übrigens Analogiebildungen zu *la* sind) aus dem proklitischen Gebrauche von *la* erklärt: *la* verschmolz sowohl als Artikel wie als Personale mit dem nachfolgenden Worte zu einer Lauteinheit, bildete die tieftonige Anlautssylbe dieses Wortes (z. B. *la terre* > *latérre*), in solcher Stellung aber kann (nicht muss) *a* im Französischen sich be-

haupten (vgl. *laver, l'ami* etc., vergl. auch *amer* mit *la mer* = *lamer*). Die Partikel *quam* ist allerdings gleichfalls proklitisch, aber, da sie nicht, wie der Artikel und das Personale *la* die syntaktische Function eines (einerseits das Genus und den Numerus, andrerseits die Objectsbeziehung bezeichnenden) Präfixes erhielt, so verwuchs sie nicht mit dem ihr nachfolgenden Worte zu einer Einheit, wurde nicht (wie *la* z. B. in *latérre* = *la terre*) Anlautssylbe, und eben in Folge besass das *a* in *qua[m]* nicht die Möglichkeit der Erhaltung.

Ich nehme also an: 1) dass die französische Conjunction *que* = *quo[d]* ist; 2) dass der Wandel von *o* zu *e* in *que* aus *quo[d]* aus Anlehnung von *quo* an *que* aus *quam* sich erklärt.

Anders liegt die Sache im Italienischen. In dieser Sprache lässt die Comparativpartikel *che* sich nicht auf *quam* zurückführen, denn das Italienische kennt keine Schwächung des tonlosen *a* zu *e*: *quam* konnte also nur *ca* werden. Folglich konnte *co* aus *quo[d]* an ein *che* aus *quam* sich nicht anlehnen, es ist vielmehr *ca* aus *qua[m]* durch *che* aus *quo[d]* verdrängt worden. Wenn aber lautregelwidrig *che* für *co* aus *quo[d]* eintrat, so beruht dies auf Anlehnung des *co* an *e* = *(e)d*, *et*: *et* ist die gebräuchlichste aller Conjunctionen, nicht auffällig also kann es sein, dass durch ihren Einfluss die nächst ihr gebräuchlichste, nämlich *quo[d]*, umgestaltet worden ist. Also *et* > *ed*, darnach *quod* > *ched*, vor Cons. *e[t]* > *e*, darnach *che[d]* > *che*.

Als beweisend für die angegebenen Entwickelungen betrachte ich die altfranzösischen, altitalienischen Formen *qued*, *ched*, die meiner Ueberzeugung nach nur = *quod* angesetzt werden können. Jeanjaquet freilich meint, dass *que*, *che* (aus *quem*) in Anlehnung an *ad*, *ed* und (im Französischen an) *od* (= *apud*) vor vocalischem Anlaute ein *d* angenommen habe, aber wer möchte das glauben? Denkbar wäre dies höchstens dann, wenn das Altfranzösische und das Altitalienische in der Prosarede besonders hiatusscheu gewesen wären, aber das war ja durchaus nicht der Fall. Auch liess sich der Hiatus sehr einfach (und dies ist ja thatsächlich geschehen) durch Elision des *e* vermeiden. Nein, es kann, meine ich, gar nicht zweifelhaft sein, dass die lateinische Conjunction *quod* als *ched*, *qued* vor Vocalen, als *che*, *que* vor Consonanten in das Italienische und in das Französische eingetreten ist (ebenso auch in die übrigen romanischen Sprachen, abgesehen davon, dass in diesen *qued* nicht mehr nachgewiesen werden kann).

Und noch Eins. Nach Jeanjaquet soll die im Spätlatein an Stelle von *ut* etc. getretene Conjunction *quod* durch die masculine Relativform *que[m]* verdrängt worden sein. Aber warum in aller Welt konnte denn *quod* nicht bleiben? Es ist ja auch nicht der

Schatten eines sei es lautlichen oder begrifflichen Grundes abzusehen, weshalb es habe schwinden müssen oder auch nur habe schwinden können. Höchstens lässt sich sagen, das Nebeneinanderbestehen des Relativs *que* (*che*) und der Conjunction *quo* (*co*) sei als lästig empfunden und deshalb allgemach *que* (*che*) auch für *quo* (*co*) gebraucht worden. Aber wenn die Sprache in diesem Falle nach Vereinfachung gestrebt hätte, würde da nicht vielmehr *que* (*che*) = *quem* beseitigt, *quo* (*co*) = *quod* aber beibehalten worden sein? Die Conjunction war ja im ältesten Romanisch ein häufiger gebrauchtes Wort, als das Relativ (man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man z. B. die Artikel *que* und *qui* in Stengel's Wörterbuch zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern durchsieht). Das älteste Romanisch ist, wie jede litterarisch noch nicht ausgebildete Sprache, der Anwendung des Relativs abgeneigt (daher auch die verhältnismässig häufige „Auslassung" [dieser Ausdruck ist ebenso falsch, wie er üblich ist, doch darauf kann hier nicht eingegangen werden] des Relativs in altromanischen Schriftwerken), dagegen sehr geneigt zu der rein äusserlichen und formalistischen Satzverbindung (man möchte lieber sagen: Satzanschiebung) mittelst der Conjunction *que*. Und übrigens auch in den neuromanischen Sprachen überwiegt der Gebrauch der Conjunction *que* (*che*) wohl erheblich denjenigen des Relativs *que* (*che*), weil eben die Conjunction einer vielseitigeren Verwendung fähig ist.

Zu alledem ist noch eins zu bedenken. Nach Jeanjaquet's Annahme ist durch das Masc. *quem* nicht nur das Fem. *quam* (*quae*), sondern auch das Neutr. *quod* verdrängt worden. Die heikle Frage, wie es in Wirklichkeit mit dem Fem. sich verhält, mag hier unerörtert bleiben. Nur eine Bemerkung bezüglich des Neutrums werde gemacht. Da das neutrale Demonstrativ (*ecce* + *hoc* = *ciò*, *ço*) sich erhalten hat, so ist a priori anzunehmen, dass auch sein Correlat, das neutrale Relativ, also *quod*, sich erhalten habe, freilich lautlich zusammenfallend mit der (ursprünglich ja damit identischen) Conjunction *quod*. Es wäre überaus seltsam, wenn das neutrale Relativ geschwunden, das neutrale Demonstrativ aber verblieben wäre. Ohne zwingende Notwendigkeit darf man eine solche Unfolgerichtigkeit in der Sprachentwickelung nicht annehmen.

Also: es scheint, dass Jeanjaquet's Hypothese, wonach die Conjunction *que* (*che*) = *que[m]* sein soll, abzuweisen, und dass die Annahme, wonach die Conjunction *que* auf lateinisch *quod* zurückgeht, beizubehalten, bezw. für ausreichend begründet zu erachten sei. Wenn dem so ist, so hat das Romanische auch in der in Rede stehenden Beziehung, wie in so vielen anderen, den spätlateinischen Sprachstand beibehalten, hat nicht *quo[d]* mit *que[m]* vertauscht.

Und nun werde noch einmal zurückgekehrt auf den Ausgangs-

punkt der Untersuchung Jeanjaquets, auf das Eintreten der Conjunction im späteren, bezw. im späten Latein an Stelle des Accus. c. inf., der Conjunctionen *ut*, *quin*, *quominus*, *cum* temp. Wie erklärt sich diese Erscheinung? Eine ausreichende Antwort auf diese Frage lässt sich freilich nur auf Grund einer eingehenden Untersuchung geben, welche tief eingreifen würde in die Urgeschichte des Satzbaues überhaupt und des lateinischen Satzbaues im Besonderen. Dies zu thun, muss ich mir hier selbsverständlich versagen, aber ich erlaube mir, wenigstens einige Andeutungen zu geben, selbst auf die Gefahr hin, dass dieselben ihrer Kürze wegen missverstanden werden könnten.

Jeanjaquet scheint in der während der spätrömischen Zeit immer wachsenden Ausdehnung des Gebrauches von *quod* im Wesentlichen einen Vorgang syntaktischer Angleichung zu erblicken: der Construction der Verben des Affects sollen sich — in Folge begrifflicher Verwandtschaft — die Verben des Wollens, sowie die des Sagens und Denkens angeglichen haben, so dass der Typus *gaudeo quod venit* ein *volo quod veniat* und ein *scio quod veniet* nach sich gezogen haben würde; nebenbei sollen auch Constructionen nach den Typen *scio hoc quod veniet* und *quod veniet*, *scio* die Ausbreitung von *quod* befördert haben. Darin liegt unleugbar viel Wahres enthalten, aber eine zulängliche Erklärung der Sache wird damit gleichwohl nicht gegeben, sondern nur eine, um so zu sagen, vorläufige Erklärung. Denn man muss doch sofort die weitere Frage stellen: wie kam es denn, dass gerade die *quod*-Construction (und nicht etwa die ursprünglich weit üblichere *ut*-Construction) eine derartige Anziehungskraft ausübte? Damit erst wird der Kernpunkt der Sache getroffen.

Die lateinische Schriftsprache und auch die lateinische Umgangssprache (das Volkslatein im Sinne von *sermo cottidianus*, nicht einseitig in dem von *sermo plebeius*) besass eine sehr ausgebildete Satzhypotaxe und zugleich zahlreiche und verschiedenartige Mittel zur Verbindung des untergeordneten mit dem ihm übergeordneten Satze. Mehrfache Verhältnisse mussten nun in die Sprachentwickelung das Streben nach Vereinfachung des complicierten und deshalb für die Praxis schwer handlichen Satzverbindungssystemes hineintragen. Es waren dieselben Verhältnisse, welche auch den Anstoss zur Vereinfachung des Formensystemes (Declination und Conjugation) gaben. Bezüglich der Satzhypotaxe musste das Streben nach Vereinfachung sich zunächst und zumeist auf Beseitigung der Vielheit der subordinierenden Constructionen (Accus. c. inf., Nom. c. inf. etc.) und Conjunctionen richten oder, anders ausgedrückt, auf Einführung einer in möglichst weitem Umfange verwendbaren subordinierenden Partikel.

Die einfachste Weise, die begriffliche Abhängigkeit eines

Satzes von einem anderen zum Ausdruck zu bringen, besteht (in den indogermanischen Sprachen) darin, dass mittelst eines Pronomens entweder in dem sogenannten Hauptsatze auf den sogenannten Nebensatz oder in diesem auf jenen hingedeutet (sei es vor- oder zurückgedeutet) wird. Dieses „deiktische“ Verfahren, durch welches zwei Sätze auf eine ebenso einfache wie zugleich auch feste Art mit einander gleichsam vernietet oder verkettet werden, ist in seiner Anwendung sehr bequem und leicht. Daher bedienen sich seiner sowohl Völker, welche, weil noch auf niederer Stufe geistiger Ausbildung stehend, compliciertere Denkoperationen noch nicht durchführen und eben deshalb auch verwickeltere Satzfügungen nicht handhaben können, als auch Völker, welche, weil zu hoher Cultur gelangt, dazu gedrängt werden, ihrer Sprache eine thunlichst einfache Form zu geben, damit sie ein gefügiges, in seiner Handhabung keine Umständlichkeit erforderndes Werkzeug des Gedankenausdruckes sei. *Les extrêmes se touchent:* geistig wenig und geistig hoch entwickelte Völker haben gleich einfachen Satzbau; verwickelter, schwieriger Satzbau hat nur statt auf, um so zu sagen, mittleren Culturstufen[1]) oder auch in Sprachen, welche in hohem Grade gelehrte Beeinflussung erfahren haben und in Folge dessen bis zu einem gewissen Grade künstlich (d. h. hier grammatisch, systematisch, schulmässig) ausgebildet, dabei unter Umständen auch verbildet, vielleicht auch einer anderen Sprache nachgebildet worden sind.

Das „deiktische“ Verfahren der Satzunterordnung kann mittelst des Demonstrativs oder mittelst des Relativs[2]) geübt werden. Demonstrativ ist z. B. die Satzunterordnung in *ich weiss das: er kommt*, woraus *ich weiss, dass er kommt*; relativ ist sie z. B. in *gaudeo, quod venit.*

---

[1]) Dem widerspricht keineswegs die Thatsache, dass der Satzbau der Sprache mancher niedrig stehenden Völker (Neger, Indianer etc.) uns sehr verwickelt, schwierig und künstlich zu sein scheint. Wir gewinnen diesen Eindruck nur um deswillen, weil es naturgemäss uns sehr schwerfällt, uns in die von der unseren ganz abweichende Denkform, welche jenen Sprachen zu Grunde liegt, hineinzudenken.

[2]) Nicht unwichtig ist es, hierbei zu bemerken, dass die in den indogermanischen Sprachen vorhandenen Relativpronomina auf Stämmen beruhen, welche ursprünglich demonstrative oder aber interrogative Function besassen. Das lateinische Relativ ist ein ursprüngliches Interrogativ. Die Möglichkeit des Uebertrittes eines Pronominalstammes aus der interrogativen in die relative Function erklärt sich dadurch, dass das Interrogativum immer Bezug nimmt auf einen von dem Fragenden vorausgesetzten Substanzbegriff, insofern also zurückdeutende Kraft besitzt: wenn ich z. B. Jemanden frage „wen hast du gesehen?“, so setze ich voraus, dass der Gefragte irgend eine Person gesehen habe, und eben auf diesen der Frage vorausliegenden Begriff bezieht sich „wen“.

Demonstrativ ist das „deiktische“ Verfahren in den germanischen Sprachen: in diesen ist das neutrale Demonstrativ zur vorherrschenden Subordinationspartikel geworden.

Im Lateinischen zeigt sich, soweit als wir es zurückverfolgen können, eine grosse Vorliebe für die relative (ursprünglich interrogative) Satzunterordnung[3]). Denn nicht nur wird das Relativpronomen sehr ausgiebig angewandt — bekanntlich auch zur Verbindung von Sätzen, welche nach unserer deutschen Auffassung, weil sie durch Satzpause (Punkt) getrennt sind, in parataktischem Verhältnisse zu einander stehen —, sondern es sind auch zahlreiche Conjunktionen relativen Ursprunges vorhanden (*quod*, *quo*, *qua*, *quia*, *quin*, dazu Verbindungen, wie *qua re*, *quam ob rem* u. dergl.). Unter denselben aber war *quod* die, so zu sagen, farbloseste, eben darum auch die bequemste und verwendbarste Partikel.[4])

So wird es begreiflich, dass, als im Latein das Streben nach thunlichster Vereinfachung und damit Erleichterung der Satzunterordnung wirksam zu werden begann, *quod* mehr und mehr zur vorherrschenden Subordinationspartikel geworden ist. Die romanischen Sprachen haben diese Form der „deiktischen“ Satzunterordnung beibehalten, sie aber vielfach, namentlich in älterer Zeit, mit der demonstrativen Form verbunden, man denke z. B. an französisch *parce que*, altfranzösisch (und auch im älteren Neufranzösisch noch üblich) *pour ce que*, italienisch *acciocchè*, *perciocchè* etc. etc. — —

Unter den speciell auf das Französische bezüglichen Bemerkungen Jeanjaquets sind namentlich diejenigen über *car* (p. 83 ff.) sehr feinsinnig und beachtenswert. Ich nehme vielleicht später einmal Gelegenheit, sie eingehend zu besprechen.

KIEL. G. KÖRTING.

---

[3]) Auch die Satzbeiordnung kann im Lateinischen relativisch vollzogen werden, denn das copulative *-que* gehört zum Relativstamm, ebenso — was zu bemerken gleichfalls wichtig ist — das verallgemeinernde *-que* (in *quisque* u. dergl.).

[4]) Zur Erklärung sei Folgendes bemerkt: *quod*, d. i. *quo-d*, kann allerdings als Nom.-Accus. des neutral gebrauchten Relativstammes fungieren, und wird deshalb in dieser Function grammatisch als Nom.-Accus. betrachtet und bezeichnet, aber in Wirklichkeit ist es kein Casus, sondern der Relativstamm, dem die demonstrative Partikel *-d*[*e*] angefügt ist (vgl. griechisch *τό-δε*, vielleicht auch gothisch *þa-ta*, wenn man letzteres nicht als *þat-a* auffassen muss). Folglich bringt das als Conjunction gebrauchte *quod* nicht, wie z. B. *quo* und *qua*, das Relativverhältnis und zugleich eine Casusbeziehung, sondern nur das erstere zum Ausdruck und ist eben deshalb allgemeinster Verwendung fähig. Das durch *quod* ausgedrückte Relativverhältnis ist aber ursprünglich interrogativer Art, und wenn man dies sich vergegenwärtigt, versteht man, wie *quod* causale Conjunction hat werden können: *gaudeo, quod venit* ist eigentlich = „ich freue mich — inwiefern? — er ist gekommen“, also der Satz *venit* beantwortet die mit *quod* gestellte Frage und tritt dadurch zu dem Satze *gaudeo* in ein

Zimmerli, J., *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz.* II. Teil. *Die Sprachgrenze im Mittellande, in den Freiburger-, Waadtländer- und Berner-Alpen.* Nebst 14 Lauttabellen und 2 Karten. Basel und Genf, H. Georg, 1895. 164 Seiten. Gr. 8°.

Die Arbeit bildet die Fortsetzung des im Jahre 1891 erschienenen ersten Teils der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz, in welchem dieselbe im Juragebiete bis zum Neuenburger See behandelt worden ist. Hier wird dieselbe durch die Kantone Freiburg, Waadt und Bern bis zum Kamme der Berner Alpen fortgeführt. Der Verfasser hat seinen Stoff auf Reisen an Ort und Stelle in den Jahren 1892 und 1893 gesammelt und ausserdem ein umfassendes statistisches und urkundliches Material benutzt.

Auf den Seiten 1—146 werden die Beobachtungen, die über die einzelnen in der Nähe der Sprachgrenze gelegenen Ortschaften gemacht worden sind, mitgeteilt. Alles, was auf die Erkenntnis der sprachlichen Verhältnisse Bezug hat, wird mit grosser Gewissenhaftigkeit aufgeführt. Wir erhalten genaue Angaben über die Zahl der französisch bezw. deutsch sprechenden Haushaltungen und Personen, über die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, über die Konfessionsverhältnisse, die Schul- und Pfarrgenössigkeit. Wir finden Aufschlüsse über die Namen der ältesten Bürgerfamilien, über die Patoisnamen der Ortschaften und die Flurnamen, die auf ihren romanischen bezw. germanischen Ursprung hin angesehen werden. Es werden alle urkundlichen Belege für das Dasein der Orte aufgeführt; diese Belege gehen zum Teil bis ins 9. Jahrhundert zurück. Diesmal wird uns auch über die frühere politische Zugehörigkeit der Ortschaften berichtet. Nachricht erhalten wir schliesslich über Fundstätten römischer Baureste und Münzen.

Bei einzelnen Ortschaften sind die Angaben von einer ganz erstaunlichen Ausführlichkeit, die uns zeigt, mit welcher Gründlichkeit der Verfasser zu Werke ging. Freiburg ist z. B. auf 31 Seiten behandelt. Wir erfahren, dass die Stadt im 12. Jahrhundert gegründet wurde, dass sie ursprünglich einen rein deutschen Charakter hatte. In den ersten hundert Jahren hatte das deutsche Element das Uebergewicht. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ver-

---

Causalverhältnis. Ganz entsprechend erklärt sich die deutsche demonstrative Ausdrucksweise: ich freue mich, dass er gekommen ist, eigentlich: ich freue mich insofern (wie im nächsten Satze nun näher bestimmt wird), er ist gekommen (man denke sich: ich freue mich dessen oder darüber: er ist gekommen). Man sieht, wie auch hier die Hypotaxe aus der Parataxe hervorgegangen ist.

schob sich das Verhältnis zu Ungunsten des Deutschen; dafür spricht eine französisch abgefasste Ratsurkunde von 1319. Freiburg wurde allmählich eine doppelsprachige Stadt; das bezeugt ein in dem Artikel mitveröffentlichter Steuerrodel von 1379. So verfolgt der Verfasser auf Grund von Urkunden und statistischen Mitteilungen die Sprachverhältnisse der Stadt bis in die neueste Zeit, wo als schliessliches Ergebnis die Stadt als überwiegend französisch erscheint und für 1888 der Anteil der Deutschen 37,1 $^0/_0$ der Personen und 34,3 $^0/_0$ der Haushaltungen beträgt.

Aus diesem einen Beispiele, dem noch manches andere an die Seite gestellt werden könnte, ist ersichtlich, mit welcher Sorgfalt der Verfasser bei seiner Arbeit verfuhr, wie er alles, was zur Aufklärung dienlich war, gewissenhaft aufzeichnete.

Eine Uebersicht über die Sprachgrenze in diesem Teile der Schweiz zeigt, dass sie vom Neuenburger See in vorwiegend südlicher Richtung verläuft. Vom Käsenberg ab, südlich von Freiburg, folgt sie zumeist dem Kamme der Gebirge und fällt mit der Wasserscheide zusammen. Die Sprachgrenze ist auf zwei vorzüglichen Karten aufgezeichnet, für welche vom eidgenössischen topographischen Büreau die Generalstabskarte zur Verfügung gestellt ward.

Den Schluss der Arbeit bilden wieder Bemerkungen über die längst der Sprachgrenze gesprochenen deutschen bezw. französichen Mundarten. Die deutschen Mundarten (S. 148—151) werden in ihrem Lautverhältnisse, besonders auch im Vergleiche zu den nördlich davon gesprochenen Mundarten kurz erörtert. Für die romanischen Mundarten (S. 152—164) wird die Sprache von 14 Ortschaften einer eingehenderen Untersuchung unterworfen, in ihren hauptsächlichen Merkmalen in Bezug auf Vokalismus und Konsonantismus betrachtet und auf 14 Lauttabellen veranschaulicht.

In dem jurassischen Gebiete gehörte der nördliche Teil, das Gebiet des oberen Doubs und der oberen Birs als Fortsetzung der vom Elsässer Belchen ab sich nach Süden hinziehenden burgundischen Mundartengruppe an. An diese schliesst sich südlich das Südostfranzösische oder Francoprovenzalische, wie es Ascoli genannt hat, an, das sich über das ganze in diesem II. Teile behandelte romanische Gebiet erstreckt.

Zum Abschluss dieser vortrefflichen Arbeiten über die Schweizer Sprachgrenze fehlt nur noch das Walliser Gebiet, welches uns in einem dritten und letzten Hefte versprochen wird. In diesem letzten Teile gedenkt der Verfasser ausserdem eine Zusammenfassung der wesentlichen Momente der Geschichte der Sprachgrenze zu geben und dazu der Sprachmischung eine eingehendere Betrachtung zu widmen.

STRASSBURG i. E. C. THIS.

Marchot, Paul. *Phonologie détaillée d'un patois wallon*, contribution à l'étude du wallon moderne. Paris, 1892, Bouillon. XVI,139 p. in 12.

Le patois wallon dont M. M. étudie la phonétique d'une façon très complète, est celui de Saint Hubert, petite ville de la province de Luxembourg.

Un résumé succinct de ce travail a paru, en 1891, dans la *Revue de philologie française;*[1]) mais cet *Essai*, comme M. M. en convient lui-même, trahit l'inexpérience et est faible en plusieurs points. Quoiqu'il en soit, M. Horning[2]) y a trouvé matière à un article très substantiel et fort suggestif dont maintes conclusions n'intéressent pas seulement le saint-hubertois, mais s'appliquent à la généralité des patois wallons.

Le résumé primitif complètement refondu et considérablement amélioré par l'auteur est devenu un travail volumineux, une contribution vraiment sérieuse à l'étude du wallon moderne.

M. M. n'a pas seulement l'avantage de bien connaître son patois; il a encore ce mérite de savoir en exposer d'une façon claire, précise et rigoureusement scientifique, les principaux caractères.

Le travail prête peu aux critiques.

Nous espérons que l'auteur ne se méprendra pas sur nos intentions et accueillera les observations plutôt complémentaires que nous croyons devoir faire suivre, comme une preuve de l'intérêt avec lequel nous avons lu sa *Phonologie.*

P. 1. Pourquoi déroger à l'ordre suivi dans la plupart des traités de phonétique et monographies de patois et commencer par l'étude des consonnes?

§ 1. *H aspirée,* contrairement à l'affirmation de l'auteur, n'existe pas non plus dans la forme du wallon septentrional *âmǫn*, mûre, framboise, *âmǫnt*, framboisier, *âmǫnẹ*, accommoder avec du jus de framboises (Liège); *ǫmǫn*, *ǫmǫnî*, (Verviers).

§ 1. Dans le pays de Verviers, *hamlẹ*, à côté de son acception ordinaire (mutiler, châtrer), se dit au participe passé, de celui qui est serré dans un vêtement devenu trop étroit ou trop court.

§ 1. Sur les formes variées de *halẹn*, chenille, dans une partie du nord wallon, voy. *Mélanges wallons.*[3])

---

[1]) IV 190—201.

[2]) *Ztschft. f. rom. Phil.* XV 558—63.

[3]) Aug. Doutrepont: *Formes variées de quelques mots wallons*, p. 65.

§ 18. A propos de _d_ = _g_: _rigę_, glisser, nous remarquerons un traitement analogue à Nivelles: _rọgwâr_, glissoire, à côté de _ridẹ_, glisser; à Tournai, _rišwâr_.

§ 20. Le liègeois ne connait pas _sübritš_, mais bien _sipritš_, seringue de sureau, _sipritšî_, seringuer, arroser; _sprütš_, _sprütšî_ (Verviers).

§ 23. _mešnę_ (*messionare), pour *_mešonę_, glaner. Le même phénomène s'observe à Liège: _mẹhnę_, _mẹhnœ̣_, glaneur, _mẹhnẹtš_, glanage, à côté de _mẹhõ_, glane. Cf. encore _masnẹ_, maçonner, et ses dérivés _masnœ̣_, macon, _masnẹtš_, _abọtnẹ_, boutonner; _skọtnẹ_, se couvrir de coton (se dit des fruits, des étoffes), brakni, braconnier etc.

§ 23. _vẹsọ_, putois. Le No. 8764a suppl. de Körting est supprimé. L'auteur défend avec raison la provenance germanique du mot. L'étude de diverses formes wallonnes et picardes de ce vocable a été reprise par M. Horning, _Ztschft. f. rom. Phil._ XVIII.

§ 28. La fin de ce paragraphe intitulée _Exceptions_ (p. 22) est incompréhensible: les rubriques A et B disent précisément le contraire de ce qu'elles veulent dire.

§. 56. _wẹs_ (_vẹsü_), œuf sans écale, n'est pas usité à Liège; le mot lg. est _lœ̣s_.

§ 59, p. 43 et _Index_, p. 121 _anẹ_, mordre. Nous reconnaissons bien volontiers à M. M. le droit de ne pas admettre une solution étymologique proposée antérieurement; seulement, quand on n'a pas de solution meilleure à opposer à celle que l'on combat, on pourrait, nous semble-t-il, exprimer son avis de plus courtoise façon.

§ 63. _tšẹrî_, entrée charretière, *_carrarium_. Le même mot en lg. désigne un hangar où l'on remise les charrettes, les charrues, etc.; _caril_, avec la même signification, se lit dans une charte tournaisienne inédite datée de 1339. C'est très probablement un composé de _carrum_ + _il_; cf. le même procédé de formation dans le fç. _chartil_ pour _charretil_ (Darmesteter et Hatzfeld). La forme du rouchi est _carin_, où se remarque la substitution de _n_ à _l_.

§ 64. _šatañ_, châtaigne. Le lg. dit _kâskọñ_. On rencontre un changement analogue du _t_ dans _ẹknẹy_, *étenailles, tenailles (V. § 18). A côté de _t_ > _k_, on a _k_ > _t_ dans _krẹtlẹ_, fr. craqueler. La forme du verviétois _krityõ_ pour _krikyõ_ (Liège), *_criquillon_, offre le changement de la plosive vélaire en plosive palatale, qui doit naturellement être attribué à la présence de l'élément _Y_. En français,[4]) la plosive vélaire _k_ se forme en approchant le fond de la langue du palais mou; devant _è_, _é_, _i_, _y_, elle est formée sur la limite du palais mou et du palais dur; dans un certain nombre de

---

[4]) Passy: _Les sons du français._

parlers populaires, elle est alors régulièrement remplacée par la plosive palatale formée contre le palais dur. C'est le cas, par exemple, en tournaisien. Ce dernier patois possède un son *ty* dans *tyẽ*, chien, *tyẹr*, cher, *tyẹrk*, charge, *ẹtyẹl*, échelle, *klọtyẹ*, clocher, *satyẹo* (saccum + ellum), poche, etc., qui répondent à des formes *kien, quierque, eskielle*, etc., des documents du Moyen-Age, où *c* + *a* latin passait à *kie*, par suite du dégagement d'un *y*. On doit s'expliquer de la même manière les formes *ty ẹs*, qui est-ce? *ẽtyẹtüt*, inquiétude, que nous rencontrons à Tournai et à Bourberain[5]). On n'est guère tenté d'y rattacher le rouchi *kẹntus*, coqueluche wallon: *kekyūl*) de l'all. *keuchhusten*; le *t* est probablement dû à la réaction du fr. *toux*.

§ 71. *boš*, boue. Lg. *bọs*, flaque d'eau, mare. *agọš*, schiste; lg. *agâ*.

§ 77. *ẹrpicem* et *pẹrticam* donnent en lg. *îp*, herse, et *pîs*, perche.

§ 81. Le mot ordinaire pour *ardoise* en wallon septentrional est *hay* (Lg.), *hẹy* (Verv.), écaille.

§ 85. *cinerem* = *săn*. Le nord-wallon connait le phénomène *nde* = *ne*: *ẹn*, en, *bẹn*, bande, *abãnẹ*, abandonner, *ăl dıbân*, à la débandade, *kọk d'în*, dindon, *dîn*, dinde, *rọtọn*, rotonde, etc.

§ 89. *fẹnẹs* n'existe pas en lg., mais bien en verv. pour désigner le foin précoce; *fẹnâs* se dit à Liège avec l'acception spéciale de poil des cheveux.

§ 97. L'auteur explique *l'ẹ* des formes *nẹ* (noctem) à Hannut et *nẹr* (nocere) à Liège, comme une étape subséquente de *œ*, traitement particulier à une région de *ü*; *ü* est, en wallon, le traitement général et fondamental de *ọ* + *y*. Cette explication est inadmissible. M. M. l'a d'ailleurs retirée pour lui substituer celle-ci.

„De même que l'on a, en wallon liégeois, à côté de *dîh*, dix, *sîh*, six (anc.-wall. *sieh, dieh)*, les formes *lé*, lectu, *lér*, legere, qui égalent *l(i)eit*, *l(i)eire*, on a, à côté de *cûr*, coriu, *vû*, vocitu, *ût*, octo, etc. les formes *nê*, *nêr*, qui égalent *n(u)eit n(u)eire.*" (*Compte rendu du troisième Congrès international des catholiques*, 6ème fasc. Philologie, p. 114.)

§ 103. *skleyõ*, traineau d'enfant; lg. *siplọyõ*.

§ 116. *adọbọrẹ*, barbouiller; à Verviers: *alõbọrẹ*.

§ 127. *rüspọmẹ*, rincer le linge. On a le composé simple dans la plus grande partie du nord wallon: *sipâmẹ* (lg.), *spọmẹ* (verv.).

§ 130. *stọyē*, boulet de neige; le lg. *huyọ*, avec le même sens.

Index: p. 121. *agadlẹ*, parer; lg. *agadrọnẹ*.

---

[5]) Rabiet: *Le patois de Bourberain*. R. P. G. R. 1889, sous C.

p. 122 *balzine*, piétiner; le lg. a *balzẽ*, tremblement et *balzine*, lambiner, travailler lentement et nonchalamment, flâner.

p. 122. *berǫdî*; en lg. cage, appareil servant à élever les badigeonneurs; le verv. *bęrǫdî* désigne, comme le s. hubertois, un faux plancher d'étable pour serrer le foin, la paille.

p. 125. *gǫbiy*, loque, chiffre; le wallon *gǫbęy*, espiègle, malicieux (lg.), sâle, malpropre (verv.) est-il le même mot?

p. 125. *gǫzǫ*, chausson aux pommes; lg. *gǫlzâ.*

p. 127. *à maraw*, à mâle (se dit de la chatte); lg. *ale a raw* (se dit des chats en chaleur), *rawle*, miauler.

p. 128. *mǫt*, teigne, artison, insecte qui ronge les livres, les étoffes, etc. La traduction *mite* donnée par l'auteur est inexacte; ce dernier mot désigne un ver du fromage (en wallon: *sęyęt*).

p. 130. *rǫñ*, salamandre; le même mot en verv. désigne un orvet.

p. 132. *tẽkyę*, tendre; verv. *tẽke*, m. s.

Le travail est riche en propositions étymologiques en général très judicieuses, mais qui n'ajoutent pas au livre un élément bien nouveau d'intérêt: l'auteur ayant déjà publié antérieurement dans différentes Revues les résultats de ses recherches.

Dans ses indications bibliographiques, M. M. est ordinairement d'une exactitude méticuleuse, on se serait attendu à la même précision dans les renvois mentionnés aux § 21, p. 15, 59, p. 44, 117, p. 101, 138, p. 114 et p. 122 (sous *balǫw*).

MARBURG I. H. CHARLES DOUTREPONT.

Johannesson, Fr. *Zur Lehre vom französischen Reim.* Erster Teil. Berlin, 1896. (Programm des Andreas-Realgymnasiums.) 4°. 26 S.

Der Verfasser unternimmt es mit vielem Geschick, die bekannten französischen Reimvorschriften theoretisch zu rechtfertigen, wobei er mit Recht auf jene, die die Bedeutung der Reimwörter betreffen, ein hohes Gewicht legt. Die historische Entstehung des französischen Reimzwanges zu verfolgen, lehnt er ab, in der irrigen Ueberzeugung, auf diesem Wege werde sich eine sachliche Rechtfertigung desselben nicht erreichen lassen. Die Beobachtung des allmählichen Vordringens des Reimes und seiner Ursachen würde vielmehr den Verfasser zu denselben Ergebnissen geführt haben, wie seine übrigens doch nicht gänzlich von historischen Thatsachen absehenden Ausführungen.

Johannesson erkennt richtig, dass Reim (und Silbenzahl) keinesfalls das einzige zwischen Vers und Prosa unterscheidende

Merkmal abgeben können, dass vielmehr rhythmische Gliederung und Wortstellung und Wortwahl (d. i. der poetische Stil) als unterscheidend hinzutreten müssen. Die rhythmische Gliederung kommt am deutlichsten zum Ausdruck in Versen, die an derselben Stelle den gleichen rhythmischen Bau zeigen, gleichtaktig sind, minder deutlich in solchen, wo an der nämlichen Stelle eine verschiedene rhythmische Bildung möglich ist, die also ungleichtaktig sind. Gleichtaktige Verse bedürfen, um als solche gefühlt zu werden, der Stütze des Reimes nicht, wohl aber die ungleichtaktigen: durch den Gleichklang am Schlusse der benachbarten Verse wird bei ihnen erst die Zusammengehörigkeit erkennbar. Damit erklärt sich die Notwendigkeit des Reimes für den französischen Vers. Wenn aber auch zwei Verse auf den vollkommensten Gleichklang ausgehen, so können sie trotzdem sehr unvollkommen gereimt sein. Denn die Wirkung der Reime hängt auch von ihrer Bedeutung ab. Es muss ihnen der Charakter des Ueberraschenden und der des Zufälligen eigen sein. Reime, die sich von selbst einstellen, vermögen nicht die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu erwecken, was doch der Zweck der poetischen Form ist, und Reime, die den Eindruck des mühsam gesuchten machen, lassen nicht die Dichtung als etwas sich mit dem Inhalte von selbst ergebendes erscheinen, was wiederum die Absicht jedes Dichters sein muss. Daraus ergeben sich die bekannten Reimvorschriften: Vermeidung identischer Reimwörter, von Simplex und Compositum, die als solche noch gefühlt werden, von Synonyma und gegensätzlichen Bezeichnungen. Die besten Reimwörter sind diejenigen, die weder eine ähnliche noch eine entgegengesetzte Vorstellung ausdrücken, ohne jeden inneren Bedeutungszusammenhang sind, und die nicht nur verschiedenen Begriffssphären, sondern womöglich auch noch verschiedenen Wortkategorien angehören. Dabei darf aber der Charakter der Zufälligkeit nicht verloren gehen, dürfen um des Reimes willen weder die Wahl, noch die Form, noch die Satzstellung der Reimwörter beeinflusst erscheinen. Bei den Betonungsgesetzen und den Suffix- und Flexionsverhältnissen des Französischen ist es natürlich, dass in dieser Sprache der Reim oft nur die Endung, nicht die den Wortbegriff enthaltende Stammsilbe trifft, was seine Schwächung herbeiführt. Die französische Verskunst sucht diesem Uebelstande durch möglichst weite Zurückschiebung des Gleichklanges (reichen und rührenden Reim) und gleichzeitig durch die Befreiung einsilbiger Worte von diesem Zwange abzuhelfen. Die deutsche Reimkunst verlangt, dem verschiedenen Charakter unserer Sprache gemäss, verschiedenen Anlaut in den betonten Silben der reimenden Wörter.

Dies etwa die Grundgedanken der vorliegenden, anregenden Untersuchung, die auch in den Einzelheiten der Ausführung manche

anziehende Erörterung enthält. Damit aber auch ein paar Ausstellungen nicht fehlen, sei der Verfasser darauf aufmerksam gemacht, dass seine S. 16 gegebene Begriffsunterscheidung von *flatteur* und *adulateur* abwegig ist, und ferner, dass er S. 18 1. Abs. seine Gedanken recht wenig glücklich zum Ausdruck gebracht hat. Der Satz z. B. „Das Adjectivum und das Verbum bezeichnen ein Vorgestelltes nie so, dass es als ein für sich Seiendes gedacht werden kann, sondern immer nur so, dass es mit Bezug auf ein anderes Vorgestelltes entweder als Merkmal oder als Sein oder als eine Art oder Betätigung des Seins gedacht wird,“ hört sich zwar sehr tiefsinnig an, ist aber bei genauem Zusehen doch nicht ganz richtig (substantivierte Adj. und Verba wenigstens bezeichnen ebenfalls ein „für sich seiendes Vorgestelltes“) und jedenfalls entsetzlich schwerfällig.

KOSCHWITZ.

Diehl, R. *Französische Schulgrammatik und moderner Sprachgebrauch.* Programm der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden. 1895. 19 S. 4⁰.

„Den politischen Umwälzungen, welche unser westliches Nachbarreich während der letzten hundert Jahre erschütterten, sind Wandlungen der Sprache gefolgt, welche kein aufmerksamer Beobachter leugnen wird. Wie im politischen Leben zeigt sich auch hier ein Loslösen vom traditionellen; das alte Regime der zu ängstlich fortschreitenden Academie wird durchbrochen, und jetzt am Ende des Jahrhunderts scheint der Sieg der Demokratie auch in sprachlicher Hinsicht entschieden. Neue volkstümliche Wörter und Wendungen sind eingedrungen und behaupten sich in der Presse und im modernen Roman. Aehnlich ist es mit der Grammatik gegangen. Auch hier giebt sich das Streben nach Freiheit kund, welches akademischen Regelzwang durchbricht. . .“ C'est en ces termes que M. le Dr. Diehl commence une étude sur la révolution qu'a subie la langue française, et, cette étude, il nous la donne dans le cadre d'un „Programme“. Rien de plus juste que ce début. Il s'accomplit en effet, de nos jours, dans la langue parlée et dans la langue écrite une évolution littéraire qui ne paraît pas devoir s'arrêter encore. Les institutions politiques se transforment et la langue qui semblait devoir rester permanente à travers toutes les vicissitudes, change elle-même et subit l'évolution générale des choses. On n'écrit plus dans les journaux, on ne parle plus à la tribune, au barreau, dans la chaire elle-même comme on le faisait il y a vingt ans. Qui dirait aujourd'hui comme le vicomte d'Arlincourt: „Muse des rochers et des torrents. . .“ ou comme ce député de la Restauration qui, voulant combattre un projet de loi autorisant des coupes de bois dans la forêt de Fontainebleau, s'écria: „sombres forêts, chênes séculaires. .“ La chaire également s'est modernisée: on y cite Pascal, Montesquieu, Lamartine, Musset même. Ce serait le cas de dire avec Racine: „Que les temps sont changés!

La langue se démocratise comme tout le reste, la poésie comme la prose. Au beau siècle de Louis XIV, Boileau disait: „Sur les aimvermoulus d'un char numéroté“, et aujourd'hui Coppée dit tout simple-

ment „un fiacre“, pour exprimer la même chose. Cette évolution ne me surprend pas; je la trouve logique, inévitable.

Il y a toujours eu une relation étroite entre l'état social et la langue, ou, si l'on le préfère, une langue est toujours l'image du génie national. Au dix-septième siècle, elle reflète la majesté du régne; elle est forte et majestueuse avec Corneille et Bossuet; le dix-huitième siècle est frivole, léger, railleur; la langue devient ailée, spirituelle, acérée avec Voltaire. De nos jours, c'est la confusion des idées avec la décadence ou transformation des choses; elle est pénible, obscure, embrouillée. Comment se terminera cette période de maladie et de transition? La langue reviendra-t-elle dans sa voie naturelle et y ramènera-t-elle la littérature? Qui pourrait le dire! Montaigne a dit: „Bien écrire, c'est bien penser“, et un Ancien, je ne sais plus lequel, „regis ad exemplar totus componitur orbis! Or, ce roi, c'est, en France, le parlement; et il y règne une telle confusion morale et panamiste que c'est à désespérer.

M. le Dr. Diehl étudie donc cette évolution de la langue française; il l'étudie dans un seul auteur, Guy de Maupassant, et montre les contrastes qui existent entre la manière de s'exprimer de ce romancier et les règles exposées dans les grammaires françaises dont on se sert dans les écoles allemandes. Il parle de la construction, de l'inversion, du verbe, du subjonctif, de l'infinitif, des pronoms, de l'adjectif, de l'adverbe et des prépositions. Et dans près de vingt pages in-4⁰ de ce programme, l'auteur accumule les exemples qu'il a trouvés dans Maupassant. C'est un travail très sérieux et qui dénote, avec une grande lecture, beaucoup de discernement. On pourrait croire, au premier coup d'œil, et je l'ai cru moi-même, que tous ces exemples sont en contradiction avec les règles de la grammaire française, car il a eu soin de dire: „Was sich nun in Maupassants Werken als von den Regeln der gewöhnlichen französischen Schulgrammatiken Abweichendes vorfand, habe ich in folgendem zusammengefasst und damit die Entfernung zwischen modernem Sprachgebrauch und französischer Schulgrammatik zu zeigen versucht.“ Je ne vois rien de choquant dans: *crier misère*, *parler peinture*, *sonner la bonne* . . Le bon Lafontaine, parlant de la cigale, dit bien: elle alla *crier famine* . . . Le verbe *parler* devient lui-même actif dans nombre d'expressions très usitées: *parler chicanes*, *parler raison*. Et voilà qu'on la chasse avec un grand fracas, a cause qu'elle manque à *parler Vaugelas* (Molière). En quoi également la grammaire est-elle violée dans les expressions suivantes: *désespérer quelqu'un* = zur Verzweiflung bringen; *perdre quelqu'un* = ins Verderben stürzen? Je vois là des tournures classiques. Ecoutons Corneille nous dire:

> Quels que soient leurs décrets déclarez-vous pour eux,
> Et pour leur obéir, *perdez* le malheureux.

Racine dit à son tour: Désarmez les vaincus sans les *désespérer*. *Sonner la bonne* n'a rien qui choque mon oreille, et on dit très couramment: sonner ses gens, sonner la femme de chambre. *Vivre une vie* est une expression très belle que Massillon, un puriste, a employée dans ses sermons. Elle est tirée du latin et n'est pas plus choquante que le fameux: *Dormez votre sommeil, grands de la terre*, qu'on trouve dans le grand Bossuet. *Courir les rues* n'a rien contre la grammaire, que je sache. Si on peut dire *courir un danger*, *courir un cerf*, *il ne faut pas courir deux lièvres à la fois*, je ne vois aucun motif de le proscrire, et je ne sais rien de plus usité que cette expression, un peu familière peut-être: *cette nouvelle court les rues*.

M. le Dr. Diehl cite deux ou trois exemples de verbes transitifs qui, d'après lui, seraient devenus intransitifs. Ici, je l'avoue, j'y perds

mon latin, et plus j'y réfléchis, moins j'arrive à comprendre. Umgekehrt treten auch gewisse sonst stets transitive Verba intransitiv auf: Heureux celui qui la prendra; ou ne pourrait *trouver mieux.* Vous reviendrez me voir si vous ne *trouvez* pas *mieux.* Aucun prêtre *n'accompagnait.* Je ne vois là que des verbes transitifs. Ces phrases sont elliptiques: Aucun prêtre n'accompagnait (le convoi). On ne pourrait trouver mieux (qu'en la trouvant) (qu'elle). Je puis bien dire, par exemple: On ne pourrait *écrire mieux.* Voit-on là un verbe intransitif?

C'est tout ce que je trouve à redire à ce travail qui m'a procuré beaucoup de plaisir et qui fait honneur à celui qui l'a écrit. Si on veut étudier la langue française et la surprendre, pour ainsi parler, dans son évolution, il faut lire les journaux de Paris. C'est là surtout qu'on trouve des exemples hurlant contre la grammaire. Puisque M. Diehl s'intéresse à cette étude, je me permets de lui en citer quelques-uns: Ce n'est pas que le théâtre de la Monnaie *fait* blanc de toutes ses ressources, mais la plus belle fille du monde ne peut donner que ce qu'elle a (Figaro). Y avait-il quelqu'un qui vous *aidait* dans votre tache pénible? (Figaro). C'est une très simple et très touchante histoire que celle de cet ouvrier à qui le ministre *eut* tout à l'heure la bonne fortune de remettre les insignes de la légion d'honneur (Temps). Je ne crois pas que l'arrestation d'Arton *apportera* le moindre élément nouveau à la curiosité de l'opinion publique (Autorité). M. le directeur de l'Assistance publique dit qu'il est exact qu'on *ait* fait voir pour de l'argent la cloche dont il s'agit (Autorité). Nous ne dirons pas que les transactions ont été très actives, mais nous constaterons la notable amélioration dont les cours *aient* été l'objet (Soleil). Mais, *si* l'accident d'avoir pour beau-père un monsieur condamné à dix ans de travaux forcés, ne *saura* faire du tort à M. Félix Faure . . (Autorité). Tout ce qu'on dit permet de *craindre* que la France *payera* encore une fois les frais . . . (Figaro). Plusieurs journaux se *plaignent* que M. de Beaurepaire *a* abusé de l'anonymat dans son réquisitoire (Figaro). Je pourrais multiplier ces citations, mais je n'en vois pas la nécessité. C'est surtout par l'emploi de termes nouveaux et archaïques que la langue prend un autre cachet. Je ne veux citer que ceux que j'ai rencontrés hier encore dans l'Autorité. „Et nous pourrions bien, au lieu de *défuncter* tranquillement dans nos lits, tomber dans la lutte suprême. L'Opinion publique *hurle* leurs noms.“ „Mais c'est un terrain dangereux et je ne m'y attarderai pas plus qu'il ne convient, me bornant à *reflexionner* sur le passé de nos annales“. „Il y a deux duos; ils ont été *bissés* et *trissés* et la salle entière a applaudi frénétiquement“. Tout cela pour un jour. Il n'y a pas longtemps que je lisais: les Anglais viennent *tenniser* chez nous . . . nous allons *villégiaturer* . . . aller à *l'espère* du blaireau, etc. Je ne veux rien dire des termes de l'argot, tels que „il a cassé sa pipe“ pour dire: il est mort. Il y en a qui apellent cela des „parisismes“. Et puisque ce mot vient de sortir de ma plume, je demande la permission de tirer ici une parenthèse. On a écrit un livre sur les *parisismes.* Ayant habité Paris pendant treize ans et ne me doutant pas qu'il y eût de parisismes, je me hâtai de l'ouvrir et je n'y trouvai que de l'argot, des termes populaires ou bien du français comme on le parle à Lyon et à Bordeaux. Il n'existe pas de parisismes. L'année dernière, un journaliste allemand vint me trouver, me priant de lui traduire un article-réclame en français de Paris. Il me mit dans un grand embarras. Je lui demandai ce qu'il entendait par là. A sa réponse, je compris qu'il s'imaginait qu'il y a, à Paris, une langue qui diffère du français, comme il y a, à Berlin, un allemand — tel qu'on en voit dans les comptes-rendus des séances des tribunaux — qui diffère de l'allemand.

C'est là une erreur, et je parie qu'il n'y a pas *vingt mots* usités à Paris et qui ne le soient pas ailleurs. Ainsi on donne comme *parisismes* des expressions telles que „il a cassé sa pipe" = il est mort; „il mange les pissenlits par la racine" = il est mort; „il a passé l'arme à gauche" = il est mort. Or, ce sont là des termes connus partout, usités dans toutes les villes et qui probablement n'ont pas vu le jour à Paris. Dans le *Conscrit*, Erckmann-Chatrian fait dire à un Phalsbourgeois: „il a passé l'arme à gauche", (ce qu'un éditeur n'a pas manqué d'annoter par: er hat die Flinte in die linke Hand genommen). Pendant tout mon séjour à Paris, je n'ai entendu qu'un seul parisisme, mais il en vaut vingt: *Il porte du dix-huit.* Naturellement je ne le compris pas et me le fis expliquer. Cela veut dire, paraît-il, „il porte des habits retournés" (*deux fois neuf(s) = dix-huit*). Au titre d'un livre de conversation française, paru récemment, l'auteur ajoute: Pariser Französisch. Ici, rien des parisismes que nous venons de voir, mais seulement un français presque irréprochable, lequel n'est pas spécial à Paris.

Je termine en remerciant M. le Dr. Diehl de m'avoir fourni l'occasion de revenir sur un sujet que j'aime et qui ne manque pas d'intérêt.

J. AYMERIC.

Rossmann, Oberlehrer, Dr. Philipp. *Ein Studienaufenthalt in Paris* Beilage zum Jahresbericht der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden. 1896. 4°. 25 S.

Der neusprachliche Unterricht der höheren Lehranstalten befindet sich in einer eigentümlich schwierigen Lage. Für die grosse Menge der älteren Vertreter dieses Unterrichts ist weder für ihren Studiengang noch für eine vieljährige Amtsübung die Hinarbeitung auf „das im wesentlichen auf den praktischen schriftlichen und mündlichen Gebrauch bemessene Lehrziel" von heute ernstlich in Betracht gekommen. Seit der Einführung der Lehrpläne von 1882 hat man der Rücksicht auf Sprechübung und Behandlung von Realien unter dem Einfluss der Reformbewegung allerdings fortschreitend und bereitwillig Rechnung getragen, aber so jung dürfte noch kein Amtsgenosse sein, dass er von Anfang an auf einen Studiengang hingewiesen gewesen wäre, den die heute von der untersten Klassenstufe auf, wenigstens an den lateinlosen Schulen, geforderte „grundlegende Vorbereitung" auf die schliesslich „volle Fertigkeit im mündlichen Gebrauch der beiden Fremdsprachen" für den Lehrer voraussetzt. Die von den Lehrplänen zugestandenen Ausnahmen bestätigen, wie überall sonst, die Regel

Unter diesen Umständen dürften die Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts neuen Kurses mehr noch als früher das Bedürfnis nach Studienreisen in das Land anregen, mit dessen Sprache und Kultur es der Unterricht zu thun hat. Der Zweck solcher Studienreisen ist also ein doppelter, und es ist ein Glück für die deutsche Schule, dass er ein doppelter sein soll, nämlich dass es sich nicht bloss dabei um Fortbildung im Sinne der *phrases de tous les jours*, sondern zugleich auch um die Beobachtung eines fremden Volkstums handeln soll, sofern es sich in öffentlicher Einrichtung, Sitte und Kunst darstellt. Aus eben dem Grunde können denn auch nur solche Aufenthalte in Ländern fremder Zunge philologisch für wahrhaft zweckvoll erklärt werden, durch welche Gelegenheit genommen wird, die fremde Sprache in der fremden Nation und die fremde Nation in der fremden Sprache zu studieren. Belgien

und die Schweiz ist nicht Frankreich, Amerika nicht England, ganz abgesehen von den immerhin auch sprachlich bestehenden Unterschieden. Wer sich da philologisches Bewusstsein im Gegensatz zu blossem — *sit venia verbo* — Sprachmeisterinteresse bewahrt hat, wird schwerlich darüber im Zweifel sein, wo er sein Geld und seine Zeit verbrauchen soll.

Bei dieser Sachlage wird eine so gründliche und umsichtig gehaltene Schrift wie die Rossmann'sche allgemein willkommen sein. Die dargebotene Arbeit stützt sich auf die Erfahrungen, welche der Verfasser im Winter 1894/95 in Paris gemacht hat, und kommt vorzugsweise den Bedürfnissen eben derjenigen entgegen, die, wie er, von der Bürde und Würde des Amtes sonst fest umfangen, nur verhältnismässig kurze Zeit für einen Aufenthalt im Auslande zur Verfügung haben. Die Ratschläge des Herrn Verfassers erscheinen dabei um so ansprechender, als er es vermeidet allgemein zugängliche Notizen von Reisehandbüchern in seinen Bericht aufzunehmen, die einzelnen besonderen Studiengelegenheiten dagegen eingehend bespricht. Bädekers *Paris* setzt er selbstverständlich in der Hand des Reisenden voraus. So erklärt es sich zugleich, wenn etwa von dem für den Historiker so überaus interessanten *Musée Carnavalet* oder von den historisch so bedeutsamen Vororten von Paris nicht eigens die Rede ist, andererseits aber die treffliche Studiengelegenheit, welche die schlichten protestantischen Kirchen mehr noch als die prächtige *Notre-Dame* sowie das *Odéon* — auch nach meiner Pariser Erfahrung — mehr noch als das *Théâtre-Français* für die Beobachtung der Aussprache gewähren, mit gebührendem Nachdruck der Beachtung empfohlen wird. Die Angabe der je für den besonderen Orientierungszweck vorhandenen Litteratur macht die näheren Ausführungen Rossmanns, wie u. a. bei der Besprechung des französischen Schulwesens, um so wertvoller. Hellers *Real-Encyclopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens* hätte neben manchem anderen Werke vielleicht eine Erwähnung verdient.

Bei der Art und Weise, wie der Herr Verfasser seinen Gegenstand anfasst, findet er indes nicht Gelegenheit, den Reisezweck als solchen scharf zu bestimmen. Es gewinnt hier und da den Anschein, als ob er dem Aufenthalt in Paris mancherlei Aufgaben zuweist, die, wie etwa die Lektüre des vierbändigen Werkes von Gréard, *Éducation et Instruction*, der wissenschaftlichen Ausrüstung für die Reise zufallen dürften. Seine wiederholte Warnung vor den Bibliotheken möchte ebenso richtig von umfänglichen Bücherstudien überhaupt für eine Stadt gelten, wo es so viel zu sehen und vor allem zu hören giebt. Der Zweck eines kürzeren d. h. auf die Dauer von höchstens einem Jahre berechneten Aufenthalts in Paris geht m. E., unbeschadet des oben ausgesprochenen allgemeinen Gesichtspunkts, ohnehin nicht sowohl auf den Gewinn neuer Kenntnisse und neuen Wissens, als vielmehr auf Uebung, Kontrolle und Anschauung. Hätte der Herr Verfasser die Bedürfnisse von Studenten und Lehrerinnen beiseite gelassen oder in besonderen Abschnitten behandelt, so würde sich überdies die Situation, auf welche zurückblickend er seine Ratschläge erteilt, und die seine Arbeit gerade als Programmschrift nachahmenswert macht, von der Fülle sonstiger möglicher Studienlagen klarer abheben als es bei dem von ihm gewählten Verfahren der Fall sein kann. Eines schickt sich eben auch in Paris nicht für alle, wie denn beispielsweise Studenten der Besuch öffentlicher Unterrichtsanstalten kaum anzuraten wäre, so dankbar auch der Verfasser als Mann eigener amtlicher Praxis derartiger Besuche mit Recht gedenkt. Im Verkehr mit französischen Schulmännern sind ihm Klagen über nicht genügende Zugänglichkeit der preussischen Schulen für französische Lehrer bekannt geworden. Es wäre

auf die Dauer für die Interessen der deutschen Neusprachler in Frankreich misslich, wenn dem in der That so wäre. Eine Hand wäscht doch sonst die andere.

HALBERSTADT. F. PERLE.

Redard, Émile, *La composition française*, méthode et programme d'enseignement. Genève-Bâle-Lyon, Georg & Co. 1895. VIII. u. 86.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift ist Professor und Dozent an höheren Schulen Genfs und hat bei seinen Darlegungen natürlich in erster Linie die Schulen der französischen Schweiz im Auge. Wenn daher seine Aeusserungen und methodischen Vorschläge auch nicht auf die freien Arbeiten Anwendung finden, welche unsere Schüler in den fremden Sprachen anfertigen, so ist es doch sehr lehrreich und interessant, dem Verfasser in der Auseinandersetzung und Begründung seiner Methode zu folgen.

In Anbetracht der bis jetzt wenig befriedigenden Leistungen der Schüler in der schriftlichen Behandlung eines gegebenen Themas, welche der Verfasser der Willkür und Principienlosigkeit, die auf diesem Gebiet herrscht, kurzum dem Mangel an einer einheitlichen Methode zuschreibt, will er in diesem Werkchen zeigen, wie die Schüler vermittelst einer einheitlich geregelten und streng durchgeführten Methode zur Abfassung freier Arbeiten in der Muttersprache anzuleiten sind. Er giebt zu, dass, da Phantasie, Gefühl u. s. w. bei diesen Arbeiten eine grosse Rolle spielen, sich dieser Unterrichtszweig nicht ganz in den engen Rahmen einer festen Methode einzwängen lässt und will daher auch nur die Hälfte der jährlich zu liefernden Arbeiten nach seiner Methode angefertigt wissen. Vor allem verlangt er, dass der Schüler, bevor er die schriftliche Ausarbeitung unternimmt, durch genaues und eingehendes Studium sich ein klares Bild von dem Gegenstand macht, das heisst: erst ruhig sehen und beobachten und dann ruhig denken und schliessen lernt; und da das mit den Sinnen Wahrnehmbare, also das Konkrete, leichter zu prüfen und zu erkennen und also auch leichter zu beschreiben ist, als das Abstrakte, so verlangt er für die ersten Jahre als schriftliche Arbeiten (nach seinem Programm) nur Beschreibungen konkreter Dinge. Selbstverständlich muss hier mit den einfachsten Dingen begonnen werden. Als solche betrachtet er irgend einen unorganischen leblosen Gegenstand, wie ein Stück Kohle, Zucker, Holz, einen Pflasterstein, die verschiedenen Teile des Hauses: Balken, Fenster u. s. w., den der Schüler nach Form, Farbe, Schwere, kurz hinsichtlich seiner äusseren Erscheinungsformen beschreiben soll. Der Verfasser lässt sich hier von dem gewiss gesunden Grundsatz leiten, dass der Schüler ein solches Thema, dessen Gegenstand er aus eigener Untersuchung und Anschauung kennt, von dem er sich ein vollständiges und klares Bild entwerfen kann, auch vollständig und erschöpfend behandeln wird und so von vornherein vor Oberflächlichkeit bewahrt bleibt. An diese Beschreibungen ganz einfacher Gegenstände schliessen sich dann etwas kompliziertere Bearbeitungen, wie die Beschreibung einer Erdscholle (mit den verschiedenen Erdarten, mit Wurzel- und Pflanzenresten, Larven u. s. w.), eines Sandhaufens, in dem Knaben spielen, des Hausflurs im elterlichen Hause u. s. w.

Streng methodisch und wissenschaftlich verfolgt der Verfasser, stufenmässig vom Leichten zum Schweren fortschreitend, die Behandlung des Aufsatzes in einem siebenjährigen Unterrichtskursus (er hat Schüler

von 11—18 oder 19 Jahren im Auge) und weist jedem einzelnen Unterrichtsjahr seine bestimmte Lehraufgabe zu.

Während im ersten Unterrichtsjahr die Themen vorzugsweise dem Mineralreich entnommen sein sollen, ist im zweiten Jahr das Pflanzenreich zu behandeln, und da sich hier die ersten Aeusserungen von Leben bemerkbar machen und dem Schüler mithin eine grössere Fülle von Erscheinungen entgegentreten, so muss auch hier mit den einfachsten Gegenständen — wie Bohne, Erbse, Blatt, Blüte, Zweig u. s. w. — begonnen und allmählich zu komplizierteren Beschreibungen — Tanne, Wiese, Wald, Feld, Sommer, Winter u. s. w. — übergegangen werden. Dem dritten Jahr wird die Behandlung des Tierreiches und dem vierten und fünften Jahr die des Menschen zugewiesen, und zwar sollen auch hier jedesmal zunächst das Tier und der Mensch als Einzelwesen nach Aussehen, Befähigungen, Bethätigungen u. s. w. und dann im Zusammenhang mit anderen Tieren und anderen Menschen geschildert werden. Erst im sechsten und siebenten Jahre sollen die abstrakten Themen: Abhandlungen über das Gedächtnis, die Aufmerksamkeit, Liebe, Hass u. s. w., geschichtliche Erzählungen, inhaltliche Analysen u. s. w. in den Vordergrund treten. Mit einem Wort, der Verfasser verlangt, dass die Natur und die Wirklichkeit zunächst den Stoff zu Beschreibungen und Schilderungen liefern, und dass der Schüler erst dann, wenn er gründlich sehen, beobachten und unterscheiden gelernt hat, auf das abstrakte Gebiet geleitet werde.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese wohldurchdachte Methode auf gesunden Prinzipien aufgebaut ist und in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

DORTMUND. EW. GOERLICH.

Goerlich, Dr. Ew., *Freie französische Arbeiten. Musterstücke und Aufgaben.* Für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und bearbeitet. I. Teil: *Erzählungen, Briefe und Aufsätze verschiedenen Inhalts.* Leipzig, 1896. Rengersche Buchhandlung. Gebhardt & Wilisch. X und 148 S. 2 M.

Den vor kurzem in dieser *Zeitschrift* besprochenen, für Lehrer bestimmten *Materialien für freie französische Arbeiten* lässt der Verfasser nunmehr den ersten Teil eine Schülerausgabe folgen. Das Buch ist für die mittleren Klassen aller höheren Schulen bestimmt. Der zweite Teil, der sich an die oberen Klassen, namentlich der Realgymnasien und Oberrealschulen wendet, soll vorwiegend Aufsätze historischen und litterarischen Inhalts bringen. Eine Anzahl der in den „Materialien“ enthaltenen Aufsätze sind auch in dem vorliegenden Buche wieder verwertet worden; ausserdem hat aber der Verfasser seinen Quellen wieder eine Menge neuer ansprechender Stoffe entnommen. Jede der drei im Titel angegebenen Abteilungen, zu denen sich noch eine vierte — Wiedergabe poetischer Stoffe — gesellt, enthält erst Musterstücke, die dem Schüler als Vorbild dienen sollen, aber auch zu freien Arbeiten, namentlich Klassenarbeiten benutzt werden können. Jedem dieser Musteraufsätze ist eine gedrängte Inhaltsangabe *(Sujet, Caneras)* vorausgeschickt. Dann folgen Aufgaben. Dem Titel jeder Aufgabe ist wieder zunächst eine kurze Disposition in französischer Sprache beigefügt, sodann eine Reihe von Wörtern und Redensarten (*Mots et termes*), die gewissermassen das Gerippe des vom Schüler

zu liefernden Aufsatzes bilden. Vorausgesetzt ist natürlich, dass jedes Thema in der Schule auch nach der formellen Seite durch Sprechübungen gründlich vorbereitet werde. An der Hand der im Buche gegebenen idiomatischen Ausdrücke arbeitet dann der Schüler den Aufsatz zu Hause aus. So ist der Lehrer der zeitraubenden Arbeit des Diktierens überhoben und der Schüler wird sich bald einen Vorrat idiomatischer Redewendungen aneignen. Eine deutsche Uebersetzung ist den Ausdrücken nicht gegenübergestellt, da die Aufgaben ja in der Klasse eingehend besprochen werden sollen. Für die Musterstücke dagegen findet sich ein Wörterverzeichnis am Ende des Buches. Diese Musterstücke können auch als Klassenlektüre und zu Sprechübungen benutzt werden. —

Der reiche, passend gewählte Inhalt und die sorgfältige Bearbeitung machen das Buch zu einem recht brauchbaren Lehrmittel.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Schumann, Paul, *Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Aussprache.* 2. veränderte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. 42 S. 1 M.

Die erste Auflage dieser Schrift (1884) fällt in die Zeit, wo die ersten schüchternen Bestrebungen, den neusprachlichen Unterricht zu reformieren, sich geltend machten. Da man zu dieser Zeit erst begann, die allgemeinen lautphysiologischen Principien auf die einzelnen Sprachen anzuwenden und in der Unterrichtspraxis zu verwerten (Vietors *Phonetik* kam in demselben Jahre heraus, Beyers Arbeiten waren noch nicht erschienen), so war Schumanns kleine Arbeit damals eine besonders verdienstvolle Leistung. War es doch der erste Versuch, die französische Lautlehre auf eine einzelne deutsche Mundart zu gründen und das für den Ausspracheunterricht in mitteldeutschen, besonders sächsischen Schulen Wesentliche und Schwierige hervorzuheben.

Vortrefflich hat der Verfasser dargethan, wie die Schwierigkeiten, die sich in Mitteldeutschland einer reinen französischen (und deutschen) Aussprache entgegenstellen, vor allem darin bestehen, dass der Mitteldeutsche nicht zu hören vermag, dass sein Ohr für feinere Lautunterschiede nicht geschult ist. So sind ihm z. B. die stimmhaften Verschlusslaute *b*, *d*, *g* ganz unbekannt, denn die sogenannten „weichen" *b*, *d*, *g*, die der Sachse auch an Stelle von *p*, *t*, *k* spricht, sind keineswegs stimmhafte Laute, es sind vielmehr *b*, *d*, *g* ohne Stimmton gesprochen, aber auch ohne so heftige Lösung des Verschlusses wie bei *p*, *t*, *k*. Bekannt ist ferner, dass der Sachse *s* und *sch* nur als stimmlose Laute kennt. Es gilt also im lautlichen Unterricht zunächst das Gehör des Schülers für diese ihm fremden Lautunterschiede zu schärfen; erst wenn er richtig hören gelernt hat, wird er richtig sprechen lernen. Natürlich ist nach der gewonnenen theoretischen Erkenntnis unverdrossenes Ueben nötig, denn, wie es S. 24 mit Recht heisst, zwischen dem Können und dem wirklichen Anwenden ist noch eine weite Kluft.

Vermehrt ist die 2. Auflage durch eine Lehrprobe und durch eine Auseinandersetzung über das Knackgeräusch. Das Wesen des letzteren ist durch passende Beispiele äusserst klar gemacht. Für diese so wichtige lautliche Erscheinung muss das Ohr des Schülers geschärft und sein Interesse geweckt werden, denn erst wenn der Schüler den dem Deutschen eigentümlichen Kehlkopfverschlusslaut vermeiden und dafür den leisen

Vokaleinsatz des Französischen zu setzen gelernt hat, gewinnt seine Aussprache nationale Färbung. Und allzu schwer ist es nicht, den Schüler zum leisen Vokaleinsatz und damit zu gebundenem Lesen und Sprechen zu bringen. — In der Lehrprobe entwickelt der Verfasser in humoristischer Breite, wie die Lautlehre in der Klasse behandelt werden soll. Wenn auch der in dieser Lehrprobe angeschlagene Ton nicht jedem Lehrer zusagen wird, so ist sie doch geeignet, zu zeigen, wie die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung im französischen Anfangsunterricht verwertet werden können, um die Grundlage zu einer guten französischen Aussprache zu schaffen. — Bei der Besprechung der Nasalvokale (S. 17 und 39) lässt der Verfasser den bekannten Versuch, durch Zuhalten der Nase den Unterschied zwischen deutschem und französischem Nasenlaut fühlbar zu machen, unerwähnt. Und doch macht dieser einfache Versuch die Sache deutlicher als die Anweisung: „Du musst das Gaumensegel mehr hinunternehmen, damit der Klang unreiner wird.“ — Sehr treffend sind (S. 36) die lautlichen Vorzüge in den Sprachwerkzeugen bei Hervorbringung der stimmlosen Laute *p*, *t*, *k* dargestellt, die bekanntlich nicht mit unseren aspirierten *ph*, *th*, *kh* verwechselt werden dürfen. — Eine lehrreiche Beigabe ist die Abbildung, die einen Schnitt durch Nase, Mund und Kehlkopf mit Angabe der einzelnen Artikulationsstellen darstellt. — Für solche Lehrer, denen phonetische Dinge noch fremd sind, ist das Schriftchen zur Einführung in die Lautlehre recht geeignet und empfehlenswert.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Wilke, Dr. Edmund, und Prof. **Dénervaud,** *Anschauungsunterricht im Französischen mit Benutzung von Hölzels Bildern.* Leipzig, Raimund Gerhard, 1896. IV und 172 S. Geb. 2 M. 25 Pf.

Die freundliche Aufnahme, die Dr. E. Wilkes *Anschauungsunterricht im Englischen* gefunden hat, legten es dem Verfasser nahe, eine ähnliche Bearbeitung der Hölzelschen Bilder in französischer Sprache erscheinen zu lassen. Er hat sich zu diesem Zwecke mit Professor Dénervaud vereinigt, der die Beschreibungen zu den Bildern geliefert hat und durch seine französische Abstammung von vorn herein Gewähr für die Korrektheit des französischen Ausdruckes bietet. Plan und methodische Ausführung sind die Arbeit des zuerst genannten Verfassers. Was die äussere Form der Darstellung betrifft, so haben die Verfasser, wie Génin nnd Schamanek unlängst in ihren *Conversations françaises* die beschreibende Form gewählt, während andere Vorgänger, wie Bechtel, Durand und Kron, die dialogische Form bevorzugten. Da das Buch auch für die Hand der Schüler bestimmt ist, so scheint mir in der That die Form der Beschreibung mit Recht gewählt worden zu sein, denn sie ist die passendere für die häusliche Wiederholung, und sie lässt dem Lehrer im Unterricht mehr Freiheit. Die Anlage des Buches ist im ganzen dieselbe wie die des englischen Seitenstückes, nur dass die Beschreibungen weit ausführlicher sind als die englischen. Sie suchen den auf den Bildern gebotenen Stoff möglichst zu erschöpfen; dabei geben sie in gefälliger und anmutiger Sprache und in frischem Tone abgerundete Schilderungen, die nirgends etwas von Trockenheit und Lehrhaftigkeit an sich haben. Sehr hübsch haben es die Verfasser verstanden, ihre Beschreibungen in einen erzählenden Rahmen einzufassen. Der Bauernhof bildet das Ziel eines Ausflugs an einem schönen Sommer-

abend, und von der Höhe eines benachbarten Hügels sehen wir ihn mit allen seinen Einzelheiten vor uns liegen. Nach Betrachtung alles dessen, was sich unsern Blicken darbietet, verlassen wir unsern Beobachtungspunkt, um herabzusteigen und uns mit der gastfreundlichen Familie des Pächters zu Tisch zu setzen. In das Hochgebirge führt uns ein Ferienausflug. Das Winterbild versetzt uns in die Weihnachtszeit, und wir sehen gleich nach Schulschluss die ungeduldige Jugend hinaus ins Freie stürmen, um sich den winterlichen Belustigungen hinzugeben, die uns das Bild vorführt. — Der ausführlichen Beschreibung jedes Bildes geht eine Aufzählung des darin enthaltenen Vokabelschatzes in Form einfacher, kurzer Sätze voran, die in stetem Wechsel bald Aussage-, bald Frage-, bald Wunsch- oder Befehlssätze sind und in denen die einfachsten und gebräuchlichsten grammatischen Formen und Konstruktionen nach und nach eingeübt werden. Der Beschreibung jedes Bildes folgen weitere grammatische Uebungen. Die einfachsten grammatischen Dinge, wie Deklination, Konjugation, Fürwörter, Zahlwörter, Präpositionen, Teilungsartikel, Steigerung des Adjektivs, reflexive Verben, die wichtigsten unregelmässigen Verben werden in Beispielsätzen aus dem Anschauungsstoff der Bilder behandelt. Diese Beigaben werden sich für solche Anstalten nützlich erweisen, die es etwa versuchen wollen, dem Elementarunterricht im Französischen das vorliegende Buch als einziges Hilfsbuch zu Grunde zu legen. Freilich scheint mir für diesen Zweck der Stil der Beschreibungen nicht einfach genug zu sein. Zum Gebrauche in den Mittelklassen dagegen, bei gelegentlicher Vorführung der Bilder zur Belebung des Unterrichts, wird sich das Buch sicherlich sehr gut bewähren. Der Wert desselben wird noch erhöht durch die Beigabe von kleinen vortrefflich ausgewählten Lesestücken, die verschiedenen neueren französischen Schulschriftstellern entnommen sind. Sie sind meist beschreibender Natur und führen die auf den Bildern sich darbietenden Gegenstände und Verhältnisse in abgerundeten kleinen Skizzen weiter aus. Damit auch der erzählende Stil nicht zu kurz komme, ist jedem Bilde ein Märchen beigefügt, das mit jenem in passendem Zusammenhange steht. Wir finden darunter die bekannten Märchen von Schneewittchen, Dornröschen, Rotkäppchen, den Bremer Stadtmusikanten. Auch zwei der schönsten von Andersens Märchen, die kleine Streichholzverkäuferin und das hässliche Entlein, das erstere auch als Gedicht, sind aufgenommen. Diese prächtigen Stoffe werden nicht verfehlen, auch in französischem Gewande unsere Schuljugend zu fesseln. Auch Gedichte sind eingestreut, desgleichen eine reiche Zahl von Themen zu kleinen Aufsätzen. Den Beschluss macht ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Wörterverzeichnis, in dem aber merkwürdigerweise das Geschlecht der Hauptwörter nicht angegeben worden ist. — Um den Schülern die Anschaffung des Buches zu erleichtern, ist auch eine Ausgabe in 8 einzeln käuflichen Heften zu je 30 Pf., das Wörterbuch in einem besonderen Heft zu 60 Pf. erschienen. Wilke-Dénervauds Anschauungsunterricht im Französischen nimmt unter den bisher erschienenen Hilfsmitteln zur Behandlung der Hölzelschen Bilder eine hervorragende Stelle ein und wird mit Vorteil im Unterricht verwendet werden können.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Soltmann, Dr. Hermann, *Lehrbuch der französischen Sprache.* VIII und 173 S. — *Begleitschrift zum Lehrbuch der französischen Sprache.* 16 S. Bremen. Verlag von Gustav Winter. 1895.

In dem Begleitwort begründet der Verfasser zunächst sein Unternehmen, die grosse Zahl der vorhandenen französischen Lehrbücher noch um eins zu vermehren. Der Mangel der vorhandenen Grammatiken scheint ihm darin zu liegen, dass sie auf das eigentliche Wesen der syntaktischen Erscheinungen zu wenig eingehen. Dabei wird es auch noch eine beträchtliche Anzahl von Lehrenden geben, die zwar die genaueste Kenntnis aller Einzelheiten der Syntax besitzen, aber noch wenig in das Warum der sprachlichen Erscheinungen eingedrungen sind. Ein solches tieferes Eindringen in die sprachlichen Gesetze, das bei der Uebersetzungsmethode in der That gar nicht nötig war, wird zu einer unbedingten Notwendigkeit bei einer Unterrichtsmethode, die die Muttersprache ganz zurücktreten lässt und Vergleiche mit derselben möglichst vermeidet. Da muss also die fremde Sprache aus sich selbst heraus erklärt werden. Wenn die Schüler Sätze unmittelbar in der fremden Sprache bilden sollen, so müssen sie auch angeleitet werden, den französischen Sprachgeist zu verstehen und lebendig nachzuempfinden. Sie sind also so weit als mögrich einesteils in die psychologische Seite der Sprache einzuführen, andernteils ist ihr Ohr für deren dynamisch-rhythmische Seite empfänglich zu machen. Beides versucht der Verfasser in seinem Lehrbuche zu thun und bezeichnet selbst seine Arbeit als eine recht schwierige und dornenvolle. Das glauben wir ihm gern, da Vorarbeiten für eine derartige Behandlung der Grammatik fast gar nicht vorhanden waren. An und für sich hat nun der Verfasser seine Aufgabe, den tieferen den Spracherscheinungen innewohnenden Sinn aufzudecken, in vorzüglicher Weise gelöst, so dass die Lektüre des Buches wirklich genussvoll ist. Ueberall begegnen wir treffenden Beobachtungen, die von feinem sprachlichen Nachempfinden zeugen und in wissenschaftlich gewandte Form gekleidet sind. Vorzüglich ist die Darstellung der Lautlehre, in der übrigens phonetische Zeichen nicht angewendet worden sind. In § 15, Zusatz 1, behauptet der Verfasser, dass vor den mit dem sogenannten konsonantischen *h* beginnenden Wörtern keine Bindung stattfinde, weder konsonantische noch vokalische, dass jene Wörter vielmehr mit neuem Stimmeinsatz anlauten. Hiergegen ist zu sagen, dass infolge des der französischen Sprache eigentümlichen leisen Vokaleinsatzes auch hier eine Art vokalischer Bindung vorhanden ist und neuer Stimmeinsatz gerade zu vermeiden ist. Interessant ist, wie in dem Kapitel über die Wortstellung die ganzen Stellungsregeln unter die beiden Prinzipien der Betonung und der logischen Aufeinanderfolge der Vorstellungen gebracht sind. Der Wortbildung, die in den meisten Schulgrammatiken stiefmütterlich behandelt ist, wird ein kurzer Abschnitt gewidmet. Dann folgt in ausführlicher Darstellung die Formenlehre des Verbs. Die unregelmässigen Verben sind innerhalb der einzelnen Konjugationen nach den Stammauslauten geordnet. und in Bemerkungen zu jeder Gruppe sind die dabei in Betracht kommenden lautgesetzlichen Erscheinungen angegeben. Eine verdienstliche Arbeit ist die den unregelmässigen Verben beigegebene Phraseologie. Die Syntax des Verbs schliesst sich gleich an die Formenlehre derselben an. Lobend hervorgehoben sei die Darstellung der Tempuslehre. Interessant ist die Art nnd Weise, wie in § 70 der Gebrauch des ursprünglich als Imperfekt des Futurums verwendeten Conditionnel in hypothetischen Satzgefügen erläutert und logisch begründet wird. Die grösste Schwierigkeit bot jedenfalls das Kapitel über die Moduslehre,

da hier vielfach unser sprachliches Empfinden in direkten Wiederspruch gesetzt wird mit dem, was der Sprachgebrauch geheiligt hat. Der Verfasser versucht sich meist mit Glück an der Lösung dieser Schwierigkeiten. Man lese beispielsweise, wie der Verfasser (in § 245) den unserm Sprachgefühl widerstrebenden Konjunktiv nach Verben der Gemütsbewegung erklärt. — Ein Kapitel über die Rektion der Verben hat der Verfasser nicht aufgenommen. — Die Darstellung der Fürwörter verdient noch ein besonderes Lob. Eigentümlicherweise nennt S. die besitzanzeigenden Fürwörter adjektivische Personalpronomina (*adjectifs possessifs*) und teilt sie in unbetonte und betonte ein, welche letztere er als substantivierte adjektivische Personalpronomina bezeichnet.

Wie schon der geringe Umfang des Buches und dabei die ausführliche Begründung der sprachlichen Erscheinungen erraten lassen, hat sich der Verfasser hinsichtlich des grammatischen Stoffes auf die Hauptsache beschränkt und allen grammatischen Kleinkram beiseite gelassen. — Ganz vorzüglich sind die Beispiele gewählt. Sie sind ausschliesslich der täglichen Umgangssprache entnommen und enthalten eine Fülle idiomatischen Sprachstoffes.

Von dem Standpunkte aus, dass eine tiefere psychologische Begründung der grammatischen Regeln versucht werden müsse, lässt sich somit gegen das Buch nichts einwenden. Anders gestaltet sich die Sache freilich, wenn man der Frage näher tritt, ob die philosophische Grammatik in solcher Form und in solchem Umfange auf die Schule gehöre. Meiner Ansicht nach ist das Solltmann'sche Buch trotz aller seiner trefflichen Eigenschaften kein Schulbuch. Der Lehrer mag manche Belehrung und Anregung aus ihm schöpfen, manches daraus mit Vorteil im Unterricht verwenden, aber in den Händen der Schüler kann ich mir diese Grammatik nicht denken, nicht einmal in den Händen reifer und begabter, geschweige denn in denen jüngerer Schüler. Selbst angenommen, wie es der Verfasser wünscht, das Buch spiele zunächst im Unterricht selbst in den Händen des Schülers gar keine Rolle, „hier gelte nur das lebendige Wort des nach sokratischer Methode unterrichtenden Lehrers", so ist doch auch zum Wiederholen und gelegentlichen Nachschlagen das Buch für den Schüler nicht tauglich, denn gerade hierzu braucht dieser das Thatsächliche in knapper Form, während die eingehende Begründung und Erläuterung Sache des Unterrichts ist. — Eine vertiefende Darstellung der Syntax des Französischen, wie sie der Verfasser anstrebt, muss ja sicher auf der Schule stattfinden, aber vor einer zu eingehenden wissenschaftlichen Gestaltung der Formenlehre, namentlich des Verbs, muss gewarnt werden. In der wohlmeinenden Absicht, durch allerhand Ableitungen und Lautregeln den Schülern die Arbeit des mechanischen Einprägens zu erleichtern, belastet man sie nur noch mit neuem Gedächtnisstoffe. — Und noch in einer zweiten Hinsicht scheint mir das Buch für die Schule nicht recht brauchbar zu sein. Der Titel hält nicht, was er verspricht: das ist kein Lehrbuch, sondern nur eine systematische Grammatik der französischen Sprache. Denn von einem Lehrbuch verlangt man die methodische Verarbeitung und Gliederung des Sprachstoffes an der Hand passender Uebungsstücke. Das Buch enthält aber keinerlei Uebungen, keinerlei Andeutung über die methodische Gestaltung des Unterrichtsganges. Während früher vielfach der neusprachliche Lehrer Sklave des Lehrbuchs war und seiner schaffenden Thätigkeit zu wenig Raum gelassen war, scheint man neuerdings nach der andern Seite zu weit gehen und die ganze methodische Arbeit dem Lehrer aufbürden zu wollen; jeder einzelne Lehrer soll sich schliesslich seine Methode selbst bilden, indem ihm nur eine systematische Grammatik und vielleicht ein

auf methodische Stufenfolge wenig Rücksicht nehmendes Lesebuch zur Verfügung gestellt werden. Dass nur wenige Lehrer unter solchen Bedingungen einen gedeihlichen Unterricht würden erteilen können, dürfte kaum zu viel behauptet sein. Schon im Interesse der Einheitlichkeit des Unterrichts wird es besser sein, wenn, wie es ja zumeist geschieht, dem fremdsprachlichen Unterricht ein ordentlicher methodischer Lehrgang zu Grunde gelegt wird; dem Lehrer bleibt dann für seine eigene Thätigkeit immer noch genug Freiheit.

Aus der Begleitschrift erfahren wir, dass es die Methode der freien Satzbildung ist, die der Verfasser auf seine Fahne geschrieben hat. Dass das Selbstbilden von Sätzen ein treffliches Unterrichtsmittel ist, ist ja längst erwiesen, und ein gewisser Raum muss dieser Uebung im fremdsprachlichen Unterricht gegönnt werden. Aber denselben ganz darauf zu gründen, wie es Soltmann will, hat seine Bedenken. Ich will nur das eine anführen, dass nämlich bei dieser Uebung jeder Schüler nur mit sich selbst und seinem ihm gerade vorschwebenden Satze beschäftigt ist. Anstatt dass also die Gedanken aller Schüler auf einen Punkt konzentriert sind, gehen sie beim Sätzebilden nach allen möglichen Richtungen auseinander; an Stelle der Sammlung wird Zerfahrenheit in den Unterricht gebracht. Diese Gefahr mag ein geschickter Lehrer zwar mindern können, vorhanden ist sie aber doch, namentlich bei Klassen mit starker Schülerzahl.

Zu der vielumstrittenen Frage des Uebersetzens in die fremde Sprache nimmt der Verfasser natürlich auch Stellung. Er verwirft das Uebersetzen unter allen Umständen. Er stellt sich also auf die Seite der extremsten Reformer. Wie diese, so verfällt auch er in den Fehler, die Mängel und Nachteile, die ja allerdings der Methode des Uebersetzens anhaften, in grell übertriebenen Farben zu schildern. „Auf Schritt und Tritt fühlt sich der Schüler von den seitens der entsetzlichen grammatischen Regeln drohenden Gefahren umlauert. Nur unter einem beständigen geistigen Drucke, in einer andauernden Aufregung bringt er — wenigstens der Fleissige — die Uebersetzung zu Stande, dem Trägen wird die Arbeit zur Qual."

Zum Schluss möchte ich nochmals aussprechen, dass mir die Verwendbarkeit des Buches im Klassenunterricht zwar zweifelhaft erscheint, dass dasselbe aber, davon abgesehen, als ein wohlgelungener Versuch einer tiefer begründenden Darstellung der französischen Grammatik bezeichnet werden muss und als solcher der Beachtung der Fachgenossen empfohlen zu werden verdient.

Leipzig. O. Mielck.

Ricken, Dr. Wilh., *Kleine französische Schulgrammatik (Formenlehre und Syntax)*, Berlin, Wilh. Gronau, 1895.

Zu den während der letzten Jahre in rascher Folge erschienenen Lehr- und Uebungsbüchern Rickens hat sich neuerdings die *Kleine französische Grammatik* desselben Verfassers gesellt, die augenscheinlich für Realschulen, überhaupt lateinlose Schulen, bestimmt ist. Sie ist eine Verkürzung der Ende 1892 herausgegebenen französischen Grammatik für deutsche Schulen desselben Verfassers. Wesentliches ist bei der Verkürzung nicht übergangen worden, so dass das Buch sehr wohl seinen Zweck erfüllen und allen denen willkommen sein dürfte, die sich mit den früher erschienenen Büchern R.'s befreundet haben. Es ist erfreulich, dass einige, wenn auch nicht gerade sehr wesentliche Verbesserungen

zugleich mit der Verkürzung stattgefunden haben. So sind überall die Ueberschriften in augenfälliger Weise kurz gefasst gegeben, eine Aeusserlichkeit, die aber für die Schüler von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Die Präpositionen sind bei der Aufzählung zwar nicht alle erwähnt, es ist aber in der Auswahl nicht fehl gegriffen worden. Das hinter den Präpositionen angefügte ausführliche Verzeichnis der bei- und der unterordnenden Konjunctionen ist nur zu billigen. Es dürfte Schülern, die Französisch als einzige oder erste fremde Sprache lernen, sehr willkommen sein, denn es fördert das Verständnis für Bei- oder Unterordnung. Früher waren die Konjunctionen ebenfalls erwähnt, jedoch in einer Weise, die den Schülern die Uebersicht nicht so erleichterte. Vortrefflich ist die schwierige Lehre vom Artikel. ferner die vom Pronomen gestaltet, trotz thunlichster Kürze. Wenn auch weiterhin bezüglich der Pronomina ein Wunsch ausgesprochen werden wird, so thut dies doch der ganzen Darstellung R.'s keinen Eintrag und derselbe Wunsch wäre auch bereits für die erste Fassung der Grammatik auszusprechen gewesen.

Wenn ich mir nun im Folgenden erlaube, in grösserer Ausführlichkeit auch auf einige Stellen hinzuweisen, die mir weniger glücklich als die oben erwähnten scheinen, so geschieht es in der Ueberzeugung, dass es nicht nur den Herren Fachgenossen, sondern auch dem Herrn Verfasser nicht unwillkommen sein dürfte, ein Urteil zu vernehmen, das sich auf die Erfahrungen im Unterricht stützt. Zwar habe ich in unserem Gymnasium die ursprüngliche Fassung der Grammatik benutzt, allein alle die zur Besprechung gelangenden Punkte finden sich ohne wesentliche Aenderung in der *kleinen Grammatik* wieder. Ich bin mir zwar bewusst, dass ich nicht viel Neues bringen kann nach den treffenden Bemerkungen, die seiner Zeit von Uhlemann in dieser *Zeitschrift* bei der Besprechung von R.'s *kleiner französischer Syntax* gemacht worden sind, allein ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass sich der Herr Verfasser vielleicht doch noch zu einigen Aenderungen entschliesst, trotz seiner Ablehnung, die er unlängst in einer neueren Vorrede ausgesprochen hat.

Da die kleine Grammatik in die Hände von Schülern gegeben wird, die Französisch als erste fremde Sprache lernen, so dürfte es sich empfehlen, auch die deutsche Bedeutung bei der Zusammenstellung der Konjugation auf S. 2 und 3 völlig auszudrucken. Nirgends lernen die Schüler den Bau der eigenen Sprache besser als bei einer fremden Sprache, und oft finden Anfänger den fremden Ausdruck nicht aus Mangel an Verständnis der Muttersprache.

Was Uhlemann über die Anordnung der unregelmässigen Verba sagt, kann ich nur billigen. Wenn ein Schüler eine Form vergessen hat und sich daher Rat in der Uebersicht holen will, so weiss er in den seltensten Fällen, ob der Stamm verändert ist oder nicht. Und selbst wenn er dies wüsste, könnte er sich in der gegebenen Anordnung schwer zurechtfinden. Je öfter ihm dies aber zustösst, mit desto grösserer Unlust wird er sich ferner dieser notwendigen Hilfe bedienen. Ausserdem dürfte es vorteilhafter sein, die Komposita der unregelmässigen Verben in Kolonnen, am besten alphabetisch geordnet, zu verzeichnen, um dem Schüler das Auswendiglernen zu erleichtern, denn dieses Letztere kann ihm doch nicht ganz erspart werden. Auch bei der Lehre vom Adjectiv und seiner Steigerung könnte man einiges anders dargestellt wünschen. Am meisten aber ist dies der Fall hinsichtlich einiger Kapitel der Syntax.

Bei der Wortstellung sind vier Hauptregeln an die Spitze gestellt, was an sich ganz beifallswert ist. Die vierte allgemein gehaltene, lautet: „Das Bestimmende folgt auf das Wort, welches es bestimmt." Diese Fassung scheint, wenn man das Wort Bestimmen nicht richtig auffasst,

gegen die erste Regel zu verstossen, die lautet: „Das Subject steht vor dem Prädicat". Das Subject „bestimmt" ohne Zweifel das Prädicat. Vielleicht könnte man die vierte Regel allgemein so ausdrücken: Das Abhängige folgt dem, wovon es abhängt (dem Regierenden).

Die Regeln, welche bei der Wortstellung die Schwierigkeiten enthalten, sind dann angefügt als Ausnahmen zu den vier Hauptregeln. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es den Schülern grosse Schwierigkeiten bereitet, sich den Stoff in dieser Darstellung anzueignen, zumal in den unter B und C gegebenen Regeln Ausdrücke wie „meist" (bei indirekten Fragen) oder „oft" (bei Wunschsätzen ohne *que*) vorkommen, die den Schüler unsicher machen. Fasslicher für denselben ist es, hier nach den Arten der Sätze den Stoff zu gruppieren, die Fragesätze, die ja die grössten Schwierigkeiten bieten, zuerst zu behandeln und die anderen Satzarten daran anzuschliessen. Dabei will ich nicht verschweigen, dass ich die Darstellung der Ausnahmen zur vierten Hauptregel im ganzen recht ansprechend gefunden habe. Nur richten Beispiele wie *les noirs sapins*, *la blanche laine* in den Köpfen der Schüler Verwirrung an, während andererseits Beispiele wie *une noire ingratitude* völlig am Platze sind.

Bei der Stellung der pronominalen Objecte vor dem Verb wird es immer vorzuziehen sein, nach dem Vorgange von Ploetz die nur möglichen Gruppen anzugeben, damit die Schüler nicht auf Falsches geleitet werden beim Uebersetzen von Sätzen wie: er hat sich ihm vorgestellt.

Leider ist auch das Kapitel über den Konjunctiv unverändert in die kleine Grammatik übergegangen, obwohl dem Herrn Verfasser schon von verschiedenen Seiten Zweifel über die praktische Verwendbarkeit seiner Darstellung geäussert worden waren. Es muss in Abrede gestellt werden, dass es der Fassungskraft der Schüler entspricht, wenn ihnen z. B. folgende Regel gegeben wird: „Der Konjunctiv steht in Objects- und Subjectssätzen mit *que* nach den Verben und Ausdrücken, die ein nicht bloss bestätigendes Urteil über den Inhalt des Nebensatzes aussprechen (34,2)." Auch die dazu gesetzte Anmerkung kann nicht viel zum besseren Verständnis helfen. Praktischen Wert haben solche Regeln für die Schüler nicht. Vor allem aber ist jede für die Schule berechnete Darstellung daraufhin anzusehen, dass sie den Schülern den Stoff leicht verständlich biete. Dazu kommt bei diesem Kapitel noch ein äusserlicher Umstand, der den Schülern die Auffassung und Uebersicht erschwert. Es ist gewiss richtig, die Beispiele voranzustellen und die Regeln daraus abzuleiten. Misslich aber wird dieses Verfahren, wenn die Regeln räumlich von den Beispielen getrennt sind, so dass die Schüler immer ein paar Seiten umblättern müssen, wenn sie Regel und Beispiel vergleichen wollen. Besonders bei den häuslichen Wiederholungen macht sich dieser Umstand in lästiger Weise fühlbar.

Bei der Lehre vom Infinitiv kommt es vor allem darauf an, dass den Schülern die Verben und Ausdrücke bekannt werden, hinter denen der Infinitiv ohne Präposition stehen muss, und die, welche *à* nach sich haben. Da dies das praktisch Wichtigere ist, darf es nicht in die Anmerkung verwiesen werden, wie es p. 46 mit dem „reinen Infinitiv" geschieht. Die Schüler sind nur zu leicht geneigt, den Anmerkungen geringere Wichtigkeit zuzuschreiben, auch wenn sie im einzelnen Falle auf das Irrige ihrer Ansicht hingewiesen werden. Ausserdem ist ihnen gerade in diesem Kapitel eine gewisse Ausführlichkeit in der Aufzählung von Verben sehr erwünscht.

Der Inhalt des § 41, Infinitiv statt eines Nebensatzes, dürfte wohl besser an die Spitze der Lehre vom Infinitiv als Ueberleitung von den

que-Sätzen gebracht werden, zumal da die infinitivischen Wendungen so häufig sind und auch in den Uebungsbüchern Rickens mit Recht oft vorkommen.

Das sind die Punkte, die meiner Erfahrung nach in der Praxis mehr oder minder Schwierigkeiten bereitet haben. Es wäre zu bedauern, wenn ein starres Festhalten des Herrn Verfassers an seinem Standpunkt dazu beitragen sollte, die Verwendbarkeit und Verwendung seiner Lehrbücher zu beeinträchtigen. Man wird wenig Lehrgebäude der französischen Sprache finden, die konzentrierter gedacht und angelegt sind. Ich glaube, dass besonders Schulen, die sehr früh mit dem Unterricht des Französischen beginnen, ziemlich viel Zeit darauf verwenden können und nicht zu starke Klassen haben, in den Rickenschen Büchern willkommenes Material finden werden. Wie bei allen Büchern R.'s aus dem Gronauschen Verlag ist die Drucklegung und Ausstattung auch bei der kleinen französischen Grammatik musterhaft.

LEIPZIG. ERNST LEITSMANN.

Koch, John, *Praktisches Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen* mit Unterstützung von **A. Sohier,** Prof. de langue française. Berlin, 1895, Emil Goldschmidt.

Der Name des Verfassers, dem wir bereits eine Reihe guter Schulbücher für den neusprachlichen Unterricht verdanken, bürgt dafür, dass auch das vorliegende Werk seinen besonderen Zwecken aufs beste zu entsprechen vermag. Die schnelle Entwicklung der kaufmännischen Fortbildungsschulen in den letzten Jahren hat den Mangel eines wirklich geeigneten, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Lehrbuchs sehr bald fühlbar werden lassen, doch die rasch aufeinander folgenden Auflagen eines für die Zwecke dieser Schulen geeigneten englischen Elementarbuches von dem oben genannten Verfasser zeigen, dass viele Anstalten durch Einführung dieses Unterrichtswerkes diesem Mangel bereits abgeholfen haben. Der Verfasser hat sich nun auf Grund dieser Erfolge beeilt, ein entsprechendes französisches Unterrichtswerk herzustellen, und wir stehen nicht an, auch dieses als wohlgelungen zu bezeichnen, wenn auch im einzelnen mancherlei Ausstellungen zu machen sind. Was zunächst die Gesamtanlage des Buches betrifft, so hat auch hier der praktische Sinn des Verfassers überall berücksichtigt, dass er für Schüler schreibt, die ihre Vorbildung meist in der Volksschule erhalten haben und die Sprache nur soweit erlernen sollen, als sie den speziellen Bedürfnissen ihres Lebensberufes zu dienen vermag. Daher die Beschränkung in der Grammatik auf das Allernotwendigste und Fasslichste, daher die oft recht summarisch gefassten Regeln, der dem Alltagsverkehr und Geschäftsleben entnommenen Lese- und Schreibstoff von nur mässigem Umfang, die sehr geschickt und zweckentsprechend gewählten kurzen Gespräche mit nebenstehender Uebersetzung und fortlaufender genauer Aussprachebezeichnung. Der 1. Abschnitt behandelt die Aussprache, der 2. die Formenlehre nebst den notwendigsten Regeln aus der Syntax, der 3. Abschnitt enthält zusammenhängende Uebungsstücke, meist Annoncen aus dem kaufmännischen und gewerblichen Leben, Prospekte, Börsenberichte u. a. mit sorgfältig bearbeitetem Kommentar, ferner auch einige deutsche Annoncen einfachen Inhalts zum Uebersetzen ins Französische. Doch schon der Uebungsstoff des vorhergehenden Abschnitts enthält ähnliche Stücke und die sorgfältig ausgewählten, über

den ganzen Abschnitt verteilten Musterbriefe ermöglichen eine gute Einführung in die französische Korrespondenz.

Im einzelnen giebt die Durchsicht des Buches uns zu folgenden Bemerkungen Anlass. In der Erklärung der geschlossenen und offenen Vokale (§ 1 und 2) fehlt jede Bezugnahme auf die durch eben diese Ausdrücke bezeichnete Mundstellung, wodurch dem Schüler die Sache doch viel deutlicher würde, als durch die Bemerkung, dass bei den einen die Muskeln der Sprachwerkzeuge straff angezogen werden, bei den andern etwas erschlaffen. Unter den Aussprachebezeichnungen durch Lautschrift sind uns aufgefallen: S. 99 *automne* = *ōtŏm* und *l'Europe* = *lürop*. Im übrigen sind Druckfehler nicht gerade selten; das Buch bedarf in dieser Beziehung vor einer neuen Auflage einer sorgfältigen Durchsicht. Singular und Plural werden als „Einheit" und „Mehrheit" bezeichnet. Die Ausdrücke Einzahl und Mehrzahl dürften dem Schüler geläufiger sein. Zu der Bemerkung auf S. 18: „Herr" vor einem Namen wird mit M. abgekürzt" wäre noch hinzuzufügen „jedoch nicht in Adressen und Briefen." S. 19 heisst es: „die verschiedenen Fälle werden nicht . . ., sondern durch *Vorsatz* der Praeposition *de* . . . gebildet". . Warum nicht *Vorsetzung?* In demselben Kapitel (IV,4) würde es bei Erklärung der Formen *du* aus *de le* etc. sehr zur Verdeutlichung dieses Vorgangs dienen, wenn auf äusserlich ähnliche „Verschmelzungen" im Deutschen hingewiesen würde, „mit vgl. das deutsche *vom* = *von dem*, *im* = *in dem*" S. 26 heisst es unter Merke: *cheveu* hat im Plural *x* statt *s*. Warum ist die Regel nicht allgemeiner gefasst oder schon in Cap. III (Plural), soweit nötig, gegeben? Sie findet sich erst in Cap. XIX. S. 87 liest man die Regel: „Das mit *être* verbundene Particip des Perf. richtet sich in Geschlecht und Zahl nach seinem Subjekt: *ma soeur s'est excusée.*" Diese Regel, auf die Veränderlichkeit des Part. p. bei reflexiven Verben bezogen, ist nach heutigem Sprachgebrauch falsch. Aber der Verfasser hat gewiss aus praktischen Gründen zwei ganz verschiedene Dinge unter einen Hut bringen wollen. Wie wenig praktisch indessen dies Verfahren ist, zeigt sich sofort, denn der Verfasser ist zu der Anmerkung genötigt: „Das Part. des reflexiven Verbs bleibt unverändert, wenn das vorangehende Fürwort im Dativ steht" und giebt damit dem Anfänger ein Rätsel auf, das er ohne die erforderliche Anleitung kaum lösen dürfte. Das Nötigste von der regelmässigen und unregelmässigen Konjugation ist recht klar und leicht fasslich dargestellt, doch scheint es uns für Anfänger nicht unbedenklich, wenn der Verfasser in dem Bestreben, dem Schüler auch die Bildungsgesetze der Formen einigermassen klar zu machen, drucken lässt *je reçoi*[*v*]-*s*, *je reç*[*ev*]-*u-s* u. a., wenigstens dürfte eine Zusammenstellung der Konjugationsformen in der gewöhnlichen Schreibung nicht fehlen.

Diese nur geringfügigen Ausstellungen sollen dem sonst recht gut ausgeführten und ausgestatteten Werk keinen Eintrag thun. Wir sind überzeugt, dass es wie das englische an vielen kaufmännischen Fortbildungsschulen Eingang finden wird.

K. Roeth.

Saint-Martin, P., avocat etc. — *Petit formulaire manuscrit des actes les plus usuels.* 4. Aufl., Paris, Delagrave, O. J. 108 S. 12°. Preis gebd. fr. 0,80.

Selbst besseren Schülern, deren Sprachkenntnisse verhältnismässig

annehmbar sind, fällt es bekanntlich schwer, im praktischen Leben französische Geschäftsbriefe und Urkunden zu entziffern, teils weil der französische Ductus ein ganz anderer ist, als derjenige, der in unsern Schulen gelehrten „lateinischen" Schrift, teils weil derartige Schriftstücke in bestimmten Formeln sich bewegen, welche der deutsche Schulunterricht selten zu übermitteln vermag.

Deshalb möchte Referent die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf dieses sehr brauchbare Büchlein hinweisen, welches in deutlichem Autographiedruck verschiedene charakteristische französische Handschriften vorführt. Geschäftliche Briefe, Verträge jeder Art, Eingaben, Voranschläge, Rechnungen, Frachtbriefe, Wechsel, Schuldscheine, Quittungen etc. sind in reicher Auswahl vorhanden. Will die Schule auch nur einzelnes daraus vorführen, so bleibt das Buch für spätere Bedarfsfälle in der Hand des Schülers.

J. SARRAZIN.

Taine, *L'ancien Régime,* herausgegeben von Martin Hartmann. XX und 99 S., mit 57 S. Anmerkungen. Leipzig, Dr. P. Stolte, 1896. — Preis 1 Mk.

Eine mustergiltige Bearbeitung des ersten Teils aus Taines *Origines* liegt hier zum Schulgebrauch vor, und sie wird dem Lehrer der Prima hochwillkommen sein. Sehr geschickt hat Hartmann die Taine'schen Kapitel in kleine Abschnitte mit eigenen Ueberschriften zerlegt und die Fussnoten in seinem reichhaltigen und gründlichen Kommentar verarbeitet. Derselbe hält diesmal das richtige Mass ein und erleichtert dem Lehrer die Erklärung ganz ungemein. Ohne einen solchen wäre aber eine erspriessliche Tainelektüre platterdings unmöglich.

Referent hat M.'s trefflichen Kommentar einer genauen Durchsicht unterzogen und nur vereinzelte und unbedeutende Einwände zu machen. Die Lesart *Küstenbedienstete* statt Küchenbeamte für *officiers de bouche* ist offenbar Druckversehen. Die bürgerlichen *intendants* werden nicht erst von Ludwig XIV (1423), sondern bereits von Richelieu mit voller richterlicher Verwaltungs- und Polizeigewalt bekleidet, um den hochadligen, nach Autonomie ringenden *Gouverneurs* nur Repräsentationspflicht und Militärkommando zu belassen. Unter *fouetteur de lièvres* (415. 15) würde Referent einen leidenschaftlichen Jäger verstehen (vgl. den Ausdruck *trousseur de bonnes*, Schürzenjäger in Zola's *Bête humaine*). Einzelne Noten sind etwas zu lakonisch gefasst, z. B. die zu *fermes* (45. 6), zu *aides* (23. 30) etc. Bei *Auch* (50. 16) vermisst man eine Angabe der Aussprache. Die Note zum Konkordat von Bologna (14. 17) und teilweise auch diejenige zu dem Untergang der Karolinger (12. 20) bedürfen einer Erweiterung. Ohne die „Annaten" und „Regalien" wäre der Streit Ludwigs XIV mit dem Papsttum nicht zu einem Kulturkampfe ausgeartet, der fast ein gallikanisches Schisma nach sich gezogen hätte. Bei *logement des gens de guerre* (Einquartierung, 20. 33) wäre die Angabe nicht unwillkommen gewesen, dass dies eine Feudallast war, die aus dem uralten *droit de gîte et de prise* jedes einzelnen *Seigneur* sich entwickelt hat.

Wenn man, wie Referent, alljährlich mehr als ein Dutzend, oft zwei und drei Dutzend Schulausgaben durchzukosten das Vergnügen hat, dann atmet man bei einer Leistung wie die vorliegende erleichtert und freudig auf.

JOSEPH SARRAZIN.

Reinach, Joseph, *l'Eloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours.* Avec notices et introductions. — Paris, 1894, Ch. Delagrave XXXIV + 473 S. 8°. Preis 3 Franken.

Der Blüte des *enseignement moderne* in Frankreich, des vor kurzem noch sehr im Argen liegenden Realschulwesens, hat dieses stattliche Schulbuch des Abgeordneten Reinach sein Dasein zu verdanken. Es will für die lateinlosen Schulen das sein, was seit Menschenaltern für Gymnasien die *Conciones* waren und führt daher den Nebentitel ‚*Les Conciones' français.* Es unterscheidet sich von dem ähnlichen Werke A. Chabriers[1]) dadurch, dass es nur die letzten 100 Jahre vorführt.

Den allergrössten Raum nimmt selbstverständlich die politische Beredtsamkeit ein: Mirabeau, Maury, Sieyès, Barnave, Vergniaud, Guadet, Condorcet, Danton, Desmoulins, St.-Just, Robespierre, vertreten das Revolutionszeitalter (S. 1—88) mit kurzen und treffenden Reden. Einige Proklamationen Napoleons bilden den Uebergang zur Restaurationszeit, welche als Redner Royer-Collard, Benjamin Constant, Serre, den General Foy, Manuel und Martignac aufweist. Die Zeit des Julikönigtums eröffnet Châteaubriand (S. 138); es folgen Casimir Perier, Broglie, Arago, Guizot, Thiers, Dufaure, Berryer, Odilon, Barrot, Montalembert und eine Rede Ledru-Rollins bei einem demokratischen Banket zu Dijon. Die zweite Republik bringt Lamartine, L. Blanc, Grévy, Michel, Jules Favre, Falloux, V. Hugo — sehr kennzeichnend für diese Zeit! Das liberale Empire führte den Vizekaiser Rouher ins Vordertreffen, dann den roten Prinzen Plonplon, von Oppositionsmännern nur Picard. Gambetta eröffnet mit Recht die Zeit der dritten Republik (S. 304), die ausser ihm nur Ferry und Madier-Monjau anführt. Hier wollte der Herausgeber offenbar nicht allzu nahe die Jetztzeit streifen, die thatsächlich nicht in die Schule gehörte.

Bei der *éloquence du barreau* (S. 355—402) hat Gambetta den Löwenanteil, bei der *éloquence sacrée* (S. 403—426) der berühmte P. Lacordaix. Der Schlussabschnitt (427—62) bringt acht *Discours académiques universitaires* von Fontanes, Jouffroy, Villemain, Guizot, Littré, Mignet, Renan, Dumont.

Weniger interessante oder geeignete Stellen einzelner Reden sind gekürzt oder durch prägnante Inhaltsangabe ersetzt. Jeder Redner hat seinen kurzen Lebensabriss. Die willkommenste Zugabe ist aber die Einleitung, die in meisterhafter Klarheit auf $1^1/_2$ Bogen die Entwicklung der politischen Beredsamkeit der Franzosen skizziert. Da das Buch ungemein billig ist, so wird es weite Verbreitung finden und nicht bloss den französischen Sprachunterricht, sondern denjenigen in neuester Geschichte aufs wirksamste fördern.

JOSEPH SARRAZIN.

---

[1]) *Les Orateurs politiques de la France*, la tradition et l'esprit français en politique. Choix de discours prononcés dans les assemblées politiques françaises, états-généraux, conseils, parlements, chambres, de 1302 à 1830, recueillis et annotés par A. Chabrier, Paris, Hachette & Cie., 1888. VIII + 582 S. 8°, Preis $3^1/_2$ Francs.

Braunholtz, E. W. G. *Le Misanthrope* par J. B. P. Molière with introduction and notes. Cambridge (University Press) 1894. XIX und 199 S. Kl. 8⁰.

Die vorliegende Braunholtz'sche Ausgabe aus der Pitt Press Series bietet eine chronologische Tabelle zum Leben Molière's, eine nur allzu knapp gehaltene Lebensbeschreibung des Dichters, und eine Einleitung zum Misanthrope, welche die neueren Forschungen wohl verwertend, uns hauptsächlich über die Quellen des Stückes orientiert, jedoch den ästhetischen Wert des Stückes und dessen Bedeutung für die Lebensgeschichte seines Verfassers nicht näher würdigt. Nach einer kurzen Darstellung der Metrik folgt der Text, welcher (von der modernen Schreibung abgesehen) derjenige der ersten Ausgabe vom Jahre 1667 ist. Der Kommentar, welcher volle 105 Seiten umfasst und mit grosser Sorgfalt gearbeitet ist, entspricht leider nicht den Forderungen, die wir heutzutage an eine Schulausgabe eines französischen Autors zu stellen gewohnt sind. Er ist vor allem durchaus unpädagogisch. Durch Erklärung jeder auch nur etwas schwierigen Stelle, die dem Schüler bei einiger Denkarbeit selbst gelingen würde, wird Denkfaulheit erzeugt und der Schüler wird nie dazu kommen, je einen Text ohne Kommentar zu lesen. All diese überflüssigen Erläuterungen hätten wegzufallen und es hätten nur diejenigen (übrigens ganz ausgezeichneten) Anmerkungen stehen zu bleiben, welche sich mit dem Unterschied zwischen der Sprache Molière's und dem lebenden Französisch beschäftigen. Der durch Streichung jener Anmerkungen (welche sicher dreiviertel des Kommentars ausmachen) gewonnene Raum wäre für sachliche und ästhetische Erklärungen zu verwenden, an denen die Ausgabe sehr arm ist. Auch die einzelnen Kapitel aus der historischen Grammatik, die der Kommentar hie und da bietet, gehören nicht in das Buch, ebensowenig die Hinweise auf die Redefiguren bei Molière. Falsch erklärt ist *prostituée* (v. 54) mit *degraded* und *à force de* (v. 590) mit *with*. *Siècle* in v. 117 und 1485 ist wohl nicht mit *age*, sondern mit *world* zu erklären. Bei der Erklärung zu *au gué* (v. 399) hätte der Herausgeber hinzufügen können, dass im französischen Volkslied diese Interjektion häufig, wohl durch Volksetymologie, *ô gai* geschrieben wird

MEMMINGEN. BRUNO SCHNABEL.

Maxime du Camp, *Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIXe siècle.* Im Auszuge für den Schulgebrauch herausgegeben, mit Anmerkungen und einem Anhange versehen von Oberlehrer Dr. Th. Engwer in Berlin. Mit einem Plan von Paris. VII, 174 S. Preis: geb. 1,50 M. Berlin, 1894, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.
[Bd. 1 der Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach].

Seitdem die Wichtigkeit der Realien im neusprachlichen Unterricht betont wird, sind die für den Schulgebrauch hergestellten Lesestoffe, welche sich mit „Land und Leuten" beschäftigen, immer zahlreicher geworden. So soll auch die vorliegende Schulausgabe den Schüler mit französischem Wesen bekannt machen.

Aus den sechs Bände starken Pariser Schilderungen du Camp's hat der Herausgeber folgende Abschnitte für seine Zwecke zusammengestellt:

I. *Introduction*, II. *Paris et les Parisiens*, III. *La Seine*, IV. *Les Ponts*, V. *L'Administration*, VI. *L'Octroi*, VII. *La Monnaie*, VIII. *Les Halles Centrales*, IX. *L'Eau*, X. *L'Eclairage*, XI. *Les Cimetières*, XII. *L'Enseignement primaire*, XIII. *L'Enseignement secondaire*, XIV. *Les Bibliothèques*, XV. *Les Théâtres*, XVI. *Les Journaux*, XVII. *La Poste aux Lettres*, Anmerkungen und Anhang (S. 115—174). Als ganzes scheint mir die sowohl nach Form und Inhalt oft nicht leichte Lectüre für die Schule nicht geeignet, wie auch schon die den ganzen Text fast überwuchernden Anmerkungen, welche der Herausgeber zum Verständnis für nötig erachtet hat, bezeugen. Die eben zwei Seiten lange *Introduction* ist gleich mit 30 Anmerkungen versehen und verweist ausserdem noch zehnmal auf den Anhang! Und so geht es weiter. Auf diese Weise zwischen dem Nachschlagen von Anmerkungen und Vokabeln hin- und hergeworfen, verliert der Schüler Lust und Interesse.

Wenn überhaupt, so wird das Buch am besten in Prima gelesen, nicht früher, und eben auch hier nur mit Auswahl, welche sich auf folgende Kapitel erstrecken würde: VIII (Zola's *Ventre de Paris* liesse sich hier auf die eine oder andere Weise passend verwerten), XI. (nicht alles; die meisten Namen sind zu wenig bekannt), XII—XV, XVII. Diese Kapitel bieten auch im ganzen passenden Stoff zu Sprechübungen und lassen sich noch ausserdem teilweise für Litteraturgeschichte und Aufsatz verwerten.

Die Ausstattung des Buches lässt bei gutem Druck und Papier nichts zu wünschen übrig. Im Text war folgendes zu berichtigen: S. 20, Z 33 l.: *de narguer*, — S. 45, Z. 1 l.: *grand* (vgl. S. 131, X,2) — S. 58, Z. 2 l.: *demandé* — S. 61, Z. 10 l.: 10 — S. 110, Z. 30 l.: *Ils* — S. 122, Z. 7 l.: 500. — Z. 9 l.: *C'était* — S. 134. Z. 13 l.: Schulbrüder und schwestern — S. 156, Z. 29 l.: *Bois de Boulogne* — S. 167, Z. 23 ff. ist bei einer neuen Auflage den Verhältnissen gemäss zu ändern.

AUG. ANDRAE.

Schulbibliothek französischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Herausgegeben von L. Bahlsen und I. Hengesbach, R. Gärtners Verlag, Hermann Heyfelder.

Die fast opulent zu nennende Ausstattung, die die Verlagsbuchhandlung den Bänden der Sammlung gegeben, hat Referent schon im vorigen Jahr bei der Besprechung von Onésime Reclus *En France* geziemend hervorgehoben; der Umfang der Bände, der prächtige, sorgfältig durchgesehene Druck werden den anspruchvollsten Forderungen der Schulhygiene genügen. Bei der Besprechung der vorliegenden Bände ist diese Anerkennung zu wiederholen; die Sammlung ist in würdiger Weise fortgesetzt worden.

Bd. 19. *Une famille pendant la guerre 1870/71* par B. Boissonas. Im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von H. Bretschneider, Oberlehrer. Mit 2 Kartenskizzen. Berlin 1895. 2 S. Vorwort, 100 S. Text, 14 S. Sachliche Anmerkungen, 2 S. Register zu den Anmerkungen.

Das von der Académie gekrönte Werk der Verfasserin ist in dem vorliegenden Auszuge ein ausgezeichneter Lesestoff für mittlere Klassen, für die es der Herr Herausgeber Vorwort VI mit Recht empfiehlt. Es enthält eine Reihe von Briefen, die Eltern und Geschwister, auch eine Schwester der Mutter, während des deutsch-französischen Krieges einander schreiben. Zwei Söhne stehen bei ihren Truppenteilen, nach der

Schlacht bei Sedan folgt ihnen der Vater, der, inactiv, sich beim Herannahen der Deutschen, in Paris wieder zum Dienst meldet und die Belagerung mitmacht. Zu Hause, auf dem Gute der Familie, das '*les Platanes*' genannt wird, bleiben die Mutter mit der erwachsenen Tochter, die die meisten Briefe der Sammlung schreibt, und den beiden jüngsten Kindern zurück. Die Briefe enthalten persönliche Erlebnisse der Familienglieder während des zweiten Teiles des Krieges, seit Sedan. Dazu kommen die Briefe der ein Stück südlich von *les Platanes* ebenfalls auf einem Gute weilenden Tante, die den Vormarsch der Deutschen und Gefechte in nächster Nähe erlebt. Was die Lecture besonders empfehlenswert macht, ist die naturwahre Wiedergabe eben erlebter Vorgänge, ohne Rhetorik, ohne Declamation. Die Briefe zeigen eine reine Sprache im ungekünstelten Unterhaltungston, und bei aller Einfachheit der Darstellung eine Anmut, die nichts Theatralisches hat, sodass wir die Schreibenden selbst erzählen hören. Manche dieser Briefe sind kleine Meisterwerke der Schilderung. So die Episode vom Kinderspielzeug, das ein deutscher Landwehrmann, der in *les Platanes* einquartiert ist, für die kleine Tochter des Hauses verfertigt. Es wird zwar nach einigen Verhandlungen von der Mutter als Geschenk dies eine Mal geduldet, aber der erzürnte kleine Bruder des Mädchens zertrümmert das Spielzeug, sobald er es in den Händen seiner Schwester gewahrt (S. 22—24). Die Tante beschreibt die Erlebnisse auf ihrem Schlosse, das sie zum Lazaret eingerichtet hat, und das von Freund und Feind aufgesucht wird, da es zwischen den streitenden Heeren hart an der Gefechtslinie liegt (S. 49—69). Auch hier dieselbe lebendige an die Wirklichkeit erinnernde Darstellung, die bisweilen nicht ohne Humor gegeben wird. Referent, der selber den Krieg mitgemacht, bekennt, dass er bei der Lecture dieser Schilderungen oft an seine eigenen Erlebnisse erinnert wurde.

Dass die Briefe neben den Vorzügen der Darstellung auch viel überliefertes Vorurteil, Abneigung gegen den barbarischen Feind, Parteilichkeit für die eigenen Landsleute enthalten, wird niemanden wundern. Der Herr Herausgeber hat sehr gut gethan, solche Stellen nach Möglichkeit zu tilgen. Der Lesestoff hat als Schullesebuch dadurch nur gewonnen, ohne langweilig zu werden. Auch konnte, da keine fortlaufende Handlung dargestellt wird, in den Briefen ohne Gefahr gekürzt werden; das Fehlende in der Familiengeschichte ergänzt dann eine angefügte Erzählung, wie sie am Schlusse des Bandes gegeben wird.

Ich komme zu den Anmerkungen.

Zunächst muss ich hier auf eine Inconsequenz der Herausgeber hinweisen. Warum ist einzelnen Bänden ein Wörterbuch beigegeben, sogar ein Fragebuch, und anderen nicht? Ich habe keins der Wörterbücher eingesehen, aber ich denke mir, vielleicht mit Recht, dass mit der Frage des Wörterbuches eine andere, die der Anmerkungen, zusammenhängt; da giebt es Fussnoten mit einfacher Vocabelangabe oder mit noch zugefügter Erläuterung oder nur Erläuterung oder Uebersetzung; hinter dem Text „Anmerkungen" oder „sachliche Anmerkungen". Letztere sind gewiss zum teil von der Eigenart des Werkes oder des Schriftstellers bedingt und abhängig; aber sie müssen doch zusammen mit den Fussnoten und dem Wörterbuch der methodischen Erfüllung der Aufgabe gerecht werden: der Schüler soll das Werk lesen, verstehen, darüber sprechen lernen. Darum müssen die Kategorien der Bemerkungen scharf auseinander gehalten werden, ihr Zusammenwirken nach einheitlichem Plan methodisch vorbereitet sein; wo das nicht geschieht, wird allen Willkürlichkeiten Thür und Thor geöffnet, und die verderblichen Folgen werden nicht ausbleiben.

Auch mit dem Vocabelschatz, den der Schüler in der und der Klasse

schon besitzen soll, wird willkürlich verfahren, entweder zu viel oder zu wenig vorausgesetzt. Hier wäre es ganz gewiss am Platze, nach den Forderungen der so oft betonten Lehrpläne und nach praktischen Erfahrungen dem Alter der Schüler angemessene Vocabelkreise festzustellen, natürlich nicht mit haarscharfer Abgrenzung bis auf die und die Vocabel, wohl aber nach Unterscheidung von Alter und Klassen, und danach die Verfassung der Noten des Commentars zu bestimmen; sonst nimmt die buntscheckige Halbheit überhand.

Nun die Qualität des Commentars. Ich habe es mehrfach erlebt, dass Herrn, die vor 1870 im Französischen recht mittelmässig waren, nach der Teilnahme am Kriege auf einmal solche Tüchtigkeit im Gebrauch der Sprache an sich entdeckten, dass sie mit dem Wagemut der Schlachten kühn an ein Fakultätsexamen gingen. Aber ein gewisses Parlieren begründet weder das Vorhandensein einer sicheren grammatischen Grundlage noch die Fähigkeit, einen Commentar zu machen, und gar einen solchen für Schüler einer gewissen Altersstufe. Wieviel stiller Fleiss, wie viel fortgesetzte logisch-grammatische Schulung, wieviel Beobachtung der eignen Schüler und der Erfolge mit ihnen, ist erforderlich, ehe man — ohne zu grosse Oberflächlichkeit — sagen kann, die oder die Reihe von Bemerkungen scheine für den Commentar da oder dort geeignet! Wer die Sache nicht zu leicht nimmt, wird häufig lieber zehn Commentare vernichten als einen für völlig einwandfrei erklären; denn sie sind nicht in erster Linie für die Geschäfte des Buchhandels, sondern für Lernende bestimmt.

Der Commentar zu Band 19, ich meine Fussnoten und sachliche Bemerkungen, hat mich wenig zufrieden gestellt. Zunächst in den Fussnoten. Warum sind Vocabeln wie S. 6,1 *cherché*, das durchaus keine Schwierigkeit bietet, weder an sich noch in der Stelle, am Fusse übersetzt? Das ist sicher eins der Verben, die man in mittleren Klassen schon kennt; eher könnte noch 57,18 *balayer* die Vocabel behalten, obgleich es auch bei Verben wie *payer* gelernt zu werden pflegt und m. E. als bekannt gelten darf. Dagegen vermisse ich, wenn man einmal den Vocabelschatz durch Fussnoten mehren will, die Note z. B. zu *carnier* 40,26; *griffonner* 43,25; *huche* 44,2; *bredouiller* 47,27; *glaner* 58,6; *pitance* 61,16 u. s. w. — S. 89,30 ist *pauvre grande ville* so selbstverständlich wie möglich, Paris; Note überflüssig; ebenso zu 96,25 *mordre le coeur*. — Erklärungen wie S. 23,11 *depuis la guerre = seitdem Krieg ist;* 62,11 *L'opération de la mise au lit = die Thätigkeit des Insbettbringens* (welche Verdeutschung!) sind völlig entbehrlich; hier muss der Lehrer selbst dem Uebersetzer zu Hülfe kommen; wozu ist 45,32 *s'abattent* übersetzt? Eher hätte auf derselben Zeile *à bout de forces* Unterstützung verdient. Auch 70,8 *Le pont s'est trouvé trop court* brauchte nicht vorübersetzt zu werden (*hat sich als zu kurz herausgestellt*).

An unzureichenden Uebersetzungen ist kein Mangel; so 4,25,2 *avait un air transi qui faisait peine;* das wird übersetzt: „sah so erfroren aus, dass es einem leid that". Das ist nicht deutsch; warum nicht, *sah jämmerlich durchgefroren aus?* 5,2 *Nous avons eu un vrai bonheur à voir* wird übersetzt „es hat uns wirklich glücklich gemacht"; unpassend, weil der erwähnte Gegensatz an sich zu gering ist; richtiger „wir haben uns wirklich herzlich gefreut"; 13,28,4 *arrangeant* scheint durch Druckfehler geworden zu sein „einer, mit dem man leicht verkommt; soll heissen: „verkehrt" oder „auskommt"; 36,14,1 *si notre couronne d'enfants est encore entière* heisst „wenn die Kette oder der Kreis unsrer Kinder noch voll ist"; 74,15,3 heisst *deux servants* „zwei von der Bedienung" oder „von den Bedienungsmannschaften". 99,1,1 wird *la quasi-liberté de la petite tenue* übersetzt „den gewissen Grad der halben Freiheit (geniessend), die ihnen die (leichtere) Kasernen-Uniform gestattete"; kürzer „im Genuss der halben Freiheit des

Kasernenanzuges". Gemeint ist wahrscheinlich Waffenrock ohne Seitengewehr und Mütze. — S. 28,15 drückt *on en revient à dire* aus „kurz, man muss sagen" oder „Im ganzen genommen, muss gesagt werden", nicht „man rafft sich soweit auf, dass . .".

Die grammatischen Fussnoten sind mangelhaft; teils ist es nicht gelungen, Erklärungen von gemeinnütziger Klarheit und Schärfe zu geben, teils sind Bemerkungen, über Synonyma z. B., die schon Belesenheit und ein geschärftes Discernement voraussetzen, den Anfängern der Mittelklassen zugemutet, teils überflüssige Zusätze oder überfeine Beobachtungen, in denen nicht Jeder folgen kann, gemacht worden. S. 1,17,1 ist *contre* und die dazu gemachte Anmerkung ungenügend erläutert. *Contre* heisst zuerst „entgegen"; den Zusatz „im feindlichen Sinne" möchte ich für anschaulich halten, weil er sich auch in Beziehung auf leblose Dinge passend anwenden lässt. *Se placer contre la fenêtre* kann daher heissen, wie die Note behauptet, „sich ans (geschlossene) Fenster stellen"; es bedeutet in Wirklichkeit nur, dass der Körper eine Stütze suchte: das Fenster kann dabei offen oder geschlossen sein; denn die Stütze kann das Fensterbrett oder das Fensterkreuz auch bei offenem Fenster bieten, wenn sie vorhanden sind; auch lehnt man sich doch wahrscheinlich nicht gegen die Scheiben. Daher heisst auch, wie die Note behauptet, *se mettre* (*se placer*) *à la fenêtre*, nicht unbedingt „sich ans offene Fenster stellen". Solche Willkürlichkeiten verschleiern die richtige Auffassung der oft für den Anfänger so geheimnisvollen Praepositionen und geben nicht den Kern der Sache. 7,6,1: *il est décidé que nous restons aux Platanes.* Die Note giebt an, dass nach *il est décidé* sonst das Futurum steht, erklärt aber nicht, warum hier das Praesens steht. Schreiberin empfindet nämlich das Verbleiben auf dem Gute als Hauptsache, da die Entscheidung schon erfolgt und ihr nichts Neues mehr ist; also „wir bleiben, das ist nunmehr bestimmt". Zu 28,4,2: das Praedicatsnomen steht im allgemeinen ohne Artikel. Der Zusatz über *de plus beaux hommes* ist überflüssig; 33,32,2 ist *une fois* falsch übersetzt; es heisst nicht „einmal wieder", sondern „erst", wie bei adverbiellem Attribut, das für ein Participium steht, üblich. Zu 39.8,3: Bei Besprechung von *est-ce eux* wird behauptet, nicht fragend würde nur *ce sont eux* richtig sein. Ungenau. *C'est eux* ist wohl möglich, wird aber von Neueren für vulgär gehalten. So sagt bei Dumas, *Denise* 122, ein Parvenu *C'est eux qui ont volontairement forgé leurs chaînes;* bei Augier, *Effrontés* 3, sagt ein Diener *c'est les nouveaux mariés;* bei About auch Gebildete *c'est les gendarmes* im *Roi des Mont.* 116. In der Volksspr. nur *c'est*, so dass es auffällig wäre, spräche ein Mann des Volkes *ce sont les patrons qui vous dégoûtent.* — 39,17,6 enthält keine klare Belehrung. Nach *jamais* fällt der Artikel fort; also z. B. *jamais prince n'a* etc. Erst das beigefügte Attribut erlaubt *de* oder den unbestimmten Artikel. — 62,17,3 *qui osât* ist übersetzt „der etwas wagte". Ohne Zusatz ungenau. Da vom Arzt die Rede ist, könnte es heissen „der eine Operation wagte". 16,27—17.1.1 sind falsch aufgefasst, wie die Note 17,1,1 *auprès de ces jeunes vies*, übersetzt „um und für dies junge Leben", zeigt. Der Vater schildert seine schmerzliche Empfindung bei dem Gedanken an seine 2 Söhne, die beide im Feuer sein können oder sind, und bedenkt, mit wie viel Hingebung, Stolz und Liebe die jungen Leute bei der Sache sind. Die Worte *savoir ce qui se dépense de dévouement, d'orgueil et d'amour auprès de ces jeunes vies* gehen also nicht auf den Vater, sondern auf die Söhne; das vorhergehende *être père* bedeutet in dem Zusammenhang nur „Söhne haben". — 48,24,1 und 87,14 ist *et voila* falsch ausgelegt. Diese Wendung wird aposiopetisch gebraucht, wenn man den unvorhergesehenen Gegensatz zwischen Erwartung und Erfüllung eines Gedankens oder Wunsches bezeichnen will. So schreibt nach seiner Ver-

wundung André an seine Mutter: „Auf dem Marsche, vor dem Feinde etc. hat man keine Zeit, lange zu grübeln, und nun —" Er müsste von seiner Verwunderung sprechen und verschluckt die Bemerkung, um der Mutter nicht wehe zu thun. Denn sein Gedanke geht weiter: *Penser et ne rien faire est odieux* etc. Ebenso 87,14,1 redet der Vater von den Todesfällen, die durch die deutschen Granaten in Paris veranlasst werden. *Ces victimes, c'est le voisin, la blanchisseuse, une cuisinière, l'enfant du portier que chacun connaît; l'un jouait dans la rue, l'autre dormait dans son lit, et voilà!* Zu übersetzen, entweder wie oben *und nun . . .* oder *„und nun kommt es so"*, das auch oben passt. — Zu 2,21,4: *comprimer* und *supprimer* sind nicht Synonyma; *comprimer les sanglots* heisst „des Schluchzens herrwerden", *supprimer l. s.* dagegen „es gewaltsam unterdrücken". Die ganze Note ist in einer Mittelklasse entbehrlich. Ebenso die zu 68,2,1 über *oser* und *se risquer.*

An Druckfehlern im Text sind vorhanden, ausser dem S. 114 bemerkten, aber falsch gesetzten, Montlévèque 11,6; verkommen, 13,28,4; *F*ançois 38,4; peut-*ê*tre 40,24; moye*u* 89,23. Die Stelle 29,2 und 29,2,1 halte ich für zu schreiben *„ç'a été"*.

Ich komme zu den „sachlichen Bemerkungen". Hier kann ich mich kurz fassen. Die beiden freilich etwas dürftigen Kartenskizzen machen einen bedeutenden Bruchteil der Bemerkungen, die nichts als die geographische Lage der kleinsten Nester enthalten, überflüssig. Ferner feiern wir Deutsche seit 25 Jahren zu Kaisers Geburtstag und am Sedantage die Erinnerung an die grosse Zeit. Bemerkungen, wie zu 21,8 *de Guillaume.* „Friedrich Wilhelm Ludwig von Hohenzollern, geb. 1797, wurde 1861 König von Preussen, 1871 Kaiser von Deutschland und starb 1888" etc. können wirklich fehlen; ebenso Depeschenauszüge etc. Das macht wieder einen nicht unbedeutenden Bruchteil aus. Auch würde ich eine Anzahl von Bemerkungen über den persönlichen Verkehr von Freund und Feind streichen: wie im Text der Franzosen**hass** nicht zum Worte kommt, darf auch in den Bemerkungen keine Franzosen**hetze** geduldet werden, am wenigsten in einem Schulbuch. Endlich dürfte es sich empfehlen, die Bemerkungen zu tilgen, die sich auf den Gang der Erzählung beziehen, und die der beschränkteste Schüler selbst machen muss, wenn er nur mit einem Minimum von Aufmerksamkeit liest. Dafür wird der Klassenlehrer schon sorgen, wenn er zu diesem Texte greifen sollte.

Bd. 17. *Histoire de Marie-Antoinette* par E. et J. Goncourt. Im Auszuge für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Dr. A. Mühlan. Mit einem Bildnisse der Marie-Antoinette. Ein Wörterbuch zu diesem Bande ist gesondert erschienen. 3 S. Vorwort, 140 S. Text, 28 S. Anmerkungen.

Eine vortreffliche Arbeit! Das Leben der unglücklichen Königin in der meisterhaften Darstellung der Gebrüder Goncourt ist in mehrfacher Beziehung ein ausgezeichneter Lesestoff. Es ist neben der klassischen Sprache der Verfasser, die uns hier obenan steht, die vollendete und erschöpfende Behandlung des geschichtlichen Stoffes hervorzuheben, die eingehende Geschichte der leitenden Persönlichkeiten des Hofes und der Politik, soweit sie die Königin betreffen, sowie die Entstehung der Revolution, insofern sie die Schuld der regierenden oder ihren unheilvollen Einfluss ausübenden Parteien und Personen des Hofes ist. Man kann nur der Meinung des Herrn Herausgebers, Vorwort VI, beipflichten, dass die Arbeit in künstlerischer und stilistischer Beziehung uneingeschränktes Lob verdient. Eine solche Lecture hält Referent natürlich nur für Prima geeignet.

Die commentatorische Seite der trefflich gekürzten, vorliegenden

Fassung verdient alles Lob. Bei diesem Bande ist ein Specialwörterbuch, das Ref. nicht eingesehen, völlig begreiflich. Die Detailschilderungen höfischen Prunkes bei den festlichen Einholungen etc., die Beschreibung der Königlichen Schlösser bringen manche Vocabel, die auch fortgeschrittene Schüler unbedingt erfragen werden. Dagegen ist nun, vermutlich in Correspondenz mit dem Wörterbuch, in Fussnoten löbliche Beschränkung eingetreten. Formale und syntaktische Erklärungen sind, dem Standpunkt der Klasse angemessen, ganz fortgeblieben, ein paar Wendungen an passender Stelle — ich meine, wo wirklich die Hülfe angebracht ist, übersetzt. Zu den Anmerkungen ist zu bemerken: zu S. 22,21 *Du Roi à la Reine, il y eut mille riens de parole, de l'air, du silence même* ist die Note gegeben: *mille riens de parole* tausend Kleinigkeiten, ein Wort . . . Das ist richtig, aber nicht deutlich genug; es muss noch dahinter kommen als Fortsetzung „eine Miene, ein Stillschweigen sogar", weil man dann erst die Construction versteht, die die Uebersetzung einschlägt. — S. 57,2,1 wird *avoir la consciene et le remords* wiedergegeben durch „sich bewusst werden und Gewissensbisse machen"; besser „Bewusstsein und Gewissensbisse bekommen". — S. 67,26 und S. 73,12 sind die Bemerkungen entbehrlich. — S. 59,3 ist *que si* nicht einfach gleich *si*, wie die Note behauptet, sondern es bedeutet zumal hier am Beginn eines neuen Abschnittes, wie das lateinische *quodsi* eine Betonung von Praemissen, auf deren Conclusion es dem Sprechenden besonders ankommt; zu übersetzen *wenn* nun, oder je nach dem Zusammenhang *wenn aber.*

Die mit grossem Fleiss gemachten Anmerkungen enthalten nur wünschenswerte Beiträge zur Erläuterung des Lesestoffes, mit Uebergehung alles überflüssigen Beiwerks, lassen aber überall gründliches Quellenstudium in passender Verwertung erkennen.

Bd. 21. *Simples Lectures scientifiques et techniques.* Aus den Werken von Garrigues-Monvel und L. Figuier ausgewählt, mit Anmerkungen versehen und zur Schul- und Privatlekture, wie auch als Material für Sprechübungen herausgegeben von Dr. Arthur Peter, Oberlehrer am Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden. Ein vollständiges Wörterbuch zu diesem Bande ist gesondert erschienen. 3 S. Vorwort. 94 S. Text, 17 S. Sachliche Anmerkungen, 2 S. Register zu den sachl. Anmerkungen.

Im Vorwort weist der Hr. Herausgeber auf die Forderungen der Lehrpläne hin und begründet die Auswahl seines Lesestoffes, auf den er die „deutsche Schule" aufmerksam macht. (Vorwort V). Aus den *Simples lectures sur les sciences, les arts et l'industrie* von Garrigues-Monvel und den *Grandes inventions Modernes dans les sciences, l'industrie et les arts* von Figuier sind in 7 Abschnitten, nämlich *Astronomie, Géologie. Zoologie, Physique, Mécanique, Navigation, Technique,* dem reiferen Schüler von III und dem von II in leicht fasslicher Darstellung interessante Gegenstände aus allen Gebieten der Naturwissenschaften zusammengestellt, die zu einem Versuch in Tertia und Secunda empfohlen zu werden verdienen.

Bei der Menge von technischen Fachausdrücken empfiehlt sich das Specialwörterbuch von selbst; doch hat Referent es nicht eingesehen. Die Fussnoten geben hier und da eine Hülfe, die vermutlich das Wörterbuch nicht enthält, vielleicht nicht bekommen hat, um lange Artikel zu vermeiden. Auch grammatische Belehrung ist hier und da passend und in erfreulicher Klarheit gegeben. Auch ist in angemessenen Abständen auf dieselbe sprachliche Erscheinung wiederholentlich hingewiesen, was nur zu billigen ist; so S. 37,3 und 64,24 „*il*" als grammatisches Subject neben dem logischen; S. 8,30—31 und 54,22—23 der Gebrauch von *aller* mit Gerundium. S. 63,7 ist die Note richtig, aber nicht vollständig genug. Sie lautet *Ne pas laisser de = dennoch, doch noch immer;* unverständlich,

wenn nicht hinter *laisser de* ein Infinitiv steht, also: *ne pas laisser de* (*faire qlch.*) = *dennoch, doch noch immer* (*etwas thun*). S. 6,4 steht zur Erklärung von *impulsion première* die Note: *première* nachgestellt um hervorzuheben, deutsch *aller*erst; das ist ja wesentlich richtig; aber ich glaube, es steckt in *impulsion première* nicht bloss die numerische Bedeutung der ersten Triebkraft, sondern wie im lateinischen *impulsio primaria* der uranfänglichen Triebkraft, die hier gemeint ist, und die man vielleicht mit „selbständig“ übersetzen darf. — S. 77,21 steht richtig *lui Dativ für den Accusativ der Personen bei faire mit Infinitiv*; hier fehlt der Zusatz „wenn noch ein Objectsaccusativ dabei steht.“

Die sachlichen Anmerkungen sind „lieber zu reichlich als zu spärlich“ ausgestattet, (Vorwort VII), was bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände gerade in diesem Bändchen nur zu billigen ist; sie sind mit Fleiss aus fachwissenschaftlichen Compendien und französischen und englischen Encyclopädien zusammengetragen.

Eine sehr empfehlenswerte Neuerung will ich nicht unerwähnt lassen; die minimalen Exponenten zu den Anmerkungen sind fortgeblieben, an ihre Stelle die blosse Zeilenangabe getreten, sodass man keine Zeit mit Suchen verliert.

Bd. 18. *Les grandes inventions modernes dans les sciences, l'industrie et les arts* par Louis Figuier. Im Auszuge und für den Schulgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Otto Boerner, Oberlehrer am Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden. Ein Wörterbuch zu diesem Bändchen ist gesondert erschienen. 3 S. Vorwort, 125 S. Text, 44 S. Anmerkungen, 4 S. Register zu den Anmerkungen.

Aus dem Werke des rühmlich bekannten Gelehrten und um volkstümliche Belehrung hochverdienten Schriftstellers bekommt der Tertianer 8 Abschnitte zu lesen: *L'imprimerie, le papier, la porcelaine et les poteries, les horloges et les montres, les aérostats la machine électrique, la pile de Volta, l'art de l'éclairage.* Sie bilden einen als Semesterlecture etwas reichlich bemessenen, aber äussert fesselnden Inhalt. Referent bekennt mit Vergnügen, dass ihn das Buch an die spannendste Lekture seiner eigenen Tertianerzeit erinnerte, nämlich an das bei Spamer erschienene *Buch der Erfindungen* etc., das vom Gymnasium als Schulpraemium verteilt wurde und vielen Schülern die erfolgreichste Anregung zu eignem Arbeiten gab. Auch die französische Darstellung wird bei den Schülern die verdiente Aufmerksamkeit finden.

Zu den Fussnoten, die Uebersetzungen und grammatische Hinweise enthalten, ist Folgendes zu bemerken: S. 2,10,1 *en toutes sciences* ist nicht, wie die Note behauptet, gleich *toutes les sciences* zu setzen; ersteres heisst *in allen möglichen Wissenschaften*, letzteres *in allen Wissenschaften.* — Zu 42,25,1: die *Κλεψύδρα* bestimmt die dem Redner zugebilligte Zeit; er lässt, wie zahlreiche Stellen in den Processreden des Isaeos, Lysias, Demosthenes zeigen, den Lauf des Wassers hemmen, wenn Schriftstücke verlesen werden oder der Gegner spricht. Daher auch *τὸ ὕδωρ τοῖς ἄλλοις κατηγόροις παρολλύναι*, *empiéter sur l'eau des autres accusateurs.* — Die grammatischen Hinweise sind mehrfach zu kurz; vielleicht absichtlich, wenn nämlich der Schüler aus der Andeutung der Note selbständig die Regel entwickeln oder darüber die Grammatik zu befragen lernen soll. Ist dies nicht die Absicht, so muss die Note ausführlicher sein; z. B. 73,27,4 zu *On conçoit encore que par le même moyen on puisse modérer et ralentir la chute d'un aérostat* lautet zu *puisse* die Note: auch *peut* wäre möglich. Aber mit welchem Unterschiede? — Auf die Inversion ist mehrfach hingewiesen, so 80, 12,2; 95, 15,1; 102, 23,1; 108, 20,1; 111, 12,1. Sollte

es sich da nicht empfehlen, ein- oder zweimal den Fall zu erläutern und die andern Stellen darauf zu verweisen? Aber vielleicht sind die Hinweise absichtlich so kurz, aus dem oben angegebenen Grunde. — Ebenso ist 89, 1,1 *de toute la journée* mit der Note „. . . *hindurch*" zu kurz; hier vermisst man eine Bemerkung über den Gebrauch von *de* bei Bezeichnung bestimmter Zeitdauer. — Auch 117, 32,1 steht zu *d'avec* die Note „*von*"; auch hier fehlt eine Erklärung.

Die sachlichen Anmerkungen sind zu einem stattlichen Commentar angewachsen, der mit anerkennenswertem Fleisse aus vielen Quellen compiliert ist. Zu S. 128,10,32 bemerke ich, dass die Wahlschrift *sudavit et alsit* nicht von Cicero herstammt; sie ist aus Horaz *Ars poetica* 413. — Zu S. 134,26,3. Da 135,26,3 die ganze Stelle aus *Jesus Sirach* citiert ist, hätte wohl auch *Homer* eine Anmerkung verdient. Es handelt sich um eins von den kleineren, dem Homer zugeschriebenen Gedichten, in der üblichen Numerierung das XV., betitelt *Κάμινος ἢ Κεραμίς*, von 23 Hexametern, in denen den Töpfern, wenn sie dem Dichter seinen Lohn geben, auch sonst gute Ware liefern, alles Gute gewünscht wird; sind sie aber nicht von der wünschenswerten geschäftlichen Solidität, so schickt er ihnen 4 böse Dämonen auf den Hals, und die vieler Zaubermittel kundige Kirke, allen Schund zu vernichten. Diesem Strafgericht will er dann mit Vergnügen beiwohnen, damit sich alle befleissigen, Schickliches zu thun.

Der Index hat mich gerade bei der ersten Stelle, die ich suchte, in Stich gelassen; er behauptet *soude, chlorure de* 20, 14; aber die Bemerkung ist nicht da. Auch steht auf derselben Seite *Saint-Yrieix* ohne Not zweimal verzeichnet.

Bei einer Wiederholung wie bei ferneren Bändchen der Sammlung, denen wir entgegensehen, dürfte für die Fussnoten ausschliesslich Zeilenzählung zu empfehlen sein, wie sie schon im 21. Bd. eingeführt ist.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Sachs, Karl, *Oeuvres* de **François Coppée.** (Prosa- und Poetische Erzählungen, sowie Dramatisches). Mit Biographie, Anmerkungen und Wörterbuch. Berlin, Gärtner, 1896. [Bahlsen und Hengesbachs *Schulbibliothek Französischer und Englischer Prosaschriften* I, 20].

Gauthey-Des Gouttes hat auf dem letzten Neuphilologentage so ausführlich über Coppée als Schulschriftsteller gesprochen, dass ich darauf verzichten kann, auf die Vorzüge des Dichters hier nochmals aufmerksam zu machen. Es ist sehr erfreulich, dass C. in der *Schulbibliothek* trotz ihres eigentlich anders lautenden Programms Aufnahme gefunden hat. Seine Bedeutung liegt — auch nach Ansicht seines Biographen Lescure — in den knappen Kleinbildern aus dem Pariser Leben, und er sagt selbst (*Roman de Jeanne*):

Les humbles, les vaincus résignés de la vie
Restent mes préférés toujours.

Aber Sachs hat recht daran gethan, wenn er nicht nur diese Erzählungen berücksichtigte, sondern seine Auswahl so traf, dass das Bändchen dem Schüler ein vollständiges und anschauliches Bild der dichterischen Individualität C.'s giebt, wobei die mehrfach vorgenommenen Streichungen nicht störend wirken. Von Prosaerzählungen sind *Le Coucher du Soleil*, das Weihnachtsmärchen *L'Enfant perdu* und eine Jugenderinnerung, *Maman Nunu*, aufgenommen. Von den oft etwas

düster gehaltenen poetischen Erzählungen enthält das Bändchen die bekannteren *La Grève des Forgerons* und *La Marchande de Journaux*, dazu *Les Boules d'Oreilles*, worin das Leben einer armen ehrlichen Arbeiterin geschildert wird, *Le Roman de Jeanne*, der uns das freudenarme Geschick eines unbeachtet gebliebenen Mädchens vorführt, und *La Veillée*, eine Begebenheit aus dem deutsch-französischen Kriege. Von den Dramen hat Sachs den *Luthier de Crémone* aufgenommen, eine Wahl, die man, da *Le Passant* zur Schullectüre nicht passt, wohl billigen kann. Das ganze wird durch eine sorgfältige Biographie eingeleitet. — Die Anmerkungen sind mit grossem Fleiss und mit gründlicher Sachkenntnis ausgearbeit, und die Schwierigkeiten, welche besonders die Prosaerzählungen bereiten, glücklich überwunden. Zu Einzelheiten des Commentars, besonders zu den sprachgeschichtlichen Angaben, habe ich noch einiges zu bemerken. Zu Seite 5,21: (*d'autres nuages s'étaient formés*) *construisant et détruisant à la hâte des Babels aériennes* bemerkt S.: „Wahrscheinlich hat Coppée diesen Ausdruck für die verschwommenen Wolkengebilde mit Rücksicht auf die Erzählung von der Verwirrung der Sprachen beim Turmbau zu Babel gewählt.“ Meines Erachtens wird nicht die Verworrenheit des Wolkengebildes mit der der Sprache beim Turmbau verglichen, sondern die imposante Masse der Wolken mit der des hochragenden alten Babel. — Dass das tertina comparationes die Ausdehnung des Objects ist, scheint mir auch eine Stelle aus Inauth's Badeskizzen *Cancans de Plage* zu zeigen, wo es p. 184 heisst: *le cortège* (von Wagen) *fit son entrée dans la cour. C'était positivement une course d'américaines, de breacks, de . . . .: une vraie tour de Babel de voitures.* Zu dem Verse 9,5: *Je me promis encor de faire mon devoir* sagt S.: „Da in der Poesie das sonst stumme e gehört wird, darf der Dichter *encore* vor einem Konsonanten kürzen.“ Das ist nicht ganz correct ausgedrückt und könnte zu falschen Schlüssen verführen. Man sagt besser: „ . . . . ., kann sich der Dichter vor einem Konsonanten der sonst veralteten Nebenform *encor* bedienen.“ Ganz ähnlich heisst es zu *doi* (*debeo*): *moi* (90,31): „Damit die beiden Reimworte in der Form gleich sind, haben die französischen Dichter von jeher das s der ersten Person auslassen dürfen“, wofür zu schreiben ist: „ . . . ., haben die französischen Dichter von jeher die ältere Form der ersten Person (ohne s) anwenden dürfen.“ — Zu 9,11 ist hinter *mari* einzufügen: *homme*. — 11,16 sagt der Held aus der *Grève des Forgerons: Un lit à l'hôpital, mon corps au carabin, C'est un sort pour un gueux comme moi, je suppose*, wozu S. bemerkt: „*carabin* wird vom Volke häufig für einen Studenten der Medicin gebraucht, der in den Hospitälern beschäftigt ist und besonders die Armen behandelt.“ Es handelt sich aber hier nicht um ein Wirken des Mediciners im Krankenhaus, sondern um seine Thätigkeit in der Anatomie, wohin die Leichen aus den Hospitälern zu Secierübungen geschafft werden. — Gelegentlich der Erwähnung des *petit Noël* (14,3) sei es mir gestattet, auf eine jüngst erschienene reizende Erzählung A. Daudets, *La Fête des Toits*, hinzuweisen, in der das stille Wirken des Christkindes in der Weihnachtsnacht geschildert wird (mit der Erzählung *Nuit de Noël* zusammen als *Contes d'Hiver* bei Borel, Collection *Lotus Bleu*, 1896 erschienen). Ebenso erinnere ich zu 22,22, wo der Parc Monceau erwähnt wird, an die wundervolle Schilderung dieses Parks in Maupassants *Fort comme la mort*. — Zu 30,22 (*ayez pas peur*) sagt S., dass die in der Volkssprache häufige Auslassung des *ne* in der Negation „schon im Altfranzösischen und bei Montaigne etc.“ vorkomme. Das ist zweifellos richtig, aber dieser Gebrauch findet sich bei Montaigne nicht mehr wie bei jedem andern seiner Zeitgenossen, und es ist deshalb zur

Vermeidung jeglichen Missverständnisses besser, den Namen fortzulassen und etwa zu sagen, dass diese Form der Negation sich — ausser in der Volkssprache — auch nicht selten im Altfranzösischen und in der neufranzösischen Schriftsprache findet. — Die Bemerkung zu 42,31 ist wegen der Fussnote auf Seite 42 unnötig. — Zu 92,7 (*essaira*) sagt S. ebenfalls nicht ganz correct: „Wenn e im Worte hinter einem andern Vocal steht, so darf im Verse, wo sonst e eine eigene Silbe bildet, die Synaerese eintreten.“ Dafür heisst es richtiger: „Das tonlose e vor der Tonsilbe ist, wenn ein Vocal oder Diphthong vorangeht, stumm; es kann ausgelassen werden, was dann durch den Circumflex bezeichnet wird.“ — Ab und zu giebt S. auch Etymologien, aber nicht immer glücklich. Manche dieser Angaben nützen — in der vorliegenden Fassung wenigstens — dem Schüler nichts; so 11,16 „*carabin* vom lateinischen *calabrinus*“, 13,30 „*bagne* vom italienischen *bagno*“. Wert haben diese Etymologien erst dann, wenn *calabrinus* und *bagno* selbst erklärt werden. Was soll ferner eine Angabe wie (30,30): „*flâner*, vielleicht vom isländischen *flana* blindlings laufen“? — *noël* leitet S. (14,3) allerdings von *(dies) natalis* ab; „die Bildung ist aber, wie z. B. auch die provenzalischen Formen *nouvé*, *nouvel* beweisen, durch *nove(ll)us* beeinflusst.“ *Noël* stammt von dem durch Dissimilation entstandenen vlt. *notalis*; es ist deshalb nicht nötig, eine Beeinflussung durch *novellus* anzunehmen. — Die Angabe (22,3): „*sabir*, provenzalisch vom lateinischen *sápere*“ muss heissen: „provenzalisch vom lateinischen *sapére* statt *sápere*“. — 51,26 bemerkt S. „*coiffer* ist eigentlich mit einer Haube (nach dem englischen *coif*) bedecken.“ Ein Blick in Körtings *Lat.-Roman. Wörterbuch* lehrt die Unrichtigkeit dieser Annahme. — Auch einige Druckfehler sind zu verbessern; so lies p. 101 (zu 4,15) 7,28 statt 7,29; p. 110 (zu 30,30) *flana* statt *flann*; p. 115 (zu 49,6) 49,6 und 9 statt 49,6; ibid. (zu 50,25) Nippsachen statt Nipssachen.

CARL FRIESLAND.

Hellmers, Gerhard, *Sites et Paysages Historiques. Extraits de Les Grandes Légendes de France* par Edouard Schuré. Berlin, Gärtner, 1896 [Bahlsen und Hengesbachs *Schulbibliothek Französischer und Englischer Prosaschriften* I,23].

Im vorliegenden Bändchen wird zum ersten Male ein Werk Edouard Schurés für die Schullectüre nutzbar gemacht. Uns Deutschen durch seine Vorliebe für unsere Musik und unser Volkslied schon lange wohl bekannt, hat Sch. sich in den letzten Jahren besonders mit der volkstümlichen Poesie Frankreichs befasst und seit 1889 mehrere Reisen unternommen, auf denen er die alten Sagen und Legenden seines Vaterlandes eifrig sammelte, und als deren Frucht die 1892 erschienenen *Grandes Légendes de France* anzusehen sind. Hierin erzählt Sch. das Leben des heiligen Bruno, des Gründers der Grande-Chartreuse (Dauphiné), die Schicksale Bertrand du Guesclins zugleich mit einer Beschreibung des an der normannischen Küste gelegenen Mont-Saint-Michel, einer der Stätten seines Wirkens, und schliesslich die mannigfachen keltischen Sagen der Bretagne, die sich an König Artus, den Zauberer Merlin und die Fee Viviane knüpfen. Dabei werden die mächtige Alpenlandschaft der Dauphiné, das majestätische normannische Meer und die einsame Heide der Bretagne in wundervoller Anschaulichkeit geschildert. Es sind in der That

ganz prächtige französische Landschaftsbilder, die Sch. hier bietet und deren Veröffentlichung innerhalb einer Sammlung von Schulausgaben, die besonders die Realien pflegt, deshalb sehr zu begrüssen ist. Auch aus einem andern Grunde. Man wird Tendering wohl beistimmen können, wenn er auf der letzten Philologenversammlung sich in einem Vortrage dahin äusserte, dass eine in gewissen Grenzen sich haltende Behandlung der französischen Litteraturgeschichte in der Schule zu empfehlen sei; an einem Beispiel (*Femmes savantes*) zeigte er damals, auf welche Weise der Stoff dem Schüler übermittelt werden könne (vgl. diese *Zts.* XVII², 272; *Zts. f. d. Gymnasialwesen* 1896, 341). Für diesen Zweck eignen sich nun Sch.'s *Légendes* ganz hervorragend. Im dritten Abschnitt besonders (*La Bretagne*) gestatten die Namen *Wace*, *Artus*, *Erec*, *Yvain*, *Tristan* und *Perceval* eine Behandlung der bretonischen Heldensage bezw. des höfischen Epos; in demselben Abschnitt finden sich ausserdem die *Troubadours*, *Descartes*, *Châteaubriand*, *Lamennais* und *Renan* erwähnt. In der Schilderung der Grande-Chartreuse werden ferner die *Graalsage*. *Rousseau, Lamartine* und *Michelet* genannt. — Man kann sich also bei diesen Vorzügen keine bessere Lectüre für Prima und Obersecunda wünschen. Sch.'s Buch sei deshalb der Commission, die auf dem Hamburger Neuphilologentage mit der Zusammenstellung eines Canons von Schulschriftstellern beauftragt wurde, bestens empfohlen.

Hellmers' Auszug aus den *Légendes* ist recht geschickt angefertigt. Vier Abbildungen, die die Grande-Chartreuse, den Mont-Saint-Michel und zwei Landschaften aus der Bretagne darstellen, sind dem Text eingefügt. Wem Petit de Jullevilles im Erscheinen begriffene *Histoire de la langue et de la littérature française* zur Verfügung steht, der sei darauf aufmerksam gemacht, dass sich im ersten Heft eine prächtige Darstellung des Mont-Saint-Michel findet, die einer Mirakelsammlung des 15. Jahrhunderts entnommen ist. Dass bei der Lectüre die Wandkarte zur Hand sein muss, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Die Commentierung des Textes, die bei Sch.'s Belesenheit ihre Schwierigkeiten hat, ist dem Herausgeber recht gut gelungen. Die Bemerkungen haben eine präcise Fassung und sind so gehalten, dass der Text auch auf lateinlosen Schulen mit Nutzen gelesen werden kann. — An Einzelheiten wäre etwa folgendes zu bemerken. Die in der Anm. zu S. 7,2 hervorgehobene einsame Lage der Grande Chartreuse ist sprichwörtlich geworden. So sagt in Guiches' Roman *Philippe Destal* der Schlossherr von Morillon zu seinen Gästen (p. 46): *je n'aurai que le plaisir de vous donner une hospitalité bien cordiale dans notre solitude, nous pourrions presque dire dans notre Chartreuse de Morillon.* Zu 39,29 wird Vauban als Marschall und berühmter Kriegsminister gekennzeichnet; der Nachwelt bekannt geblieben ist er aber als Begründer des modernen Festungsbaues, und diese seine Fähigkeit in der Anmerkung zu erwähnen, ist durchaus nötig; denn Vauban ruft beim Anblick des Domes von Coutances besonders deshalb: „*Qui donc a jeté ces pierres dans le ciel?*“, weil ihn der mächtige Steincoloss an seine Festungsbauten erinnert. — 47,8 erzählt Schuré, wie er am Mont-Saint-Michel mit einem *marchand de coquilles* zusammengetroffen sei. Dazu möchte ich bemerken, dass die Menge der an jener Küste von der Flutwelle abgelagerten Muscheln sprichwörtlich geworden ist, und zwar entspricht der Ausdruck *Muscheln nach Mont-Saint-Michel verkaufen* ganz dem *Eulen nach Athen tragen.* Das zeigt z. B. eine Stelle bei Regnier (*sat.* IV), wo es heisst:

Mon temps en cent caquets sottement je consomme:
Que mal instruit, je porte en Brouage du sel,
Et mes coquilles vendre à ceux de Sainct Michel.

Zwei weitere Belege (aus der *Coméd. des Prov.* und Cyrano de Bergerac) findet man bei Leroux de Lincy I.393. — Der S. 48,29 von Sch. citierte Maximilien Raoul ist der Verfasser einer 1833—34 erschienenen *Histoire pittoresque du Mont-Saint-Michel et de Tombelaine* (vgl. Vivien de Saint-Martin, *Nouveau Dictionnaire de Géographie universelle* s. v. *M.-S.-M.*). — Zu 53,7 kann man *Convention Nationale* nicht mit *Nationalkonvention*, sondern nur mit *Nationalkonvent* übersetzen. — Zu 53,9 ist *Ludwig* XVIII für *Louis* XVIII zu bessern (vgl. *Karl* X). — Zu 55,12 (*Michelet*) fehlt ein Hinweis auf die Anmerkung zu 31,28. — Zu 58,21 (*König René*) ist die Anmerkung etwas reichlich knapp gehalten. Die litterarischen Verdienste des *bon roi René* müssten wenigstens angedeutet werden. — Die am Schluss des Bändchens befindliche Inhaltsübersicht würde ich nicht als *Table des Matières* bezeichnen, da darin auch deutsche Ausdrücke (*Einleitung* u. s. w.) vorkommen. — An Druckfehlern verzeichne ich: zu S. 9,5 lies *Renaissance* statt *renaissance;* 9,31 wirkt das Fehlen des Kommas hinter *Gesunden* sinnentstellend; 11,5 lies 10,9 statt **10**,9; 10,29 *anfüllt* statt *anfüllen*; 18,10 *thébaïdes* statt *Thébaïdes*; 35,24 lies 35,22; 44,22 lies 44,23; 50.22 *Cent ans* statt *cent ans*; 57,23 tilge Komma hinter *berühmter*; 62,7 *chouans* statt *Chouans*.

CARL FRIESLAND.

Pert, Camille, *Amante.* — Paris; Simonis Empis. 1896. 300 S. 8°.
Vigier, René, *Amour de Slave.* — Paris; Ollendorff; 1896. 260 S. 8°.

Meine Kenntnis der altindischen, altchinesischen und altägyptischen Litteratur reicht nicht weit genug, um angeben zu können, wie oft schon vor dem seligen Homer das Thema des Ehebruchs behandelt worden ist. Jedenfalls hat es seit jener Zeit in Lust- und Trauerspielen, in Novellen und Romanen so viele Variationen erlebt, dass es nicht leicht erscheint, diesem Stoffe trotz seiner Vielgestaltigkeit neue Seiten abzugewinnen; und häufig genug erweist sich etwas scheinbar Neues doch nur als andere Gruppierung längst vorhandener Elemente; und man muss, wie beim Kaleidoscop, froh sein, wenn die alten Glasstückchen wenigstens hübsche Figuren bilden?

Ueber *Amour de Slave* ist wenig mehr zu sagen, als dass das Milieu des Dichters Glück macht; russische Pracht, polnische Wirtschaft, glühendes Verlangen, Mord und Totschlag, Horcher an der Wand — kurz: Kaleidoscop! Aber warum sollte man in müssigen Stunden nicht auch einmal in ein Kaleidoscop blicken!

Der bei Weitem originellere Roman *Amante* bietet eine wirklich ganz eigenartige Charakter-Zeichnung bei denkbar einfachster Handlung und in denkbar feinster Behandlung. Der betrogene Gatte freilich, dieser ehrenwerte Künstler mit rauher Hand und weichem Herzen und unendlicher Kurzsichtigkeit; sein Freund, der talentvolle Streber mit elegantem Aeusseren, berechnendem Verstande und vollkommener Freiheit von Scrupeln; — das sind die bekannten bunten Glasstückchen. Dagegen zeigt uns die Heldin eine neue Seite im Proteus-Charakter der Frau. Marcelle ist eine Märtyrerin ihrer eignen sensitiven Natur und ihrer Ideale; sie geht weltfremd, wie im Traume, durch die Wirklichkeit. Ihre Liebe reisst sie fort wie eine unwiderstehliche Naturgewalt; und ein Orkan überlegt nicht, und bereut nicht, und trägt keine Verantwortung für die Verheerungen, die er stiftet. Aber zum siegreichen Kampfe mit dem Schicksale und zur abgeklärten Ruhe kann ein so gearteter Cha-

rakter nicht gelangen; er muss tragisch enden, er muss an der eigenen Natur zu Grunde gehen. Marcelle tödtet ihr unheilbar krankes Kind und stürzt sich mit seiner Leiche in den Abgrund.

GIESSEN. E. NETTO.

Daudet, Léon A., *Le voyage de Shakespeare.* Roman d'histoire et d'aventures. Paris. Bibliothèque-Charpentier. 1896. 352 S. 8°. 3 fr. 50.

Ueber die Person Shakespeares ist uns so wenig bekannt, dass die geschäftige Phantasie des Romanschreibers recht wohl ihre Erfindungen an den Lebensgang des grossen Briten anknüpfen kann. Und wenn der Verfasser hierbei durch eine ganze Welt verschiedener Eindrücke den gährenden Geist des Jünglings sich abklären lässt und ihn aus Sturm und Drang auf die hohe Warte des Dramatikers leiten will, dann ist der Vorwurf seines Werkes kühn und bedeutend. Léon A. Daudet, der Sohn des bekannteren Alphonse Daudet, führt Shakespeare vor seinem dauernden Aufenthalte in London auf einer Reise durch die Niederlande und durch Westfalen bis nach Dänemark hinein. Die Zeit der Jahre 1584 und 1585 war allüberall eine so aufgeregte und wilde, dass sich ein reicher Stoff für künstlerische Darstellungen aus ihr ziehen lässt. Das Buch ist kein Roman im modernen Sinne mit durchgehender Handlung, sondern es erinnert an die Vagabunden-Romane des vorigen Jahrhunderts; es führt den Leser durch die Befreiungskämpfe der Niederländer nach dem Tode Wilhelm's von Oranien; es giebt Einblick in die künstlerischen Kreise Hollands; es leitet durch die Stätten der Wiedertäufer; es schildert die sengenden und brennenden Horden, die Deutschslands Boden verwüsteten; es malt die Phantasterei und den Aberglauben, die kirchlichen Zwistigkeiten jenes Jahrhunderts; kurz es ist ein kulturhistorischer Roman von ungewöhnlicher Farbenpracht, eine Reihe von Einzelbildern, die durch die mächtige Persönlichkeit des Helden verknüpft sind. In geschickter Weise lässt der Verfasser den deutschen Satiriker Fischart mit dem englischen Dichter zusammentreffen. — Eine Fülle von Monologen und Gesprächen verzögert zwar einigermassen den Gang in der Entwickelung des Buches, doch lässt sie die Entwickelung Shakespeares in klarem Lichte heraustreten.

GIESSEN. E. NETTO.

Miszellen.

Persant und foubert. Im Eingange des *Brun de la Montaigne* wird erzählt, wie ein Bote, der im Auftrage seines Herrn, des Königs Butor de la Montaigne dessen Lehnsrittern einen Befehl überbracht hat, auf dem Rückwege von einigen Wegelagerern überfallen und über Herkunft, Zweck seiner Reise und ähnliches ausgefragt wird. Der Bote sagt nun neben anderen Angaben in V. 167 aus:

je vieng du haut pais on regnent li persant.

Dazu bemerkt der Herausgeber Paul Meyer: „il ne peut guère être ici question de Persans. le sens qu'indique le contexte, est celui d'homme puissant". P. Meyer führt dazu noch zwei ähnliche Stellen aus dem provenzalischen Leben des heiligen Honoratus an:

man duc e man persan
(ed. Sardou p. 4).

manz reys e manz persantz, mantz comptes, manz barons
(ibid. p. 60).

Auch Godefroy citiert eine Stelle, wo das Wort die Bedeutnng „Macht" hat:

par pou n'a fait par son persant
qu'a sa parole me consent.
Parton., Richelieu 19152.

Es liegt nahe, *persant* von dem Völkernamen abzuleiten, aber keine Spur weist darauf hin, dass es vielleicht zunächst die Bedeutung „persischer Grosser" hatte und später den abgeschwächten, allgemeinen Begriff eines mächtigen Mannes überhaupt erhielt.

Auch scheint es mir nicht möglich, *personne* als Etymon anzunehmen Das afr. *persone* bezeichnet stets eine kirchliche Würde, eine Bedeutung die zu keiner der angegebenen Stellen passt. Ausserdem ist eine Wandlung von *persone* zu *persant* durch Suffix-Vertauschung kaum möglich, da — *one* in richtiger Erkenntnis stets als zum Stamme gehörig angesehen wurde; die Verwendung des Suffixes — *ant* bei *persone* würde *personant* und nicht *persant* ergeben haben.

Wahrscheinlicher ist folgendes. Die Verse aus dem heiligen Honoratus zeigen die stereotype Manier, mit welcher in den alten nord- und südfranzösischen Epen die Gesammtheit der Ritter bezeichnet werden soll, d. h. eine Aufzählung verschiedener, beliebig gewählter adeliger Rangstufen. Man vergleiche nur zu jenen altprovenzalischen Beispielen einen Fall wie

assez la quierent conte, demaine et per.
Couronnement de Louis 2235.

und man wird einsehen, dass *per* und *persant* nicht nur in gleichen Verbindungen vorkommen und sinnverwandt sind, sondern dass auch *persant* direkt nur *per* abzuleiten ist. Es liegt meiner Meinung nach ein volksetymologischer Vorgang vor, eine Anbildung des Wortes *per* an den Völker-

namen *Persant*. Ein derartig geläufiges Wort konnte sehr leicht eine solche Neubildung veranlassen, galten doch die Perser im französischen Epos als mächtige Vertreter des Heidentums und als Bewohner des fabelhaften Orients.

Diese Ausführungen haben allerdings zur Voraussetzung, dass prov. *persan* aus Nordfrankreich eingedrungen ist, denn die einheimische Form würde anders lauten. Das ist aber durchaus möglich, wenn es auch bedingt, dass *persant* in Nordfrankreich stark verbreitet war. Dies scheint, wenigstens nach der Zahl der vorliegenden Belegstellen zu urteilen, nicht der Fall gewesen zu sein. Man kann aber annehmen, dass hieran die mangelhafte Ueberlieferung Schuld ist.

Ein ganz ähnliches Verwandtschaftsverhältnis scheint mir zwischen zwei anderen afr. Wörtern zu existiren. In *Berte a. gr. p.* heisst es v. 875:

moult ot li rois mes peres fol conseil et foubert
qui me charcha la vielle et son cousin Tybert.

So schreibt Scheler[1]), der dazu in der Anmerkung sagt: „*foubert, perfide? adjectif inconnu*". Dass *foubert* hier nicht *perfide* bedeuten kann, ist leicht zu sehen, denn es war keine treulose, sondern eine thörichte Handlung des Königs von Ungarn, wenn er seiner Tochter Berta solche Begleiter mitgab. Godofroy citiert ausser dieser Belegstelle noch vier andere, und interpretiert dieselben richtig, wenn er aus ihnen für *foubert* die (auch auf Sachen ausgedehnte) Bedeutung *celui qui se laisse facilement duper, jobard* deduciert. *Foubert* ist also gleichbedeutend mit *fol* und die obigen Verse zeigen uns die bekannte Eigentümlichkeit des afr. epischen Stils, einen Begriff durch zwei synonyme Worte auszudrücken. Wie *persant* von *per*, ist nun auch *foubert* von *fol* abzuleiten und als einem bestehenden Worte angeglichen zu betrachten. Vielleicht liegt hier eine im übrigen zufällige Angleichung an den Personennamen *Foubert* (vom deutschen Folbert, der Volkglänzende) vor. *Foubert* direct von diesem Namen abzuleiten[2]) und es also garnicht mit *fol* in Verbindung zu bringen, ist deshalb nicht möglich, weil *Foubert* die Nebenbedeutung eines Tölpels (wie *Michel* u. ä.) nicht besitzt.

---

[1]) P. Paris druckt *Foubert*, wozu er bemerkt: „*nom proverbial pour désigner un chevalier déloyal. j'avoue que j'ignore encore l'origine de cette expression.*" Dass hier ein Eigenname gar nicht vorliegt, ergiebt sich zunächst daraus, dass ein *Foubert* sonst in der *Berte a gr. p.* nicht auftritt, ausserdem bringt Paris keine weitere Belegstelle für die im ersten Satze ausgesprochene Behauptung. Scheler druckt jenen Satz in Anführungsstrichen ohne weitere Bemerkung ab und zeigt dadurch, dass er ebenfalls keine Belegstelle beibringen kann.

[2]) Das möchte Curne, der s. v. *foubert* sagt: „*Nom propre, pris au sens d'imbécile, comme Michel, Jeannot*". Darunter druckt er zwar ein Citat ab — das übrigens Godefroy auch hat —, aber darin ist *foubert* kein Eigenname, sondern ein substantiviertes Adjectiv in der oben genannten Bedeutung.

GÖTTINGEN. CARL FRIESLAND.

Question.

Dans la *Bibliographie des Oeuvres de Voltaire*, par M. Bengesco, je relève (tome II, page 56) l'article suivant:

Timon. Imprimé en 1756, dans les *Mélanges de littérature et d'histoire, etc.* . . . . . . *s. l.* (Genève) page 45, sous le titre: *Sur le paradoxe que les sciences ont nui aux mœurs.* Les éditeurs de Kehl ont intitulé ce morceau: Timon.

M. Bengesco renvoie ensuite le lecteur à une note de Beuchot *Oeuvres de Voltaire* (tome XXXIX, page 365) que voici:

Ce morceau, qui évidemment est une réponse au discours de J. J. Rousseau, couronné le 9 Juillet 1750 par l'académie de Dijon, sur cette question: *Le rétablissement des sciences et des arts a-t-il contribué à épurer les moeurs?* doit être du même temps. Cependant la plus ancienne impression que je connaisse est de 1756, dans le volume intitulé: *Mélanges de littérature, d'histoire et de philosophie.* Dans toutes les éditions publiées du vivant de l'auteur, cet écrit avait pour titre *Sur le paradoxe que les sciences ont nui aux moeurs.*

Beuchot et M. Bengesco n'ont pas remarqué, que Rousseau a parlé de ce petit écrit de Voltaire dans une phrase ajoutée à la fin d'une note de sa *Réponse au Roi de Pologne.* Dans l'édition originale, publiée en 1751, cette note se terminait ainsi:

Si j'avais dit qu'il suffit d'être ignorant pour être vertueux, ce ne serait pas la peine de me répondre; et, par la même raison, je me croirai très dispensé de répondre moi-même à ceux qui perdront leur temps à me soutenir le contraire.

Et dans une réimpression postérieure, Rousseau a ajouté à cette note les mots: Voyez le *Timon* de M. de Voltaire.

Ce petit écrit a son importance, parce que c'est le premier où Voltaire ait croisé le fer avec Rousseau. On aura remarqué que Rousseau lui donne le titre de *Timon;* j'en conclus que c'était sans doute celui de l'édition originale. Les éditeurs de Kehl n'auraient fait en conséquence que rétablir le titre primitif du morceau.

Puisque deux bibliographes aussi éminents que Beuchot et M. Bengesco n'ont pas réussi à mettre la main sur les deux feuillets de l'édition originale, il faut qu'il n'en existe plus d'exemplaire à Paris. — En trouverait-on un dans quelque bibliothèque d'Allemagne? *Timon* a été publié pendant le séjour de Voltaire à Berlin.

EUGÈNE RITTER.

Die Dschinnen.

(Nach V. Hugo's Les Djinns.[1])

Stadt, Hafen,
Und Meer,
Sie schlafen.
Fernher
Der Wellen
Zerschellen
Und Schwellen . . .
Nichts mehr.

Horch! im Düster
Lärm erwacht.
Wie Geflüster
Klingt's der Nacht.

[1]) Nach den mehrfachen metrischen Uebertragungen, die von Victor Hugos Djinns versucht worden sind, dürfte auch die obige, die einen ehemaligen Schüler von mir zum Verfasser hat, des Druckes nicht unwert sein. Martin Hartmann.

Wie das Flirren
Und das Schwirren
Einer wirren
Geisterschlacht.

Die Laute schwellen . . .
Ein Zwerglein uns neckt;
Eine Kappe von Schellen
Sein Haupt bedeckt;
Es hüpfet und nicket,
Und zwicket und knicket,
Bis es verzücket
Im Wirbel sich reckt.

Näher der Lärm! Schon tost er
Wilder, und Echo schallt,
Wie aus verwunschnem Kloster
Schaurig Geläute hallt;
Wie das Toben der Massen
Auf den hallenden Gassen;
Kaum, dass es nachgelassen,
Wächst es mit neuer Gewalt.

Bei Gott! So fürchterlich rufen
Die Dschinnen. . . Ich kenne den Schrei!
Flieht unter der Stiege Stufen,
Die Dschinnen ziehen vorbei!
Das Licht erlischt, und behende
Springt der Schatten vom Ende
Der Treppe die düsteren Wände
Bis zu des Daches Bastei.

Hört ihr, wie es draussen wettert,
Heult und pfeift in dem wirbelnden Flug!
Mächtige Eibenbäume zerschmettert
Knatternd wie lodernde Kiefern ihr Zug!
Plumpes Geschwärm! Doch rast es sausend
Durch die Lüfte hin, und brausend
Gleicht's einer fahlen Wolke, die tausend
Zuckende Blitze verbirgt im Bug.

Jetzt sind sie da! — Nun fest das Zimmer
Verriegelt und ihrer drinnen gelacht!
Nun kreische draussen, du scheusslich Gewimmer,
Nun brülle, du Drachen- und Vampirn-Schlacht! . . .
Horcht! wie das Balkenwerk zersplittert,
Es schwankt wie Rohr, das im Winde zittert!
Horcht! wie die verwitterte Thüre schüttert
Und dumpf in den rostigen Angeln kracht!

Schreie der Hölle! Stimmen, die stöhnen und weinen!
Pfeifender Sturmwind peitscht den wütenden Schwall!
Gott, er stockt . . . und sinkt mit schaurigem Greinen
Nieder auf unsere Hütte . . . Entsetzlicher Prall!
Gott, sie zittert, sie schwankt, sie neigt sich und bebet!
Gleich wie der Wind ein vertrocknetes Blatt aufhebet,
Auf und nieder es schleudert, dass taumelnd es schwebet,
Also rollt sie im Wirbel, leicht wie ein Ball.

Prophet! wirst gnädig du von uns wenden
Die fürchterlichen Gäste der Nacht,
Will ich mich neigen mit reichlichen Spenden
Vor deines Grabes heiliger Pracht!
O lass ihren sprühenden Odem ersticken,
O lähme die Krallen, die schon in Stücken
Die knirschenden finsteren Scheiben drücken,
Vor denen ihr höhnisches Wiehern lacht!

Endlich vorüber! — Ihre Kohorte
Zieht davon, und ihre Faust
Donnert nicht mehr an die ächzende Pforte.
Draussen aber heult es und braust
Durch die Lüfte wie Kettenklirren,
Und in dem Wald, wohin sie irren,
Schauern die mächtigen Eichen vom Schwirren
Ihres rasenden Fluges zerzaust.

Das Rauschen der fernen Schwingen,
Allmählich lässt es nach.
Verworr'ne Laute dringen
Noch über die Ebne — so schwach,
Als zirpe in nächtlicher Stille
Mit feiner Stimme die Grille,
Oder als schlage ganz stille
Der Regen auf bleiernes Dach.

Silben, ferne, verwehte,
Ziehn noch durch den Raum,
So, wenn die Schiffstrompete
Tönt am Meeressaum,
Tragen bisweilen gelinde
Töne herüber die Winde,
Und dem träumenden Kinde
Träumt ein goldener Traum.

Die Schänder der Grüfte,
Die Teufelsbrut,
Verwehn in die Schlüfte
Der Höllenglut.
Sie murren und grollen,
Wie unter Schollen
Die Wasser rollen
Verborgener Flut.

Ferngezogen
Sterbender Klang!
Wie der Wogen
Flüsternder Gang,
Wie die leise
Totenweise;
Einer Waise
Klagesang.

Das Rauschen
Verschallt.
Wir lauschen . . .
Im Wald

Zur Seite,
In Weite
Und Breite . . .
Verhallt!

GEORG WINTER.

Nachtrag zu Zeitschrift XVIII, 221. In dem *Verzeichnis der seit 1847 erschienenen Sammlungen französischer Sprichwörter* befinden sich einzelne Fehler und Lücken, die hier gebessert werden sollen. An Druckfehlern ändere man zunächst: unter Nr. 36 1888: 37 *Britannorum*; 46 *Library*; 82 *Solon* 1578; 93 *écrivains français*; 125 *rural*; 147 *Voltoire*; 157 III (1891), 105; 201 *sus*; 202 *nissart*; 222 *Mém.*; 240 *Morbihan*; 295 *Dictionnaire Rouchi-Français*; im *Index* ferner kleine Fehler unter: *Beronie, Häutle, Hilaire le Gai, Loubens, Machado, Proverbes* (*43*), *Prov.* (*97,98*), *Sébillot* (*Blason pop.*), *Volkmar, Voltoire* (*147, 148, 149*). Nr. 189 (*Garcin*) ist in neuer Auflage 1841 in Draguignan erschienen und wird 191 a, 276 (*Adam*) ist in Nancy verlegt. 117 (richtiger Titel: Rolland, *Flore populaire ou Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le Folklore*) ist unter die Rubrik AI d vor 34 zu stellen. 18a wird die bisherige Nr. 2 (London, 1893). Einzufügen sind:

vor Nr. 1: a) *Dictionnaire portatif des proverbes et idiotismes français, allemands, italiens et anglais.* Nürnberg, 1827.
b) Merguin, *Deutsch-französische und französisch-deutsche Sprichwörter.* Wien, 1828.
c) Gaal, *Sprichwörterbuch in sechs Sprachen* (*deutsch, englisch, lateinisch, italienisch, französisch, ungrisch*). Wien, 1830.
d) Mercker, *Deutsch-französische Sprichwörter und Redensarten.* Osterode, 1850.

als 4a: Albrecht, *Redensarten und Sprichwörter in vier Sprachen* (*deutsch, französisch, englisch, italienisch*). Leipzig, 1864.
9a: Grassow, *5500 Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und dergleichen in der deutschen, englischen und französischen Sprache.* Kassel, 1879.
9b: Hensel, *Collection polyglotte de proverbes. Sprichwörtliche Lebensregeln in fünf Sprachen.* Koethen, 1879.
19a: Freund, *Aus der Spruchweisheit des Auslandes. Paroemiologische Skizzen.* Hannover, 1893.
36a: Nehry, *Citaten-Schatz. Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuchners Internationalem Citatenschatz neu bearbeitet.* Leipzig, 1889.
39a: Müldener, *Das Buch vom Wetter oder das Wetter im Sprichwort.* 2. Aufl. Bernburg, 1883.
41a (Absatz!): Venedey, *Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprichwörter.* Heidelberg, 1842.
41b (Absatz!): Prantl, *Die Philosophie in den Sprichwörtern.* München, 1858.
41c: v. Düringsfeld, *Das Sprichwort als Philosoph.* Leipzig, 1863.
41d: v. Düringsfeld, *Das Sprichwort als Prakticus.* Leipzig, 1863.
41e: v. Düringsfeld, *Das Sprichwort als Humorist.* Leipzig, 1863.

vor 52 (unter BI b): a) Servais, *Vollständige Sammlung gleichlautender und gleichbedeutender französischer Wörter. Gallicismen, Redensarten, Sprichwörter.* Frankfurt, 1815.

b) Bonafont, *Sammlung der französischen Redensarten, Gallicismen und Sprichwörter mit beigefügtem deutschen Texte.* Berlin, 1831.
c) Günzer, *Dictionnaire des Gallicismes, proverbes et locutions familières de la langue française.* Frankfurt, 1845.

als 52a: Diezmann, *Dictionnaire supplémentaire contenant les mots nouveaux, les gallicismes, les locutions figurées, familières, proverbiales et populaires de la langue française.* Leipzig, 1851.

53a: Burguy, *Sammlung französischer Redensarten, Idiotismen und Sprichwörter mit beigefügtem deutschen Texte.* (Nach Bonafont.) 2. Aufl. Berlin, 1852.

54a: Daelke, *Sammlung von französischen Sprichwörtern und Redensarten.* Berlin, 1854.

57a: Dorn, *Recueil de phrases, sentences et proverbes français les plus usités et les plus communs.* Nürnberg, 1857.

58a: Hofstetter, *Conversations-Panorama der französischen Sprache. Ein vollständiges Wörterbuch aller Gallicismen, Proverbien und Façons de parler.* 2. Aufl. Wien, 1860.

79a: Kühne, *Proverbes à l'usage des familles et des écoles.* Wolfenbüttel, 1883.

hinter 142 (Absatz!): Kastner, *Parémiologie musicale de la langue française, ou explication des proverbes, locutions proverbiales,, mots figurés, qui tirent leur origine de la musique.* Paris, 1866.

als 146a: Mistral, *Lou Tresor dou Felibrige.* Aix-en-Provence, Avignon et Paris, 1878—82.

196a: Maass, *Allerlei provenzalischer Aberglaube nach F. Mistrals „Mireio" zusammengestellt.* (Anhang), Berlin, 1896.

232a: Fleury, *Essai sur le patois normand de la Hague.* Paris, 1886.

79b: *Les illustres proverbes historiques ou recueil de diverses questions curieuses pour se divertir agréablement.* Niort, 1883.

102a: Bouchet, *Maximes et proverbes tirés des chansons de geste.* Orléans, 1893.

279a: Zéliqzon, *Lothringische Mundarten* (Ergänzungsheft der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde). Metz, 1889.

CARL FRIESLAND.

Faffée. G. Paris spricht in der *Rom.* XVI. p. 423—424 in einer Anmerkung zu dem dort veröffentlichten Gedicht von *Martin le Franc* über die Bedeutung von *faffée*, lässt sich aber über dessen Etymologie nicht weiter aus. Auch Stimming berührt in seiner Rezension von Longnon's Villon-Ausgabe (*Ztschr. f. fr. Spr. u. Litt.* XVI, p. 134) nur die Bedeutung des Wortes.

Faffée und die mannigfachen Wörter gleichen Stammes lassen sich auf zwei Etyma zurückführen.

I. altfranzösisches *paper* (vlt. *pappare*): mâcher, avaler.

Hierzu gehören:

Faffée: grande quantité. Trogny, *Dict.* (1640). — *On le dit encore dans quelques provinces.* La Curne.

Fafelu: gros, dodu, gras:

le pasté estoit fafelu. *Farce du pasté et de la tarte.* (*Anc. Th. fr.* II, 73).

il estoit si gras et si fafelu qu'on l'eust fendu d'une areste. Des Périers, *Nouvelles Récréations.*

ses parens et amis voulant le festoyer a sa bien venue, mirent rostir une bonne, grosse, lourde et fafelue longe de veau. *Nouvelle Fabrique des excellents Traits de Vérité* p. 40.

andouilles farfelues. *Rabel.* IV,36.

cervelat farfelu. *Rabel.* IV,41.

Faf, fafa, fafach, fafat, fafia, fafie: jabot d'oiseau. Mistral, *Tresor dou Felibrige.*

Fafieirat: contenu du jabot. Mistral, *Tresor.*

Faffée ist zunächst eine grosse Menge Speise, dann im weiteren Sinne eine grosse Menge überhaupt; *fafelu* ist jemand, der ordentlich gegessen hat und infolgedessen recht dick geworden ist; dann wird es auch auf Sachen übertragen. Diesen Wörtern schliessen sich *faf* etc. (Vogelkropf) und *fafieirat* (Speisebrei) ohne Umstände an.

II. altfranzösisches papier (ursprünglich Naturausdruck, vgl. unser: pappeln) ein selteneres Wort, welches bégayer, balbutier bedeutet. Es findet sich beispielsweise an folgenden Stellen:

je sens mon cuer qui s'affoiblist
et plus je ne puis papier. Villon *G. T.* 785.
a peine je puis papyer. *Testament de Pathelin*, p. 189, Jacob.

Zu papier gehören ausser *fanfan* (Kind; vgl. Livet, *Lexique de la langue de Molière* s. v.).

I. Gruppe:

1. farfoulier: *le wallon farfoulier signifie bredouiller.* Littré. vgl. italienisch farfogliare (rasch und undeutlich sprechen); spanisch farfullar (stammeln), farfalloso (stammelnd), farfulla (Stotterer).
2. fafier, farfeyer: parler comme les personnes en état d'ivresse ou comme les apoplectiques dont la langue est paralysée d'un côté. Sigart, *Glossaire étymologique Montois.* — Hécart, *Vocabulaire rouchi-français.*
3. fafeyeux, fafiard: celui qui fafie. Hécart l. c.
4. fafées. *On dit: „foire (faire) des grandes fafées" ou „rire à fafées", c'est-à-dire: faire des grands éclats de rire.* Jouancoux, *Etudes pour servir à un glossaire étymologique du patois picard.*
5. fafignard: homme difficile et dédaigneux. Jaubert, *Glossaire du Centre de la France.*
6. fafiot: étonné, ébahi, stupéfait.
   je regardai devant moi, fafiote et assotée. Delveau, *Françoise* p. 56 (Favre, *Glossaire du Poitou*).
7. fafiot: rebâcheur.
   tu me prends pour une bête? — Non pas, mais pour un rêveur un peu finassier, un peu curieux, un peu fafiot. G. Sand, *Claudie* (Jaubert l. c.).

II. Gruppe.

1. fafouye: petite bégueule, petite indiscrète, femme, fille qui farfouille volontiers, qui dérange tout. Sigart l. c.
2. farfeyer: tripoter, farfouiller. Sigart l. c.
3. farfouiller: durchstöbern, zerzausen. Sachs-Villatte.
   vgl. spanisch *farfullar* (hasten); neuprovenzalisch *farfouilla* (sich rühren).

A Navas
Faont coueïre la favas,
De Lia
Las aouzount farfouilla.
Haute-Loire. (Gaidoz et Sébillot, *Blason pop.* p. 82.)

III. Gruppe.

1 faffée.

se ce vous samble une faffée,
se cestui propos refusez . . . . . Martin le Franc (*Rom.* XVI, 423).

2. fafelue, fanfelue: conte fait à plaisir, bagatelle.

oiez, fet il, mesaiges, ne seez beste mue,
antandez ma parole qui n'est pas favelue. *Simon de Pouille.* Richel. 368.
elle lui dist, tant de bellues
de trufes et de fanfelues . . . . . *Ruteb.* 295.
que me valent tex fanfelues. *Rom. de la Rose* 9328.

3. faffeuerie: bourde.

icellui Lourdel dist que c'estoient toutes tromperies ou faffeueries. 1407, *Arch. J. J.* 161 (Godefroy).

4. fafelourde: tromperie, bourde.

l'un par corner, l'autre par bourdes
leur dient tant de fafelourdes . . . . . Deschamps, *Mirouer de Mariage* (Godefroy).

5. fafelu.

cette petite infante éveillée et fafelue. *Sévigné* 1266.

IV. Gruppe.

1. fafiot: fanfreluche. Jaubert l. c.
2. fafioteries: tatillonage, minuties, bagatelles. Jaubert l. c.
3. fanfiole: fanfreluche.
   je leur vois toujours le rouge, les mouches, les pompons et toutes les fanfioles de la toilette. Diderot.
4. fafions: chiffons de peu de valeur. *Dans la Suisse romande „fefion" désigne une petite épingle.* Chambure, *Glossaire du Morvan.*
5. farfanteries: bagatelles (vom ital. *farfante* Taugenichts).
   un certen Huguenot sabantas l'entretenoit des idees de Platon et autres farfanteries. D'Aubigné, *Faeneste* III,11.
6. fafistaige: emploi de chiffons sans valeur pour la toilette ou pour un usage quelconque. Chambure l. c.
7. fafoie: tatillon. Grandgagnage. *Dictionnaire étymologique de la langue wallone.*
8. fafouieus: chipotier, pédant. Grandgagnage l. c.
9. fafioter: tatilloner. Jaubert l. c. — Sachs-Villatte.
10. fafouii: chipoter, vétiller. Grandgagnage l. c.

V. Gruppe.

1. fafée.

c'est un trésor qu'elles sont bien tiffées
et oultre plus font si bien des fafées
par doulx maintien et regars basilisques
qu'on ne sçauroit mieulx peindre droictes fées. *Advocat des Dames de Paris* (Montaiglon et Rothschild XII,10).

2. fafion: vain, affecté, petit-maître. Jaubert l. c.

3. faffée.

et qu'il ne luy couste une noix
faire ung soir cent foiz la faffée

en despit d'Ogier le Danois. Villon *G. T.* 1802.

4. faffée.

mais elle, pouac! c'est une fée,
ung bon petit corset bien prins,
qui faict aussi bien la faffée
que femme qui soit au pays. *Monologue Coquillart* II, 211, d'Héricault.

5 farfouiller (vgl. II,3). *Vieux mot employé dans un sens obscène pour faire l'acte vénérien.* Comme celle qui disait que Claude lui avait farfouillé dans son cul de devant. B. de Verville. Landes, *Glossaire érotique.*

notre gros valet Guillaume
ne me farfouille pas là. Parnasse des Muses.

Leroux, *Dictionnaire comique* s. v.

Es ist nicht schwer, diese Begriffe unter die Bedeutung von *papier* zu subsummieren. Man kann zunächst in der **Art** und **Weise** eines Kindes sprechen. Hierher gehören Gruppe I (unbeholfen sprechen) und II (schwatzhaft sein). In Gruppe I zeigen das erste, zweite und dritte Beispiel jene Bedeutung am klarsten (Stammeln des Trunkenen und des vom Schlage Gerührten), in 4. bedeutet *fafées*, um mit Jouancoux zu reden, „*la prononciation imparfaite de celui qui, riant très fort, veut néanmoins parler*", in 5. bezeichnet *fafignard* einen zurückhaltenden Menschen, in 6. ergiebt sich die Bedeutung *étonné* daraus, dass Erstaunen am Reden hindert, und in 7. ist *fafiot* einer, der immer wieder dasselbe redet. Die Wörter der Gruppe II zeigen die Bedeutung der Schwatzhaftigkeit und Indiskretion. — Die andere Nüancierung des *papier* ist: mit demselben **Inhalt** reden, wie ihn die kindliche Sprache hat. Hierunter fallen die scherzhafte, sich um Kleinigkeiten drehende Rede (Gruppe III) und die thörichte, affectierte Rede. Die Beispiele 1—4 der Gruppe III bedeuten Scherz, Schelmerei; in 5. heisst *fafelu* „schelmisch". Die Bedeutung der Wörter der Gruppe III erweitert sich nun zu dem Begriffe: sich überhaupt mit Kleinigkeiten abgeben. Hierhin gehören die mannigfachen Beispiele der Gruppe IV. Der Begriff der thörichten, affektierten Rede erweitert sich seinerseits zu der Bedeutung: kokettieren, Liebelei treiben (Gruppe V). In V,1. und 2. handelt es sich um Koketterie, während in 3. und 4. wohl realere Liebesfreuden gemeint sind. Für 3. ist letzteres von Stimming l. c. überzeugend nachgewiesen worden. In 5. liegt diese Bedeutung deutlich vor. — Ein Schema dieser mannigfachen Bedeutungen würde sich also folgendermassen gestalten:

papier sprechen wie ein Kind.

in derselben Art. — inhaltlich gleich.

unbeholfen sprechen (I). — schwatzhaft sein (II). — scherzhaft, von Kleinigkeiten reden (III). — thöricht reden, affectieren.

sich mit Bagatellen abgeben (IV). — kokett sein, Liebelei treiben (V).

Sämtliche Wörter passen sich diesem Schema ohne Zwang an. Es ist aber noch zu erklären, wie die beiden *p* des ursprünglichen Wortes in *f* haben verwandelt werden können. In den anderen romanischen Sprachen findet sich in diesen Wörtern fast überall *p*, Dissimilation des zweiten Consonanten zeigt sich im italienischen *paffuto* und sicilianischen

baffù (fett), im französischen *bafrer* (manger goulûment; vgl. *Rev. de philol.* X,106), im neuprovenzalischen *pafa* (femme qui a de l'embonpoint) und *paf* (jabot d'oiseau), sowie in dem dialektischen (normannischen, picardischen) *empafer* (vollstopfen), endlich auch in dem Argotausdruck *bafouiller* (stammeln, vgl. *papier* I,1[1]). Aber für unsere Untersuchung brauchen wir einen zweiten lautlichen Vorgang, die Assimilierung des ersten, gebliebenen *p* an den neuen Laut *f*. Die Fundstätten der Belege zeigen schon, dass der ganze obige Wortschatz im wesentlichen dialektisch ist und dort jene Umwandlung erfahren haben muss; der eigentlichen Schriftsprache hat er nicht angehört. Auch das heutige Argot kennt Bildungen, wie wir sie constatiert haben, man sagt dort *faffe* (Papier), *faffiot* (Schreibpapier), wozu man Sachs-Villatte vergleiche. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man diesen lautlichen Vorgang auch für *paper* und *papier* in Anspruch nimmt.

Damit ist eine Etymologie erledigt, die bezüglich einiger Derivata des zweiten Etymons (*papier* lallen) mehrfach aufgestellt ist. Man hat *fafelue* und dessen Nebenform *fanfelue* (III,2) sowie *fafiot* (IV,1), *fanfiole* (IV,3) und *fafions* (IV,4) von dem gleichbedeutenden *fanfreluche* ableiten wollen, welches nach Diez von *fanfaluca* aus griechischem πομφόλυξ (Wasserblase), nach Körting von dem onomapoetisch gebildeten *fanfa* (lärmendes, prahlerisches Wesen) herrührt. Die Aehnlichkeit der Wörter ist nicht zu leugnen, aber sie ist so zu erklären, dass obige, mit *fanfreluche* sinnverwandten Wörter, soweit sie ein *n* in der ersten Silbe besitzen, an *fanfreluche* angebildet sind. Man hat fälschlich die Form ohne *n* für secundär gehalten, während sich die Sache, wie sich aus der geführten Untersuchung ergiebt, umgekehrt erhält. — Schliesslich mag noch erwähnt sein, dass Jouancoux l. c. *fafées* (vgl. I,4) für eine onomapoetische Bildung ansieht, „*tirée de la prononciation imparfaite de celui qui, riant très fort, veut néanmoins parler*". *fanfan* (Kind) hat man ferner mit *enfant* zusammengebracht (s. Behrens' *Zts.* XVIII,206).

CARL FRIESLAND.

Zur Biographie von Friedrich Diez. Im Herbste 1816 folgte Diez seinem Freunde und Lehrer F. G. Welcker von Giessen nach Göttingen und verweilte dort, mit spanischer Litteratur beschäftigt, bis Juni 1817. Welcker beschreibt 1. November 1816 in einem Briefe an seine Schwester Karoline die Einrichtung seiner Wohnung: „Wenn Du die Doppelthüre herein bist, so steht an der Querwand links nah an dem Eingang, in der Mitte ein Schreibcontor und daneben mein alter grosser Schreibtisch, sowie auf der andren Seite bey der Thür ein Bücherbrett, die eine längere Seite, die vier grosse Fenster hat, bekleiden der Länge nach ein Tisch, ein kleineres Contor und mein Clavier und noch einige Tische. Ihr gegenüber steht in der Mitte ein grossmächtiger Ofen, der kraft grosser Mengen Holzes dies Zimmer bezwingen wird — und an der anderen schmalen Seite steht mein Dir wohlbekanntes grosses Bücherbrett und ein carmoisinrothes Sopha, aus der Zeit der Riesen, oder doch vielleicht Jakobs I.

---

[1]) Ginisty, *Le Moutardier du Pape* (Paris, Dentu) p. 138: *alors, comme pour abréger son supplice, il lut avec une rapidité qui se changea en une hâte fiévreuse, malaisement intelligible souvent, et se rendant compte, ce qui aggravait son trouble, que — un mot qu'il avait retenu du vocabulaire de Matheline — il „bafouillait"*.

Davor ein Tisch, auf der Ofenseite geht eine zweyte Thür in eine Sackkammer, wo noch eine Bücherbank, Koffer p. p. stehen — dann kommt die Schlafkammer. Eine schöne grüne Stube, durch die man wieder auf den Gang hinauskommt, würde mir zu gar nichts dienen — und *ich werde vielleicht dem jungen Diez von Giessen einen Gefallen mit ihr thun. Mir aber soll ein älterer Freund an der Stelle wohlthun.*"

GIESSEN. R. F.

Frz. *car*. (Zu *Zeitschrift* 18, 263 f.) Frz. *car, denn* aus lat. *quare, warum* zeigt eine auffallende Bedeutungsverschiebung. Eine ganz ähnliche Erscheinung können wir im Deutschen beobachten. Für unser begründendes denn gebrauchte man im Altdeutschen *hwanta, wande*, das zum Stamm des Fragepronomens idg. *kvi-* (ahd. *hwer*, lat. *quis*, gr. *τίς* u. s. w.) gehört. Im älteren Ahd. hat *hwanta* noch die Bedeutung *warum*. Wie kommen wir aber von der Bedeutung warum zur Bedeutung denn?[1])

In unserer Umgangssprache, noch mehr in den Mundarten können wir Neigung zum parataktischen Satzbau beobachten; in älteren Stufen der Sprache war dieser Zustand allgemeiner. Heutige Nebensätze gehen auf ursprüngliche Hauptsätze zurück. „Ich weiss, dass er lebt" hiess früher einmal „Ich weiss das: er lebt."[2]) Aehnlich ist der Gebrauch von *hwanta* = denn entstanden. Tuot riuwa, wanta nâhit sih himilo rîchi (thut Busse, denn es naht sich das Himmelreich), predigte Johannes der Täufer (Tatian 13,2): ursprünglich hiess das: tuot riuwa: hwanta? (warum?) nâhit sih himilo rîchi. — Gerade so ist die Bedeutung denn von frz. *car* von Wehrmann, Rom. Stud. 5, 436 erklärt worden. Die Worte des Alexiusliedes: „iamais ledece naurai quar ne pot estra" wären also lat.: laetitiam numquam habebo: quare? non potest esse.

Dagegen hat G. Körting in dieser *Zs.* 18, 263 f. Bedenken geltend gemacht. Er hält diese Erklärung für unannehmbar, schon weil im Lateinischen sich keine Spur von einer so eigenartigen Redeweise findet. Aber das klassische Latein ist eine recht ungünstige Grundlage für die Erforschung des Satzbaues der romanischen Sprachen. Diese haben sich ja aus dem Volkslatein entwickelt, dessen Syntax von der Sprache Ciceros wohl gerade so sehr verschieden war wie heutzutage der Satzbau eines Volksdialektes von der Schriftsprache. Wenn sich im klassischen Latein keine Spur von irgend einer syntaktischen Erscheinung findet, so ist damit noch lange nicht gesagt, dass diese auch der Volkssprache fremd gewesen sei.

Aber ist eine solche Ausdrucksweise den Dialekten überhaupt angemessen? Nach Körting nicht, ihm erscheint das zu künstlich für eine Volkssprache. „Derartige Satzgefüge", sagt er „würden demnach Selbstgespräche sein, deren häufige Anwendung zu dem Schlusse berechtigen könnte, dass die Menschen, die sich in so dramatischer Weise auszudrücken pflegten, eine sehr lebhafte und erregte Sinnesart besessen haben müssten." Ganz richtig! In der That ist die Volkssprache viel lebendiger, viel „dramatischer" als die gebildete Umgangssprache. „In

---

[1]) *Lachmann*, Anmerkungen zu den Nibelungen 852, 3 hat die Erklärung angedeutet; ausführlicher Hugo Gering, Die Causalsätze und ihre Partikeln bei den ahd. Uebersetzern, Halle 1876, S. 11. L. Tobler, Paul-Braunes Beiträge 5, 377 zieht frz. *car* als Parallele heran.

[2]) Vgl. Behaghel, *Die deutsche Sprache* (Leipzig 1887), S. 201.

lebendiger Erzählung wird die Darstellung gern dramatisch, die Personen, von denen man berichtet, werden selbstredend vorgeführt, ja sogar der Erzähler, wo er von eigenen Erlebnissen spricht, versetzt sich in die damalige Lage zurück und zeigt sich im Gespräch mit sich selbst."[3]) Man kann in deutschen Mundarten oft genug hören, wie sich der Erzähler durch eine Frage unterbricht, um sie selbst zu beantworten; und gerade das eingeschaltete warum ist besonders häufig.[4]) Ein Förster sagte (in seinem Dialekt): Ich bin nicht hingegangen (zum Fest); warum — ich mache mir nichts draus. Und die Frau Drehermeister erzählte vom neuen Lehrjungen: Ich habe ihn ganz gern, warum — er ist so brav. Eine reinliche Hausfrau vertraute ihrer Nachbarin auf der Gasse an: Ich habe heute bei dem schlechten Wetter gar nicht gekehrt: warum — es wird doch gleich wieder schmutzig. U. s. w. — Unter dem Titel „Auf der Ofenbank" hat G. Volk Erzählungen in Odenwälder Mundart veröffentlicht[5]), die den Dialekt gut wiedergeben. Er erzählt, wie es dem Grafen so unangenehm war, dass seine Frau Gemahlin selbst in der Küche arbeitete. „Der Graf hot do schon vel vom Schuster von Schelmboch g'häiert g'hatt (gehört gehabt) un von dem seine Houfnarrnstraich. Woas dutt der Graf? Er b'stellt de Schuster zu sich un mecht en Plan mirem (mit ihm) in die Reih, mit dem wollt er der Gräf'n die Kiche verlare (verleiden)." — Ein Leipziger Studiosus hat im 17. Jahrhundert die abenteuerlichen Reisen des Herrn Schellmuffsky in mundartlich gefärbter Sprache beschrieben.[6]) Sch. überreicht bei einer Hochzeit ein Gedicht; nach „meinen (nämlich Gedicht) war der Tebel hohlmer ein solch Gedränge, dass sie es alle so gerne sehen und lesen wollten. Warum? Es war vor das erste von ungemeiner invention" u. s. w. Der Held kommt endlich in seine Heimat zurück und fragt nach dem Haus seiner Mutter, wird aber nicht verstanden. „Ich kunte es ihnen zwar nicht verargen, dass sie so albern thaten, und mir auff mein Fragen keine Antwort gaben. Warum? Ich hatte meine Frau Mutter Sprache in der Frembde gantz verreden gelernt."

Schliesslich ist die in Rede stehende Erscheinung auch den heutigen franz. Mundarten nicht fremd. In Patoisproben aus Bourberain (Côte d'Or) finden sich folgende Stellen (in Uebersetzung[7]): Quand les Chanitois sont eu revenu dessous le pont, ils ont allumé leur lanterne, et puis qu'est qu'ils ont vu? Une oie. — C'était une fois les gens de Ch. que voyaient la lune au fond d'un puits, et puis ils ont dit qu'il fallait la prendre. Mais comment faire pour descendre dans le puits? Ma foi etc.

Körtings Einwände gegen Wehrmanns Erklärung scheinen mir demnach nicht stichhaltig zu sein.

GIESSEN. WILHELM HORN.

Französischer Kursus zu Bonn. Der diesjährige neuphilologische Kursus für die westlichen Provinzen tagte zu Bonn vom 3.—11. August. Es waren erschienen: aus der Rheinprovinz 15, Westfalen 5, Hessen-Nassau 6, Hannover 5, Sachsen 3, zusammen 34 Teilnehmer. Die Leitung hatte Geheimer Regierungs-Rat Dr. Münch übernommen; mit der Orts-

[3]) G. Caro, *Syntaktische Eigentümlichkeiten der frz. Bauernsprache,* Berliner Diss. 1891, S. 41.

[4]) Wenigstens in Hessen, auch in der Schweiz, Beitr. 5, 377.

[5]) Offenbach 1892. Seite 16.

[6]) Hsg. in Braunes Neudrucken, S. 54. 89.

[7]) Revue des patois gallo-romans III, 246. 248.

leitung war Oberlehrer Dr. Stein (Bonn) betraut worden. Die Eröffnung geschah in der Aula des Königlichen Gymnasiums, wo auch die ersten Vorträge gehalten wurden. — Später versammelte man sich meist in den Hörsälen der Universität. — Nach einer kurzen Begrüssung seitens des Vorsitzenden hiess Prof. W. Foerster die Mitglieder im Namen der Hochschule willkommen, die mit den heutigen Reformbestrebungen auf das innigste verknüpft sei.

Prof. W. Foerster behandelte das Thema *Wie soll man französische Verse in der Schule lesen* in zwei Vorträgen. Ueber diese wird in einem späteren Hefte der *Zs.* ausführlich berichtet werden.

Oberlehrer Leithäuser (Barmen) setzte in einstündigem Vortrage einen *Lehrgang für die erste Einführung in die französische Lautwelt* auseinander, wie er seit 12 Jahren an seiner Schule im Gebrauche ist. — Der Vortragende wurde geschult unter Geheimrat Dr. Münch, der früher Direktor in Barmen war. — Den Anfang macht ein Lautierkursus von 5—6 Wochen. Der Ausgang geschieht von typischen Wörtern aus dem Bereich der Schüler; dabei fällt dem Laut die Hauptbedeutung zu. Die Sprechübungen schliessen sich bald an die gegebenen Wörter an. Unentbehrlich für den Lehrer ist die Kenntnis des Dialekts seiner Schüler, sowie eine gute phonetische Schulung. Von deutschen Fremdwörtern darf man nicht ausgehen, weil sie vielfach falsch ausgesprochen werden.

Das Deutsche ist schon in der Vorschule phonetisch zu behandeln. Das Chorsprechen ist zwar wichtig, soll aber nicht übertrieben werden, weil sonst der schlechte Schüler dem Nachbar schadet. Das Heraushören der Fehler und der Fehlenden ist immerhin schwierig. Bei Wiederholungen und besonders bei Sprechübungen ist dagegen das Chorsprechen am Platze. Ein Satz ist wiederholt vorzusprechen, bessere Schüler sprechen ihn dann nach. Diejenigen welche ihn richtig gesprochen haben, bleiben stehen, bis zuletzt alle ihn sprechen können.

Das Singen französischer Liedchen ist an sich schön, der Text darf aber nicht zu trivial sein.

Der Lautierkursus lehne sich an kein Buch an, sonst wirkt das Eingreifen der Eltern oft störend. Dagegen kann wohl der Stoff den ersten Lektionen entnommen sein.

Wenn alle Schüler das Wort richtig nachsprechen können, wird es auf die Tafel geschrieben. Die Schüler tragen es sodann zum Auswendiglernen in ihr Heft ein.

Französische Laute:

Helles *a: ma, ta, sa, salle, voilà, Charles, la plaie*; *Va à ta place, Voilà la salle. . . . .*

Tiefer, nach *o* klingend, ist das *a* in *bas, pas . . .*

I ist spitz: *ami, canif, midi, merci, voici.* — Die Lippen sind auseinander zu ziehen.

u (= *y*): *tu, vu, plume, pupitre, mur. Il a une plume. Charles a une plume.* — Die eigenen Vornamen interessieren.

ou (geschlossen): *ouvre la bouche. Où est le pupitre? Qui a perdu sa plume sous la table?*

o (geschlossen): *dos, mot, poésie. Où sont nos livres! Voici le tableau.*

o (offen): *La porte, la cloche. Ouvre la porte. Porte la plume à Charles. La cloche a sonné.*

eu: deux, Dieu, monsieur. Nous sommes deux.

œ (offen): *une heure, sœur.* Schwierige Wörter wie *sœur* sind in der Schreibstunde einzuüben.

e (ə): *demander, regarder.* ə ist mit Rundung der Lippen zu sprechen.

é (e): *école. allé, répété, écouté, Émile, Édouard, Frédéric.* Die geschlossene Aussprache von *les mes tes* wird immer allgemeiner, ist aber erst in den folgenden Stufen zu erwähnen.

e = ε (offen): *père, frère, tête, elle, cette, Robert, Albert, Ernest, chaise, le maître.* Ferner *les fenêtres. . .*

ie; i ist flüchtig, aber deutlich. *cahier, papier, dernier, — hier, pièce. Tu es le dernier. Qui est le premier?*

ui (*y*): das *u* ist rein, nicht *ui* nach deutscher Art, *étui à plumes aujord'hui, à huit heures. As-tu perdu l'étui à plumes?*

oi steigend: *mois, toit, fois, voici, voilà, le tableau, noir. regardez-moi.*

Erst nach einer umfassenden Wiederholung folgen die Nasalen. Behufs einer vokalischen Aussprache ist von dem reinen Vokal auszugehen *o* — *õ*, *a* — *ã*, *è* — *ẽ* (S. Quiehl). Diejenigen, welche die Nasallaute nach einiger Zeit noch nicht sprechen kännen, gehören zu der Nasalkompagnie, welche nach dem Unterricht und in den Pausen antreten muss.

ã ist am leichtesten zu sprechen: *Français, François, temps, commence. Accent aigu* und *accent grave* werden jetzt zuerst als solche erwähnt. *Qui est absent? Charles commence.*

õ ist mit weitester Mundstellung zu sprechen *circonflexe, lisons, disons, nous nous levons.*

œ̃: lundi, un.

ẽ: cinq, quinze, matin, cousin, main, ainsi, vient. Nous avons 20 élèves. Paul est mon cousin. Où est ton cahier? Voici le mien.

Die Konsonanten *p, b, d, t, k* brauchen nicht besonders eingeübt zu werden, wohl aber *j* (*ge*) und *ch: Charles, chercher, cheveu, choix; éponge, joli, collège, jeudi, jouer.*

r muss einheitlich sein, sonst ist es einerlei, ob man Zungen- oder Zäpfchen-*r* sprechen lässt: *rester. regardez-moi, la cour. Rester dans la classe. Allez à la cour.*

-gne — -ille: famille. cédille. fille, l'Allemagne, Cologne, campagne as-tu été à Cologne?

Nicht alle möglichen Beispiele dürfen gewählt werden, und der Schüler darf keine Abspannung fühlen. In der Mitte der Stunde ist eine Pause zu machen, welche vielleicht durch ein Lied auszufüllen ist (Gesanglehrer!?). Um seine Organe zu schonen, muss der Lehrer häufig bessere Schüler heranziehen, zumal auch das Hören anderer Sprechorgane wichtig ist. Nach Beendigung des Lautkursus ist eine sichere lautliche Grundlage geschaffen, die orthographischen Hauptthatsachen sind gelernt, die Sprechübungen eröffnet, selbst grammatische Kenntnisse sind in Beispielen festgelegt, worauf später zurückgegangen werden kann.

Im Anschluss an den Vortrag bemerkt Oberlehrer Dr. Stein (Bonn), dass er in den ersten 14 Tagen überhaupt nicht schreiben lasse. Oberlehrer Leithäuser entgegnet, dass auch er in seiner Praxis erst später zu schriftlichen Uebungen übergehe, dass er aber keine Sprechübungen von vornherein vornehme, in denen noch viel Unbekanntes vorkommen müsse. Geheimrat Münch ist gegen die Stein'sche Methode, wonach vom Satze ausgegangen wird, weil das zusammenhängende im Anfangsunterricht zu langweilig werde.

Die grammatische Seite des Unterrichts kam zur Geltung durch die Vorträge der Herren Oberlehrer Dr. Vogels und Dr. Stein.

Vogels (Crefeld): *Behandlung und Auswahl des syntaktischen Hauptstoffes für den ersten grammatischen Kursus.* Vogels hält die Grammatik, das heisst das zum Bewusstsein gebrachte Gesetz, für durch-

aus nötig, weil sonst alles zufällig sei, und die Fachgenossen zu *maîtres de langue* hinabsänken. Jedoch dürfe die Grammatik nicht systematisch betrieben werden. Zuerst müsse der Schüler die Wortstellung im Satze herausfinden — also die Stellung der Adj., Adv., die Hervorhebung der Kasus (absolute und gegensätzliche Hervorhebung). Auch sei der Gebrauch des Artikels bei Ländernamen und in den Ausdrücken *le titre de roi, avoir les yeux bleus, Frédéric le Grand; Il est Français; Soyez le bienvenu etc. etc.* zum Bewustsein zu bringen. Vom Verb wäre schon der Gebrauch des Imparf. und des Passé def. einzuprägen. Man dürfe hier den Schüler nicht auf später vertrösten. Selbst die Hauptgesetze der Bedingungssätze könnten nicht entbehrt werden, ebenso wenig wie diejenigen über den Infinitiv mit Präpositionen und die verschiedenen Participien. Auch solche Fälle wie: *Il était assis, la tête penchée sur la table* seien früh zu erwähnen und in gutes Deutsch zu übersetzen. Ueberall müsse auf Anschauung — Lehre, dann Uebung folgen. Es genüge nicht, auf die logischen Gesetze hinzuweisen, sie müssten durchdrungen und geübt werden. Dabei solle auf Natürlichkeit des Anschlusses gesehen werden. Auch darf nach Ansicht des Redners nicht viel auf einmal genommen werden, erst gelegentlich muss die Zusammenfassung geschehen. Sogar die Sprechübungen kann man durch geschickte Fragen grammatikalisch ausnützen. Die Hinübersetzung ist nicht zu entbehren, weil daran der Unterschied der Sprachen klar wird, und der Schüler sein Eindringen in den Geist der Sprache zeigen kann. Die grammatischen Uebungen müssen an Gelesenes anknüpfen und inhaltlich zusammenhängen. Bei schriftlichen Uebungen ist nicht zu sehr auf wörtliche Uebersetzung zu halten; durch die mündlichen Uebungen muss pädagogisches Interesse erregt werden.

Oberlehrer Dr. Stein: *Grammatisches im Unterricht nach neueren Gesichtspunkten.* Die Neueren verlangen Vertiefung, aber auch Vereinfachung der Grammatik. Der Lehrer muss die historische Grammatik kennen, nicht der Schüler. Kein Ergebnis der Grammatik ist im Vergleich mit der Muttersprache zu gewinnen. In Sexta und Quinta soll nicht hinüber übersetzt werden; wenn es aber geschieht, dann darf es nur im Sprachtakte, ohne Stockung vorsichgehen. Die sogenannte lateinische Vorbildung ist für das Französische fast von keinem Wert, weil dasselbe alle Formen verloren hat. Man lasse nicht deklinieren, weil sonst das Tongesetz ausgetrieben wird (nicht *lé père;* denn es giebt kein betontes *le*, statt dessen gebraucht man *ce père-ci*). Der Artikel ist lautlich fast ganz verschwunden. Wir leiden unter einem entsetzlichen Regelkram. Des weiteren ergeht sich alsdann der Vortragende über den Gebrauch des Artikels und der *Modi.* Der Artikel bezeichnet logisch 1) den ganzen Begriff z. B. *L'homme est sujet à la mort;* bei einem Sonderbegriff steht der unbestimmte Artikel. 2) den Begriff im ganzen Umfang z. B. *l'eau.*

Den ganzen Begriff, aus Einzelwesen zusammengesetzt, stellt Stein durch einen Kreis dar, der mit Punkten angefüllt ist, den Begriff stofflichen Inhalts durch einen schraffierten Kreis: *des hommes, de l'eau.* Wenn Einzelwesen determiniert sind, dann steht der bestimmte Artikel, sonst der unbestimmte. Ist es unklar, was für ein Begriff gemeint ist, so steht kein Artikel. Bei Ländernamen ist der Artikel erst allmählich usus geworden. Er ist eigentlich emphatisch demonstrativ: *vins de France — les vins de la France méridionale.* Mit Phraseologie hat die Grammatik nichts zu thun.

Modi. Die Plötz'sche Liste L. 50 ist für die Schule gänzlich

überflüssig. Die Hauptfrage ist: Wie verhält sich das regierende Subjekt zur Aussage?

1) *Je trouve qu'il est froid.*

2) *Je ne trouve pas qu'il soit froid.*

Bei 2 trete ich nicht ein für die Richtigkeit, darum Konj. Deshalb steht bei „Begehren" selbstverständlich der Konj. Auch bei Gefühlen ist keine Garantie vorhanden, und die Erkenntnis tritt zurück. In *je ne doute pas que ne* . . . ist der Indikativ schon sehr häufig, die Regel kann also fallen. *Arrêter, décider* . . . verlangen den Indikativ, dann tritt das Subj. kraft seiner Auktorität für das Geschehen ein. Die Konjunktion regiert nichts, das Verhältnis regiert.

Die Grammatik soll nicht nach bestimmten Lehrplänen unterrichtet werden. Das wenige, was anfangs durchgenommen wird, muss in den späteren Rahmen passen.

	Determinativ.	Demonstrativ.
Adjekt.	*le la les*	*ce (cet) cette ces*
subst. pers.	*celui celle ceux*	*celui-ci*
subst. sachlich	*ce*	*ceci cela ce* nur bei *être*

Vergleich.

	positiv	*negativ*
adj. adv.	*aussi*	*si (aussi)*
verb subst.	*autant*	*tant (autant)*

Dr. Gaufinez, Lektor an der Bonner Universität, hielt in französischer Sprache folgende 4 Vorträge: *L'Académie française, l'Université de France, Flaubert, P. Loti.* An die beiden letzteren schlossen sich die sogenannten *séances de lecture*, insofern die Stoffe derselben jenen Schriftstellern entnommen waren. Der Vortragende malte kleine niedliche Genrebildchen, auf die er in den nachfolgenden *séances* noch einige Schlagschatten und Lichteffekte warf. Aber fast mehr als der Inhalt der Vorträge nützte den Zuhörern die sprachliche Seite, indem sie stundenlang gutes Französisch sprechen hörten. Es war reine Musik, was von den Lippen des Dr. Gaufinez erklang, rief eine begeisterte Zuhörerin aus.

Flaubert: *Caractère complexe aux contrastes presque inexplicables; artiste supérieur dans la pratique de son art; chef du véritable réalisme français, écrivain consciencieux ayant eu de sa tâche une idée noble et désinteressée, chose rare à notre époque.* Loti *a donné à l'art curieux du roman exotique une expression et un essor inconnus jusqu'ici et il a fait rentrer dans la litt. contemporaine le rêve et la poésie.*

Klassenvorführungen. — Bonn, Köln — Gymn. IV. Oberlehrer Dr. Holzhausen (Bonn): *Französische Lauttafeln nach Vietor.* — Dr. H. erwähnte in einer französischen Ansprache, dass die Klasse erst seit 3 Monaten Französisch lerne, dass 2 Franzosen darin wären und etwa $^1/_4$ kein Sprachtalent besitze.

Bonjour, mes amis.

Ouvrez les livres.

Qui veut commencer? Ein Stück aus Plötz wird gelesen.

Continuez Alfons et Ernest.

Qui veut montrer les sons? (Ein Schüler zeigt alle Laute von *Où étais-tu hier* an der Lauttafel. Der Lehrer bespricht sodann (in Frage und Antwort) das ganze Stück.

Darauf tritt ein Schüler vor die Klasse.

Quel (qui) est ce jeune homme? — C'est notre ami Charles?

Quel âge as-tu? Darauf stellt Dr. H. an viele andere Schüler dieselbe Frage.

Quelle est la couleur de ses (Charles) cheveux? Qu'est-ce que je montre? (fasst die Nase, das Ohr etc. von Charles an).

Ouvre la bouche, Charles.
Qu'est-ce qu'il y a dans la bouche?
Les dents sont-elles noires?
Lève le bras droit.
Quel bras lève-t-il?
Quelle est cette partie de son corps?
Combien l'homme a-t-il de doigts à chaque main?
Charles, lève le majeur de la main droite.
Nommez-moi les doigts.
Lève la jambe droite (Ch.).
Quelle jambe lève-t-il?
Ernest, montre-moi le pied gauche de Paul.
Quest-ce que j'ai à la main? — (Vous-avez un chapeau de soie).
Qu'est-ce que je déboutonne? (Vous déboutonnez votre habit).
Compte les boutons de mon gilet.
Nommez-moi les différentes sortes de chaussure.
Regardez-moi; je porte des sabots?
Non, monsieur, vous portez des bottines.

Dann folgen Fragen über die Monate, Jahreszeiten und die Uhr; bei letzteren gebraucht Dr. H. ein Zifferblatt mit drehbarem Zeiger.

Zuletzt tragen die beiden Franzosen Othon und Max *La cigale et la fourmi* vor.

Neu:

Der Lehrer beginnt bei geschlossenen Büchern: *Autrefois . . .*

Répétez, Othon et Max (die beiden Franzosen), darauf wiederholt die ganze Klasse.

Der Lehrer: *la France était gouvernée . . .* Die Franzosen und die Klasse wiederholen in derselben Weise.

Der Lehrer: *Autrefois la France était gouvernée . . . . par un roi. .*
Le roi et la reine Marie Antoinette . . . furent tués par le peuple.

Ein Schüler zeigt und nennt die Laute von *autrefois,* das unbekannt war.

Gymn. III. inf. (Bonn) Oberlehrer Dr. Stein:

Lauttafeln (Vietor)
Quand allez-vous à l'école?
Quand allez-vous à l'église?
Quand te lèves-tu d'ordinaire?
Que fais-tu alors?
Combien de repas y a-t-il en France?
Quels cont ces repas?

Dr. St. spricht viel selbst; die Schüler scheinen ihn vollständig zu verstehen.

Va montrer les fautes. Ein Schüler zeigt die Aussprachefehler eines Mitschülers an der Lauttafel.

Ein Schüler fragt einen anderen: *Combien êtes-vous chez vous? (Nous sommes neuf. Ce sont mes parents . . . . .).*

Où as-tu des parents? fragt der Schüler weiter.

Hierauf sprechen alle Schüler die Laute nach der Lauttafel, dann singen sie dieselben. Durchgenommen wird *la tabatière de Fr. le Gr.* Die Schüler lesen gut nach dem Urteile der anwesenden Franzosen. Dr. St. erklärt auf französisch die Sachlage und fragt dann nach den

einzelnen Personen. Im ganzen zeigt sich das Stück nicht sehr ergiebig für Sprechübungen.

Grammatik: In dem Satze *Charles trouva l'argent* lässt Dr. St. die Substantiva durch *pronoms* ersetzen = *Il le trouva. Le pain, du pain; le soldat, les soldats, un soldat; le bon pain, de bon pain. Je donne, donné-je, nous avons donné.* Zum Schlusse singt die Klasse: *A Paris, sur mon petit cheval gris.*

Die Klassenvorführungen in Bonn und die Vorträge waren auch von einer Anzahl jüngerer und älterer Lehrerinnen besucht. Am 8. August reisten die Mitglieder des Kursus nach Köln, um 4 weitere Klassenvorführungen anzuhören.

VIb, Realschule, 60 Schüler, Oberlehrer Dr. Haack. Im Gebrauch ist V.'s Lauttafel, jedoch sind behufs grösserer Deutlichkeit die Vocale und Consonanten auf 2 besondern Tafeln auseinandergezogen. Dr. H. zeigt zuerst wie er den Lautkursus begonnen. Er liess ein deutsches Wort, z. B. Vater, sprechen und nach Lauten zerlegen. Darauf schrieb er das Wort an die Tafel und fragte die Schüler, wie der erste Laut auch anders geschrieben werden könnte — *f, ph.* — So finden die Schüler, dass Laut und Buchstaben nicht immer zusammen fallen. Der Vorführende hat auch eine Nasalkompagnie. Seine Methode lehnt sich vielfach an Quiehl an. *La maison, attention, inutile* und *nuit*, von Prof. Foerster vorgesprochen, werden sogar von den schwächeren Schülern sofort richtig in Lautschrift an die Tafel geschrieben; nur *nuit* machte einige Schwierigkeit, wird aber durch Rückgang auf das schon dagewesene *huit* gefunden.

Der Lautkursus hat bis nach Pfingsten gedauert. Die Lautschulung der Klasse (60 Schüler!) muss vorzüglich genannt werden.

Uebergang von der Lautschrift zur gewöhnlichen Orthographie:

ɔrɛj; ɔ ist in der Schrift *o, r = r.* Der Laut *ɛ* wird in diesem Wort durch *e* bezeichnet, *j* hier = *ill*; also = *oreill*, schliesslich kommt noch *e* am Ende hinzu, das keinen Laut ausdrückt = *oreille.*

rideau = r-i-d-eau = o.

tableau = t-a-b-l-eau = o.

eau wird schnell hinter einander gesprochen.

Sprechübungen:

An der Hand mehrerer farbiger Blätter fragt Oberlehrer H. nach den Farben:

De quelle couleur est ce papier? . . . . . . etc.

Dann hält er der Klasse 2 ungleiche Lineale hin.

Comment est cette règle? — Cette règle est longue.

Comment est cette règle? — Cette règle est courte.

Comment est ce crayon? — Ce crayon est long (court). Der Vorführende prägt also zuerst das vollere weibliche Geschlecht ein . . . . . Leider erübrigte wenige Zeit mehr für diese Uebungen. Das Uebungsbuch Plötz-Kares hatte der Klasse fast nur als Lesebuch gedient.

II. sup. Realgym. Oberlehrer Dr. Abeck.

Gelesen wurde ein Abschnitt aus *Siège de Paris* von Sarcey. Behufs grösserer Anschaulichkeit ist die Klasse mit Zeichnungen (Paris) versehen. Die Schüler verstehen die einzelnen Teile von Paris schnell zu zeigen und geläufig in französischer Sprache zu besprechen. — Die Grammatik wird nur intuitiv betrieben; im allgemeinen findet keine Uebersetzung ins Deutsche statt. — Einzelne Schüler rekapitulierten und gaben eine eingehende Charakterschilderung der Pariser. Erklärt wurden die Unterschiede von: *Mettre en pièce, casser, briser, rompre, fracasser*

— *entendre, écouter — espoir, espérance.* Für den Gebrauch des Infin. ohne Präposition wurden aus der Lektüre zahlreiche Beispiele citiert. Zum Schlusse fand die Deklamation zweier Gedichte statt: *Adieu de M. St.* und *la laitière.*

I. Prof. Dr. Adeneuer. *Aufsatz nach der Hauslektüre — Expéd. d'Ég.* —

Zunächst wird der Stoff gesammelt durch Erzählung seitens einiger Schüler, dann durch die Erklärung des Lehrers, endlich durch gegenseitiges Fragen und Antworten der Schüler unser sich. *A qui le directoire conféra-t-il les prép.?* fragte Prof. Ad. Ausdrücke für „abreisen" und „ausrüsten"? *équiper, préparer — partir, s'embarquer, se mettre en route* . . . . *Près de quelle ville Bonaparte aborda-t-il?* Ausdrücke für „landen"? – *aborder, descendre* . . . *Où rangea-t-il les troupes? Quelle fut la conséquence de cette victoire? Explique-moi cette mémorable bataille des pyramides.* Ein Schüler entwickelt sodann zeichnend und erklärend — in französischer Sprache — die ganze Schlacht an der Tafel. Darauf erzählt Prof. Ad. selbst in gewandter französischer Rede die Begebenheit. Schliesslich fragen sich die Schüler unter einander: *Quelle est l'introduction? — Quels sont les faits principaux?* etc. (Der Lehrer bemerkt bisweilen dazwischen: *Employez un participe, . . . l'infinitif* etc.)

IV. Dr. Meese.

Zur Lauteinübung liess Dr. M. ein kleines Prosastück und einige Gedichte erlernen. Er beginnt: *La tête? . . . la main?*

Der Schüler zeigt stumm die entsprechenden Körperteile. *Qu'est-ce que c'est? C'est un livre. Qu'as tu dans ton sac? J'ai dans mon sac une belle plume.* Auffallend war, dass der Vorführende stets das Satzende so betonen liess, wie wenn der Gedanke nicht zu Ende wäre. Er wollte dadurch, wie er selbst hervorhob, bei den Schülern zuerst den falschen (deutschen) Accent austreiben. Bei falscher Aussprache kam er immer wieder auf die auswendig gelernten Stücke zurück.

Uebungszirkel:

Gelesen wurden einzelne Erzählungen aus Kühn's *Lesebuch*, Mittelstufe und *Bataille de Dames* von Legouvé und Scribe. Die 34 Teilnehmer des Kursus wurden in 4 Zirkel von 7—9 Mitgliedern eingeteilt, an deren Spitze je ein Franzose stand. Die Zirkel 1 und 2 enthielten die „Geübteren", welche schon längere Zeit in Frankreich gewesen waren oder sich sonst für „tüchtig" hielten. Es wird schwer sein, ein gutes Verteilungsprinzip zu finden; übrigens hängt fast alles von der Persönlichkeit des zirkelleitenden Franzosen ab, wie ich nach meinen Erfahrungen in Köln und Bonn wohl sagen darf. Besonders hervorgehoben zu werden verdient der ausserordentliche Eifer der Leiter und Teilnehmer in Bonn. Ich wünschte, unsere Primaner hätten gesehen, wie „alte und ältere Herren" auf ihrer Hotelbude präparierten und im Zirkel jedes Wort des lehrenden Franzosen „verschlangen"! — Bei den flüchtigen Frühschoppen und den nicht allzu langen Abendgesellschaften, wo sich fast alle Teilnehmer einfanden, wurde wenig französisch gesprochen, es sei denn, dass man gerade neben einem Franzosen sass. Meines Erachtens kann es auch wenig nützen, wenn Deutsche sich französisch „anquacksalbatern".

Verlangt man solche Uebungen, dann schicke man auf jeden Kursus wenigstens einen so „gottbegnadeten" Lehrer und Mann wie Walther. Wir gewöhnlichen Sterblichen, die nur den spiritus lenis haben, können so was nicht, ohne in den „Schwung" gebracht zu sein. Wenn wir nicht mindestens an den Abenden unseren deutschen Trunk, deutschen „Kall" und deutschen Sang haben, dann können wir nicht 10 Tage lang so aufmerksame Franzosen sein.

DÜSSELDORF, Nov. 1896. FUCHS.

Novitätenverzeichnis.[1]

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Bibliographie théâtrale. Année 1895. In-8° oblong, 95 pages. Paris, Morris père et fils. [Extrait de l'Annuaire 1895-1896 de la Société des auteurs et compositeurs dramatiques (17e année).]

Breymann, H., Die phonetische Litteratur, eine bibliographisch-kritische Uebersicht von 1876—1895. Leipzig, G. Böhme. 170 S. 8°.

Keidel, G. C., A manuel of aesopic fable literature. A first book of reference for the period ending A. D. 1500 (With three facsimiles). G. C. Keidel, Romance and other Studies. II. Baltimore, The Friedewald Company XXIV, 76 S. 8°.]

Claudin, A., Les Origines de l'imprimerie à Limoges. In 8-°, 25 p. avec planches. Paris, Claudin. Extrait du Bibliophile limousin.

Delisle, L., L'Imprimeur parisien Josse Bade et le Professeur écossais Jean Vaus. In 8°, 13 pages. [Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes (année 1896, t. 57).]

Ducourtieux, P., Les Barbou, imprimeurs, Lyon-Limoges-Paris (1524 bis 1820). In-8°, 413 p. Limoges. Ducourtieux.

Gadbin. Quelques notes sur l'histoire de l'imprimerie à Château-Gontier (XVIIIe et XIXe siècles); par René Gadbin. In-8°, 27 pages. Laval, Goupil. [Extrait du Bibliophile du Maine (numéro de juillet 1896)].

Camus, J., Notice d'une traduction française de Végèce faite en 1380 [In: Romania XXV, S. 392—400].

Catalogue des manuscrits de la bibliothèque Sainte-Geneviève; par Ch. Kohler. T. 2. In-8°, I,120 p. Paris, Nourrit et Ce. [Catalogue général des manuscrits de bibliothèques publiques de France. Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts].

Catalogue général des manuscrits français; par Henri Omont et C. Couderc. Ancien Supplément français. II. Nos 9561—13090 du fonds français. In-8°, XII—637 p. Paris, Leroux.

Ciampoli, D., I codici francesi della R. biblioteca nazionale di S. Marco in Venezia descritti ed illustrati. Venezia. Leo S. Olschi. 20 fr.

Meyer, P., Les anciens traducteurs français de Végèce. et en particulier de Jean de Vignai [In: Romania XXV, S. 401—423].

---

[1]) Indem ich der bequemeren Orientierung wegen von jetzt ab die einzelnen Abschnitte dieser Verzeichnisse mit Ueberschriften versehe, bitte ich die Leser der Zeitschrift, an die systematische Einordnung der aufgeführten Novitäten keinen allzustrengen kritischen Massstab anzulegen. Durch Zusendung bibliographischer Notizen würden mich die Herren Fachgenossen zu Dank verpflichten. D. B.

— Notice sur un manuscrit français appartenant au musée Fitzwilliam (Cambridge) [In: Romania XXV, 542—561].

Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques publiés par l'Académie des inscriptions et belles-lettres. T. 35. In-4°, 398 p. et planches. Paris, C. Klincksieck.

Manuel de paléographie. Nouveau Recueil de facsimilés d'écritures du XIIe au XVIIe siècle (manuscrits latins et français), accompagnés de transcriptions; par Maurice Prou. In-4°, 40 p. et 12 planches. Paris, A. Picard et fils.

2. Encyclopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Grande (la) Encyclopédie. Inventaire raisonné des sciences, des lettres et des arts; par une société de savants et de gens de lettres. Accompagné de nombreuses illustrations et cartes hors texte. T. 22: Lemot-Manzoni. In-4° à 2 col., 1,200 p. et 13 cartes en coul. hors texte. Paris, lib. Lamirault et Ce. [Cet ouvrage formera environ 28 vol. de 1.200 pages, publiés par livraisons hebdomadaires de 48 pages, au prix de 1 fr. chacune. Les souscriptions à l'ouvrage complet sont reçues au prix de 600 fr. payables à raison de 10 fr. par mois et au prix de 500 fr. payables comptant. Chaque volume. 25 fr.]

Körting, Gust., Handbuch der romanischen Philologie. (Gekürzte Neubearbeitg. der „Encyklopädie u. Methodologie der roman. Philologie".) gr. 8°. (XX,647 S.) L., O. R. Reisland. 10—

Vollmöller, Karl, üb. Plan u. Einrichtung des romanischen Jahresberichtes. gr. 8°. (108 S.) Erlangen, F. Junge. 3—

Etudes d'histoire du moyen âge, dédiées à Gabriel Monod. In-8°, XIV-464 pages et portrait, Paris, F. Alcan. 20 fr. [Darin u. a. *G. de Manteyer* Origine des douze pairs de France; *F. Lot*, L'élement historique de Garin le Lorrain].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexicographie.

Buscherbruck, H., Die altfranzösischen Predigten des Heiligen Bernhard von Clairvaux. [In Rom. Forsch. IX, S. 642—743.] [Behandelt die Sprache des Denkmals.]

Ellinger, J., Darstellung der lautlichen und syntaktischen Eigentümlichkeiten der französischen und englischen Umgangssprache im Anschluss an Felix Franke's „Phrases de tous les jours" und True und Jespersons „Spoken English" [In: Zs. f. d. Realschulw. XXI, Heft 6].

Goetz, Ueber Dunkel- und Geheimsprachen im späten und mittelalterlichen Latein. Akad. Leipzig 1896. 31 S. 8°.

Körting, Gust., Neugriechisch u. Romanisch. Ein Beitrag zur Sprachvergleichg. gr. 8°. (VI, 165 S.) B., W. Gronau. 4.—

Meyer, Adf., Formenlehre und Syntax des französischen und deutschen Thätigkeitswortes. gr. 8°. (V u. S. 30—343.) Hannover, F. Cruse. 3 —

Mirot, L., L'Emploi du flamand dans la chancellerie de Charles VI. In-8°, 10 p. Nogent-le-Rotrou, impr. Daupeley-Gouverneur. [Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (année 1896, t. 57.)]

Oesterreicher, Dr. *Jos.*, Beiträge zur Geschichte der jüdisch-französischen Sprache und Litteratur im Mittelalter. gr. 8°. (32 S.) Czernowitz. (H. Pardini.) 2 —

Toldo, P., La lingua nel teatro di Pietro Larivey: ricerche ed osservazioni. Imola, tip. d'Ignazio Galeati e figlio. 8°. p. 36.

Hale, W. G., Syllabification in roman speech [In: Harvard Studies in Classical Philology. VII (1896) 249—271].
Mackel, Zur romanischen Vokaldehnung in betonter freier Silbe [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 514—518].
Neumann, Fr., Zu den vulgärlat.-romanischen Accentgesetzen [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 519—522].
Poyen-Bellisle, René de, The laws of hiatus-*i̯* in gallic popular latin. Chicago. 11. S. 8⁰.
Schwan, Ed., Grammatik des Altfranzösischen. 3. Aufl., neu bearb. von D. Behrens. 1. Tl. Die Lautlehre. gr. 8⁰. (120 S.). L., O. R. Reisland. 2.40.
Skála, K., Vokalismus des altfranzösischen Denkmals: Li Dialoge Gregoire lo Pape. I. (Böhm.) Jahresb. der Realsch. Pilsen 1895.

Thomas, A., La derivation, à l'aide des suffixes vocaliques atones en français et en provençal [In: Romania XXV, S. 381—391].
— Exemples du suffixe *-umen* en français [In: Romania XXV, S. 447 bis 448].

Meyer-Lübke, W., **pruma* für *pruna* [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 534 f.].
Rolland, E., Le mot enfantin *nanan* [In: Romania XXV, S. 592].
Schuchardt, H., zu *mauvais* = malifatius [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 536 f.].
Thomas, A., fr. *besoche* et gascon *besoch* [In: Romania XXV, S. 440—444].
— fr. *guideau* [In: Romania XXV, 445—446].
— prov. *orgier*, *oijaria* [In: Romania XXV, 447].
Timmermans, A., Etymologies comparées de mots français et d'argot parisien, entièrement inédites et précédées d'un essai de synthèse du langage. 1re livraison. In-8⁰, LIII-190 p. Paris, C. Klincksieck.
Tobler, A., Etymologisches; it. *fisima* „Laune, Einfall", frz. *forteresse* f., pr. *recalivar* und frz. *baliveau*, afrz. *los*, frz. *trémousser*, frz. *bouée* „Boje", frz. *frette* „Nabenring, Zwinge", frz. *salope* „Schlumpe, schlumpig", afrz. *tenser* „verteidigen, schützen" [In: Sitzungsberichte der Kgl. preuss. Ak. d. Wiss. zu Berlin 1896. XXXVII, 851—872].
Ulrich, J., Etymologien: fr. *brûler*, it *bruciare* etc., *bassus* [In: Zs. f. rom. Phil. XX, 537].

Bauer, A., Doppelter ethischer Dativ im Französischen [In: Arch. f. d. St. d. neueren Spr. XCVI, S. 342].
Darmesteter, A., Cours de grammaire historique de la langue française 4e partie: Syntaxe p. p. les soins de *L. Sudre*. Paris, Delagrave 2 fr. 50.
Grasserie, R. de la, De l'article. [In: Mémoires de la Soc. de linguist. de Paris IX, S. 381—394].
Hartmann, R., Ueber den Gebrauch des Infinitivs im Deutschen und im Französ. Progr. Heilbronn 1896. 42 S. 4⁰.
Marchot, P., a. fr. *qui* = *si l'on* [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 525].
Philp, H. W., Le subjonctiv et les grammairiens français du XVIe siècle. Thèse pour le lectorat présentée à la Faculté des lettres d'Upsal. Stockholm 1894. 64 S. 8⁰.
Rübner, J., Syntaktische Studien zu Bonaventure des Périers. Ein Beitrag zur historischen Grammatik der französischen Sprache. Diss. Leipzig 1896. 58 S. 8⁰.

Schoeps, R., Die Partikeln in altnormannischen Texten. Diss. Halle 1896. 104 S. 8°.

Vogrinz, G., Zur Frage der Herstellung einer französisch-lateinischen Parallel-Syntax [In: Zs. f. d. Realschulwesen. 21. Jahrg. 8. Heft].

Voll, K., Das Personal- und Relativpronomen in den Balades de Moralitez des Eustache Deschamps. Diss. München 1896. IV, 50 S. 8°.

Garnier, P., Essais sur les étymologies des noms de villes, de villages, de climats et de sources de la Côte-d'Or, dont plusieurs sont multipliés dans ce département et dans toute la France, et portés par des familles. In-8°, 225 pages. Citeaux, imp. Saint-Joseph

Renwez, L. de, Montcornet en Ardennes [In: Les Ardennes littér. 1896, N° du 29. juin et suiv.].

Thomas, A., Sur la formation du nom de la ville d'Arles [In: Annales du Midi VIII, 363—364].

Turquin, J., Des origines des noms de lieux, villages et hameaux dans les Ardennes [In: Les Ardennes littéraires 1896, n° du 20 avril et suiv.].

L'Evangile de Jean. Version populaire en transcription phonétique (illustrée) par Paul Passy. In-16, 84 p. Paris, Firmin-Didot. 1 fr.

Klinghardt, H., Artikulations- u. Hörübungen. Praktisches Hülfsbuch der Phonetik. gr. 8°. (VIII. 245 S. m. 7 Abbildgn.) Cöthen, O. Schulze Verl. M. 5,50.

Legende (la) du quatrième mage en transcription phonétique; par Paul Passy. In-16, 16 p. Paris, Libr. populaire. 25 cent.

Anglade, J., Pour la reforme de l'orthographe [In: Rev. des l. r. XXXIX, S. 283—286].

Ernault, E., et E. Chevaldin, Manuel d'ortografe française simplifiée. In-8°, XV-126 pages. Paris, Bouillon.

Gerschel, J., Vocabulaire forestier allemand-français et français-allemand. 3e édition, revu et considérablement augmentée. In-16, 87 p. Nancy, Berger-Levrault.

Godefroy, F., Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle. T. 9. Fascicule 83 (Conoille-Crayonner). In-8° à 3 col., p. 161 à 240. Paris, E. Bouillon.

Livet, C. L., Lexique de la langue de Molière comparée à celle des écrivains de son temps, avec des commentaires de philologie historique et grammaticale. T. 2: D-L. In-8°, 670 p. Paris, Welter.

Lotsch, Dr. F., Wörterbuch zu den Werken Zola's und einiger anderer moderner Schriftsteller. (Nachtrag zu Sachs-Villatte's Wörterbuch.) 8°. (24 S.) Greifswald, J. Abel. —60.

4. Metrik, Stilistik, Rhetorik.

Spiegel, N., Untersuchungen über die ältere christliche Hymnenpoësie. I Teil: Reimverwendung und Taktwechsel. Progr. Würzburg 1896. 64 S. 8°.

Teza, E., Dai giambi di Andrea Chénier [In: Atti e memorie della r. accademia di sc., lettere ed arti di Padova CCXCVII (1895—96). Nuova serie, vol. XII, disp. 1].

Walser, J., Der Vers als Wortcomplex oder die Verkörperung rythmischer Formen in der sprachlichen Darstellung. Progr. Wien 1896. 22 S. 8°.

Wulff, Fr., Om Värsbildning. Rytmiska undersökningar. Lund, Gleerup. XIV, 130 S. 8⁰.

Hecq, G., et L. Paris, La poétique française au moyen âge et à la renaissance [Aus: Annales de la Soc. d'archéol. de Bruxelles]. Paris, Bouillon, 8⁰. Fr. 6.

Pomezny, Frz., Stilistische Beobachtungen über Beaumarchais' Lustspiele. 15 S. 8. Graz, Leuschner & Lubinsky in Komm. [Aus: Festschrift des deutschen akademischen Philologen-Vereins in Graz.]

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Doutrepont, Ch., Etymologies picardes: 1. rouchi *bistoke*, 2. *bruekiaus*, 3. *kordüstil*, 4. tournaisien *s'estoke*, 5. tourn. *fašwe*, 6. *fourlouchier*, 7. tourn. *platelet* [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 527—529].

Duroisin, Le verbe labourdin, d'après le prince Louis-Lucien Bonaparte [In: Explorations pyrénéens . . . Bulletin de la Société Ramond, 1895. 1er et 2e trim., p. 129—162].

Fertiault, F., Dictionnaire du langage populaire verduno-chalonnais (Saône-et-Loire). In-8⁰, 473 p. Paris, Bouillon.

Gilliéron, J., Notes dialectologiques [In: Romania XXV, 424—439].

Goffart, N., Glossaire du Mouzonnais [In: Revue de Champagne et de Brie, t. VII, 2me série, S. 641—660, 826—848].

Hrkal, E., Etudes sur le patois de Démuin. Progr. Krems 1896. 27 S. 8⁰.

Josel, J., Un procédé de formation du langage populaire, étudié particulièrement dans les dialectes d'Ille-et-Vilaine et de la Loire-Inférieure: le redoublement de l'idée dans les composés. Oberthur, 1895. 49 S. 8⁰.

Marchot, P., Etymologies wallonnes: *ac-* = *adcon-*, *da mẽn, da tẽn, da sẽn, da nos, da vos* = le mien, le tien, le sien etc., *glèter*, baver [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 525 f.].

Menghius, M. C., Die deutschen Sprachgrenzen in der Schweiz [In: Allgemeine Zeitung, Beilage 115 u. 116].

Meunier, J. M., Le Patois du Nivernais étudié au phonomètre. In-8⁰, 8 p. Nevers, imp. Vallière. [Extrait du Bulletin de la Société nivernaise des lettres, sciences et arts.]

Moisy, H., Glossaire comparatif anglo-normand, donnant plus de cinq mille mots aujourd'hui bannis du français et qui sont communs au dialecte normand et à l'anglais; par Henry Moisy, membre de la Société de linguistique de Paris. Fascicules 4 et 7. In-8⁰, p. 417 à 576 et 897 à 1032. Caen, H. Delesques. Paris, A. Picard.

Passy, P., Notes sur quelques patois comtois (Forts) [In: Rev. de phil. fr. et prov. X,1].

Richenet, F., Le Patois de Petit-Noir, canton de Chemin (Jura). In-8⁰, VI-302 p. Dôle, Bernin.

Rolland, E., Une particularité de la formation du féminin pluriel en Languedoc [In: Romania XXV, S. 592].

Roux, A., Glossaire du patois Gatinais (Forts.) [In: Rev. de phil. franç. et pr. X,1].

Zauner, A., Die Konjugation im Béarnischen [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 433—470].

Armanac mount-pelieirenc. (1895.) Supplément au „Félibrige latin" (décembre 1894). In-8⁰, 132 p. avec grav. Montpellier, Hamelin frères. 50 cent. (1894.)

Autane, Rimes dauphinoises. In-8⁰, 192 p. Grenoble, Falque et Perrin.

Berluc Perussis, L. de. Brinde manda a la sesiho reginalo emai entre-naciounalo doù 18 d'abrieu 1896. In-18. 7 p. Aix. imp. Nicot.

Bringier, O. — Roque-Ferrier, Alph., Poésies languedociennes d'Octavien Bringuier précédés d'une étude sur la renaissance montpellieraine [Supplément à la Rev. d. l. r. XXXIX, Nos 7—10].

Bugadiera, giornal satiric nissart, paraissen lou digiou e lou dimeneghe. 1re année. N⁰ I. 17 septembre 1896 In-f⁰ à 3 col., 4 p. Nice imprim. spéciale; 14, carriera Chauvain. Un numéro, 5 cent.

Deleuze, P., Quauquas flous pignanencas (poésies languedociennes). In-8⁰, 7 p. Montpellier, Hamelin frères.

Garbier, F., La Grèvo di pegot, vaudevilo en un ate. In-8⁰, 64 pages. Cannes, imp. Robaudy. 1 fr. 50.

Garros, P. de, Œuvres complètes. Poésies gasconnes. Traduites du gascon en français par Alcée Durrieux. Edition nouvelle. In-16, 363 p. Auch, imp. Foix. 1895.

Hingre, Un vieux rondeau vosgien. In-8⁰, 7 p. Saint-Dié, impr. Humbert. [Extrait du Bulletin de la Société philomathique vosgienne (année 1895—96)].

Masurel, G., Si vous êtes des homm's de t'chœur, pou' combatt' ces calotins, chanson nouvelle en patois de Roubaix. In-plano à 2 col. Lille, imprimerie Lagrange.

— Sin darrot in. tas d' gredins? chanson. suivie de: l'Affaire Vanneste de l'avenue Ampère (parlé). In-plano à 4 col. Lille, imp. Lagrange.

Mount-Segur. revisto mesadiero des felibres del pais de Fouich e del Lauragues. 1re année. N⁰ 1. (Juin 1896.) In-8⁰, 40 p. Foix, imprimerie Gadrat aîné; 22, carriero de Labistour. Abonnement annuel: 1 fr. 50 cent. Un numéro, 10 cent.

J.-L., *Noël wallon* [In: Revue du Nord VII, p. 14—16].

Poésies dauphinoises du XVIIe siècle, publiées par H. de Terrebasse. In-⁰, IX-198 p. Lyon, Brun.

Roux. A., Lous Caramans, ou lous Dous Bessouns. coumedia (vers). In-8⁰, 197 pages. Montpellier, imprimerie Hamelin frères. [Grand-Théâtre de Montpellier. Première représentation le 25 juin 1896.]

La Responsa de moun grand, souvenir d'enfance, poème languedocien: par Antoine Roux, de Lunel-Viel, vice-président du „Félibrige latin". In-8⁰, 19 pages. Montpellier, Hamelin frères. [Extrait de l'Armanac mountpelieirenc de 1895.]

Vermenouze, A., Flour de brousso. Préface de J. Ajalbert. Illustrations d'Edouard Marty. In-8⁰, XV-416 pages. Aurillac, Imp. moderne. 3 fr. 50.

Camus, J., Les Songes an moyen-âge, d'après un manuscrit namurois du XVe siècle. Paris. Leroux. 1896, 23 S. 8⁰. [Aus: Bulletin de la Société de folklore wallon.]

Grammont, M., Tailler une lampe [In: Rev. d. l. r. XXXIX. S. 334].

Maury. A., Croyances et légendes du moyen-âge. Paris. Champion. LXXIII, 463 p. 8⁰. Fr. 12.

Pauls, A., Der Ring der Fastrada. Eine mythologische Studie. Aachen 1896. 73 S. 8⁰. [Vgl. dazu G. Paris, Journal des Sav. Nov. Déc. 1896].

Trébucq, S., La chanson populaire en Vendée. Paris, Dechevalier. 320 p. avec musique. 8⁰.

6. Litteraturgeschichte. a. Allgemeine Werke.

Joerg, *J. A.*, Outlines of French Literature. London, 1896. 8°. 120 pp.

Birth, *Th.*, De Francorum Gallorumque origine Troiana [In: Rheinisches Museum f. Phil. N. F. LI, S. 506—528].

Ferraresi, *M.*, Su i trovieri e i trovadori, nota. Ferrara, tip. Taddei. In-8°, 16 p.

Gebauer, *C.*, Studien zur Geschichte der Urtheilsschelte auf Grund der altfranzösischen Quellen. [In: Zs. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte XXX, S. 33—62].

Gidel, *C.*, Histoire de la littérature française depuis son origine jusqu'à la Renaissance. In-18 jésus, II-459 p. Paris, Lemerre. 3 fr. 50.

Goebel, *F.*, Untersuchungen über die altprovenzalische Trophimus-Legende. Diss. Marburg 1896. 32 S. 8°.

Jantzen, *Herm. v.*, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter m. Berücksicht. ähnlicher Erscheinungen in anderen Litteraturen. Eine litterarhistor. Untersuchg. V 98 S. 3— [In: German. Abhandl., hrsg. v. Frdr. Vogt. XIII].

Jeanroy, *A.*, Études sur le cycle de Guillaume au court nez (1er article) [In: Romania XXV, S. 353—380].

Krüger, *A.*, Der Klevische Schwanenritter [In: Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankf. a. M. N. F. XII, Seite 91—102].

Mély, *F. de*, Les Lapidaires de l'antiquité et du moyen âge, ouvrage publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et de l'Académie des sciences. T. Ier: les Lapidaires chinois. Introduction, texte et traduction avec la collaboration de M. H. Courel. In-4°, LXVI-300 p. Paris, Leroux.

Pätzold, *A.*, Die individuellen Eigentümlichkeiten einiger hervorragender Trobadors. Diss. Marburg 1896. 50 S. 8°.

Raabe, *R.*, Historia Alexandri. Die armen. Uebersetzg. der sagenhaften Alexander-Biographie auf ihre mutmassliche Grundlage zurückgeführt. L., J. C. Hinrichs' Verl.

Réville, *A.*, Les Paysans au moyen âge (XIIIe et XIVe siècles). Etudes économiques et sociales. In-8°, 63 p. Paris, Giard et Brière. [Extrait de la Revue internationale de sociologie.]

Tardif, *J.*, La version provençale de la somme du code de Justinien [In: Annales du Midi VIII, S. 470—474].

Voretzsch, *C.*, Das Merowinger Epos und die fränkische Heldensage [In: Philologische Studien. Festgabe für Eduard Sievers. Halle, Niemeyer, 1896. S. 53—111].

Wulf, *H.*, De fabellis cum collegii septem sapientium memoria conjunctis quaestiones criticae. Halle a. S. Niemeyer. 56 S. 8°.

Bahlmann, P., die Erneuerer des antiken Dramas und ihre ersten dramatischen Versuche. 1314—1478. Eine bio-bibliograph. Darstellg. der Anfänge der modernen Dramendichtg. gr. 8°. (59 S.) Münster. Regensberg.

Bonnaffé, *E.*, Notes sur la vie privée de la Renaissance [In: La Rev. de Paris 15. Sept. 1896].

Brandes, Geo., Essays. Uebers. von A. v. d. Linden. 2 Bde. gr. 8°. L., H. Barsdorf. 9— 1. Moderne Bahnbrecher. (VII, 241 S.) 4—. — 2. Menschen und Werke aus neuerer europäischer Litteratur. (VII, 299 S.) 5—.

Brun, C., L'Evolution félibréenne. Brun. In-32, 45 p. Lyon, imprimerie Paquet. 20 cent.

Brunetière, F., La Renaissance de l'idéalisme. In-18, 88 p. Firmin-Didot et Cie. Paris.

Chase, R. W., La Harpe and Sainte-Beuve [In: The University of Toronto. Quaterly I (1895), S. 11—20].

Crouslé, L., Fénelon et Bossuet. Etudes morales et littéraires. T. 2. In-8°, 699 p. Paris, Champion. (1895.)

Delmont, T., Fénelon et Bossuet, d'après les derniers travaux de la critique. In-16, 214 pages. Paris, Putois-Cretté. Lyon, libr. Cote.

Fagniez, G., L'opinion publique au temps de Richelieu [In: Rev. des questions historiques XXXI, S. 422—484].

Funck-Brentano, F., Voltaire, Beaumarchais et les lettres de cachet, d'après les documents inédits conservés dans les archives de la Bastille [In: Revue rétrospective, N° 27, 10 septembre].

Gasquet, A., Lectures sur la société française aux XVIIe et XVIIIe siècles. In-18 jésus, 318 p. Paris, Delagrave.

Kaiser, H., Ueber die Schöpfungsgedichte des Chr. de Gamon und Agr. d'Aubigné und ihre Beziehungen zu du Bartas' „Premiere Sepmaine". Diss. Rostock 1896.

Lanson, G., Études sur les rapports de la littérature française et de la littérature espagnole au XVIIe siècle (1600—1660). Gongora. [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 321—331].

Lemaître, J., Impressions de théâtre. (9e série.) In-18 jésus, 400 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. 3 fr. 50. [Nouvelle Bibliothèque littéraire].

Lepreux, G., Nos journaux. Histoire et Bibliographie de la presse périodique dans le département du Nord (Flandres, Hainaut, Cambrésis) (1746—1889). T. Ier: A-K. In-8°, v-318 p. Douai, Crépin frères. 3 fr. 50. [Encyclopédie historique du département du Nord, I.]

Maatz, A., Der Einfluss des heroisch-galanten Romans auf das französische Drama im Zeitalter Ludwigs XIV. Diss. Rostock 1896. 62 S. 8°.

Macdonald, Fr., Studies in the France of Voltaire and Rousseau. London, Unwin 270 S. 8°. Sh. 12.

Oelsner, H., Dante in Frankreich bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts. I. Berliner Dissertation. 30 S. 8°. [Die ganze Arbeit erscheint in den von Dr. E. Ebering veröffentlichten Berliner Beiträgen für germ. und rom. Philologie].

Perrens, E. T., Les libertins sous Richelieu [In: Rev. d'hist. littér. de la France, III, No. 4].

Raphanel, J., et *C. Legrand*, Histoire anecdotique des théâtres de Paris (écrite au jour le jour). Avec une préface de M. Jules Barbier. Illustrations de Valverane. Ier volume. (Ier janvier—31 mars 1896.) In-18 jésus, 384 pages. Paris, aux bureaux des „Feux de la rampe", 17, rue Servandoni. 4 fr.

Rossel, V., Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne. In-8°, IV-534 pages. Paris, Fischbacher. 1897.

Roy, E., Les Lettres et la Société dans la première moitié du XVIIe siècle, leçon d'ouverture du cours de littérature française, à la Faculté des lettres de Dijon. In-8°, 29 p. Dijon, imprimerie Darantière.

Schröder, Dr. *Rich.*, zur neuprovençalischen Litteratur. (Aus: „Voss. Zeitg.". Sonntagsbeilage.) 8°. (32 S.) B. Zehlendorf b./B. (Gartenstr. 10,I), Selbstverlag.

Seligman, E., La Comédie Française contre Talma [In: Rev. de Paris Ier avril].

Schwob. M., Spicilège; François Villon; Saint Julien l'hospitalier; Plangôn

et Bacchis; Dialogues sur l'amour, l'art et l'anarchie. In-18 jésus, 352 p. Paris, Société du Mercure de France.
Tavernier, E., La Poésie et les Poètes en Franche-Comté avant le XIXe siècle. In-°. IV-110. Paris, Lemerre, 3 fr.
Tolstoï, L., Zola, Dumas, Guy de Maupassant. Traduit du russe par E. Halpérine-Kaminsky. Précédé des articles d'Emile Zola et Alexandre Dumas. In-18 jésus, X-253 p. Paris, Chailley. 3 fr. 50.
Trautmann, K., Die franz. Hofkomödianten des Kurfürsten Max Emanuel [In: Jahrb. für Münch. G. V. (1895), 305—8].
Urbain, Ch., L'affaire du Quiétisme. I. Témoignage de l'abbé Pirot [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. III, 409—434].
Verdon, P., Histoire abrégée de la littérature française du XVIIe siècle. In-8°, 244 p. Grenoble, Baratier et Dardelet.
Wünsche, A., Das Rätsel vom Jahr und seinen Zeitabschnitten in der Weltlitteratur [In: Zs. für vergl. Litteraturgesch. N. F. IX,6 S. 425 bis 456. [Vgl. dazu *V. Valentin* il. X,$^2/_3$ S. 255 f.].

b. Monographien.

Anseis de Cartage. — *Voretzsch, C.*, Sur Anseis de Cartage. Supplément à l'édition de M. Alton [In: Romania XXV, 562—584 (à suivre)].
Aymeri de Narbonne. — *Densusianu, Ov.*, Aymeri de Narbonne dans la chanson du Pèlerinage de Charlemagne [In: Romania XXV, S. 481 —496].
Li beaus Desconus. — *Schofield, W. H.*, Studies on the Li beaus Desconus. — Boston, Ginn, 1895, 216 S. 8°.
Coronement Looïs. — *Willems, L.*, L'élément historique dans le Coronement Looïs. Gand. In-8°, VIII, 89 p.
Erec. — *Lot, F.*, Erec [In: Romania XXV, S. 588—590].
Eulalia. — *Enneccerus. M.*, Zur lateinischen und französischen Eulalia. Mit zwei Tafeln in Lichtdruck. Marburg, Elwert, 16 S. 8°.
— *P. Marchot*, Note sur le dialecte de l'E. [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 510—513].
Garin le Lorrain. — *Lot, F.*, L'Elément historique de Garin le Lorrain; par Ferdinand Lot. In-8°, 22 p. Paris, imp. et lib. Cerf. [Extrait de: Etudes d'histoire du moyen âge.]
Ille et Galeron. — *Lot, F.*, Une source historique d'Ille et Galeron [In: Romania XXV, S. 585—588].

Augier, Emile, sa famille, son temps et son œuvre; par Un Valentinois. Avec une bibliographie par J. C. In-16, VIII-146 p. avec 1 portrait et 2 simili-gravures hors texte. Valence, impr. Villard et Brise.
Balzac, J.-L., de. — *Worp, J. A.*, Constantyn Huygens en Jean Louis Guez de Balzac. 29 S. 8°. [Overgedruckt uit Oud-Holland 1896, 3. Aufl., XIVe Jaarg.]
Balzac. — Les ancêtres de Balzac [In: La correspondance histor. et archéol., N° 32, 25 août].
Beaujoint. — *Demangeot, E.*, Jules Beaujoint, romancier (1830—1893) [In: Almanach-Annuaire de la Marne, de l'Aisne et des Ardennes 1896, S. 250—251].
Bernardin de Saint-Pierre. — *J. C. Largemain*, B. de St. P., ses campagnes au Allemagne et à Malte. Un séjour à l'Ile de France. Sa descendance. Pièces originales et inédites [In: Rev. d'hist. litt. de la France III, N° 4].
Bodin. — *Fournol E.*, Bodin, prédécesseur de Montesquieu. Etude sur

quelques théories politiques de la République et de l'Esprit des lois (thèse); 184 p. Paris, Arthur Rousseau.

Bossuet. — *Delmont, T.*, Quid conferant latina Bossueti opera ad cognoscendam illius vitam, indolem doctrinamque (thèse). In-8°, XX-126 p. Paris, Putois-Cretté.

Chateaubriand. — Essai d'une bio-bibliographie de Chateaubriand et de sa famille; par René Kerviler. In-8°, 95 p. Vannes, Lafolye.

Coppée. — *van der Velde*, François Coppée und seine dramatischen Werke [In: Deutsche Rev. Sept.].

Corneille. P. — *Zeiss, K.*, Die Staatsidee Pierre Corneille's mit einer Einleitung über die politische Litteratur Frankreichs von der Renaissance bis auf Corneille in ihren Hauptvertretern. Diss. Leipzig 1896. 136 S. 8°.

Catherine de Navarre. — *Courteault, H.*, Une lettre inédite de la reine Catherine de Navarre [In: Annales du Midi VIII, S. 474—478].

Descartes. — *Netter, A.*, Notes sur la vie de Descartes et sur le Discours de la méthode. In-8°, 31 p. Nancy, impr. Berger-Levrault et Ce. [Extrait des Mémoires de l'Académie de Stanislas.]

Dovalle, Charles. — *Chevalier, E.*, Un poète angevin. Charles Dovalle: sa vie, son œuvre. In-8°, 46 p. Angers, Germain et Grassin. [Extrait de la Revue de l'Anjou.]

Dumas, A. — *J. Bing*, A. D. den yngre og det moderne Drama [In: Nordisk Tidskrift 1896,2].

Fénelon. — *Mahrenholtz, R.*, Fénelons Zwist mit Bossuet [In: Rom. Forsch. IX, S. 744—783].

Gaspard d'Ausse de Villoison. — *Joret, Ch.*, J. B. Gaspard d'Ausse de Villoison et la cour de Weimar (fin) [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, 346—375].

Gilbert. — *Weiss, J.*, Nicolas Gilberts Satiren. Eine litterarische Studie. Leipa in Böhmen, J. Hamann. 66 S. 8°. [S.-A aus d. Programm der k. k. Staats-Oberrealschule in Böhm.-Leipa]. Preis M. 1.

Goncourt. — *Rosny, J. H.*, Edmond de Goncourt [In: Rev. de Paris, 1er Août 1896].

Henri IV. — *Larroque, Ph. Tamizey de*, D'une page a retrancher des lettres missives du roi Henri IV [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. III, 444—447].

La Fontaine. — *Delaporte, L.*, La philosophie de La Fontaine. Paris, Thorin. 18°. Fr. 2.

Hugo. — *Breitfeld, E.*, Ferdinand Freiligraths Uebertragungen aus Victor Hugo. Progr. Plauen 1896. 30 S. 4°.

La Rochefoucauld. — *Hémon, F.*, La Rochefoucauld. In-8°, 239 pages avec 2 gravures. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Collection des classiques populaires].

Le Roy. — *Becker, A. H.*, Un humaniste au XVIe siècle. Loys Le Roy (Ludovicus Regius), de Coutances; In-8°, VIII-409 p. Poitiers, lib. Oudin et Ce. Paris, Lecène, Oudin et Ce.

Lesage. — *Haack, Gust.*, Untersuchungen zur Quellenkunde v. Lesage's „Gil Blas de Santillane". Diss. gr. 8°. (98 S.) Kiel. (L. G. Fock.) 2 —.

Malherbe. — *Gasté A.*, Malherbe concessionnaire de terrains à bâtir sur le port de Toulon, avec un appendice sur le portrait de Malherbe par Finsonius. In-8°, 15 p. Caen, Delesques. [Extrait des Mémoires de l'Académie nationale des sciences, arts et belles-lettres de Caen (1896).]

Massillon. — *Rouchon, G.*, Le Premier Testament de Massillon (15 mars

1735), suivi de documents inédits. In-8°, 13 pages. Clermont-Ferrand, imp. Mont-Louis.

Meschinot. — *La Borderie.* Jean Meschinot: sa vie et ses œuvres, ses satires contre Louis XI. In-8°. 130 pages. Paris, H. Champion. [Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (t. 56, 1895).]

Molière. — *Dast de Boiville,* Molière à Bordeaux [In: Revue de l'Agenais 1895 et 1896. Nov.-déc. p. 547—549].

Musset. — *Mastro, Vinc. del,* Le pessimisme de deux poètes contemporains Jacques Leopardi et Alfred de Musset. Naples, impr. Louis Pierro et Veraldi edit. 16°. p. 8°. L. 1,50.

Rabelais. — ***Delboulle,*** *A.*, Marnix de Sainte-Aldegonde plagiaire de Rabelais [In: Rev. d'hist. de la Fr. III, 440—443].

— *H. K. Söltoft.* Jensen, Le cinquième livre de Rabelais et le „songe de Poliphile" [In: Rev. d'Hist. litt. de la France III, N° 4].

Regnier. — *Vianey, J.*, Mathurin Regnier. In-8°. XIX-324 p. Paris, Hachette et Ce. 7 fr. 50.

Renduel. — ***Betz,*** *L. P.*, Henri Heine et Eugène Renduel [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, 449—452].

Rousseau. — *Wells, B. W.*, Richardson and Rousseau [In: Mod. language notes XI, 449—463].

Comte, C., Notes sur une page de Jean-Jacques Rousseau. In-8°. 17 p. Paris, Cerf.

— *A. Jansen*, Zur Rousseau-Litteratur [In: Allgemeine Zeitung. Beilage 112].

— *C. Hentrich*, Augustin und Rousseau nach ihren Bekenntnissen beurteilt. Schleswig, Bergas. 51 S. 8°.

— *Gould, G. V.*, The political ideas of Burke and Rousseau compared [In: The university of Toronto, Quaterly II (1896), S. 279—289].

Rousseau, *J. B.* — ***Effinger***, Jean-Baptiste Rousseau as historiographer [In: Mod. language notes XI, S. 470—476].

Sainte-Beuve. — *V. Giraud*, Sur quelques articles perdus de Sainte-Beuve [In: Rev. d'hist. litt. de la France III, N° 4].

Sévigné. — *Le Mire, E.*, A propos du deuxième centenaire de Mme de Sévigné. Sa dernière maladie, sa mort, sa sépulture. In-8°, 53 p. Paris, Picard et fils.

Staël. — *Morf, H.*, Madam de Staël [In: „Die Nation" XIII. Jahrg. N° 45 und 46].

Taine p. E. Droz [In: Rev. des cours et confér. IV, 28 ff.].

Talma. — *Chuquet, A.*, Un document sur Talma [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, 448].

Viau, Théophile de. — *Schirmacher, K.*, Théophile de Viau (Schluss) [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCVII, S. 35—100.]

Tristan l'Hermite. — *E. Faguet*, Tr. l'H. Sa vie et ses idées générales [In: Rev. des cours et conférences IV,28].

Vigny. — *Morillot, P.*, Alfred de Vigny [In: Annales de l'Univ. de Grénoble VIII, 2].

Voltaire. — *Bertrand, Ed.*, Shakespeare et Voltaire. Étude sur l'expression de la jalousie dans Othello et Zaïre [In: Annales de l'Univ. de Grénoble VIII,2].

— *E. Grucker*, La dramaturgie de Lessing: Voltaire et son théâtre [In: Rev. de l'enseignement des langues vivantes XII, 1—3].

— *Maehly*, Neues über Voltaire [In: Neue Revue VII, 58].

---

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Uebersetzungen.

Aubry, P., Huit chants héroiques de l'ancienne France (XIIe — XVIIIe siècles), poèmes et musique. Préface par *G. Paris.* Paris, 6, impasse Ronsin. In-4^0, 19 p. 5 fr.

Julian, C., Extraits des historiens français du XIXe siècle, publiés, annotés et précédés d'une introduction sur l'histoire de France. Petit in-16, CXXIII-688 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. [Classiques français.]

Koschwitz, E., Les plus anciens monuments de la langue française. Cinquième édition revue et augmentée avec deux fac-simile. Leipzig, O. Reisland, 1897.

Lemercier, A. P., Chefs-d'œuvre poétiques de Marot, Ronsard, J. Du Bellay, d'Aubigné et Régnier, publiés avec une introduction, des notices et des notes. Petit in-16, XCVIII-396 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Classiques français].

Paris, G., Récits extraits des poètes et prosateurs du moyen âge, mis en français moderne par Gaston Paris. Petit in-16, VIII-232 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. [Classiques français].

Thamin, R., Extraits des moralistes (XVIIe, XVIIIe, XIXe siècles), publiés avec un avertissement, des notices et des notes. Petit in-16, 671 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50. [Classiques français.]

Cest Daucassin et De Nicolete. Reproduced in photo-facsimile and type-transliteration from the unique ms. in the Bibliothèque Nationale at Paris, fonds français 2168. By the care of F. W. Bourdillon. Oxford, Clarendon Press. 8^0. Sh. 21.

Chanson de Roland, Extraits de la, publiés avec une introduction littéraire, des observations grammaticales, des notes et un glossaire complet par *Gaston Paris.* 5e édition, revue et corrigée. Petit in-16, XXXIV-166 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. [Classiques français.]

Les plus anciens chansonniers français (Fortsetzung des 1895 in Paris bei E. Bouillon erschienenen ersten Teiles) publiés d'après tous les manuscrits par *Jules Brakelmann.* Marburg, Elwert VI, 120 S. 8^0. [Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiet der Roman. Phil. XCIV]. (Dem Druck übergeben und mit einem Vorwort versehen von *E. Stengel.*)

Chants historiques français du XVIe siècle *pp. E. Picot*, (suite) [In: Rev. d.Hist. litt. de la Fr. III, 376—408].

Chevalier du Papegau, le. Nach der einzigen Pariser Handschrift zum ersten Mal hrsg. v. Ferd. Heuckenkamp. 8^0. (LXIII, 143 S.) Halle, M. Niemeyer. M. 5.

Le Donnei des amants p. p. *G. Paris.* [In: Romania XXV, S. 497 bis 541.]

Lo Gardacors. Provenzalische Dichtung des 14. Jahrhunderts, aus einer Florentiner Handschrift zum ersten Male vollständig veröffentlicht von *L. Hahn.* I. Metrische und sprachliche Untersuchung. Diss. Marburg 1896. 30 S. 8^0.

Guillaume d'Orange, poème dramatique en vers; par Georges Gourdon. Préface de *M. Gaston Paris.* In-16, IX-74 p. Paris, Lemerre.

The lives of the Troubadours. Translated from the Mediaevel Provençal, with introductory matter and notes, and with specimens of their poetry. rendered into English by *J. Farnell.* London, D. Nutt. X,288 S. 8^0. Preis 6 S.

Lorris, Gugl. de, Dal romanzo della Rosa. Versione di *E. Teza.* Padova, tip. Giov. Batt. Raudi. 8^0. p. 20 [Estr. dagli Atti e memorie della r. accademia di Padova, XII,2].

Moniage Guillaume. — *Schläger, G.*, Die altfranzösische Prosafassung des Moniage Guillaume [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCVII, S. 101—128].

Mystère de Saint Denis. — *Erler, O.*, Das Mystère de Saint Denis nach der Handschrift No 1041 der Pariser Nationalbibliothek und seine Quelle. Diss. Marburg 1896. 80 S. 8⁰.

Peire de l'Astor. Recettes de fauconnerie p. p. A. Restori [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 289—301].

Perrin d'Angecourt, Chanson p. p. *N. Goffart* [In: Revue de Champagne et de Brie 1895, 9e — 12e livr. et 1896, 1re — 2e livr.]. Vgl. zu der Ausgabe *E. Langlois* Rev. d'Ardennes et d'Argonne III, 7 S. 192 —195.

Le Pionnier de Seurdre, monologue dramatique récité à Angers en 1524 réimprimé, avec une introduction et des notes p. p. *É Picot.* Paris Techener, 1896. 33 S. 8⁰. [Aus: *Bulletin du Bibliophile*].

Le sermon des plaies. Sermon en vers du XIIIe siècle, extrait d'un manuscrit de la bibliothèque de Mons (Belgique) et publié pour la première fois p. *H. Ehrismann.* Progr. Strassburg 1896. 26 S. 8⁰.

Ventadour, B. de, La Plainte de Bernard de Ventadour. Publiée par *Emile Fage.* In-8⁰, 13 p. Tulle, imp. Crauffon. [Extrait du Bulletin de la Société des lettres, sciences et arts de la Corrèze (année 1896, 1re livraison).]

Aubigné, A. d', Les Tragiques. Edition nouvelle, publiée d'après le manuscrit conservé parmi les papiers de l'auteur, avec des additions et des notes, par Charles Read. 2 vol. In-16 T. 1er, L-206 p.; t. 2, 236 p. Paris, Flammarion. 6 fr. [Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

— Les Tragiques. Livre 1er: Misères. Texte établi et publié, avec une introduction, des variantes et des notes, par *H. Bourgin, L. Foulet, A. Garnier, Cl. E. Maître, A. Vacher.* In-18 jésus, 131 p. Paris, Colin et Ce.

Bernardin de Saint-Pierre, Paul et Virginie. In-16, 175 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

Boileau. — *Reimann, G.*, Boileau, l'art poétique. Dritter Gesang. In freier metrischer Uebertragung. Progr. Graudenz 1896. 23 S. 8⁰.

— Œuvres poétiques Précédées d'une notice biographique et littéraire et accompagnée de notes par *F. Brunetière.* 2e édition. Petit in-16, XXVI-324 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. [Classiques français.]

Chateaubriand, Atala; René; le Dernier Abencerage; les Natchez. Nouvelle édition, revue sur les éditions originales. In-18 jésus, 516 pages avec grav. Paris, Garnier frères.

— Pages choisies des grands écrivains; par S. Rocheblave. „Chateaubriand." In-18 jésus, XXXVI-319 p. Paris, Colin et Ce. [Lectures littéraires.]

Collin d'Harleville. — Théâtre. Le Vieux Célibataire; M. de Crac dans son petit castel. In-32, 192 pages. Paris, imprim. Ve Albouy; librairie Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n⁰ 149.]

Corneille. — Horace. Publié conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec notices, analyse et notes philologiques et littéraires, par *L. Petit de Julleville.* Petit in-16, 160 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. [Classiques français.]

— Scènes choisies de Corneille. Publiées avec une introduction, des notices et des notes par *L. Petit de Julleville.* Petit in-16, 147 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. [Classiques français.]

Desmoulins, C., Œuvres. T. I[er]. In-32, 189 pages. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n⁰ 89.]
— Eutretiens de deux philosophes p. p. *E. Charavay* [In: Rev. d'hist. litt. de la France III, No. 4].
Diderot, Extraits publiés avec une introduction, des notices et des notes p. *J. Texte.* Paris, Hachette et C[ie]. 1897.
Estienne, H., La Précellence du langage françois. Réimprimée avec des notes, une grammaire et un glossaire par *Edmond Huguet* et précédée d'une préface de L. Petit de Julleville. In-18 jésus, XXXIII-435 p. Paris, Colin et C[e]. 4 fr. 50.
Fénelon, Opuscules académiques, contenant le discours de réception à l'Académie française le mémoire sur les occupations de l'Académie et la lettre à l'Académie sur l'éloquence, la poésie, l'histoire, etc. Edition classique, revue et annotée par *C. O. Delzons.* In-16, XX-123 pages. Paris, Hachette et C[e]. 80 cent.
— Discours de réception à l'Académie française; Dialogue sur l'éloquence; Examen de conscience sur les devoirs de la royauté. In-32, 191 p. Paris, Pfluger, 25 Cent. [Bibliothèque nationale, n⁰ 304].
François de Sales (saint), Introduction a la vie dévote (n⁰ 136). Nouvelle édition. In-32, 400 p. Tours, Mame et fils. (1895.)
Hugo, V., Œuvres posthumes. Correspondance. (1815—1835.) 3. édition. In-8⁰, 388 p. Paris. C. Lévy; Lib. nouvelle. 7 fr. 50.
La Bruyère. Les Caractères, ou les Mœurs de ce siècle, précédés du discours sur Théophraste, suivis du discours à l'Académie française. Publiés avec une notice biographique, une notice littéraire, un index analytique et des notes par G. Servois et A, Rébelliau. 4[e] édition, revue. Petit in-16, XLII-571 p. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr. 50. [Classiques français.]
La Fontaine. — Douze fables. Publiées avec une introduction, des notices et des notes par *E. Thirion.* Petit in-16, 79 p. Paris, Hachette et C[e]. 75 cent.
Mérimée. Une lettre inédite de M. [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 335].
Michelet, J., Œuvres complètes. La Montagne; l'Insecte. Edition définitive, revue et corrigée. In-8⁰, 539 p. Paris, Flammarion. 7 fr. 50.
Molière, Œuvres. Illustrations par Maurice Leloir. Notice par *T. de Wyzewa.* „Les Femmes sçavantes." Grand in-4⁰, VIII-140 pages. Paris, Testard.
Musset, A. de, Vers à George Sand [In: Revue de Paris, 1[er] Nov. 1896].
Pascal. Les Pensées. Reproduites d'après le texte autographe, disposées selon le plan primitif et suivies des opuscules. Edition philosophique et critique, enrichie de notes et précédée d'un essai sur l'apologétique de Pascal, par *A. Guthlin.* I. In-16, 208 pages. Paris, Lethielleux.
— Provinciales. Lettres I, IV, XIII, et Extraits. Publiés avec une introduction, des notes et un appendice par *Ferdinand Brunetière.* Petit in-16, XXXI-232 p. Paris, Hachette et C[e]. 1 fr. 50. [Classiques français.]
— *L. Clédat*, Quelques corrections aux texte des Pensées de Pascal [In: Rev. de phil. fr. et pr. X,I].
Racine. Théâtre choisi. Edition publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec une analyse, des notices. des notes. des remarques grammaticales et un lexique, par *G. Lanson.* Petit in-16, II-1,100 p. Paris, Hachette et C[e]. 3 fr. [Classiques français.]
Rousseau, J. J., Lettre à M. d'Alembert sur les spectacles. Publiée avec une introduction, un sommaire, des appendices et des notes historiques

et grammaticales par *L. Brunel.* Petit in-16, XXXI-221 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. [Classiques français.]

— Extraits. Publiés avec une introduction et des notes par *L. Brunel.* 3. édition. Petit in-16, LX-407 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Classiques français.]

Saint-Simon, Mémoires. Nouvelle édition, collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au Journal de Dangeau et de notes et appendices par *A. de Boislisle* lexique des mots et locutions rémarquables. T. 12. In-8^{0}, 689 p. Paris, imprim. Lahure; librairie Hachette et Ce. 7 fr. 50 cent. [Les Grands Ecrivains de la France.]

Sand, George, Lettres à Alfred de Musset [In: Revue de Paris, 1er Nov. 1896.]

Staël, Frau von, Essai sur les fictions, 1795, mit Goethes Uebersetzung, 1796, hrsgb. von *J. Jmelmann.* Berlin, XX,89 S. 8^{0}. Mk. 2.

Taine, H., Carnets de voyage. — L'Ouest. [In: Revue de Paris 1er Octobre 1896].

— Carnets de voyage. Le Midi [In: Rev. des deux Mondes 1er Oct. 1896, S. 481—506].

Villon. Œuvres de François Villon. Texte revisé et préface par *J. de Marthold.* Quatre-vingt-dix illustrations de A. Robida. Paris, L. Conquet.

Voltaire. Choix de lettres. Publié avec une introduction et des notes par *L. Brunel.* 3e édition. Petit in-16, XL-463 p. Paris, Hachette et Ce. 2 francs. 1897. [Classiques français.]

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Bechtel, A., Zur Eintracht Frankreichs und Deutschlands auf dem Felde der Erziehung und der Wissenschaft [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXI,10].

Dorfeld, C., Französischer Unterricht, geschichtlicher Abriss [In: Rein, Encyklopäd. Handbuch d. Pädagogik II, S. 395—419].

— Das französische Gymnasial- und Realschulwesen unter der dritten Republik [In: Deutsche Zs. für ausl. Unterrichtswesen I, S. 309—322. II, 36—53].

Fricke, R., Wie erzielen wir noch grössere Erfolge besonders im Sprachunterricht. Progr. Bitterfeld. 16 S. 4^{0}.

Gitz, V., et M. Boucaut. Nouvelle méthode pour l'enseignement simultané de l'écriture et de l'orthographe usuelle dans les écoles. Cahier n^{0} 2. In-8^{0} carré. 20 p. Paris, imp. Noblet. Méthode complète en 15 cahiers.]

Goebel, M., Aus einer französischen Unterrichtsstunde [In: Die Mädchenschule IX, 7. und 8. Heft].

Groth, E., Auslandstipendien für Lehrer in Frankreich [In: D. Zs. f. ausländ. Unterrichtswesen I. S. 342—345].

Hartmann, K. A. Martin. Beobachtungen auf dem Gebiete der direkten Methode des fremdsprachlichen Unterrichts in Frankreich [In: Deutsche Zs. für Ausländ. Unterrichtswesen II, S. 18—36).

— Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Leipzig, Stolte. Mk. 3.

Hauschild, Hilfsmittel beim fremdsprachlichen Anschauungsunterricht [In: Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankf. a. M. N. F. XII, S. 82—90].

Renault, A., Méthode pratique d'écriture-lecture. A l'usage des écoles maternelles, enfantines et primaires (programmes officiels du 27 juillet

1882). Section enfantine (enfants de cinq à sept ans). 4 cahiers in-8° carré de 20 p. chacun, avec fig. Paris. Godchaux et Cie.

Rossmann, Ph., e. Studienaufenthalt in Paris. Ein Führer f. Neuphilologen. gr. 8°. (39 S.) Marburg. N. G. Elwert's Verl.

Schaefer, W., Begleitwort zu meinem Uebungsbuche: Beschleunigte Einführung in die Französische Sprache. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1896. XXXVIII S. 8°.

Soltmann, H., Die Syntax des französischen Zeitworts und ihre methodische Behandlung im Unterricht. Erster Teil. Die Zeiten. Bremen, G. Winter 1897. 74 S. 8°.

Weill, L., Les professeurs de langues vivantes et l'enseignement moderne [In: Revue internationale de l'enseignement. XVI, No 6].

Wilke, Dr. *Edm.*, methodische Anleitung f. den Anschauungsunterricht im Englischen u. Französischen nach Hölzels Bildern. gr. 8°. (45 S.) L. R. Gerhard.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Uebungsbücher etc.

Alscher, R., Tagebuch des französischen Unterrichtes in der ersten Classe nach Dir. J. Fetter's Lehrgang der französischen Sprache. Progr. Wien 1896. 35 S. 8°.

Arnaud, G., Recueil méthodique de compositions françaises, ou l'Art du développement appliqué au discours et à la dissertation, à l'usage des élèves de rhétorique, des candidats aux baccalauréats classique et moderne et des candidats à la licence littéraire, suivi d'un appendice comprenant des sujets avec plan ou sans plan, à l'usage des candidats aux Ecoles polytechnique, de Saint-Cyr et navale, au diplôme de fin d'études des lycées de jeunes filles et au brevet supérieur. In-8°, XVIII-592 p. Marseille, Laffitte. 6 francs.

Assfahl, K., hundert Uebungstücke f. d. französische Komposition. Gesammelt u. m. Anmerkgn. f. die Uebersetzg. versehen. 3. Aufl. gr. 8°. (VII, 75 S.) St., *A. Bonz* & Co. 1.20.

Augé, C., Troisième Livre de grammaire. Introduction; Eléments du langage; les Dix Parties du discours; Analyse; Syntaxe; Mille cent exercices. Livre de l'élève. In-12, 408 pages avec 120 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 50.

— Grammaire du certificat d'études; Règles; Exceptions; Remarques; Syntaxe; Analyse grammaticale; Analyse logique; Sept cent cinquante exercices; Cent vingt dictées ou poésies; Elocution; Deux cent vingt sujets de rédaction. Livre de l'élève. In-12, 288 pages avec 240 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 25.

— Deuxième Livre de grammaire. Livre du maître. In-12, 396 p. avec 170 grav. Paris, Larousse. 2 fr.

— Deuxième Livre de grammaire. Livre de l'élève. In-12, 193 pages avec 170 grav. Paris, Larousse. 80 cent.

Baumgartner, Prof. *Andr.*, grammaire française. Französische Grammatik f. Mittelschulen. 2. Aufl. 8°. (X,160 S.) Zürich, Art. Institut Orell Füssli, Verl.

Bierbaum, J., Schlüssel zu den deutschen Uebersetzungsstücken im Lehrbuch der französischen Sprache. Tl. I, II u. III. 2. Aufl. 8°. (64 S.) L. Rossberg. 1.65.

Boisseau, G., Le Vocabulaire de l'enfance. Etude raisonnée et intuitive des mots usuels de la langue française. Livre du maître. In-16, IV-124 p. Paris, Delalain frères. 1 fr. 50.

Boussion, R., Précis d'analyse grammaticale et logique, suivi d'exercices

variés. 2ᵉ édition, revue et augmentée des tableaux des verbes. In-18 jésus, 84 p. Paris, Delhomme et Briguet. 75 cent.

Brachet, A., et J. Dussouchet, Nouveau Cours de grammaire française (programme du 22 janvier 1885), à l'usage de l'enseignement secondaire. Cours préparatoire. Corrigé des exercices et Exercices supplémentaires. In-16, 255 p. avec grav. Paris, Hachette et Cᵉ. 2 fr.

— Nouveau Cours de grammaire française, rédigé conformément au programme de l'enseignement secondaire. Cours superieur. Exercices étymologiques. 4ᵉ édition. In-16, 144 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr.

— Nouveau Cours de grammaire française, rédigé conformément aux programmes officiels, à l'usage de l'enseignement secondaire. Cours préparatoire. Théorie et Exercices. In-16, 175 pages avec grav. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr.

— Petite Grammaire française fondée sur l'histoire de la langue. 9ᵉ édition. In-16, IV-143 pages. Hachette et Cᵉ. 80 cent.

— Cours de grammaire française, fondé sur l'histoire de la langue. Théorie et Exercices. Cours supérieur. Livre de l'élève. In-16, XII-336 pages. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 50.

— Nouveau Cours de grammaire française (programme du 22 janvier 1885), à l'usage de l'enseignement secondaire. Cours élémentaire. Corrigé des exercices complémentaires. Livre du maître. In-16, 224 pages avec grav. Paris. Hachette et Cᵉ. 2 fr.

— Nouveau Cours de grammaire française (programme de l'enseignement secondaire classique). Cours moyen. Exercices sur la grammaire française. 6ᵉ édition. In-16, 151 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr.

— Nouveau Cours de grammaire française (programme du 22 janvier 1885), à l'usage de l'enseignement secondaire. Cours élémentaire. Exercices complémentaires. In-16, 119 p. avec grav. Paris, librairie Hachette et Cᵉ. 1 fr. (1897.)

— Nouveau Cours de grammaire française, rédigé conformément au programme de l'enseignement secondaire classique. Cours moyen. 8ᵉ édition. In-16, 191 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 20.

Carré, I., Le Vocabulaire français. Etude méthodique et progressive des mots de la langue usuelle, considérés: 1⁰ quant à leur orthographe, 2⁰ quant à leur sens, 3⁰ quant à la manière dont ils s'unissent pour former des phrases (cours moyen des écoles primaires). In-12, XVI-504 p. Paris, Colin et Cᵉ.

— Le Vocabulaire français. Etude méthodique et progressive des mots de la langue usuelle, considérés: 1⁰ quant à leur orthographe, 2⁰ quant à leur sens, 3⁰ quant à la manière dont ils s'unissent pour former des phrases. Livre de l'élève. Cours préparatoire (enfants au-dessous de sept ans). In-16, 48 pages avec grav. Paris, Colin et Cᵉ.

— Livre du maître. In-12, XII-116 p. Paris, Colin et Cᵉ.

Clédat, L., Grammaire classique de la langue française. In-12, VI-378 pages. Paris, Le Soudier.

Cornet, Jules, manuel de la conversation russe et française. 7 éd. 12⁰. (VIII,425 S.) L., O. Holtze's Nachf. 2.40.

Corrigé des exercices grammaticaux gradués d'après le Nouvel Abrégé de la Grammaire française, à l'usage des maisons d'éducation de jeunes filles. 2 vol. In-16. Première partie, suivie d'un recueil de compositions françaises (cours élémentaire et cours moyen), 283 p.; deuxième partie (cours moyen, 2ᵉ année, et cours supérieur), 491 pages. Lyon, Vitte.

Crochet, *Jean*, perfekt französisch sprechen. Mit Aussprache. Ein Hilfsbuch f. Deutsche auf französ. Sprachgebiet. 12°. (72 S.) B., H. Steinitz.

Durand, *L.*, u. Prof. *M. Delanghe*, Konversationsunterricht im Französischen. I. Bd. Die vier Jahreszeiten. f. die französ. Konversationsstunde nach Hölzel's Bildertafeln im genauen Anschluss an „The four seasons by E. Towers-Clark" bearb. 1. u. 2. Hft. 2. Aufl. gr. 8°. (Mit je 1 Abbildg.) Giessen, E. Roth. —.40. 1. Der Frühling (Le Printemps). (VIII, 20 S.) 2. Der Sommer (L'Été). (IV, 16 S.)

Exercices orthographiques. Cours de deuxième et de troisième année, mis en rapport avec la Grammaire des Frères des écoles chrétiennes; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre de l'élève. In-18 jésus, 244 p. Paris, Poussielgue.

Fetter, *Joh.*, Lehrgang der französischen Sprache. 3 T. 3. Aufl. gr. 8°. (II, 126 S.) Wien, Bermann & Altmann. 1.40.

Fischer, *Hugo*. Uebungsstücke zu Kühn, kleine französische Schulgrammatik. Unterstufe. 2. Aufl. gr. 8°. (VI, 88 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 1,10.

Fleischhauer, *W.*, methodisches französisches Lese- u. Uebungsbuch. Nach den neuen Lehrplänen bearb. II. Tl. gr. 8°. (IX, 244 S.) L. Renger. 2.40; geb. in Leinw. 2.80.

Franke, *Fel.*, die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie u. der Physiologie der Sprache dargestellt. 3. Aufl., bevorwortet von O. Jesperson. 8°. (43 S.) L., O. R. Reisland. — 60.

Frieh, *T.*, La Grammaire enseignée par les exemples. Premier degré (cours élémentaire), accompagné de trente sujets de rédaction d'une extrême simplicité. Livre de l'élève. 16e édition. In-16, 104 p. Paris, Hachette et Cie. 60 cent.

Gabiolle, *G.*, Exercices sur la Petite Grammaire française du P. A. Sengler. Classes élémentaires (huitième, septième, sixième); par G. Gabiolle. Nouvelle édition, revue et corrigée. In-12, 262 p. Paris, Delhomme et Briguet. Lyon, libr. de la même maison.

Goerlich, Dr. *Ew.*, freie französische Arbeiten, Musterstücke u. Aufgaben. Für die mittleren u. oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt u. bearb. II. Tl.: I. Beschreibungen, Schildergn. etc. II. Aufsätze aus der Geschichte. III. Aufsätze aus der Litteratur. gr. 8°. (VIII, 191 S.) L., Renger. 2.50.

Goldschmidt, *Thora*, Bildertafeln f. den Unterricht im Französischen. 26 Anschauungsbilder m. erläut. Text u. e. nach der Wortbedeutg. geordneten Wörterverzeichnis. 2. Aufl. gr. 4°. (72 S.) L., F. Hirt & Sohn.

Heine, *K.*, Einführung in die französische Konversation auf Grund der Anschauung. Ausg. A. Nach den Bildern v. Strübing-Winckelmann. Für die Hand der Schüler bearb. gr. 8°. (VII, 55 S.) Hannover, C. Meyer. — 60.

— Einführung in die französische Konversation auf Grund der Anschauung. Introduction à la conversation française à base d'intuition. Ausg. B. Nach den Bildertafeln v. Ed. Hölzel. Für die Hand der Schüler bearb. gr. 8°. (VII, 72 S. m. 4 Bildern.) Hannover, C. Meyer. — 70.

— methodische Winke für die Introduction à la conversation française à d'intuition. Ausg. A. u. B. gr. 8°. (16 S.) Ebd. — 25.

Holtermann, *K.*, Französische Sprechübungen im Anschlusse an Gegenstände des täglichen Lebens. Zum Gebrauch für höhere Schulen. Münster i. W. Aschendorff'sche Buchhandlung. IV, 89 S. 8°.

Koch, *F.*, u. *M. Delanghe*. französische Sprachlehre. Im Anschluss an

den Sprachstoff in Exercices pour la leçon de conversation française d'après les tableaux de Hölzel par L. Durand u. M. Delanghe. Mit vollständ. Wörterbuch. gr. 8°. (IV, 88 S.) Giessen, E. Roth. —80.

Kron, R., le petit Parisien. Pariser Französisch. Ein Fortbildungsmittel f. diejenigen, welche die lebend. Umgangssprache auf allen Gebieten des tägl. Verkehrs erlernen wollen. Nebst e. systemat. Frageschule als Anweisg. zum Studium. 2. Aufl. 12°. (VIII, 151 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. Geb. 2.20.

Kühn, Karl, französische Schulgrammatik. 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 202 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1.80.

Kuntze, Polyglott. Schnellste Erlerng. jeder Sprache. Ohne Lehrer. Mit genauer Angabe der Aussprache. Französisch. gr. 8°. (32 S.) Köln, A. Ahn. — 50.

Koch, John, praktisches Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 1. Tl. Elementarbuch f. Fortbildungs- u. Fachschulen, wie zum Selbststudium, m. Unterstützg. v. Prof. A. Sohier bearb. 2. Aufl. 8°. (VIII, 196 S.) B., E. Goldschmidt. 1,80.

— Prakt sches Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen wie zum Selbststudium. II. Teil. Mit Karten. Berlin, E. Goldschmidt. VIII,348 S. 8°. 2.80.

Larousse, P., Miettes lexicologiques. Cent exercices pratiques sur les rapports et la propriété des mots; Convenance des termes: substantifs, adjectifs et verbes; par P. Larousse. Livre de l'élève. 9[e] édition. In-16, 155 p. Paris, Larousse. 80 cent. [La Lexicologie des écoles. Cours complet de langue française et de style.]

— Petite Encyclopédie du jeune âge, préparant les élèves à l'étude de l'orthographe, de la grammaire, de la lexicologie et de l'arithmétique. 39[e] édition. Livre de l'élève. In-18, 144 pages. Paris, Larousse. 60 cent. [La Lexicologie des écoles. Cours complet de langue française et de style.]

— Nouveau Traité de versification française, accompagné de nombreux exercices d'application. Livre du maître. In-12, VIII-220 p. Paris, Larousse. 2 fr.

Lefèvre, Oberlehrer, Dr., les quatre saisons, représentées pour la leçon de conversation française d'après 4 tableaux appelés „Strassburger Bilder". gr. 8°. (VII, 94 S.) Cöthen, O. Schulze Verl. — 90; kart. 1 —.

Leist, Ludov., elemente de grammatica frençesă, teoretică si practica insotita de numeróse deprinderĭ de citire si conversatiune, precum si de un vocabular frances-român si român-frances. Prelucrată pentru usul Românilor. gr. 8°. (VII, 188 S.) Heidelberg, J. Groos. 2 —.

Lewin, Herm., zwei kulturgeschichtliche Bilder in französischer und englischer Bearbeitung, als Mittel zur Anknüpfg. v. Sprechübg. im neusprachl. Unterricht. gr. 8°. (41 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. — 80.

Louvier, Töchtersch.-Vorst., *A. F.*, das dritte Jahr französischen Unterrichts. Ein Beitrag zum naturgemässen Erlernen fremder Sprachen. 4. Aufl. gr. 8°. (VIII, 104 S.) Hamburg, Dresden, H. Henkler. — 90; geb. 1.20.

Manuel des commençants, pour le cours élémentaire; par les Frères des écoles chrétiennes. Petit in-16, 224 pages. Paris, Poussielgue.

Ohlert, Arn., deutsch-französisches Uebungsbuch. Im Anschluss an die französ. Unterrichtsbücher des Verf. der Ausg. A. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 132 S.) Hannover, C. Meyer. 1.20; geb. 1.60; Schlüssel dazu (nur f. Lehrer). (55 S.) 1.20.

Orell Füssli's Bildersaal f. den Sprachunterricht. 7.—9. Hft. 8°. Zürich,

Art. Institut Orell Füssli, Verl. 8. Aufsätze f. den Unterricht in der französischen Sprache an Sekundarschulen. Von Sek.-Lehr. G. Egli. (36 S.) — 9. Aufsätze f. den Unterricht in den vier Hauptsprachen. Von Sek.-Lehr. G. Egli (47 S.).

Otto, † Lekt. Dr. *Emil*. French conversation-grammar. Revised by Dr. Charles Bonnier. Key. 6. ed. gr. 8⁰. (III, 76 S.) Heidelberg, J. Groos. Kart. 1.60.

— kleine französische Sprachlehre, besonders f. Elementarklassen v. Real- u. Töchterschulen, sowie f. erweiterte Volks-, Fortbildungs- u. Handelsschulen. Neu bearb. v. H. Runge. 6. Aufl. Mit Vokabular. gr. 8⁰. (VIII, 240 S.) Ebd. Geb. in Leinw. 1.80.

Passy, *P.*, Premier Livre de lecture (méthode phonétique). 3. édition, entièrement refondue. In-16, 48 pages . Paris, Firmin-Didot; Librairie populaire. 35 centimes.

Pellissier, *A.*, Premiers principes de style et de composition (abrégé de la rhetorique française). 18. mille. In-16, 144 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50.

Peters, *J. B.*, Lehrbuch der französischen Sprache. II. Schulgrammatik, 3. (Doppel-)Aufl. gr. 8⁰. (XIV, 109 S.) L., Aug. Neumann. 1,40: geb. in Leinw. 1,60.

— französische Zeichensetzung und Silbentrennung als Anh. zu französischen Schulgrammatiken. [Aus: „P., französ. Schulgrammatik., 3. Aufl.“] gr. 8⁰. (8 S.) Ebd. — 15.

Plattner, *Ph.*, Elementarbuch der französischen Sprache. 4. Aufl. gr. 8⁰. (VIII, 264 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 1,80; geb. 2,15.

Ploetz, *Gust.*, u. *O. Kares*, kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Uebungsbuch Ausg. D. Schlüssel. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. 8⁰. (104 S.) B., F. A. Herbig. [Wird nur an Lehrer geliefert.] 1.50.

Reum, *A.*, Der französische Aufsatz. Progr. Dresden 1896. 38 S. 4⁰.

Rigault, *H.*, Deux mille sujets de compositions françaises donnés à la première partie des baccalaureats classique et moderne de 1880 à 1896, groupés méthodiquement par l'abbé H. Rigault. (Partie de l'élève.) In-16, 440 p. Tours, Cattier.

Rink, *Otto*, die Konjugation der französischen Zeitwörter. Eine nach Regeln und Lautgesetzen geordnete übersichtl. Darstellg. aller Unregelmässigkeiten, nebst e. Anh. Konjugations-Tabellen. Zusammengestellt zur leichten und gründl. Erlerng. der französ. Verben. gr. 8⁰. (68 S.) Braunschweig (Poststr. 6), Selbstverl. Kart. 2 —.

Rotgès, *E.*, Idées et Mots. Nouveau Cours de langue française. Vocabulaire; Orthographe; Grammaire; Rédaction; Récitation. Livre des maîtres. Préparation des classes. Cours élémentaire. In-18 jésus, 346 p. Paris, Belin, frères.

Sammlung v. Lehrmitteln f. höhere Unterrichtsanstalten. gr. 8⁰. St., P. Neff Verl. VII. Syntax der französischen Sprache f. die oberen Klassen v. Realgymnasien u. Gymnasien. Von Rekt. Carl Ehrhardt u. Prof. Dr. H. Planck. (XII, 211 S.) 1,60; geb. 2 —.

Sanderson, *C.*, französische Aussprachelehre f. deutsche Schulen und zum Selbstunterricht, Zittau, Pahl. — 50.

Schaefer, *Wilh.*, beschleunigte Einführung in die französische Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Bedürfnisse der den fremdsprachl. Unterricht m. dem Französischen beginn. Lehranstalten. gr. 8⁰. (V, 259 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2 —; Begleitwort dazu (XXXVIII S.) Gratis.

Seyvon, *Mme C.*, Tableau des quatre conjugaisons. In-plano. Levallois, imp. Béquet.

Steuerwald, Wilh., Uebersetzung der Absolutorialaufgaben aus der französischen u. englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien u. Realschulen Bayerns. 2. Aufl. 8°. (163 S.) St. J. Roth. 1.20

Stier, Geo., französische Sprechschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die französ. Konversation. Für den Schul- u. Privatgebrauch hrsg. 4. Aufl. 8°. (XV, 368 S.) L. F. A. Brockhaus. 2.40; kart. 2.70

— Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. des königl. preuss. Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearb. 4. Tl. Unterrichtsstoff f. die 3. Klasse. gr. 8°. (VII, 112 S.) L., F. A. Brockhaus. 1.50.

— Französische Syntax. Mit Berücksichtigung der älteren Sprache. Wolfenbüttel, J. Zwissler. VIII,475 S. M. 6.

Soulice, T. et A. L. Sardou. — Petit Dictionnaire raisonné des difficultés et exceptions de la langue française. Nouvelle édition. Petit in-18 à 2 col., III-578 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr.

Sues, S., Exercices pratiques sur les gallicismes et expressions usuelles de la langue française. Genève, R. Burkhardt, 208 S. 8°.

This, C., Französisches Elementarbuch im Anschluss an Wingerath Choix de Lectures I und Lectures choisies. Erste Stufe. Köln, Dumont-Schauberg. VI,28 S.

Toussaint, J., Premiers exercices de composition française pour le cours élémentaire. In-18, 38 p. Vouziers, Leflon-Ladame. [Cours d'enseignement primaire élémentaire.]

Uebungs-Bibliothek, französische. 12°. Dresden, L. Ehlermann. Geb. in Leinw. 11. Lessing, Minna v. Barnhelm. Lustspiel. Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französ. bearb. v. Dr. Jul. Sahr. 3. Aufl. (VIII, 168 S.) 1.20.

Wilke, Edm., u. Dénervaud, Anschauungsunterricht im Französischen m. Benutzung v. Hölzels Bildern. Ausg. in 8 Hftn. m. je 1 farb. Bild. gr. 8°. (16, 16, 16, 16, 16, 16, 16 u. 19 S.) L., R. Gerhard. à — 45.

— — dasselbe. 9. Hft. Vocabulaire. gr. 8°. (40 S.) Ebd. — 60.

b. Litteraturgeschichte. Schulausgaben, Lesebücher.

Merlet, G., et E. Lintilhac. — Etudes littéraires sur les classiques français des classes supérieures, de Gustave Merlet. Revues, continuées et mises au courant des derniers programmes et des travaux les plus récents par Eugène Lintilhac, I: Corneille, Racine, Molière. In-16. XII-504 p. II (Chanson de Roland, Villehardouin, Joinville, Froissart, Commynes, Marot, Ronsard, etc.), VII-781 p. Paris, Hachette et Ce. 4 fr. le volume.

Bonnefon, D., Les Ecrivains célèbres de la France, ou Histoire de la littérature française depuis l'origine de la langue française jusqu'au XIXe siècle, à l'usage des établissements d'instruction publique. 7e édition, revue et augmentée. In-16, 575 p. Paris, Fischbacher.

Auteurs, français. Sammlung der besten Werke der französ. Unterhaltungslitteratur m. deutschen Anmerkgn., hrsg. v. Rich. Mollweide. VI. Bdchn. 8°. Strassburg Druckerei u. Verlagsanst. 1.—. VI. Napoleon Bonaparte (113 S.)

Banner, Max, französisches Lese- und Uebungsbuch. 1. Kurs. 2. Aufl. gr. 8°. (XVIII, 151 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1.60.

Boness, M. — Choix de textes de récitation empruntés aux principaux poètes et prosateurs français des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. Cours

préparatoire et élémentaire. In-16, 128 pages avec grav. Paris, Lemerre.

Bigot, C., Lectures choisies de français moderne. 5[e] édition. In-16, 255 p. Paris, imp. Lahure; lib. Hachette et C[e]. 1 fr. 50.

Bonnefon, D., Les Ecrivains modernes de la France, ou Biographie des principaux écrivains français depuis le premier Empire jusqu'à nos jours, avec une analyse, une appréciation et des citations de leurs chefs-d'œuvre, ouvrage destiné à faire suite aux Ecrivains célèbres, à l'usage des établissements d'instruction publique. 6[e] èdition, revue, corrigée et accompagnée de résumés synoptiques. In-16, 590 p. Paris, Fischbacher.

Boitel, J., Trois années de lectures littéraires dans l'enseignement primaire supérieur. Racine; Andromaque (avec les préfaces de Racine); Fragments reliés par des analyses des Plaideurs, de Britannicus (préfaces de Racine), de Mithridate, d'Iphigénie, d'Esther et d'Athalie. Annotations empruntées en grande partie à l'édition de M. Petit de Julleville, publiée par les mêmes éditeurs. In-18 jésus, 336 p. avec grav. Paris, libr. Colin et C[e].

— Trois années de lectures littéraires dans l'enseignement primaire supérieur. Molière: le Misanthrope; le Bourgeois gentilhomme; Fragments reliés par des analyses de Tartuffe, de l'Avare, des Précieuses ridicules, des Femmes savantes et du Malade imaginaire. Annotations empruntées en grande partie à l'édition de M. Maurice Albert. In-18 jésus, 359 pages avec grav. Paris, Colin et C[e]. [Collection Julien Boitel.]

Buffon, Discours sur le style. Avec une notice biographique, une introduction et des notes explicatives par l'abbé J. Pierre. 2[e] édition. In-16, VIII-21 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Comédie (la) au XVIII[e] siècle. Extraits. Les Classiques primaires, publiés par A. Nameless. In-32, 62 p. Pithiviers, Impr. nouvelle. Paris, lib. Larousse. 10 cent.

David-Sauvageot, A., Nouveaux morceaux choisis des classiques français. Classe de quatrième. In-18 jésus, VII-438 pages avec portraits. Paris, librairie Colin et C[e].

Erckmann-Chatrian, histoire du plébiscite. Racontée par un des 7500000 oui. Zum Schul- u. Privatgebrauch hrsg. v. Karl Wimmer. Mit Wörterverzeichnis u. (3) Karten. 12°. (VIII, 120 S.) München, J. Lindauer. 1,20.

Fablier des enfants. Choix des fables de La Fontaine, Florian, Lamotte, Aubert, Le Bailly, Arnault, Perrault, etc., avec des notes explicatives; par Un ami de l'enfance. 41[e] édition. In-18, 144 p. avec 12 vign, Paris, impr. et libr. Delalain frères. 50 cent,

Favre, E., Portraits et Récits extraits des prosateurs du XVI[e] siècle, avec une introduction, des notices et des notes. In-18, XXXVI-272 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Fénelon. — Les Aventures de Télémaque, suivies des Aventures d'Aristonoüs. Avec introduction, notes et appréciations littéraires par M. S. Bernage. 2[e] édition. In-16, XX-508 p. Paris, Delalain frères. 2 fr. 25. [Enseignement secondaire classique.]

Les Classiques primaires, publiés par A. Nameless. Extraits de Fénelon. Fables, Dialogues des morts, Télémaque. In-32, 62 p. Paris, Larousse. 10 cent.

Feugère, L., Morceaux choisis des prosateurs et poètes français, à l'usage

des classes élémentaires, recueillis et annotés. 49ᵉ édition. In-18, VIII-424 pages. Paris, Delalain frères. 1 fr. 50.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben. Nr. 1. 8⁰. L., Dr. P. Stolte. Kart. 1. Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en prose. Mit Einleitg., Anmerkgn. u. e. Anh. hrsg. v. K. A. Mart. Hartmann. 3. Aufl. (XI, 120 u. Anmerkgn. 57 S.) 1 —. 4. Alphonse Daudet, lettres de mon moulin. Ausgewählte Briefe, m. Einleitg., Anmerkgn. u. e. Anh. hrsg. v. Erwin Hönncher. 2. Aufl. (XIV, 77 u. 40 S.) 1 —.

Juranville, C., et P. Berger., Le Troisième Livre de lecture à l'usage des jeunes filles. 5ᵉ édition. In-12, 396 pages avec grav. Paris, Larousse. 1 fr. 40.

Kühn, Karl, französisches Lesebuch. Mittel- u. Oberstufe. Mit 35 Illustr., e. Plan u. e. Ansicht v. Paris. 2. Aufl. gr. 8⁰. (XII, 340 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2.60.

Labbé, J., Morceaux choisis des classiques français (prose et vers), à l'usage des écoles municipales. Cours moyen. In-16, 238 p. Paris, imp. Lahure; lib. Hachette et Cᵉ. 1 fr. 50.

La Bruyère, Les Classiques primaires, publiés par A. Nameless. Extraits de La Bruyère. In-32, 60 p. Paris, Larousse. 10 cent.

Le Sage, Le Diable boiteux. Edition abrégée, à l'usage de la jeunesse, et illustrée de vignettes. 3ᵉ édition. In-8⁰, 237 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 2 fr. [Bibliothèque des écoles et des familles.]

Marcou, L. F., Morceaux choisis des classiques français des XVIᵉ, XVIIᵉ, XVIIIᵉ et XIXᵉ siècles, à l'usage des classes de troisième, seconde et rhétorique. Prosateurs. 16ᵉ édition, refondue, augmentée et accompagnée de notes nouvelles. Paris, Garnier frères.

Molière, Les Femmes savantes, de Molière. Nouvelle édition classique, revue et publiée avec introduction, analyse, appréciations et notes par M. l'abbé Figuière 3ᵉ édition. In-18, 168 pages. Paris, Poussielgue. 1897. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Morel, L., choix de critiques littéraires à l'usage de l'enseignement supérieur. 8⁰. (VIII, 111 S.) Zürich, A. Müller's Verl. Geb. 2 —.

Prosateurs modernes. X—XII. Bd. 8⁰. Wolfenbüttel, J. Zwissler. X. Jeanne d'Arc, libératrice de la France. Nach Jos. Fabre f. den Schulgebrauch bearb. v. H. Bretschneider. (IV, 68 S. m. 1 Karte.) — 50. — XI. Quand j'étais petit. Histoire d'un enfant par Lucien Biart. Mit Anmerkgn., Wörterbuch u. e. Skizze v. Paris hrsg. v. H. Bretschneider. (IV, 93 u. 51 S.) — 80; kart. 1 —. — XII. Récito d'auteurs modernes. Henri de Bornier. Philippe Deslys. Paul Bourget. Gustave Guiches. Charles Foley. L. Halévy. Mit erklär. Anmerkgn. hrsg. v. Dr. Adf. Kressner. (IV, 179 S.) 1 —; kart. 1.20.

Racine, Iphigénie. Tragédie. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Mädchensch.-Prof. Herm. Berni. 1. Tl. Einleitung u. Text. II. Tl. Anmerkungen u. Wörterverzeichnis 8⁰. (XXX, 163 S.) L., G. Freytag. 1.40; Ausg. f. Mädchenschulen 1.40.

Rousseau, J. J. — Les Classiques primaires, publiés par A. Nameless. Extraits de J. J. Rousseau. In-32, 64 p. Paris, Larousse. 10 cent.

Sammlung französischer u. englischer Gedichte zum Auswendiglernen. Für höhere Unterrichtsanstalten zusammengestellt vom Lehrerkollegium der höheren Mädchenschule zu Duisburg. 2. Aufl. 8⁰. 104 S. Duisburg, J. Ewich.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 27., 57. Bd. 8⁰. L., Renger. Geb. in Leinw. 27. Ausgewählte Erzählungen v. Alph. Daudet. Für den Schulgebrauch erklärt v. Ernst Gropp. 5. Aufl. (XVI, 96 S.) 1.10. — 57. Les ori-

gines de la France contemporaine par H. Taine. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt v. Otto Hoffmann. 3. Aufl. (VIII, 124 S.) 1.20.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berüchsicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne, hrsg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 25. und 27. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 25. Théatre moderne. Drei moderne französ. Lustspiele. François Coppée: Le passant. — Éd. Pailleron: L'Étincelle. — André Theuriet: Les fraises. Mit biographisch-litterar. Einleitg., e. französ. Fussnoten-Kommentar u. deutschen Sacherklärgn. hrsg. v. Ob.-Lehr. Dr. R. Kron. (167 S.) n. 1 50. — 27. Préface de Cromwell par Vict. Hugo. Für die Zwecke der Schule verkürzt u. erklärt v. Gymn.-Prof. Dr. O. Weissenfels. (VI, 96 S.) 1 —.

— La guerre franco-allemande 1870—71. Par le commandant Rousset. Im Auszuge u. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauche hrsg. v. R. Foss. (VIII, 144 S. m. 6 Plänen.) 1.40.

— 28. Gabr. Ferry: Contes choisis. Für den Schulgebrauch bearb. und erklärt v. Johs. Péronne. (VIII, 112 S.) n. 1.20.

Tragédie (la) au XVIII[e] siècle. Extraits des classiques primaires, publiés par A. Nameless. In-32, III-58 p. Pithiviers, Imprim. nouvelle. 10 cent.

Verdunoy et Thierry, Les Auteurs français; 3[e] édition. I: Moyen âge, XVI[e] siècle, XVII[e] siècle. In-12, X-667 p. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet. [Baccalauréat de l'enseignement secondaire classique.]

Voltaire. — Les Classiques primaires, publiés, par A. Nameless. Extraits (prose et vers) de Voltaire. In-32, 61 p. Paris, Larousse. 10 cent.

— Extraits. Notice et analyse par Jules Guy. In-18 jesus, 94 pages. Paris, Delagrave. 75 cent. [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Weick, Josephine, causeries pour les enfants. Ein Hilfsbuch f. die Mittelstufe des französischen Unterrichts an weibl. Lehranstalten. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 112 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1.50.

Referate und Rezensionen.

Appel, Carl. *Provenzalische Chrestomathie* mit Abriss der Formenlehre und Glossar. Leipzig, O. R. Reisland. 1895, 4°, XLI und 344 S.

Crescini, Vincenzo. *Manualetto provenzale per uso degli alunni delle facoltà di lettere.* Introduzione grammaticale, crestomazia, glossario. Verona, Padova, Fratelli Drucker, 1892, 8°, CLXV und 259 S.

Das an zweiter Stelle aufgeführte Buch kommt hier recht verspätet zur Besprechung, nicht so spät allerdings als es nach dem angeführten Erscheinungsjahr das Aussehen hat, da es, wie aus S. CLXIV der Einleitung hervorgeht, thatsächlich erst 1894 abgeschlossen und veröffentlicht worden ist. Appel hat darum auch aus ihm für seine Chrestomathie noch keinen Nutzen zu ziehen vermocht, wohl aber inzwischen in einer lehrreichen Anzeige in der *Zs. f. rom. Philol.* XX S. 382 ff. zu einer Anzahl Abweichungen der beiden Sammlungen gemeinsamen Texte Stellung genommen. Schon vorher hatten P. Meyer in der *Romania* XXIV, 134 und Levy im *Litteraturblatt* 1895 Sp. 227—33 sich über Crescinis Arbeit geäussert. Trotz mancherlei und in mancher Hinsicht sich widersprechenden Einzelausstellungen ist von allen Seiten die Verdienstlichkeit von Crescinis Unternehmen anerkannt. Ich kann mich diesem Gesamturteil nur anschliessen. Wiewohl das Buch speziell für italienische Studierende berechnet und dementsprechend in mancher Hinsicht eine elementarere Fassung bekommen hat, besitzt es doch auch der Appel'schen Chrestomathie gegenüber mancherlei Vorzüge, vor allen den, dass die grammatische Einleitung sich nicht nur wie bei Appel auf einen Abriss der Formenlehre beschränkt, sondern auch die Lautlehre ausführlich, öfters fast zu ausführlich behandelt und in den Appunti diversi auch noch einzelne Punkte namentlich der provenzalischen Verslehre hervorhebt. Allen denen, welche der italienischen Sprache mächtig sind, kann daher Crescinis Manualetto, das sich den längst vergriffenen kürzeren *Manualetti* für Spanisch und Portugiesisch von Monaci und D'Ovidio anschliesst,

insbesondere zur Einführung in das Studium des Provenzalischen bestens empfohlen werden. Gegenüber der sehr umfangreichen grammatischen Einleitung, in der Cr. auch viele hypothetische Vorgänge in trotz breiter doch oft wenig überzeugender Weise auseinandersetzt, ist die eigentliche Chrestomathie allerdings ziemlich knapp gehalten. Die Anordnung der 49 Nummern ist der Hauptsache nach wie bei Bartsch eine chronologische. In der Textbehandlung schloss sich Cr. da, wo ihm kritische Ausgaben seiner Stücke zur Verfügung standen, im Wesentlichen an diese an; wo dies nicht der Fall war, verzichtete er meist auf eine grundsätzlich kritische Bearbeitung und zog nur einen Teil des Handschriftenmaterials heran. Der Variantenapparat nimmt sich daher bei ihm ziemlich spärlich aus, was indessen dem Anfänger nur willkommen sein dürfte. An der Gestaltung des Wörterbuches sind mancherlei berechtigte Ausstellungen gemacht, der schlimmste Uebelstand liegt in der unpraktischen Art des Verweisens. Es empfiehlt sich, dass jeder Benutzer des *Manualetto* zunächst die fortlaufenden Nummern der einzelnen Stücke auf der oberen Aussenecke aller Seiten der Chrestomathie einträgt, da er nur so die Citate des Glossars schnell auffinden kann. Appel vermisst die Bezeichnung der Vokalqualität im Glossar. Solange diese in der eigentlichen Chrestomathie unterlassen wird, scheint sie mir aber auch im Wörterbuch entbehrlich zu sein. Für dringend wünschenswert halte auch ich dagegen eine grössere Vollständigkeit des Glossars hinsichtlich der verzeichneten Worte sowohl, wie auch hinsichtlich der Belegstellen für dieselben. Nicht unerwähnt unter den für Kenntnis des provenzalischen Wortschatzes wichtigen Schriften hätte Cr. das Glossar zu meiner Ausgabe der beiden ältesten provenzalischen Grammatiken lassen sollen, rühren doch die dort verzeichneten lateinischen Bedeutungen von Uc Faidit selbst her.

Die an erster Stelle genannte Chrestomathie Appels ist nicht etwa lediglich eine neue Auflage oder eine Neubearbeitung der verdienstlichen aber in mancher Beziehung verbesserungsbedürftigen Bartsch'schen Sammlung. Sie stellt sich vielmehr selbständig neben diese wie neben den *Recueil* von P. Meyer. Ihr Zweck deckt sich auch nicht ganz mit diesen Werken. Stücke von wesentlich nur linguistischem Interesse blieben grundsätzlich ausgeschlossen. Zur Veranschaulichung der zeitlichen und örtlichen Entwicklung des Provenzalischen beabsichtigt Appel später eine eigene Sammlung zusammenzustellen. Die vorliegende will nur ein Bild von der mittelalterlichen provenzalischen Litteratur in ihren überkommenen Anfängen und in der Zeit ihrer Blüte geben und hat darum auch statt der so wie so ziemlich unsicheren chronologischen Anordnung, die nach den Litteraturgattungen befolgt. Von den bei Bartsch

und P. Meyer befindlichen Stücken sind nur die unumgänglich nötigen wiederholt. Vieles ist neu aus den Handschriften veröffentlicht, manches zum ersten Mal kritisch bearbeitet. Texte, welche älteren Spezialausgaben entnommen wurden, sind sorgfältig nachgeprüft. Der Art wie das alte Boeci-Bruchstück wiedergegeben ist, vermag ich allerdings nicht ganz zuzustimmen. A. hat hier eine thunlichst getreue Wiedergabe des überlieferten Textes mit einer möglichsten Lesbarmachung zu combinieren gesucht. Von der handschriftlichen Lesart scheint er nur dann abgegangen zu sein, wenn ihm eine Aenderung nicht nur als durchaus nötig, sondern auch die speziell vorzunehmende als völlig gesichert erschien. Hierdurch bekommt aber sein Text ein recht ungleichartiges Ansehen. Hinsichtlich der Notwendigkeit und Sicherheit mancher Aenderungen werden die Leser auch nicht immer genau so wie der Herausgeber urteilen. Gebessert sind Versfehler wie in Z. 11, wo *a* hinzugefügt ist, oder in Z. 96, wo *La* getilgt wird; dagegen wird die Fehlerhaftigkeit von Z. 103 oder 140 nur in dem kritischen Apparat bemerkt und bei Z. 26 fehlt selbst dort ein solcher Vermerk. Z. 129 fügt A. dem Texte *la* ein, leugnet dagegen nur in den Anmerkungen die Zulässigkeit eines schwachen Reihenschlusses in den Z. 28, 93, 99, 126, 147. Zu Z. 82 deutet er an, dass 2-silbiges *dias*, auch wenn männliches Geschlecht vorliegt, im Boeci zuzulassen sei, hauptsächlich aber wohl nur wegen des adverbialen *tot dias* 183, das jedoch gerade mit Bezug auf Z. 82 leicht in *a toz dis* geändert werden kann. Ich entscheide mich dafür um so eher als Z. 176 *dias* so wie so der Assonanz halber in *dis* geändert werden muss und auch Z. 60 und 139 einsilbiges *dis* verlangen, während zweisilbiges *dia* in Z. 79 und 118 deutlich weiblich ist. Noch in der *Zs. f. r. Ph.* XX 384 vertritt Appel die Zulässigkeit von einsilbigen *-ia*, *-ient* in *avia* 38, 188, *volia* 66, *solient* 70, in der Chrestom. schlägt er sogar mit Tobler in Z. 77 *Lasas* (st. *Las*) *mias musas* vor, also einsilbiges *mias* trotz 198 *mi'amor*, trotz deutlich 2-silbigem Imperfekt *-ia -ien* in 96, 101, 143; 37; vgl. auch *sien* 203. Ich bin darum für Aenderung der erstgenannten Stellen (auch 188 ist leicht durch Umstellung zu beseitigen: *avia anz* st. *anz avia*). *Soli* 82 mit Tobler = *solh*, mit Boehmer = *soil* aufzufassen scheint mir unzulässig, da die Mouillierung in unserem Texte unausgedrückt bleibt: *senor* 9, *plan* 159, *meler* 36, *velz* 103. Auf 1-silbiges *euli* 155 darf man sich nicht berufen; selbst wenn *li* hier als angelehnt anzusehen ist, drückt *li* doch nicht das angelehnte *lh* aus, sondern ist unangelehntes *li*, das der Kopist für angelehntes *l* oder *ll* mit Verletzung der Silbenzahl schrieb. (Vgl. Z. 6 *per pur tan quell clamam*, wo ich *ll* = *li* fasse, entgegen Appel's Auffassung im Wörterbuch. Ich ergänze: *merce*). Auch 2-silbiges *Malliós* 43.

Mallió 35 (29 u. 40 bessere: [*reis*] *Malliós*, [*rei*] *Mallió*, vgl. 35) beweist natürlich als Eigenname nichts für 1-silbiges *soli* und der syntaktisch schwache Reihenschluss in 82 ist unanstössig (vgl. Z. 37). — Sicher verderbtes *uel laitre* wird Z. 10 unverändert im Text belassen, es wird nicht einmal wie sonst *u* durch *v* ersetzt und ein Apostroph eingeführt, wohl nur weil A. den in der varia lectio zusammengestellten Besserungsvorschlägen nicht präjudizieren wollte. Dort findet sich dann vermerkt: „Lies mit B. *ves l'aitre?*" Unter B. ist, wie ich annehme, Bartsch (sonst Ba abgekürzt) nicht Boehmer (sonst Boe) gemeint, doch liest B. so nur in der zweiten Auflage seiner *Chrest.*, in der dritten und vierten steht *ves l'altre*, was schon wegen *altre* 124, 127 den Vorzug verdient. Jedenfalls aber ist Appel's Aenderung von handschriftlichem *labresa* 14 zu *l'a presa* in keiner Hinsicht nötiger oder gesicherter, wollte doch Hofmann, was Appel nicht angemerkt hat, die Stelle zu *Des que l'abrasa* emendieren. — In der Worttrennung hat sich Appel vielfach von der Ueberlieferung emanzipiert, musste dann aber meiner Ansicht nach auch *esso* 100 nicht als *e sso* sondern als *e so* wiedergeben (ähnlich 105, 164) und auch hinsichtlich des Adverbialsuffixes *ment* einheitlich verfahren; denn das Bewusstsein von der ursprünglichen Substantivgeltung dieses Suffixes war zur Zeit des Boetius sicher längst geschwunden. Durch Verzeichnung auch derjenigen Abbreviaturen, deren Auflösung keinerlei Zweifeln unterlag, ist der kritische Apparat unnötiger Weise angeschwollen. Ich meine, dass der, welcher den Text bis ins Kleinste nachprüfen will, doch Monacis Facsimile zu Rate ziehen muss und wäre schon deshalb die Angabe der Seitenanfänge der Hs. erwünscht gewesen. Auffälliger Weise lässt Appel aber auch unerwähnt, dass der Text von zwei Händen geschrieben ist (Z. 1—21 *sunt* von der einen, 21 *peior* — Schluss von der anderen), die sich auch dialektisch unterscheiden lassen. Der erste Schreiber schreiht *miia* 11, 14, der zweite *miga* 189, der erste *e invers* (Hs. *eniuers*, was Appel beibehält und im Glossar kaum richtig *in inversum* deutet) 12, der zweite *et evers* 113. Nur der erste Schreiber kennt ausserdem noch das merovingische *a* (*cc*). Nach *óbs* 164 bietet Appels Text drei Punkte, welche der Anmerkung nach auch in der Hs. stehen sollen. In der *Zs. f. r. Ph.* XX, S. 385 hat A. diese Angabe bereits dahin berichtigt, dass durchschimmernde Buchstaben der Rückseite in Monacis Facsimile sich als Punkte dargestellt hätten. Ich gestehe, dass ich diese Punkte aus dem Facsimile nie herausgelesen habe, noch weniger aber aus der Photographie, nach welcher das Facsimile angefertigt worden ist.

Auf die Textbehandlung der übrigen Stücke kann ich hier nicht weiter eingehen. Bei Erörterung der vorausgeschickten Formen-

lehre werde ich auf einige Punkte noch zu sprechen kommen. Hier sei nur noch erwähnt, dass in dem Liede Bernarts von Ventadorn, das Appel unter No. 17 mitteilt, durch seine Interpunktion der syntaktisch scharfe Einschnitt in der Strophenmitte, wie ihn auch No. 16 kennt, verwischt erscheint. Setze darum vor Z. 4 und nach Z. 5 einen Gedankenstrich, nach Z. 26 und 30 ein Komma statt eines Semikolon (*qu'* 27 fasse ich = so dass), nach Z. 28 einen Punkt statt eines Komma. Ob Appel Recht daran handelte, sich in der Strophenanordnung so gänzlich von der handschriftlichen Ueberlieferung zu emanzipieren, wie er es in No. 18 gethan hat, will mir trotz seiner Darlegung in der *Zs. für rom. Philol.* XX S. 387 zweifelhaft erscheinen. Im übrigen huldigt A. sonst ganz mit Recht sehr konservativen Anschauungen in der Textbehandlung, besonders freue ich mich, dass er von der vordem so beliebten Normalisierung der Orthographie Abstand genommen hat. Mag man also auch nicht allen seinen Entscheidungen schlechtweg zustimmen, mag man insonderheit seine im Vorwort nicht näher begründete Bevorzugung der Liederhandschrift *C* auch keineswegs gutheissen, so setzt doch der sorgfältig und objektiv aufgestellte, wenn auch nicht absolut vollständige Variantenapparat (z. B. sind in No. 18 *KNa* gar nicht herangezogen) vieler Gedichte den geübten Leser jederzeit in den Stand sich ein selbständiges Urteil zu bilden.

Dass A. von einer Normalisierung der Schreibweise bei aus Hss. abgedruckten Texten abgesehen, bei Stücken, die auf Grund bereits vorhandener kritischer Bearbeitungen mitgeteilt sind, aber die Orthographie des jeweiligen Herausgebers beibehalten hat, kann ich nur billigen, ebenso, dass er in Fällen, in denen die Varianten bereits früher mitgeteilt waren, von denselben nur die angegeben hat, welche die von ihm vorgenommenen Aenderungen rechtfertigen können.

Der vorausgeschickte Abriss der Formenlehre zeichnet sich durch gewissenhafte Genauigkeit aus. Mit Appels Einteilung der Deklinationen vermag ich mich allerdings nicht zu befreunden. Vom rein provenzalischen Standpunkte aus mag es ja berechtigt sein zu scheiden zwischen: Worten, die bei gleicher oder verschiedener Silbenzahl in allen Formen den Accent stets auf demselben Vokal haben (I, II), Worten, bei denen der N. S. eine andere Lage des Accents zeigt als die andern Casus (III), und Worten, die keinerlei Deklinationsunterschiede aufweisen (IV), sowie für die gleichsilbigen und gleichaccentigen der Klasse I wieder vier Unterabteilungen anzusetzen, deren erste beide die männlichen und letzte beide die weiblichen in sich begreifen, derart, dass I a die oxytonischen, I b die paroxytonischen Masculina, I c die paroxytonischen I d die oxytonischen Femina zugewiesen werden. Für die Erkenntnis des Um-

bildungsprozesses der lateinischen zur provenzalischen Deklination, auf welche es dem Romanisten aber doch in erster Linie ankommt, ist diese Einteilung keineswegs geeignet. Ich glaube daher, dass für die Anordnung der Deklination in erster Linie die Faktoren massgebend sein müssen, denen auch die Wandlungen in der Flexion selbst zu verdanken sind, das Geschlecht und der oxytonische oder paroxytonische Accent, erst an zweiter Stelle kann gleiche oder verschiedene Silbenzahl, Betonung auf demselben oder auf verschiedenen Vokalen im N. S. einerseits und in den übrigen Casus andererseits berücksichtigt werden. Ich würde also ähnlich wie Cr. zunächst männliche und weibliche Nomina, welche Deklinationsreste bewahren, unterscheiden und diesen die Indeklinabilia gegenüber stellen. Der ersten Gruppe würden I a, I b, II und III (ausser *sor*), der zweiten I c, I d und aus III: *sor* zufallen. Unter den in den Anmerkungen verzeichneten Nebenformen bilden die reinen Schreibvarianten einen unnützen Ballast; denn ob man neben *hom* auch *om*, neben *ome* auch *omne* findet, ist für die Deklination ganz gleichgiltig. Ob mit Appel S. IX N. S. wie *metge, diable* der Analogiewirkung von *paire* etc. zu verdanken sind und nicht vielmehr dem allgemeinen Verfall des 2-Casussystems oder, wenn man lieber will, der Analogie der weiblichen Nomina, wird schwer zu entscheiden sein. Die Hs. des *Castia-gilos*, welche N. S. *metge* bietet, hat ebenso N. S. *engenh, rey, cort* u. s. w. Nichts berechtigt aber Appel für Raimon Vidal de Bezaudu gegenüber *engenhs* etc. schon *metge* anzusetzen, denn *metge* steht hier weder im Reim noch wird sein *e* elidiert. Wie kompliziert die Fälle liegen, ergiebt sich aus den Ausführungen von Th. Loos in *Ausg. u. Abh.* XVI S. 20 ff. Gesicherte Fälle von Schwund des Nomin. *-s* in hierher gehörigen Fällen sind überaus selten. Zu den von Loos ermittelten treten noch die von Hengesbach in *A. u. A.* XXVII S. 71 Anm. angeführten: *diableus* bei Raimon Escrivan (B. Chr.[4] 317, 26) und Guillem Figueira 2, 160. Letzterer Beleg wird auch von Crescini S. LXXIV angeführt, dagegen irrt Cr., wenn er in Anm. 2 *Jov'es* bei Bertran de Born (ed. Stimming S. 137, Z. 17) hinzufügen will, denn es handelt sich dort um das Femininum: *Jov'es domna*, gegenüber *Joves es om* (eb. Z. 30). Bei den zu den zweiformigen übergetretenen einformigen Adjektiven hat Appel die wichtigste Gruppe, die der Adj. auf *-és* anzuführen vergessen, beim Pron. demonstrativum fehlt unter I c masc. sg. o. die Form des Alexanderbruchstückes 24: *echest*, statt deren allerdings bisher überall fälschlich *chest* (*de chest* st. *d'echest*) gedruckt worden ist. Aber *echest* stellt sich zu gemein-provenz. *aquest* genau so, wie *echel* eb. 35 zu *aquel*. Appels Einteilung der provenzalischen Conjugationen und seine Gruppierung der einzeln behandelten Verba leidet an noch grösserer Unübersichtlichkeit als die der Deklination. Durch

das alphabetische Verzeichnis auf XLI hat A. dem allerdings einigermassen abgeholfen. Die Futurbildung betreffend wird beim Paradigma S. XVII: *partirai, partrai* angegeben, S. XIX heisst es aber: „-*i*- fällt oft: *partrai* . . . neben *partirai.*“ Aehnlich wie Meyer-Lübke, von dem ich im krit. *Jahresbericht über die Fortschritte der rom. Phil.* II [1] 125 irrig eine stillschweigende aber unzureichende Verwertung annahm (vgl. dazu Meyer-Lübke's Aeusserung in der *Zs. f. öster. Gymn.* 1897 I S. 137 f. Anm.), scheint auch Appel die Zusammenstellung in Wolffs Dissertation *Futur und Condit.* II *im Altprov.* (*A. u. A.* No. XXX) S. 31 entgangen zu sein. Es sei darum hier nochmals nachdrücklich hervorgehoben, dass *partrai* die einzige korrekt-provenzalische Form ist, da die vereinzelten Belege für *partirai* bei näherem Zusehen in Wegfall kommen, mindestens keiner genügend gesichert erscheint. Der einzige von Appel selbst angezogene Fall z. B. ist lediglich von den Hss *CE* verbürgt, *G* weicht völlig ab und in *D* fehlt die ganze Stelle, statt *partirai m'en CE* darf also ohne weiteres *eu m'en partrai* eingesetzt werden. Auch die Formulierung Crescini's S. CXLVI „ma ci sono esempi di *partirai*“ scheint mir daher dem Thatbestand nicht entsprechend, zumal er selbst gar kein Beispiel angeführt hat. — Gerade umgekehrt nimmt A. von *auzir* neben gewöhnlichem *auzirai* eine zweite Form *aurai* an. Sie liegt nach ihm (S. XIX Anm. u. im Glossar) in einem Geleit Bernarts von Ventadorn (No. 17, 57) vor. Einen weiteren Beleg kennt weder er noch Crescini noch Wolff. Ich kann darum die Existenz einer solchen Nebenform für das Provenzalische gar nicht zugeben, höchstens läge ein Französismus (afr. *orrai*) vor, ähnlich denen, welche Raimon Vidal in seinen Rasos de Trobar (s. meine Ausg. S. 86 f.) tadelnd erwähnt. Ich halte aber auch diese Annahme für unnötig und fasse *auretz* in der angezogenen Stelle (*Tristan, ges non auretz de me*) einfach als Futur von *aver* auf. — Als Formen des Nominativ Sing. vom Part. praet. der Verba *cenher*, *estenher*, *penher*, *attenher* giebt A. S. XXXII f: *sens*, *estens*, *depens*, *atens* für *tenher* : *teinz* und *tenz* an. Die Mouillierung des *n*, welche ebenso wie in anderen Verbalformen im Obliquus Sing. noch vorhanden ist, z. B. *ceing*, *sench* wäre also nach A.'s Ansicht bei Antritt von flexivischem *s* geschwunden. A. stützt seine Ansicht lediglich auf eine Reimkette in einem Liede Bernarts von Ventadorn (No. 18 seiner *Chrestomathie*), die Hofmeister: *Sprachl. Unters. d. Reime B.'s v. V.* S. 14, allerdings ebenso aufgefasst hat; doch widersprechen auch hier nach Appels eigener Angabe zu Z. 7 schon die Schreibungen der Hss., die meist eine Mouillierung der Laute bezeichnen, welche der Reim nicht kenne. Bedenken gegen die Allgemeingiltigkeit von A.'s Ansicht muss zunächst die Reimkette

-onhz im Rimarium des Donatz proensals (S. 55 meiner Ausg.) erwecken, die scharf von der auf *-ons* geschieden ist, ferner das Fehlen sämtlicher angeführten Partizipialformen, sowie überhaupt aller Worte, in denen ein mouilliertes *n* zu erwarten wäre, in der langen *-ens* Reihe (ebenda S. 47). In der *-ans* Reihe (ebenda S. 42) findet sich von einschlägigen Worten nur *sans* = *sanctus, proprium nomen*, ebenso wie es scheint im Honorat kein *planhs, franhs, tanhs*. Die kleine *-ins* Reihe kennt freilich *lins* = *lignum maris*, doch entschuldigt wohl hier die geringe Zahl der überhaupt vorhandenen Reimworte die Reimungenauigkeit. Ueberdies fehlen alle Worte mit ursprünglich mouilliertem *n* auch in den sonstigen Reimketten Bernarts von Ventadorn auf *-ens* oder *-ans*. In den Rimarien der anderen Trobadors scheint es ebenso zu stehen. (Der zweite Teil von Wiechmanns Arbeit: *Aussprache des „e" im Prov.* ist mir leider nicht zur Hand.) Nur Folquet de Marselha (B. Gr. 155, 23) bindet *geins, engeins* mit *lens, formens*. Dagegen scheidet Flamenca sorgfältig *-anhs* und *-ans*, *-enhs* und *-ens*. Es fragt sich also, ob Bernarts Reimkette in obigem Liede von Appel richtig aufgefasst ist. Appel nimmt mit Maus *Peire Cardenals Strophenbau* (*A. u. A.* No. V) Anhang No. 359, 10 als Strophenform Bernarts an: a_8b_8 a_8b_8 $c_{10}c_{10}$ $d_{10}d_{10}$, eine Form, die auch Perdigo 4 und Guiraut del Olivier d'Arle aufweisen. Die in allen sieben Coblen und der Tornade verwendeten Reimsilben wären *-ar*, *-an*, *-or*, *-ens*. Eine genauere Prüfung des Textes ergiebt aber, dass nur die letzte Coblenzeile auf *-ens* ausgeht, die vorletzte dagegen auf *-enhs*. Das Reimschema lautete also: a b a b c c d e, wobei indessen zwischen der -d und -e Reimkette ein enges Assonanzverhältnis besteht (ebenso wie in 70, 22 mit einer Strophenform a_8b_8 c_8b_8 d_8d_8 $e_{10}e_{10}$ und den Reimsilben *-ors*, *-es*, *-os*, *-ana* zwischen den Reimketten a und c). Der Abschluss der Strophenform mit einem Doppelkorn, der nunmehr in unserem Liede vorläge, lässt sich bei Bernart noch anderwärts (B. G. 70, 88) beobachten. Die Scheidung der *-enhs* und *-ens* Reime ist in Crescinis Text (S. 15), der sich ihrer freilich auch nicht bewusst geworden war, noch deutlicher zu erkennen, als in Appels. Bei ihm lauten die Reimworte der *-enhs*-Reihe: *sens* (cinctus), *destens* (destringis), *depens* (depinctus), *mens* (minus), *sens* (*signos?) *entresens* (-*signos), *dens* (dignes), *mens* (minus). Unter diesen Worten darf *mens* kein Bedenken erregen, denn es reimt auch in der Flamenca 72 und 3826 mit *-enhs* (nur Bonifaci Calvo B. G. 101, 13 bindet es mit *sens*, *vens*, s. Harnisch in *A. u. A.* XL S. 232) und ist, wie die gewöhnlichen Schreibweisen erkennen lassen, an *melhs* (melius) angebildet. Zweifelhaft unter den aufgeführten Worten bleibt daher nur *sens*. Es findet sich in der Wendung *en totz sens*, welche von Appel im Wörterbuch unter *sen*, *sens* „Sinn" oder „sensus"

verzeichnet ist und demgemäss in einer *-enhs* Reimkette keine Berechtigung hätte. Warum darf aber unsere Stelle nicht ebensogut zu *senh* „Zeichen“ gestellt werden? Thun wir es, so liegt eine tadellose *-enhs* Reimkette vor. Verwickelter stellt sich die Sache allerdings bei dem *-ens* Reim, der bei Appel folgende Reimworte aufweist: *vens* (vincit), *estens* (extinctus?), *lens* (lentus), *blastens* (v. *blastemar*), *sens* (*signus), *gens* (genius), *atens* (atinctus), *temens* (*timentis). Statt *sens* liest aber Cr. mit *A*: *dens* (dentes); man könnte auch mit *LK lo dens* lesen. Eine Stütze erhält diese Lesart noch durch *a*, das ebenso wie *KN* im Apparat Appels unberücksichtigt geblieben ist. *a* liest in der voraufgehenden Zeile 39: *Eil baizera la boca a blans denz.* Statt *gens* liest Cr. weiter mit *AIK*: *sens. Atens*, welches sich übrigens in einer in *ADIKNR* fehlenden und deshalb von Cr. für unächt gehaltenen Cobla befindet, könnte zur Not auf *attentus* zurückgeführt werden. (*Ja per mentir ieu no serai atens* würde ich dann übersetzen: „So werde ich durch Lügen nicht bedenklich — eig. „achtsam“ — werden.“) Für *estens* endlich könnte *extensus* statt *extinctus* als Etymon angenommen werden, wenn auch der Sinn mehr für letztere Deutung zu sprechen scheint. Jedenfalls kann man aber die Absicht Bernarts die *-enhs* und *-ens* Reime zu scheiden wegen des einzig bedenklichen *estens* nicht leugnen wollen, Schwund der Mouillierung vor *s* liegt also nicht vor.

Das der Chrestomathie zum Schluss beigegebene Glossar ist mit Liebe ausgearbeitet, besonders dankenswert ist das gesonderte Verzeichnis der Wörter nicht-provenzalischer Sprachen. Einzelne mir aufgestossene zweifelhafte Deutungen habe ich bereits hervorgehoben. Auf weitere Einzelheiten einzugehen gebricht mir die Zeit.

E. Stengel.

Farnell, Ida. *The Lives of the Troubadours* translated from the mediaeval provençal, with introductory matter and notes, and with specimens of their poetry rendered into English. London, David Nutt, 1896, 8⁰, 288 S.

Das sehr hübsch ausgestattete Buch einer ehemaligen Oxforder (Lady Margaret Hall) Studentin will die alten Biographien der Troubadours durch eine vollständige Uebersetzung denjenigen englischen Lesern zugänglich machen, *who while not Provençal students, take a keen interest in the life and thought of the best ages of chivalry*, ist also nicht für den Fachmann geschrieben, kann auch keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Die Proben von ins Englische übertragenen provenzalischen Liedern, welche die Verfasserin beigefügt hat, sind zwar interessant, aber nach Zahl und

Auswahl ungenügend, um dem Leser eine klare Vorstellung der verschiedenen provenzalischen Dichterindividualitäten zu verschaffen. Der Schwierigkeiten, welche der Uebertragung provenzalischer Verse ins Englische entgegenstehen, war sich Fräulein Farnell wohl bewusst, sie bittet deshalb auch bescheiden um Nachsicht *for the roughness and imperfection* ihrer Uebersetzungen. Dass diese den Sinn des Originals überall getreu wiedergeben, ist also nicht zu erwarten, immerhin kann man der Uebersetzerin für das Geleistete Anerkennung aussprechen und sie zu weiteren Versuchen ermutigen. Man vergleiche z. B. Strophe 1 des Liedes V von Jaufré Rudel:

Lanquand li jorn son *lonc* en mai,
M'es bels douz chans d'auzels de *lonh*,
E quand me sui partitz de lai,
Remembram d'un'amor de *lonh*,
Vauc de talan enbroncs e clis,
Si que chans ni flors d'albespis
Nom platz plus que l'inverns gelatz.

(Wann die Tage lang sind im Mai, gefällt mir süsser Vogelsang von ferne, und wann ich von dort — d. h. wo meine Liebste weilt — geschieden bin, erinnere ich mich einer Liebe von ferne, gehe trüben und gebeugten Sinnes einher, so dass Sang noch Weissdornblüthe mir nicht mehr als eisiger Winter gefällt.)
mit Fräulein Farnells englischer Wiedergabe:

When May-Days come, full tunefully
The birds *do carol* from afar,
Yet when I needs from there must be,
Where dwelleth my sweet love afar,
As drear to me as winter's snow
Are songs, or fairest flowers that blow,
So sad the heart within my breast.

Durch die ungenaue Uebertragung von Zeile 2 tritt zwar der beabsichtigte Gegensatz von *M'es bels* und *Nom platz* nicht deutlich genug hervor, im Ganzen ist aber der Sinn der Dichtung leidlich getroffen, wenn auch klarer ausgesprochen als im Original und als es wohl der Absicht des Dichters entsprach.

Zu bedauern ist, dass der Verfasserin die meisten neueren Arbeiten über provenzalische Litteratur, auch die über die Biographien unbekannt geblieben sind. So hat sie Chabaneau's neue Ausgabe der Biographien ebensowenig benutzt, wie O. Schultz' Arbeiten über die Lebensverhältnisse des ital. Trobadors oder die provenzalischen Dichterinnen, P. Meyer's Ermittelungen über Marcabru ebenso wenig wie G. Paris' und E. Monaci's Untersuchungen über Jaufré Rudel, die Chrestomathien von Crescini und Appel ebensowenig wie die litterargeschichtlichen Darstellungen von Restori

und Stimming. Pätzold's Dissertation über die individuellen Eigentümlichkeiten einiger hervorragender Trobadors war allerdings bei Abschluss ihres Buches noch nicht erschienen. Die Folge davon ist, dass sowohl die Einleitung wie das Buch selbst viel veraltete und irrige Angaben enthalten. Diese im Einzelnen aufzuzählen lohnt nicht der Mühe. Hoffen wir, dass die Verfasserin der vorliegenden Arbeit weitere auf breiteren und tieferen Studien ruhende folgen lässt.

E. Stengel.

Foerster, W., *Kristian von Troyes Erec und Enide*, neue verbesserte Textausgabe mit Einleitung u. Glossar. Romanische Bibliothek XIII). Halle a. S., Niemeyer 1896. 8°. XLV, 230 S.

Die Einleitung erörtert nochmals die mit dem Gedichte verknüpften litterargeschichtlichen Fragen, welche bei Besprechung der grossen Ausgabe in dieser *Zeitschrift* XIII[2], 1 ff. bereits hervorgehoben wurden. Foerster nimmt die Gelegenheit wahr, Einwände, die gegen seine Ansichten über die Abfassungszeit des Erec, über die Herkunft des Stoffes und gegen seinen Text gemacht wurden, zurückzuweisen. Trefflich geben die als Motto vorangestellten Verse des Ivain 2484 ff. das Leitmotiv des Erec. Gegen F. Lot (*Romania* 25) und J. Loth (*Revue celtique* 1892) muss nochmals die Unselbständigkeit der kymrischen Geschichte von Geraint nachdrücklich betont werden. Die sog. echten und älteren Züge darin erklären sich meines Erachtens völlig aus der Arbeitsweise des wälschen Verfassers, dem allerdings gleichwie dem nordischen Sagaschreiber eine stellenweise ältere und bessere Erechandschrift vorlag, der aber keinesfalls ganz oder auch nur teilweise aus Kristians „Quellen" schöpfte. Kristians Vorlagen zum Erec (Sperberepisode, Mesalliance, Freudenhof, drei Stücke, die er einzeln oder vielleicht schon vereinigt vorfand) werden ihm schwerlich mehr geboten haben als die zum *Cligés*, die Foerster in der 11. Erzählung des *Marque von Rom* vorgefunden haben will. Kristian ist nicht nur der sprachgewandte Reimer fertiger Erzählungen, vielmehr auch der geistvolle Bildner seiner Stoffe, an deren Gestaltung seine Gewährsmänner sicherlich nur geringen Anteil haben. Der Text ist neu durchgesehen und besonders durch Heranziehung der Handschrift P etwas verändert worden. Die Verschiedenheiten zwischen der kleinen und grossen Ausgabe, zu der die Anmerkung auf S. XLIII einige nachträgliche Besserungen verzeichnet, sind aber weder sehr zahlreich noch sehr einschneidend. Für den Erec stellt Foerster fest, dass der Dichter damals noch mehr im Banne seiner Mundart

stand als später, wo er dem Franzischen zustrebte. Darum ist die Schreibweise, am besten in C erhalten, nach gleichzeitigen Urkunden und Texten aus der Champagne geregelt. Die kleinen, handlichen Ausgaben, die mit Hilfe der beigefügten kurzen Wörterverzeichnisse leicht und bequem zu lesen sind, ermöglichen weitere Verbreitung der Gedichte Kristians, namentlich auch in germanistischen Kreisen. Schönbachs Buch über Hartmann von Aue (1894) hat die Foerster'schen Ausgaben in vollem Masse für die Kenntnis des deutschen Dichters benützt. Wir haben nun doch sicheren Grund und Boden bei unsern Vergleichen. Kürzlich hat Rosenhagen (*Philologische Studien*, Festgabe für Sievers S. 231 ff.) eine interessante Episode in Hartmanns Iwein vom Standpunkt der Quellenforschung untersucht. Mit einem 4. Band (Lancelot, Wilhelmsleben, Lieder) wird Foerster seine verdienstvollen Kristianausgaben beschliessen. Möchte uns nur auch Baist den so heiss ersehnten Perceval nicht mehr lange vorenthalten. Die Kyotfrage ward in letzter Zeit von vielen Seiten her angerührt. Die beste Förderung brächte ihr sicherlich die Ausgabe des *conte del graal*. Solange unsere Kenntnis des franz. Gedichtes eine so gänzlich ungenügende ist wie bisher, kommen wir zu keiner Entscheidung.

Rostock. W. Golther.

Langlois, Ch.-V., *Les travaux sur l'histoire de la société française au moyen âge d'après les sources littéraires* [in : Revue historique LXIII (1897), p. 241—265].

Vorliegende Bibliographie der bisher über Kulturgeschichte des mittelalterlichen Frankreich erschienenen Litteratur hat der Historiker Langlois zu dem Zwecke zusammengestellt, um seine französischen Fachgenossen wieder auf ein Gebiet hinzuweisen, das Jahrzehnte hindurch nur von Philologen angebaut gewesen ist. Die Historiker gaben sich nach verunglückten Versuchen, wie denen von Meiners (1793), Le Grand d'Aussy (1815), Vaublanc (1844—49) und de la Bedolierre (1847—49) weiter keine Mühe, das Feld der Kulturgeschichte zu behaupten, weil sie einsahen, dass solche Arbeiten so lange unzulänglich ausfallen mussten, als die Quellen, in diesem Falle die altfranzösische Litteratur, noch verschlossen waren. Letzteres ist aber jetzt, nach dem Aufblühen der romanischen Sprachwissenschaft, nicht mehr der Fall, und Langlois fordert deshalb die Historiker auf, die Pfade, die ihnen die Philologen geebnet, nun auch zu betreten. Um jede Möglichkeit des Ausgleitens auszuschliessen, giebt er ihnen noch gute Ratschläge auf den Weg. Er beantwortet die Frage, wie man die Litteratur als Geschichtsquelle

zu benutzen habe, und ferner, wie das gewonnene Material verarbeitet werden könne. Hier unterscheidet er zwischen analytischer und synthetischer Darstellung. „*Le procédé analytique, le plus simple, consiste à classer méthodiquement les textes recueillis et à en publier la collection, sans autre commentaire qu'un commentaire explicatif, sans autres phrases que des phrases de transition.*“ „*La seule forme correcte du procédé synthétique d'exposition serait un tableau des conclusions qui se dégagent de la comparaison de tous les textes, préalablement recueillis et classés par espèces de faits.*“ Während das erstere Verfahren vielfach — so meistens in den deutschen Arbeiten — eingeschlagen ist, findet Langlois die synthetische Methode — die bei uns in Freytags *Bildern* ihren schönsten Ausdruck gefunden — kaum angewandt; anstatt ihrer macht sich ein minderwertiges, essayistisches Verfahren breit, das viele Worte, aber wenig Thatsachen, viel Persönliches, aber wenig Sachliches vorbringt. Nach diesen Darlegungen geht Langlois zu einer kurzen Besprechung der bereits vorhandenen Litteratur über. Den oben schon genannten vier Werken folgen die Arbeiten von Lacroix und Rosières, von Franklin, Méray und Sayous, die gewiss schon einigen Fortschritt zeigen, aber doch noch weit zurückstehen hinter den beiden Hauptwerken, Schultz' *Höfischem Leben* und Gautiers *Chevalerie*. Ersteres behandelt allerdings deutsche Verhältnisse, aber da diese oft nur der Abglanz der französischen sind, kommt Schultz' Arbeit hier auch in Betracht. Ganz bedeutende Teile dieser beiden Werke sind nun durch die vielen deutschen Spezialbeiträge ersetzt, auf die Langlois am Schluss seines Aufsatzes besonders hinweist. Er charakterisiert sie als Arbeiten, zu deren Anfertigung zwar nicht sehr viel geistige Kraft aufgewendet zu werden braucht, die aber, zum grossen Teil wenigstens, mit Sorgfalt und Methode angefertigt sind. Diesen Hinweis auf die umfangreiche Litteratur, welche Ausländer bereits auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kulturgeschichte Frankreichs hervorgebracht haben, hat offenbar Langlois als wirksamstes Glied seiner adhortatio bis zuletzt aufgespart. Im Anhang befindet sich ein Verzeichnis der ganzen hierher gehörigen Litteratur, aus 107 Nummern bestehend und nahezu vollständig. Ich vermisse: Camus, *Les songes au moyen âge*. Paris 1896. Chassignet, *Essai historique sur les foires françaises au moyen âge*. Nancy 1890. Doerks, *Haus und Hof in den Epen Chrestiens von Troyes*. Diss. Greifswald 1885. Luce, *Les jeux populaires dans l'ancienne France et notamment au XIVe siècle* (*Correspondant* 121 (1889), 634—48.). Maury, *Croyances et légendes au moyen âge*. Paris 1896. Napolski, *Höfische Erziehung und höfisches Leben im Mittelalter*. Prgr. Charlottenburg 1892. Recht, *La société féodale telle quelle est représentée dans les fabliaux du*

XIIIe et du XIVe siècle. Prgr. Augsburg 1890. Réville, *Les paysans au moyen âge.* Paris 1896. Robert, *Les signes d'infamie au moyen âge.* (*Juifs, sarrasins, hérétiques, lépreux, cagots et filles publiques*). Paris 1889. Verdilhac, *Mœurs bourgeoises en France du XIIIe au XVIe siècle* (*Bibliothèque nouvelle et revue suisse* 1896, p. 296). Wolf, *Altfranzösische Doctrinen und Allegorien von der Minne.* Wien, Acad. 1864. Ausdrücklich unberücksichtigt lässt Langlois die vielen kulturgeschichtlichen Notizen, die in Exkursen und Anmerkungen enthalten sind. In absehbarer Zeit wird auch hier eine Zusammenstellung erwünscht sein. Seit P. Meyers *Flamenca*-Ausgabe haben eine ganze Reihe von Textherausgebern auf diese Dinge geachtet und nach Kräften Steinchen zu dem grossen Bau einer Kulturgeschichte Altfrankreichs zusammengetragen. Wie vielseitig schon das Material ist, mag eine kleine Auswahl von Stellencitaten zeigen, die im wesentlichen den von der *Société des anciens textes* edierten Ausgaben des *Roman de Thèbes* und des *Amant rendu Cordelier* entstammen: Elternfluch (*R. de Th.* zu v. 517), Farbensymbolik (*Am.* p. 111), Anrede (*Claris et Laris* zu v. 412), schroffe Behandlung der Frau (*R. de Th.* zu Appendix v. 836), Leuchten des Karfunkels (*R. de Th.* zu v. 632), unbekleidet Schlafen (*Am.* p. 161), Kneippkur (*Romania* XXV, p. 500), Liebesorden (*Am.* p. 87), Ruf der Lombarden (Stengels *A. u. A.* XCIV, p. 17), Macht des Geldes in der Liebe (*Am.* p. 113), Falten der Pfänder (*R. de Th.* zu v. 594), Ringdevisen (*Am.* p. 165), Spiele (Monmerqué et Michel, *Théâtre* p. 68; *Am.* p. 180), Ständchenscenen (*Am.* p. 105), Tänze (*Am.* p. 122), Sitte des tastoner (Tobler, *Mitteilungen aus afr. Hss.* p. 268; *R. de Th.* zu Appendix v. 2849), Zeichen des Versprechens (Monmerqué et Michel, *Théâtre* p 167). — Allen Romanisten, die sich auf dem Gebiete der Kulturgeschichte des mittelalterlichen Frankreich orientieren möchten oder selbst darin arbeiten wollen, sei Langlois' Aufsatz auf das Angelegentlichste empfohlen.

Carl Friesland.

Betz, L. P., *Essai de bibliographie des questions de littérature comparée.* [*Revue de philologie française et de littérature* X (1896), p. 247—274].

Der Verfasser der „Kritischen Betrachtungen über Wesen, Aufgabe und Bedeutung der vergleichenden Litteraturgeschichte" (s. Bd. XVIII. 141 dieser *Zts.*) beginnt jetzt in Clédat's *Revue* die versprochene Bibliographie der auf diesem Gebiete erschienenen Litteratur zu publizieren, die durch ein kurzes orientierendes und empfehlendes Vorwort von J. Texte eingeleitet wird. Die Wichtig-

keit des Gegenstandes wird dem Romanisten bei den lebhaften Wechselbeziehungen der romanischen Litteraturen unter sich und mit denen fremder Nationen von vornherein einleuchten. Besonders erfreulich ist es, dass die Arbeit von so competenter Seite kommt. Das bis jetzt abgedruckte Material hat der Verfasser in folgender Weise geordnet:

I. Etudes théoriques.

II. Ouvrages sur les rapports littéraires généraux de la France, de l'Allemagne etc.

  a. Du moyen âge au XVIIe siècle.

  b. Du XVIIe au XIXe siècle.

III. La France et l'Allemagne.

  a. Du moyen âge au XVIIe siècle.

  b. Le XVIIIe et le XIXe siècle.

    1. Molière en Allemagne.

    2. Goethe et la littérature française.

    3. Les rapports littéraires de la France et de l'Allemagne au XVIIIe et au XIXe siècle.

Die nahezu vollständige Bibliographie mag noch durch folgende Arbeiten ergänzt werden. Zu I: Benedetti, *Influence de l'étude comparée des langues et des littératures sur la pensée civile de nos élèves.* Turin 1896. Zu II: Weddigen, *Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die Litteraturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit.* Leipzig 1882. Moeller, *Die Auffassung der Kleopatra in der Tragoedienlitteratur der romanischen und germanischen Nationen.* Diss. Freiburg 1888. Ellinger, *Alceste in der modernen Litteratur.* Halle 1885. Hart, *Ursprung und Verbreitung der Pyramus- und Thisbesage.* Passau 1889. Hart, *Die Pyramus- und Thisbesage in Holland, England, Italien und Spanien.* Passau 1890. Thümen, *Die Iphigeniensage in antikem und modernem Gewande.* 2. Aufl. Berlin 1896. Das sagengeschichtliche Gebiet muss überhaupt wohl noch mehr ausgebeutet werden (vgl. die Litteraturzusammenstellung bei Körting *Encycl.* II. 494 und Zusatzheft 111). Unter III würden noch gehören: Rossel, *La littérature allemande en France au XVIIIe siècle* [*Revue d'histoire littéraire de la France* II (1895), 255]. Demogeot, *Histoire des littératures étrangères considérées dans leurs rapports avec le développement de la littérature française. Littératures septentrionales: Allemagne. Angleterre.* 3. Aufl. Paris 1888. Süpfle, *Ueber den Kultureinfluss Deutschlands auf Frankreich.* Progr. Metz 1882. Texte, *Le théâtre de Goethe et de Schiller en France au XVIIIe siècle* [*Revue des cours et conf.* IV (1896), 28]. Rosières, *La littérature allemande en France de 1750 à 1800* [*Revue polit. et littér.*, 3e série VI (1883), 328]. Henning, *Nibelungenstudien* [*Quellen und Forschungen* XXXI,

19—61]. Firmery, *L'Enéas et la traduction de Veldecke* [*Revue de phil. franç. et prov.* X (1896), 1]. Kürzlich ist noch hinzugekommen: Eggert, *Goethe und Diderot: Ueber Schauspiele und die Kunst des Schauspielers* [*Euphorion* IV (1897), 301]. — Hoffentlich lässt die Fortsetzung der Bibliographie, die u. a. die litterarischen Beziehungen Frankreichs zu England, Spanien, Italien und dem Osten behandeln wird, nicht lange auf sich warten.[1]) Im übrigen schliesse ich mich ganz dem an, was Texte am Schluss seines Vorwortes sagt: „*Il faut espérer que la bibliographie de M. Betz aura le double effet 1. de signaler aux travailleurs ce qui a été fait sur ces sujets si complexes; 2. de faire toucher du doigt l'énormité des lacunes que présente encore l'histoire comparée des littératures.*"

Carl Friesland.

Thieme, Hugo, de l'Université John Hopkins, *La littérature française du dix-neuvième siècle. Bibliographie des principaux prosateurs, poètes, auteurs dramatiques et critiques.* 90 p. 4°. Paris, Welter, 1897. 2 fr. 50.

Thiemes Arbeit füllt wirklich eine Lücke in unserer bibliographischen Litteratur aus. Vicaires *Manuel de l'amateur de livres du XIXe siècle* ist schon jetzt, wo er erst bis zum Buchstaben F gelangt ist, ein recht umfangreiches Werk, und dasselbe ist, wenn auch nicht ganz in dem Masse, bei Laportes ebenfalls noch unvollendeter *Bibliographie contemporaine* der Fall. Dazu kommt, dass beide Werke einen mehr bibliophilen wie bibliographischen Charakter tragen, so dass man in ihnen seltene oder merkwürdige Drucke eher verzeichnet findet als die litterarischen Erzeugnisse irgend eines Romanschriftstellers zweiter Ordnung. Das ist aber natürlich nichts für den, der sich mit jener Litteratur in irgend einer Weise zu beschäftigen hat; der wünscht ein einfaches Verzeichnis alles dessen, was die französischen Schriftsteller seit 1800 geschrieben haben, und dessen, was die Kritik über sie und ihre Werke gesagt hat. Thieme geht die Namen alphabetisch von About bis Zola durch. Voran steht immer das Geburts-, eventuell auch das Todesjahr des Betreffenden. Dann folgen seine Werke, jedes einzelne mit einer Angabe darüber versehen, wann es zuerst erschienen, in welchem Verlage und in welchem Format. Den Schluss macht jedesmal die Litteratur über den Autor und seine Werke, zunächst die in Buchform (*Références*), dann die in Zeitschriften erschienene (*Périodiques*). Der ganzen Schriftstellerreihe angefügt sind dann noch Litteraturangaben über die Decadenten, die Parnassier, die

[1]) [S. jetzt *Rev. de Phil. française et de littérature* X. S. 22—61].

Naturalisten, die Romantiker und schliesslich über das Theater und die metrische Technik unseres Jahrhunderts.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, dass er das uns jetzt gedruckt vorliegende Verzeichnis zunächst nur für seine eigenen Zwecke angelegt habe und sich erst auf das Drängen einiger Freunde entschlossen habe, die Arbeit zu veröffentlichen; er selbst wisse, dass sie nur unvollkommen sei. In der That ist Thiemes Arbeit von irgendwelcher Vollständigkeit weit entfernt. Das liegt weniger an dem bedeutenden Material, das zu verarbeiten war, als daran, dass der Verfasser aus ganz unzulänglichen Quellen geschöpft hat. Unter den *Références* werden fast ausschliesslich französische Kritiker zitiert; englische und amerikanische Zeitschriften überwiegen unter den *Périodiques*, und die Deutschen — findet man weder hier noch dort. Deutsche Zeitschriften muss man bei Thieme wirklich mit der Laterne suchen, und unter den Tausenden von Büchercitaten werden nur etwa 25 deutsche Werke genannt, davon zwanzig nur je ein Mal! Obenan steht Jul. Schmidt's 1857 erschienene *Geschichte der französischen Litteratur seit der Revolution*, die bei etwa fünfzig der 220 Schriftsteller zitiert wird. Vermutlich war es nicht möglich, Schmidt noch öfter zu nennen, weil ein grosser Teil der Autoren die Ungeschicklichkeit besessen hat, nach 1857 zu florieren. Für die letzten vierzig Jahre ist also bei Thieme die deutsche Kritik völlig kaltgestellt, woran der Umstand nichts ändert, dass etwa achtmal Engel, *Psychologie der französischen Litteratur,* viermal Bettelheim, *Deutsche und Franzosen,* und dreimal Gross, *Was die Bücherei erzählt*, erwähnt werden. Wenn die deutschen Büchertitel arg misshandelt oder nur unvollständig zitiert werden, ist das, wenn auch unerfreulich, so doch erträglich, aber gegen ein solch völliges Ignorieren der deutschen Mitarbeit muss ganz energisch protestiert werden. Wenn sich der Verfasser einmal die in Bd. XV dieser *Zeitschrift* auf S. 36 Anm. 2 verzeichnete deutsche Naturalistenlitteratur ansieht, wird er merken, wieviel er in diesem Punkt gut zu machen hat. Auch die französischen Zeitschriften müssen ganz anders herangezogen werden. Der Kreis der von Thieme berücksichtigten Schriftsteller ist zu eng gezogen; Namen wie Delille, Désaugiers, Nadaud, Tastu, Chantavoine u. a. dürfen nicht fehlen. Für die neuere Litteratur (seit 1850) empfehle ich die Aufnahme aller der Namen, die Sachs in seinem bereits angezogenen Aufsatz *Ueber die neueren französischen Litteraturbestrebungen, besonders die Décadents* (diese *Zts.* XV, 24—60) erwähnt hat. Dafür können andere Schriftsteller fortfallen, die, wie J.-J. Rousseau und A. Chénier, mit dem besten Willen nicht mehr in unser Jahrhundert hineindatiert werden können. Wie es auf dem Titelblatt heisst, soll von jedem Werke nur die erste Ausgabe ge-

nannt werden; dies Prinzip ist aber nicht eingehalten worden, sondern vielfach sind auch noch spätere Ausgaben erwähnt. Das ist ja an und für sich recht lobenswert, nur muss sich der Verfasser zwischen dem einen oder dem anderen entscheiden. Ich würde, wo die Arbeit nun einmal so weit gediehen ist, raten, nicht nur die ersten Ausgaben zu nennen, sondern auch alle ferneren, soweit sie bei einem anderen Verleger und in neuem Format erschienen sind. Sehr erleichtert wird diese Arbeit durch Benutzung der eingangs genannten Werke von Laporte und Vicaire, ferner auch durch Zuhilfenahme des von Le Soudier herausgegebenen französischen Gesamtverlagskataloges und anderer bibliographischer Litteratur. — Auf Druckfehler, Ungleichheiten und kleine Irrtümer soll hier nicht eingegangen werden, die werden in der zweiten Auflage schon verschwinden. Die Benutzer des Buches würden dem Verfasser einen grossen Gefallen thun, wenn sie zu stillen Mitarbeitern daran würden; er schliesst seine Vorrede mit den Worten: „*mon intention étant de continuer ce travail, je serai particulièrement reconnaissant à ceux de mes lecteurs qui voudront bien me faciliter cette tâche en me signalant les erreurs et omissions qu'ils auront pu y rencontrer.*“

CARL FRIESLAND.

Mayr, M., Prof. *Jahrbuch für französische Litteratur.* II. Jahrgang 1895. Zittau, Pahl, 1896.

Die Anlage dieses Jahrbuches, dessen erster Jahrgang im XVIII. Band der Zeitschrift besprochen wurde, kann durchaus gebilligt werden. Der Herausgeber, oder besser gesagt der Verfasser, macht uns darin in Form von Inhaltsangaben, denen häufig kleinere Notizen hinzugefügt sind, mit derjenigen Litteratur bekannt, die für die Litteraturgeschichte in Betracht kommt. Der Stoff ist in Prosa, Gedichte und Dramatische Werke gruppiert und dem Ganzen ist ein Autorenverzeichnis, ein Verzeichnis der Titel und ein Nekrolog beigegeben. Das Buch kann somit, obgleich es auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, als ein willkommenes Orientierungsmittel angesehen werden, vorausgesetzt, dass man an das Dargebotene mit den allerbescheidensten Ansprüchen herantritt. — Die Darstellung ist inhaltlich von einer geradezu abstossenden Flachheit und bleibt hinsichtlich der Form noch hinter dem zurück, was man mit Fug und Recht schon von dem Schüler einer mittleren Gymnasialklasse verlangen darf. Die folgenden Beispiele mögen sprechen:

Auf Seite 28 liest man: „Das Schicksal hatte dem von Natur zart angelegten Dominique hart mitgespielt, und da er sich nicht feige das Leben nehmen wollte, sein Magen aber nach Brot schrie, so versprach er, heute abends zur Anarchistenversammlung zu kommen.“ — „Dort lebten beide in wonnigem Glücke der Kunst zu Ehre Gottes und der Liebe.“ (S. 41). (Die Königin) „verbrachte ihre Zeit in Müssiggang und suchte nach ausgesuchten Vergnügungen.“ (S. 54). „Die Verwirrung stieg noch, als . . . Philipp der Gute dem Heinrich V. die Krone Frankreichs zusicherte.“ (S. 54). „Da führt ihn, der sich dem Buchbindergeschäfte widmet, die Liebe der keuschen Fabienne zu.“ (S. 55). „Der König sitzt wahnsinnig im Hôtel Saint-Pol, wo er elend lebt, denn auch dessen Gattin treibt“ etc. (NB. nämlich seine!) (S. 55). (er muss) „nach Orléans eilen, um dort im Gefolge der . . . Jeanne d'Arc die Morgenröte Frankreichs zu erkämpfen.“ (S. 57). (Die Kardinäle) „wurden . . . unter polizeiliche Aufsicht gestellt, ja selbst ihre auswärtigen Einkünfte beschlagnahmt, und am 10. Juni ein Polizeiakt erlassen,“ (S. 62); „der Unterpraefekt . . . hielt eine strenge Untersuchung, woher, durch welche Wege und welche Summen er erhalte.“ (S. 62). „. . . und als sie Hugues das letzte Lebewohl sagen will, erfasst sie Ohnmacht und fällt ihm in die Arme,“ (S. 67). „Diese anspruchslosen Novellen sind vom lieben Vaterherzen inspiriert und durchhaucht.“ (S. 73). „Sie hatte vor sich einen Verliebten im Zustande einer nervösen Krisis, nahe einem Wahnsinnanfalle, bei dem sie die ganze Nacht . . . wachte,“ (S. 86). „Das Buch bietet übrigens dem Leser ganz eigentümliche Enthüllungen, sowohl über die damalige Zeit als auch über das oft sonderbare Urteil des Autors.“ (S. 93). „In des Dichters Heimat kommt ein Maler, gewinnt das Herz der zarten Waise Lise-Rose, doch im entscheidenden Augenblicke will er nach der älteren Schwester greifen,“ (S. 130). „—aber beim Anblicke des Schlossfräuleins erstarrt sein Arm, denn er erkennt in demselben seine Geliebte,“ (S. 178). „Pierre, der seine Frau liebte und anbetete, hat in seiner Unselbständigkeit und Schwäche sich ganz vergessen, und deshalb will Chambray ihn ganz von dessen Frau trennen, aber Pierre wirft sich seiner Frau zu Füssen, bereut vom Herzen, sich durch die Manöver einer Kokette verführen lassen zu haben.“ NB. Punkt! (S. 204). „seine Werke, in denen wir . . . das menschliche Leben vor uns sehen; freilich oft in von Gedanken überfüllter und nachlässiger Form.“ (S. 7). „Beatrice . . . wächst im Winter in Florenz, im Sommer in Porto Venere bei Spezzia in Bewunderung für die Schönheiten der Kunst und des heiteren südlichen Himmels, sowie in Gottesfurcht auf.“ (S. 17). „Tiefe Trauer herrscht

lange Jahre über die verwandten Häuser.“ (S. 111). „Die Charaktere sind frisch und rasch gezeichnet, doch macht es manchmal einen wundern, wie“ etc. (S. 117). — Der wiederholte, stilistisch unkorrekte Gebrauch von „und“ ist bei dem Verf. etwas ganz gewöhnliches: „. . . aber er fiel doch einem Wucherer nach dem anderen in die Hände und lernte so recht das menschliche Elend kennen und konnte es daher in seiner Comédie humaine . . . zeichnen.“ (S. 7). „unter einem grossen Teil der Jugend herrschte ausgesprochener Hass gegen den Cäsarismus, und diesen jungen Hitzköpfen schloss sich auch der unbesonnene Jacques an und die Werke Prudhons wurden bald sein politisches Glaubensbekenntnis —“ (S. 9). „Alle Vorstellungen der Mutter werden kalt und ruhig zurückgewiesen, und so geht die junge Frau in die Provinzstadt, und Beatrice ist jetzt mehr als je verwaist und von jedermann verlassen.“ (S. 19). Folgender, auch sonst beachtenswerter Satz wird hier mit erwähnt werden dürfen: „Daneben ist der Herzog Apollinarius, der von einem Heldenstamme abzustammen sich rühmt, steigt aber doch in den Zirkus nieder und spielt den Clown.“ (S. 95). Auf Seite 215 liest man: „Dieses Stück . . . behandelt das Ende des Johannes des Täufers.“

Für die schülerhafte Unbeholfenheit und Banalität, die den Verf. charakterisieren, mögen noch folgende Beispiele sprechen:

„Diese reizende Erzählung hat einen tiefen moralischen Hintergrund. Es ist das Edle des Geistes und des Herzens, was das Ganze durchzieht, wodurch der Marquis der Engel der Clotilde und der Ihren wird, und die Waise Clotilde die Lebensretterin ihrer Jugendfreundin und die Auserwählte des Marquis.“ (S. 17). „. . . deshalb geht Beatrice nach Dieppe, wo sie mit vielen Bekannten . . . verkehrt und so auch mit René de Virmont, der soeben von Indien zurückgekehrt ist und ihr mit seinem edlen Aeussern mehr den Eindruck eines Dante-Bewunderers als den eines Jockey macht.“ (S. 18). Es sieht gerade so aus, als ob alle Leute, die aus Indien zurückkehren, auf jeden Unbefangenen den Eindruck von Jockeys machten!

Auf Seite 177 findet der Verfasser, dass der Gegenstand eines von ihm besprochenen Buches Stoff zu einer Tragödie geben könnte „wobei freilich die Charaktere mit idealeren, stärkeren Nuancen gezeichnet sein müssten.“ Ideale Nuancen!

Genug. Ich möchte diese Beispiele nicht noch vermehren, sondern mir statt dessen eine Bemerkung allgemeinerer Art erlauben. Seit etwa zehn Jahren beobachte ich, dass von einer Gruppe von Neuphilologen unsere deutsche Muttersprache in einer Weise misshandelt wird, dass es eine Schande ist, und dass man sich fragen muss, auf was für Schulen denn eigentlich diese Herren

ihre Ausbildung erhalten haben. Und noch Eins. Ich meine, wenn jemand als Litterarhistoriker auftritt, das heisst als Erklärer und Beurteiler litterarischer Kunstschöpfungen, so hat er doch dem Publikum und den Künstlern gegenüber in gleichem Masse die Verpflichtung, sich als ein Mensch von Geschmack und Bildung auszuweisen. Ist er nun nicht einmal im Stande, seine Muttersprache korrekt, geschweige denn geschmackvoll zu schreiben, wie soll er da ein Beurteiler derer sein, für die feinstes sprachliches Taktgefühl erste Bedingung ist?

Für den nächsten Band des Jahrbuches erlaube ich mir, noch einige Wünsche auszusprechen. Es würde sich gewiss empfehlen, den Preis der besprochenen Bücher zu erwähnen. Sodann sollten Werke, von denen die Litteraturgeschichte bereits Notiz genommen hat, nicht noch einmal, einer neuen Auflage zu liebe, in extenso besprochen werden. Die Artikel über Th. Gautier's „Émaux et Camées", über Coppée's „Pour la couronne" hätten wegfallen können. Ibsen gehört nicht unter die französischen Schriftsteller.

F. Heuckenkamp.

Rossel, Virgile. *Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne.* Paris, Fischbacher, 1897. IV + 531 S. 8°. Pr. 7 fr. 50.

Zu seiner *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich* hatte Th. Süpfle mit unermüdlicher Arbeitslust kostbare Bausteine herbeigeschleppt und er hatte einen würdigen, ernsten Bau daraus gestaltet. Rossel hat nun die Bausteine, die der deutsche Forscher gebrochen, mit weiser Umsicht ausgenutzt. Wenn er bei diesem oder jenen Meister einen brauchbaren, schön zurechtgehauenen Stein fand, hat er ihn hergeholt. So hat er es nur selten nötig gehabt, sich selbst in den Steinbruch zu bemühen, um neue Quader zu gewinnen. Da hat er denn ein Gebäude hergestellt, von zierlichen, dann und wann allzu gezierten Formen, dessen flotte, leichte Gliederung auch den weniger Kunstverständigen entzücken wird.

Ich spreche von der ersten Abteilung des vorliegenden Buches, betitelt: „*La littérature allemande en France.* Das erste Kapitel ist sehr kurz geraten, lässt aber an Uebersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig. Mit welchem Rechte Thomas von Kempis hier hereinkommt, ist mir unklar, auch wenn seine deutsche Nationalität endgültig nachgewiesen wäre. Im zweiten Kapitel, das die Zeit der Renaissance und der Reformation behandelt, weist er die Annahme Süpfle's, Luther habe auf Rabelais und Marot eingewirkt, mit viel Entschiedenheit, aber ohne stichhaltige Begründung zurück.

Das folgende Kapitel, das dem siebzehnten Jahrhundert gewidmet ist, und in dem der Hinweis auf Ritter's Vermutung Speer habe Rousseau beeinflusst, nicht uninteressant ist, bietet naturgemäss wenig Ausbeute. Um so mehr das vierte, über die Litteratur des 18. Jahrhunderts, welches zu den reichhaltigsten des Buches zählt. Wie Grimm's *Korrespondenz* die Aufmerksamkeit Frankreichs auf Deutschland lenkte, wie Haller und Gessner auf französischem Boden unbegrenzten Beifall finden, wie es Hagedorn und Rabener, ja selbst dem Verfasser der „Preussischen Kriegslieder" dort nicht an Uebersetzern mangelt; wie man sich in diesem Lande für Klopstocks ernste Dichtung und noch mehr für Lessing's feinsinnige Arbeiten interessierte, ohne ihnen je vollkommen gerecht zu werden, wie Wieland's Romane beifällig aufgenommen werden, während sein *Oberon* wenig Aufmerksamkeit erregte; wie man Herder und Winkelmann, Mendelsohn und Kant eifrig studiert, das alles wird in diesem Kapitel mit grosser Ausführlichkeit dargestellt. Der ganze folgende Abschnitt ist den zwei grössten Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet. Der mächtige Einfluss, den „Werther" auf die französischen Romantiker ausgeübt, wird eingehend gewürdigt, ebenso die Einwirkung des *Götz* auf das romantische Drama. Nicht wenige Seiten sind der Besprechung der französischen Faustnachahmungen und Faustübersetzungen zugeteilt; der reizenden Nachdichtung Sabatier's, die jeden Faustfreund entzücken muss, wird leider nur flüchtig gedacht. Das Verhältnis der Franzosen zu Goethe's Lyrik und Prosa wird kurz, aber gut zur Darstellung gebracht. In seinen Ausführungen über die Goetheforschung in Frankreich hätte sich der Verfasser nicht mit dem einfachen Aufzählen der namhaftesten französischen Litterarhistoriker begnügen sollen. Wie Schiller, dessen Eigenart mehr dem gallischen Naturell entsprach, jenseits des Rheins weit grösseren Anklang fand, als der Dichter des Faust, erfahren wir im zweiten Abschnitt des fünften Kapitels. In welchem Grade Schillers Dramen seit dem Tage der Erstaufführung von Lebrun's Maria-Stuart-Bearbeitung das französische Drama der romantischen Schule beeinflussten, wird in anschaulicher Weise dargethan. Kapitel VI berichtet von den französischen Interpreten des deutschen Schrifttums im neunzehnten Jahrhundert. Im ersten Abschnitte spricht der Verfasser von der Vermittlerrolle, die sowohl die Zeitschrift *Les Archives littéraires de l'Europe* als auch die *Bibliothèque germanique* spielten, über die Bedeutung von Frau von Staël's kritischer Thätigkeit, über die beiden Schlegel und die deutschen Romantiker in Frankreich. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Beiträgen über deutsche Litteratur, welche die *Revue des Deux-Mondes* bringt. Dem verdienstvollen Wirken Saint-René Taillandier's ist der dritte Abschnitt

gewidmet, während der Schlussabschnitt über die zeitgenössische Kritik informiert. Der erste Teil des vorliegenden Buches schliesst mit einem umfangreichen Kapitel über den litterarischen Einfluss Deutschlands auf Frankreich seit 1830. Die Stellung der französischen Romantiker zur deutschen Litteratur wird festgestellt. Heine's Einfluss auf Gautier, Musset, Baudelaire, Banville, Mendès und andere wird betrachtet und hie und da durch Zitate erläutert. Der Einfluss Schopenhauer's und Wagner's wird gestreift. In dem Abschnitte über das Drama musste dem einstmals so populären Kotzebue ein grosser Raum gewidmet werden, doch werden auch Sudermann und Hauptmann nicht vergessen. Bei der Besprechung der erzählenden Prosa findet der auffallend grosse Einfluss, den Hoffmann auf die französische Prosadichtung ausgeübt hat, gebührende Würdigung. Ein zusammenfassender Abschnitt über Geschichtsschreiber, Kritiker und Philosophen bildet den Schluss des Kapitels. — Eine Besprechung des zweiten Teils, der den Einfluss der französischen Litteratur auf die deutsche behandelt, gehört nicht in diese Zeitschrift.

Das Buch ist in gutem, nur manchmal durch überhäufige Anwendung der rhetorischen Frage unangenehmen Stil geschrieben. Der Verfasser verfügt über eine nicht geringe Belesenheit in der einschlägigen litterarhistorischen Fachlitteratur. Resultate eigener Quellenforschungen bietet er wenig. Manchmal passieren ihm seltsame Irrtümer. So spricht er auf S. 164 von Kleist's *Zerbrochenem Krug* als von einer Novelle, auf Seite 400 von der *Jobsiade* als von eine Komödie, auf S. 435 von Goethe's *Peter Brey* (ein Druckfehler ist durch den Kontext ausgeschlossen). Klare, übersichtliche Durchführung, staunenswerter Reichtum des Details, fesselnde Darstellungsweise, das sind die Vorzüge des vorliegenden Buches für das wir dem Verfasser aufrichtig dankbar sind.

MEMMINGEN. BRUNO SCHNABEL.

Brunetière, Ferdinand de l'Académie française, *La Renaissance de l'Idéalisme.* Paris, Firmin-Didot et Cie., 1896, XI und 188 SS. kl. 8.

Brunetière will in der vorliegenden Schrift beweisen, dass die auf Zählung, Messung und Wägung beruhende, als Positivismus, Realismus und Materialismus bekannte Methode in der Wissenschaft abgewirtschaftet habe und immer mehr der intuitiven, abstrahierenden, die er als idealistisch bezeichnet, Platz mache, dass wir aber auch auf den anderen Gebieten der Ausstrahlung menschlichen

Ingeniums uns in der vollen Strömung und im Zeichen eines Idealismus befinden, der uns nach langer geistiger Dürre, nach langem und herzerkältendem Rationalismus und Naturalismus etwas unendlich Schöneres und Grösseres bringen würde. Brunetière hat schon früher der bisherigen Wissenschaft den Krieg erklärt, er hat sie als bankrott bezeichnet (welchen letzteren Ausdruck er in der vorliegenden Schrift allerdings dahin abschwächt, dass er sie nur als in einem auf einen mehrprozentigen Ausgleich ausgehenden Konkurse befindlich denunziert), weil sie über die letzten ewigen Fragen des Menschentums den angeblich versprochenen Aufschluss nicht geben kann. Brunetière hat nun seine vielfach bekämpften Thesen in einem in Besançon in Form einer *Conférence* gehaltenen Vortrage aufrecht zu erhalten gesucht, der eben mit unserer Schrift identisch ist.

Man wird schon im Anfange sein Befremden darüber ausdrücken dürfen, dass Brunetière sich vermesse, die schwierigsten Probleme in der flüchtigen Form einer Causerie zum Austrage bringen zu wollen, als ob man einen Adler in einem Schmetterlingsnetze einfangen könnte. Man wird auch bei näherer Betrachtung seiner Auseinandersetzungen bald gewahr, dass er die freilich unbequeme aber unumgängliche Eigenschaft und Vorbedingung zu solchen zusammenfassenden Betrachtungen und weiten Ueberblicken: dass man nämlich die genaueste Kenntnis der Einzelheiten aufweise, nicht besitze. Man wird sofort die bekannte Neigung des Romanen herausfühlen, zu rasch zusammenfassende Abstraktionen und fein säuberlich gebürstete Grundprinzipien aufzustellen, also unreife Früchte zu pflücken; das Bestreben effekthaschender Schriftsteller, in der geschichtlichen Entwickelung da schnurgerade Linien aufweisen zu wollen, wo in Wahrheit vielfache Krümmungen vorhanden sind. In Wahrheit lösen geistige Bewegungen nicht mit der Regelmässigkeit von Ebbe und Flut für grosse Zeit- und Erdräume einander ab, denn einem Volke ist es noch weniger als einem Einzelnen beschieden, auf dem Berge der Verklärung längere Zeit zu verweilen und der Geschichtsschreiber, der den in den seltsamsten Windungen verlaufenden Strom des historischen Verlaufes wie ein kunstreicher Ingenieur reguliert, begeht nur eine Fälschung des wirklichen Sachverhaltes. Kurz, hier ist das vorschnelle Generalisieren weniger als irgendwo am Platze und es ist ein arger Fehler, da nur ein Nacheinander erblicken zu wollen, wo auch ein Nebeneinander unverkennbar ist.

Wir gehen nun daran, Herrn Brunetière ein wenig in das Detail seiner Deduktionen zu folgen und an einigen Beispielen zu illustrieren, dass unsere ihm gemachten Ausstellungen berechtigt sind.

Da soll, Brunetière zufolge, in der Wissenschaft die Empirik abgethan sein, weil der Forscher nicht mehr ein „Statistiker

der Thatsachen" sein dürfe, weil er nicht so sehr auf dem Wege der Induktion der Natur ihre Geheimnisse ablauschen als vielmehr durch geniale, blitzartige Inspiration das bisher undurchdringliche Dunkel aufhellen müsse. Dieser Umstand soll den siegreich gewordenen Idealismus in der Wissenschaft beweisen. Bleibt es aber darum nicht dennoch wahr, dass alle Entdeckungen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften immer nur auf Grund unzähliger und langwieriger Experimente gewonnen wurden und dass selbst das Genie vielseitig auch nur als das Produkt des potenziertesten Fleisses hingestellt wurde? Weiss Brunetière nicht, mit welch beispiellosem Erfolge Taine die naturwissenschaftliche Methode der Induktion und des Experiments auch in die Geschichtswissenschaft eingeführt hat und wie man auf den verschiedensten scientivischen Gebieten Thatsachen und immer nur Thatsachen, um mit denselben zu operieren, verlangt? Wenn die Gelehrten für die letzten Rätsel des menschlichen Daseins noch nicht die Lösung gefunden haben und wahrscheinlich auch nie finden werden, so kann daraus nichts gegen die Wissenschaft und nichts für den Spiritismus, Magismus, Occultismus oder Neubuddhismus gefolgert werden. Mit demselben Rechte könnte man, weil die Aerzte nicht alle Gebrechen heilen können, für die Kurpfuscherei eintreten, oder, weil die menschliche Vernunft nicht in die Zukunft blicken kann, der Wahrsagerei der Kartenaufschlägerin das Wort reden. Es kann aber auch daraus nicht geschlossen werden, dass sich die bisherige Forschung auf falscher Fährte befunden habe, nachdem sie auf diesem Wege so Vieles gefunden und errungen hat und dass sie eine Bahn ohne festen Boden unter den Füssen zu betreten habe; im Gegenteile wird auch die wissenschaftliche Hypothese stets auf den Thatsachen fussen müssen, wenn sie nicht allen Wert einbüssen soll, sonst ist sie nicht ein Ideal, sondern eine Illusion. Ob aber die Wissenschaft sich überhaupt die Aufgabe gestellt habe, die Fragen über Gott, Ewigkeit u. s. w. zu beantworten, dünkt uns ein ziemlich müssiger Streit; sie forscht unbekümmert um das ignorabimus oder sciemus unaufhaltsam weiter. Erwähnenswert sind dabei die Worte des berühmten Astronomen Laplace, er habe den ganzen Sternenhimmel durchforscht und Gott nicht darin gefunden, er habe ihn aber auch garnicht daselbst gesucht. Es würde übrigens, wenn die Wissenschaft abdizieren würde, weniger der Glauben als der Aberglauben dabei gewinnen.

In der Musik soll nach Brunetière der ungeheuere Erfolg Richard Wagners den Untergang des Naturalismus und den Aufschwung des Idealismus bekunden; die Musik, insofern sie dem Gehörsinne eine unmittelbare Ohrenweide durch ihren Wohllaut bereitet, soll nicht mehr befriedigen können und durch jene Tonkunst ersetzt werden, welche gewissermassen die tönende Seele der Dinge und

Vorgänge hervorzaubert und in unserem Innern zur Resonnanz bringt. Aber es ist noch immer eine offene Frage, ob eine solche durch grüblerische Reflexion und metaphysische Vertiefung abgequälte Composition nicht eher eine Verirrung zu nennen ist, als sie das Wesen der Musik erfasst hat, ob sie nicht ein unstatthafter Uebergriff auf das Gebiet ihrer Schwester, der Poesie, genannt zu werden verdient. Wenn man noch so sehr überzeugt ist, dass die Musik eine höhere Aufgabe zu erfüllen hat, als ein blosser Sinnenkitzel zu sein, so wird man doch vor allem an sie die Anforderung stellen dürfen, dass sie melodiös sei. Die einseitige Begeisterung für die „Zukunftsmusik" scheint uns nicht immer ganz lauter und aufrichtig und erinnert uns an einen Ausspruch Larochefoucaulds: „Es gibt Kunstwerke, bei denen man sich noch immer nicht zu langweilen wagt."

Den Triumph des Idealismus in der Poesie sieht Brunetière in dem Emporkommen der Symbolisten, die anstatt des persönlichen bestimmten Gefühlslebens das Mysteriöse, Visionäre, Ahnungsvolle, in dem sie das geheimste Weben der Seele erblicken, zum Ausdrucke bringen wollen. Aber auch diese nebulosen, verschwommenen Dichtungen haben einen mehr hysterischen oder rhachitischen Charakter, als sie eine neue Blütezeit der Poesie hervorzurufen geeignet sind. Ihre Dichter wollen ihr cholerisch nervöses oder künstlich überhitztes Temperament als Genie angesehen und die Missgeburten desselben als höhere Schöpfungen anerkannt wissen, sie sind es, die den Pessimismus, die freie Liebe, den Grössenwahn und die Umwertung aller Werte laut verkünden; von dem angeblichen goldenen Zeitalter der Dichtkunst aber, in dem sich Alles zu lauter Licht und Farben, zu lauter Gesang und Liedern auflösen würde, ist noch nichts zu merken. Den Aposteln dieser neuen Richtung rufen wir nur ein Wort Goethes in Erinnerung: „Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung."

Als klassischen Zeugen, dass auch in der Malerei die idealistische Richtung vorwalte, wird der Künstler Puivis de Chavannes angeführt. Es kann uns selbstverständlich auch hier nicht einfallen, dem Autor Schritt für Schritt zu folgen, wir müssen uns in unseren Bemerkungen vielmehr nur auf das Notdürftigste beschränken. Vor allem sei es ausgesprochen: Was man in unserer Zeit mit den Ausdrücken Idealismus und Realismus bezeichnet, deutet für den höheren Gesichtspunkt nur naturelle Verschiedenheiten an. „Wer in den Dingen mehr die Linie und die Form sieht, heisst ein Idealist, wer mehr auf Farbe und Stimmung achtet, ein Realist. Nachahmung der Natur ist ja Beides nicht, denn die Natur lässt sich

nicht nachahmen." Ein Grundirrtum Brunetière's scheint uns besonders darin zu liegen, dass er die gegenseitigen Grenzen der Künste untereinander und das ihnen gesteckte Bereich des Darstellungsvermögens verkennt und so das Malen von Gedankenrätseln, die Komposition der Gehirnmusik, das Entstehen einer Dichtung, die höchstens dem arg verkümmerten Formensinn eines übernüchternen Volkes genügen könne und ähnliche ikarische Experimente als die Morgenröte des erstehenden Idealismus lobpreist. Dass aber die Doctrin des malerischen Impressionismus der französischen „pointilleurs" nicht allein die Oberhand habe, dafür rufen wir einen bewährten Kenner als Gewährsmann an, der da sagt: „Wir bewundern neben dem urkräftigen Realismus eines Liebermann, die zarten transcendenten Werke der Präraphäeliten und folgen sogar dem bizarrenfantastischen Toroop in die vierte Dimension. Während Laibls stupende Werktagswahrheit nun auch in Deutschland hohe Preise und hohen Ruhm erntet, sind die unerreichten Farbensymphonien Böcklins die Freude einer grossen entzückten Anhängerschaft. Während C. Marrs vollendet einfache, jedem Effekt abgewandte Dunkelmalart in dem Bildnis seines Vaters volle Bewunderung hervorrief, während H. von Habermann's feingezeichnetes und feingestimmtes Selbstporträt im Münchener Kampfe des Sommers 1893 einstimmigen Beifall erwarb, trotzdem es auch in dunkelbrauner Farbenharmonie gehalten war, standen so und soviele Bewunderer vor dem lächerlichen Plein-airexperiment jüngerer und jüngster Porträtisten. Während der zauberische Reiz der J. E. Schindlerschen Landschaften alle Freunde schöner Natur und schöner Kunst entzückt, fanden auch die kühnsten Lichtexperimente an reizlosen Vorwürfen Interesse und Schätzung. Während die dichterische Schönheit der Gemälde von Hans Thoma Mit- und Nachempfinder anzogen, fesselte der gegensätzliche moderne Maler der Salonmenschen von heute, Josef Block." — Ebensowenig als das den höchsten Triumpf eines malenden Künstlers bedeuten kann, wenn er sein Auge zur blossen Objektivlinse des Mikroskops und sich selbst zum Photographen erniedrigt, ebenso ausgemacht bleibt es, dass derselbe ganz vorwaltend auf das Auge durch den Farbenzauber und die Wahrheit der Darstellung, nicht aber durch die Berechnung von herbeigezerrten transcendentalen Ideen auf die contemplative Seelenthätigkeit einzuwirken hat; das gleiche gilt mutatis mutandis für den musikalischen Komponisten.

Auch in der Politik endlich erblickt Brunetière das immer wachsende Ueberwiegen des Idealismus in dem zunehmenden Umsichgreifen der sozialistischen Ideen, indem dieselben das Zurückweichen des Egoismus hinter dem Altruismus bedeuten. Allerdings will er dem Sozialismus nur so weit Berechtigung zuerkennen, als

er nicht extrem ist und sich nur dem Individualismus entgegenstellt, nicht aber mit dem Kollektivismus identifiziert. Wenn dies einige Sozialisten thun, so seien diese nicht der Sozialismus (und doch hat Brunetière früher die Wissenschaft für einige Gelehrte verantwortlich machen wollen). Sogar für die „Christlichsozialen“ scheint er ein gewisses Faible zu haben. Die Menge soll, Brunetière zufolge, den jenseitigen Himmel, den ihr die Freidenker raubten, auf Erden im sozialistischen Staate verwirklichen wollen. Schon der Versuch, die von der Natur gewollte Ungleichheit brechen zu wollen, bedeute ein ideales Streben, so wie die geistige und sittliche Befreiung des Einzelnen ja nur in der Ueberwindung der brutalen Naturgewalt besteht. Es würde aus dem Rahmen dieser Zeitschrift fallen, alle Aufstellungen Brunetière's zu bekämpfen und wir müssen uns auch hier auf wenige kurze Bemerkungen beschränken. Seine Meinungen enthalten eben so viel Wahres als Unwahres. Die Bestrebungen der Sozialdemokratie beruhen ebenso auf dem rohen künstlich aufgestachelten Instinkte gemeiner Begehrlichkeit, die den gemeinen Mann sich in seiner Haut nicht mehr wohl fühlen lässt, als dies bei jenen der Fall ist, deren Gott der Dampf und die Elektrizität, deren Evangelium der Schutzzoll, und deren Tempel die Börse und die Fabriksäle heissen. Als idealistisches Sympton wäre der Sozialismus erst dann anzusehen, wenn ihn die Besitzenden auf den Schild gehoben hätten und ihn in freiwilliger Selbstentäusserung ihrer Habe verwirklichen wollten. So lange dies nicht der Fall ist, bedeutet er nur, dass jeder an der gedeckten Tafel des Lebens mit Verachtung aller idealen Güter den besten Platz erobern will, um so viel als möglich materiell zu geniessen. Nicht leicht wird der Beweis zu erbringen sein, dass die Vorkämpfer dieser Bestrebungen kein anderes als das wohlberechtigte Ziel anstreben, jedem Menschen die Möglichkeit einer menschenwürdigen Existenz zu verschaffen. Im übrigen sei es ausdrücklich gesagt, dass auch wir überzeugt sind, dass dem gesellschaftlichen Organismus die Gefahr der Zersetzung drohe, sobald der Egoismus des Einzelnen die sozialen Triebe überwältigt, eine Gefahr, die mit der steigenden Kultur wächst, da diese die Selbstherrlichkeit des Individuums und die rechnende Reflexion immer mehr über die sozialen Instinkte und den Gemeingeist die Oberhand gewinnen lässt. Aber betont muss auch werden, wie sehr und voraussichtlich wie vergeblich sich die Sozialdemokratie mit der Natur in Widerspruch setzt, wenn sie zwei so tief im Menschen liegende Triebe wie den Eigentums- und Familientrieb missachtet.

Wir verabschieden uns von Herrn Brunetière, indem wir ihm noch anlässlich seiner Auflehnung gegen die Unzulänglichkeit der Wissenschaft „Est ars quaedam nesciendi!“ zurufen und die schönen Worte

G. Flaubert's zitieren: Kein grosser Genius, kein grosses Buch, weder Homer, noch Shakspere, noch Goethe, selbst nicht die Bibel bringt der Weisheit letzten Schluss, so wenig als die Menschheit selbst ihn findet. Der Tag, an dem er gefunden würde, wäre der letzte unseres Planeten. Das Leben ist ein ewiges Problem, wie die Geschichte, wie alles, es kommen immer nur neue Posten zur Endabrechnung. Wie wollen wir die Speichen eines rollenden Rades zählen? Das 19. Jahrhundert mit seiner Hoffahrt der Freigelassenen bildet sich wohl ein, die Sonne entdeckt zu haben, aber unsere fortgeschrittenen Ideen werden hinterdrein herzlich lächerlich und veraltet erscheinen. Ich wette, dass in fünfzig Jahren die Worte: Fortschritt, das soziale Problem u. s. w. sich ebenso grotesk ausnehmen werden wie heute die Schlagwörter des 18. Jahrhunderts: Empfindsamkeit, Natur, Vorurteil. Es gibt einen Denker mit dem Sie sich nähren und beruhigen sollten: Montaigne. Studieren Sie ihn vom Grunde aus, ich befehle es Ihnen als Arzt. — Die Ideale aber haben nie aufgehört und werden nie untergehen, nur hat jeder das Seine und jede Zeit das Ihrige! Der Mensch gleicht der Eiche von der der Dichter sagt:

Die Eiche möchte nicht schwingen ihre Krone im Blau der Lüfte,
Wenn nicht ihre Wurzeln gingen in die tiefe Nacht der Grüfte.

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Bourdeau, J. *La Rochefoucauld* [Les Grands Ecrivains français]. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1895. kl. 8. 204 SS.

Wenn man unter den französischen Moralisten des 17. Jahrhunderts Montaigne als Klassiker des Skepticismus hinstellte, so könnte man La Rochefoucauld mit ebenso viel Recht den Klassiker des Egoismus nennen, denn nicht leicht ein zweiter Schriftsteller hat mit gleichem Raffinement seinen Verstand förmlich auf Schrauben gelegt, um all unser Fühlen und Handeln auf das einzige Grund- und Leitmotiv des Egoismus hinzuprojizieren. La Rochefoucauld gehört nicht zu den Autoren, bei denen uns wohl wird; denn er behandelt eine jener immer offenen, weil stets neu aufbrechenden Fragen, die wie Kalkstein im Gemäuer gleichsam die Sprünge und Brüche des Lebens hervorrufen. Auch er gibt sich dem grausamen Vergnügen hin, jene Vorgänge unseres Inneren ans grelle Tageslicht zu zerren, die wie gewisse schöne Wohnungsräume nur im Halbdunkel malerisch sind und möchte uns die Sonne und die Sterne auslöschen, unter dem Vorwande, sie seien nur eine strahlende Lüge und ein leuchtender Aussatz am Himmel. Wir fühlen uns von

dieser sterilen Vernunft und Superklugheit endlich so gründlich angeödet, dass wir uns nach einer versöhnenden Täuschung förmlich sehnen, da wir die Notwendigkeit zu leben und unseres Lebens möglichst froh zu werden stärker als jede andere empfinden.

Wir müssten uns also selbst dann von dieser in uns hervorgerufenen ungesunden Stimmung zu befreien suchen, wenn die Motivierung des Autors lückenlos und unanfechtbar wäre. Wie erst, wenn die Auffassung desselben auf falschen Voraussetzungen beruht, wenn er sich von argen Uebertreibungen und Paradoxen nicht frei zu halten wusste und er uns zuweilen nur darum viel Wahres vorgebracht zu haben scheint, um auch für das Falsche Glauben zu finden. J. Bourdeau hat dies überzeugend nachgewiesen, wir aber können hier selbstverständlich, ihm folgend, nur einige Hauptpunkte herausgreifen.

Die menschliche Seele ist so verwickelt und kompliziert, dass niemand sagen kann, er habe das moralische Mass in der Hand, mit dem er alle Tiefen des Geistes- und Seelenlebens ausmessen könnte. Wir sind eben kein ausgeklügelt Rechenexempel, das ohne Rest aufgeht, sondern Menschen mit ihren Widersprüchen. Der physische Normalmensch existiert überhaupt nicht und das einzelne Individuum ist seelisch auch nicht immer dasselbe und so ist La Rochefoucauld manchem Irrtum anheimgefallen, wie jeder, der leichtfertig generalisiert. La Rochefoucauld hat zunächst bei der Abfassung seiner Maximes von seinen eigenen Erlebnissen nicht absehen können und es hat sich an ihm wiederum bewährt, dass der Pessimismus und sein Gegensatz meist nur Ergebnisse unseres persönlichen Schicksals seien. „Weil mein Fässlein trübe lauft, geht die Welt auch auf die Neige," sagt der alternde Mephisto. In der Weltflucht La Rochefoucauld's liegt auch etwas von der Grämlichkeit des argen Weltlings, der die armen Rehe vor den Jägern warnt, seitdem seine eigenen Zähne zu stumpf geworden sind, um Wildpret beissen zu können. Sein ganzes Buch ist ein Spiegelbild der „Fronde" und seine menschenverachtende Stimmung steigt aus diesen Unruhen auf wie grauer Nebel aus einem gährenden Sumpfe; auf Sümpfen aber tanzen nur Irrlichter —. Der Grundfehler La Rochefoucauld's ist, dass er zwischen berechtigtem und gemeinem Egoismus nicht unterscheidet. Egoismus soll es sein, wenn der Mensch von seinem Ich, von seiner Persönlichkeit nie ganz absehen und sein Glück den Hauptgegenstand seiner Fürsorge bildet, obgleich ihn doch seine natürliche Anlage, der Zusammenhang mit dem Weltgange und die Notwendigkeit, sich im Kampfe ums Dasein zu behaupten, darauf gebieterisch hinweisen. La Rochefoucauld will jedes Mitgefühl, jedes Erbarmen mit der menschlichen Kreatur herabsetzen, weil ihre allerletzte Ursache auf das

Bewusstsein unserer eigenen Hinfälligkeit und Erbärmlichkeit zurückzuführen ist und in der Möglichkeit unserer etwaigen eigenen Hilfsbedürftigkeit wurzelt. Er stellt jeden edlen Schwung der Seele in Abrede, weil selbst unsere gepriesensten Hochgefühle mit unlauteren Schlacken der Selbstsucht versetzt sein sollen und weil uns unsere Erdenschwere immer abwärts zieht, da wir eben keine Engel sind. Sein schlimmster Fehler aber scheint es uns zu sein, dass La Rochefoucauld kein Auge dafür hat, wie die Menschheit im ganzen, besonders aber die einzelnen edel angelegten Naturen, unausgesetzt an ihrer sittlichen Selbsterziehung arbeiten und bestrebt sind, die schlechten und niedrigen grobtierischen Instinkte in sich zu ertöten, die Bestie im Menschen zu vernichten, den Kampf ums Dasein durch das gegenseitige Mitleid und die gegenseitige Unterstützung niederzuringen und dadurch die „Naturauslese" in ihrer Wirkung zu beschränken, wenn sie dieselbe auch nicht ganz aufhören machen können. Gewiss wird der Mensch stets von seiner Natur abhängig bleiben, aber ebenso sicher ist, dass er sich beständig über dieselbe zu erheben sucht und dies ist der ideale Zug seines Lebens, das Ideal des Willens, das ihm selbst der nicht rauben kann, der ihn nötigt, die Wirklichkeit hüllenlos zu sehen. Die liebevolle Hingebung an die Interessen der allgemeinen Wohlfahrt, die strenge gewissenhafte Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit kann man selbst dann nicht mit der rohen Selbstsucht zusammenwerfen, wenn uns dabei die Rücksichtnahme auf unser eigenes Glück vorschweben sollte und wir uns als Teil des Ganzen fühlen. Wie man weiss, bezeichnet Spencer dieses Gefühl als Ego-Altruismus. Den freiwilligen Märtyrertod für eine von uns als Wahrheit oder menschenbeglückend bekannte Idee darum noch als egoistisch zu bezeichnen, weil ja auch die Selbstaufopferung einer der raffiniertesten Genüsse ist, heisst doch die Begriffe auf den Kopf stellen. La Rochefoucauld behauptet auch, dass alle unsere Handlungen nur von den Leidenschaften herzuleiten seien und dass wiederum der einzige feste Punkt in unseren Leidenschaften der Egoismus sei. Dass aber edle Gefühle in unserer Brust walten, wenn sie auch mit schlechteren Regungen kämpfen, empfinden wir so mächtig, als wir davon (trotzdem La Rochefoucauld auch dies leugnet) überzeugt sind, dass der Mensch trotz aller philosophischen Gegenbeweise einen freien Willen hat, dass er der Thäter ist seiner Thaten, dass ihm also „das Ritterschwert, dass wir Beherztheit und Edelsinn nennen", wirklich zukommt.

Wenn wir also nach dem Gesagten die Gesamtauffassung La Rochefoucaulds über die Menschen und ihr Gefühlsleben nicht ganz teilen können, wird man doch seine unübertreffliche Kunst bewundern müssen, wo es gilt die geheimsten Falten unserer Brust

zu durchsuchen und zu beleuchten, falsche Seelenhaftigkeit und Gefühlskoketterie zu kennzeichnen und das, was man als *charlatanisme du désinteressement* bezeichnete, zu entlarven. Wir wollen an der Hand Bourdeaus auch einige besonders hervortretende Züge dieser Meisterschaft kennen lernen. Man weiss, dass seine *Maximes* alle späteren Versuche, diesen wahren *médailleur des pensées* nachzuahmen, weit überstrahlten und dass sich die Erfahrung wiederum bestätigte, dass nur Odysseus selbst den eigenen Bogen so trefflich zu spannen vermag. La Rochefoucauld's Vorliebe für die Sentenz, diese comprimierte Spruchweisheit hängt auch mit seinem häufigen Verkehr im Salon der Madame de Sablé zusammen, in dem man sich darin zu überbieten suchte, etwas zu sagen, was den Ausblick auf vielmehr eröffnete und von einer langen Kette von Schlüssen nur das letzte Glied mit einem Schlage zu zeigen. Nicht nur haben die Besucher dieses Salons vielfach zum Inhalte der *Maximes* beigetragen, sondern seine daselbst befindlichen Freunde haben auch vielfach daran gefeilt und gebosselt. So sieht La Rochefoucauld 1664 die *Maximes* nochmals mit der Sablé und Esprit durch, bis endlich 1665 das Werk ohne Name des Autors erscheint. In demselben Salon soll ja auch Pascal die Anregung zu seinen *Pensées* erhalten haben. Die Lehre Epicurs und der Jansenismus bilden die Quelle des ethischen Inhalts der *Maximes*, wenngleich dieselben zuweilen einer impulsiven Eingebung entsprungen scheinen. Blaise Pascal ist von derselben Menschenverachtung erfüllt, wie La Rochefoucauld und wir glauben Letzteren zu hören, wenn Ersterer irgendwo sagt: „Das Menschenleben ist nichts als eine beständige Täuschung und man hintergeht und schmeichelt einander ohne Unterlass. Niemand spricht von uns in unserer Gegenwart gerade so, wie er in unserer Abwesenheit redet. Die Einigkeit unter den Menschen beruht bloss auf diesem wechselseitigen Betrug und nur wenige Freundschaften würden noch bestehen bleiben, wenn jeder wissen könnte, was der Andere über ihn sagt, so bald er ihm den Rücken kehrt.“ Während aber Pascal den Menschen nur in den Staub drückt, um ihn dann zu Gott zu erheben, lässt uns La Rochefoucauld in dem Schlamme versinken, in den er uns geführt hat. Zwar macht auch La Rochefoucauld der Kirche seine pflichtschuldige Reverenz, doch fehlt da jede Aufrichtigkeit der Ueberzeugung und macht dies höchstens den kläglichen Eindruck, wie wenn ein entnervter Sinnenmensch an der Pforte eines Doms niedersinkt und mit Recht rufen wir dem hartgesottenen Egoisten mit Sankt Johann zu: „Der welcher seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht!“ Er möchte nur den klaffenden Riss zwischen krassem Egoismus und gottergebener Religiosität zur Not überbrücken und von ihm gilt, was Leibnitz von Bayle

sagte, *qu'il voulait faire taire la raison après l'avoir trop fait parler.* Der brillante blendende Stil La Rochefoucauld's muss uns über manches Paradoxe und über manche arge Entstellung und Uebertreibung des Thatsächlichen hinwegtäuschen. Die scharfe Begränzung und schlagende Treffsicherheit des Ausdrucks lassen aber mit Recht die *Maximes* als Markstein in der Geschichte der französischen Prosa erscheinen. Nur fehlt der Sprache die individuelle persönliche Färbung und ist der Ausdruck zuweilen zu gekünstelt und gesucht, der Geistreichtum manchmal abgequält und effekthascherisch, in spitzfindige Spielereien ausartend. Was La Rochefoucauld an Uebertreibungen leistet, beweist sein Ausspruch, dass wir immer auch eine gewisse Freude beim Unglücke unserer Freunde empfinden. Eine solche sittliche Verirrung kann ja einen Augenblick in einem ungeläuterten Herzen aufzukommen suchen, aber selbst da wird sie, kaum, dass man sich derselben bewusst wird, mit tiefer Scham niedergekämpft werden. Brunetière sagt, La Rochefoucauld sei unter den Schriftstellern, was der Graveur unter den Bildhauern und er sei weniger ein Philosoph als ein Psychologe. Montesquieu nannte die *Maximes*: *Proverbes des gens d'esprit.* Helvetius sieht in La Rochefoucauld nur den Verteidiger des erlaubten Egoismus. Voltaire, Diderot und Rousseau glauben bekanntlich, dass der aus der Hand der Natur schuldlos hervorgegangene Mensch erst durch die von der Kultur hervorgerufene Sündhaftigkeit derselben verdrängt worden sei. Noch weiter ist der Pessimismus La Rochefoucauld's von der diesbezüglichen enthusiastischen Ueberempfindsamkeit der Revolution entfernt. In dieser Weise wird bei Bourdeau die Stellung La Rochefoucaulds zu den verwandten Schriftstellern der Mit- und Nachwelt meist trefflich gekennzeichnet. Wir schliessen aber, da wir den Inhalt seines Buches nicht erschöpfen, sondern von dessen Reichtum nur eine Ahnung erwecken wollten.

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Hémon, Félix. *La Rochefoucauld.* Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1896. 238 SS.

Wenn (nach einem Ausspruche Saint-Beuves) ein Klassiker ein Autor ist, der eine unzweideutige moralische Wahrheit entdeckt oder irgend eine ewige Leidenschaft ergründet hat in dem menschlichen Herzen, in welchen scheinbar Alles bekannt und erforscht ist, welcher zu Allen in einem Styl gesprochen hat, der sein eigen und dennoch in dem Style eines Jeden sich wiederfindet, so treffen

bei La Rochefoucauld diese Vorbedingungen nur zum Teile ein. Wohl versteht er es, die kleinsten Mikroben des menschlichen Seelenlebens wie unter dem Mikroskop zu zeigen, wohl ist er ein Meister der alchemistischen Kunst im Analysieren der verschiedensten Hirnmanifestationen, so dass wir durch sein Werk in das Gewürme unserer Gedanken wie in einen jener Bienenkörbe zu schauen meinen, an denen eine Seite aus Glas hergestellt ist, damit man das Treiben jener Tiere besser beobachten könne. Trotzdem kann man nicht sagen, dass uns La Rochefoucauld die unergründliche Tiefe der Menschennatur erschlossen hat. Sein grösster Fehler ist, das, was in den beschränkten Kreis seiner Erfahrung fällt, für allgemein giltig erklären zu wollen, sein eigenes Fühlen und Denken als das alleingiltige Mass der Dinge zu betrachten. Ihm fehlt jene herrliche Eigenschaft grosser Männer, selbst das erfahrene Unglück höheren sittlichen Zwecken zu beugen und dienstbar zu machen und so führt ihm meist eine gallige Satire die Feder und er zeigt nur das traurige Talent, die Fehler Anderer aufzuspüren. La Rochefoucauld übersieht, dass Niemand gutstehen kann für sein Empfinden, nur für sein Handeln; dass zuweilen unsere schwachen Seiten unsere edelsten sein können; dass schon der Umstand, dass der bessere Mensch mit seiner schlechteren Natur in einem ewigen Kampfe liegt und dieselbe in sich niederzuringen sucht, von unserem Gewissen und dem idealen Zuge in unserer Brust Zeugnis ablegen kann. Er verkennt, wie der Mensch nicht nur seine schlechten Instinkte, sondern zuweilen auch seine zartesten, edelsten Regungen vor den Augen der profanen Welt zu verbergen sucht, dass auch das Gute und Erhabene ein Feigenblatt zu tragen pflegt, um sich nicht frechen Blicken preiszugeben. Er verfällt bei der Beurteilung der Menschen in den Fehler, sie als ein Ganzes zu nehmen, als eine Einheit, als etwas ein für alle mal Bestehendes, indem er sich weigert, ihre Eigenschaften zu teilen. Darum sind seine *Maximes* eigentlich nur Variationen zu dem banalen Satze, den auch der Muezzin täglich die Gläubigen zum Gebete einladend vom Minaret herabruft: Die Welt ist schlecht! und er glaubt in dem krassen Egoismus die Triebfeder aller menschlichen Handlungen blosgelegt zu haben. Der Reichtum des Lebens ist aber zu gross, als dass er aus e i n e r e i n z i g e n, noch dazu so trüben Quelle, wie es die nackte Selbstsucht ist, fliessen könnte! Seine Ergebnisse beruhen eben nur auf einer rohen, seichten Empirik und es ist ihm die bei ausserordentlichen Individualitäten ausgebildete Gabe des inneren, mystischen Schauens, des Dranges nach Vollendung, des Eindringens in die geheimsten Tiefen der Seele versagt, jener Erkenntnis, die sich immerhin auf Erfahrung stützt, aber zur Offenbarung des Höchsten emporwächst, des Festhaltens der innerlich ergriffenen Welt, gegen-

über allen Widersprüchen der Wirklichkeit. Daher der öde Geist der Depression, den sein Buch zurücklässt, die Makulaturstimmung, da er uns alle Ideale aus der Brust reissen und alle Schwungkraft lähmen möchte, so dass wir nur als traurige Kriechtiere auf der Erde fortdämmern könnten; sein Kritizismus ist ein kleinliches, nörgelndes, sophistisch spintisierendes Geschöpf, das nicht einen einzigen erhabenen Gedanken, nicht einen Hauch des Enthusiasmus aufkommen lassen möchte.

Dieser unserer Auffassung über die Bedeutung der *Maximes* La Rochefoucauld's nähert sich im Ganzen und Grossen auch das vorliegende Buch von F. Hémon. Es ist dem von J. Bourdeau rasch gefolgt, aber man kann auch von diesen beiden Werken sagen, dass sie einander folgen, aber nicht einander gleichen. Hémon ist viel gründlicher als sein Vorgänger den innersten, feinsten Regungen in La Rochefoucaulds Denken und Fühlen nachgegangen und es ist ihm oft gelungen, die letzten Gründe seiner zuweilen widerspruchsvollen Natur aufzudecken. Er weist durch eine eingehende Gegenüberstellung der *Mémoires* und *Maximes* La Rochefoucaulds fast Schritt für Schritt nach, dass sich die *Maximes* nur durch die Heranziehung der *Mémoires* richtig würdigen und verstehen lassen. Das vorangegangene Werk bietet den Schlüssel zum letzteren und die beiden stehen zu einander im Verhältnisse von Theorie und Praxis. Aber auch sonst bietet sein Buch eine Fülle des Neuen und Wissenswerten. Wir sehen klar, dass La Rochefoucauld allerdings von Seiten der Königin Anna und der Chevreuse manchen Undank erfahren hat, dass er aber trotzdem nicht etwa als ein Märtyrer seiner selbstlosen Hingebung und Freundschaft anzusehen ist. Seine Enttäuschungen rührten vielmehr zum grossen Teil daher, dass es ihm misslang, die Anderen zu täuschen. Er war eine wenig schmiegsame, unliebenswürdige Natur, zum Höflinge fehlte ihm nicht der gute Wille, wohl aber die erforderliche Geschmeidigkeit. Seine Lebensanschauung scheint er durch einen Einblick in seinen eigenen Busen geschöpft zu haben, so dass auf ihn das treffliche Wort Talleyrands Anwendung findet, der auf die Bemerkung, Fouché sei ein grosser Menschenverächter, antwortete: Das ist wahr, der Mann hat sich viel selbst beobachtet! Allerdings straft er zum Teile schon selbst seine *Maximes* Lügen, indem er für echte Frauenliebe und ungeheuchelte Männerfreundschaft nicht ganz unzugänglich war. Er hatte sogar eine gewisse Vorliebe für romantische, schwärmerische und enthusiastische Lektüre, er hält weisse Mäuse, er drechselt Madrigals an die Grignan und hört mit Behagen auf die schlüpfrigen Anekdoten der Coulanges. Er ist im Kampfe der Schlachten von hohem persönlichen Mute, aber das von ihm an Anderen bewunderte Heldentum als andauernden Seelenzustand besitzt er nicht.

Seine *Mémoires* sind die bittere Frucht seines unbefriedigt gebliebenen Ehrgeizes. Wie er in den *Maximes* für die scheinbar edelsten, grossherzigsten Handlungen Anderer kleinliche, niedrige Beweggründe zu finden weiss, so versteht er es in den *Mémoires* meisterhaft die Kehrseite der grossen Staatsaffairen und die kleinen Ursachen der grossen Wirkungen aufzuweisen. Er ist auch hier schon kein Schilderer und Sittenmaler, sondern der lauernde Beobachter mit dem unheimlich geschärften, schielenden Blicke. Er ist nicht ruhmredig von seinen Vorzügen und von grosser Selbsterkenntnis; nur hält er sich fälschlich für einen grossen Politiker und ist er blind für seine Willensschwäche und seinen Mangel an Energie, einen Fehler, den er an Anderen so bitter tadelt. Sehr lichtvoll ist bei Hémon die Darstellung der Beziehungen La Rochefoucaulds zur Frau von Sablé und zur Frau von La Fayette. Durch eine kleine Abhandlung über Prinzenerziehung wurde er der Ersteren bester Freund. Mancher gemeinsame Zug, wie die Vorliebe für feinschmeckerische Genüsse und Tafelfreuden, die Furcht vor ansteckenden Krankheiten und dem Tode führte sie zusammen und überbrückte die Kluft zwischen der trotz ihrer Koketterie jansenistischen Sablé und dem im Inneren freidenkerischen La Rochefoucauld. Mit grossem Nachdrucke bekämpft Hémon die besonders von Cousin vertretene Meinung, die Sablé habe an La Rochefoucauld's *Maximes* den grösseren geistigen Anteil gehabt, er selbst aber dabei sich lediglich auf eine mehr redaktionelle Thätigkeit beschränkt. Hémon gibt zu, dass die Tendenz, *Maximes* zu abstrahieren, damals besonders im Salon der Frau von Sablé, so zu sagen, in der Luft lag, hält aber daran fest, dass die *Maximes* La Rochefoucaulds, wie sie vor uns liegen, sein individuelles, ureigenstes Geistesprodukt seien. Besonders die so charakterische unübertreffliche epigramatisch scharfe Form und Fassung derselben, der überquellende Gedankenreichtum in den engen Sprachkanälen seien seinem Geiste, wie die Pallas dem Haupte des Jupiter, fertig entsprungen und tragen das Prägezeichen seines Genius. Eine gewissenhafte Vergleichung mit den *Maximes* der gläubigen Sablé, des pietistisch frömmelnden, weitschweifigen, pedantischen Esprit und des zwar hochbegabten aber doch in Vorurteilen befangenen Méré könnten diese Ueberzeugung nur festigen. Wenn mehrere *Maximes* dieser drei verschiedenen Autoren eine verblüffende Aehnlichkeit aufweisen, so sei nicht La Rochefoucauld der Entlehner gewesen und dieser auffallende Umstand nur mit dem geringen Respekt vor dem geistigen Eigentum in damaliger Zeit zu erklären. Schon die chronologische Aufeinanderfolge hätte Cousin vor einer so irrigen Annahme warnen müssen.

Allerdings ist Hémon geneigt, der Madame de La Fayette mit ihrem seelischen Gleichgewicht und ihrer inneren Ausgeglichenheit

einen sänftigenden und sittigenden Einfluss auf La Rochefoucauld zuzuerkennen und zuzugeben, dass er durch ihre Einwirkung manche allzugrosse Schroffheit, manche zu spitzen Ecken in seinen *Maximes* abschwächte. Sie lehrte ihn, ganz aus sich heraustretend sein innerstes Wesen zu erschliessen und sie mag ihm manches Stichwort des Verständnisses fremder Seelenzustände gegeben haben. Nichts desto weniger bezeichnen die *Maximes* ganz und voll, La Rochefoucaulds Art zu denken. Sehr richtig opponiert Hémon auch einer Behauptung Brunetières, als seien die *Maximes* das Produkt eines Zweiflers, der schliesslich von Sinnengenüssen entnervt, zerknirscht und weltflüchtig, gläubig an den Stufen eines jansenistischen Altars niedersinkt. Diese Auffassung ist eine ganz verkehrte und falsche. Sehr richtig bemerkt dagegen Hémon, das La Rochefoucauld zwar vom Christentum die Erbsünde acceptiert, aber ohne das Gnadenmittel der Erlösung. Dieser letztere Umstand unterscheidet die *Maximes* so essentiell von den *Pensées* Pascals, und mit Recht sahen daher die Jansenisten in den *Maximes* nur die Hälfte eines guten Buches. Allerdings liess La Rochefoucauld aus praktischen Gründen seine *Maximes* mit dem Weihwasser einer salbungsvollen Vorrede besprengen, aber er beseitigte auch diesen unorganisch angestückelten Geleitsbrief, als er ihm nicht mehr unbedingt erforderlich erschien. La Rochefoucauld hat nicht einmal die unbestimmte Scheu wie die alten Germanen vor jener Gottheit, wie sie Tacitus als *ignotum illud quod sola reverentia vident* bezeichnet, er glaubt nicht an das eingeschriebene Sittengesetz in der Menschenbrust, für ihn herrschen weder in der Geschichte noch im Einzelleben Notwendigkeit und Zufall, causale Bedingtheit und Willensfreiheit, sondern überall nur ein blindes Fatum und der zügellose Eigennutz. Nur wer den Thatsachen Gewalt anthun will, kann in ihm einen Hang zur Religiösität entdecken. Auch seine angebliche Bekehrung durch Bossuet an seinem Lebensabende ist ein Fabel. Mit Mühe widerstehen wir der Verlockung, manches geistvolle Wort, das Hémons Buch in seiner Schlussbetrachtung der *Maximes* enthält, hier wiederzugeben; wir beschränken uns darauf aus derselben ein Citat aus La Fontaine zu reproduzieren:

Notre âme, c'est cet homme amoureux de lui-même;
Tant de miroirs, ce sont les sottises d'autrui;
Miroirs, de nos défauts les peintres légitimes;
Et quant au canal, c'est celui
Que chacun sait: le livre des Maximes

und dem selbst einen Ausspruch Goethes anzureihen, der uns auch für die Wertschätzung der *Maximes* besonders aufschlussreich zu sein scheint: „Nichts wird ganz und unparteiisch wieder dar-

gestellt! Man könnte sagen, hiervon macht der Spiegel eine Ausnahme, doch sehen wir unser Angesicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unsere Gestalt um, macht unsere linke Hand zur rechten. Dies mag ein Bild sein für alle Betrachtungen über uns selbst."

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Betz, Louis P. *Pierre Bayle und die „Nouvelles de la République des Lettres"* (Erste populärwissenschaftliche Zeitschrift 1684—1687.) Mit einem Facsimile des Titelblattes der Zeitschrift. Zürich, Albert Müllers Verlag 1896. XVI und 132 S. gr. 8⁰.

Der Verfasser hat es in diesem Büchlein versucht, uns vornehmlich die Verdienste Bayles als „Schöpfer der modernen Zeitschrift", als Autor der *Nouvelles de la République des Lettres* zu zeigen. Er findet, dass der französische Publizist und Philosoph noch immer nicht nach Verdienst gewürdigt wird, und obgleich er, in richtiger Selbsterkenntnis, fürchtet, dass seine Schrift an diesem status quo nicht viel ändern wird, so hat er sich doch der Aufgabe unterzogen; denn „die litterarische Forschung ist sich Selbstzweck". Ueberdies sei der Gegenstand aktuell. Betz „möchte es sogar für die Pflicht des Fachmanns halten, den Geist der Jahrhunderte aneinanderzuketten (sic!), die Gegenwart in den Spiegel der Vergangenheit blicken zu lassen, das Heute an die Lehren von Gestern zu mahnen und Vergangenes mit Gegenwärtigem (wohl umgekehrt) zu messen".

Betz hat seine Arbeit in V Abschnitte eingeteilt. Im I. beschäftigt er sich mit der Entstehungsgeschichte der *Nouvelles*, mit ihrer Einrichtung, ihren Quellen und Einflüssen, ihren Mitarbeitern u. s. w. Der II. Abschnitt studiert eingehend den Inhalt der Zeitschrift, ihre Stellung zur Akademie, zu Ludwig XIV., die Ansichten Bayle's über berühmte Dichter, wie Molière, Corneille, Racine, Boileau u. s. w. Der Verfasser streift dabei u. A. das Verhältnis Bayle's zur *Querelle des Anciens et des Modernes.* Betz charakterisiert sodann Bayle als einen unparteiischen aufgeklärten Kritiker, seine Zeitschrift als eine friedliche Kampfesarena der entgegengesetztesten Anschauungen. Er berichtet hierauf über das litterarische Verhältnis zwischen Bayle und der Königin Christine von Schweden. Der III. Abschnitt ist der Methode der Bayle'schen Kritik, deren Vorzügen und Schwächen, Bayle's Geschmacksverirrungen, dem Stile seiner Zeitschrift und endlich dem Verhältnis zwischen seiner

Kritik und der der Neuzeit gewidmet. Der IV. Abschnitt zeigt uns den Erfolg der Zeitschrift, während der V. und letzte ihrer Bedeutung, ihrem Einfluss und überhaupt dem des Autors gerecht zu werden sucht.

Der Verfasser ist an seine Aufgabe mit grossem Eifer gegangen und es ist ihm geglückt, im grossen und ganzen von den *Nouvelles*, ihrer Wirkung und ihrem Verfasser ein anschauliches Bild zu entwerfen und Manches Neue zu bieten. Im einzelnen wird man freilich seinen Ausführungen nicht immer beipflichten und vieles lässt sich noch ergänzend und berichtigend hinzufügen. Am meisten bleibt es zu bedauern, dass der Verfasser sich auf litterarhistorischem Gebiete nicht sattelfest zeigt und nur zu häufig Bemerkungen macht, die von geringer Sachkenntnis zeugen. Ich gehe sofort daran, diese Ausstellungen durch eine kleine Auswahl zu belegen. Seite 2 sagt B., dass Descartes seit 35 Jahren gestorben war, „als Bayle seine *Nouvelles* in Angriff nahm“. Nachdem Descartes erst 1650 starb, Bayle aber schon 1683 seine Zeitschrift plante, so sind es nicht 35, sondern 33 Jahre. — Dass Racine sich um 1683/84 „bereits überlebt“ hatte (ibid.), ist eine sonderbare Behauptung und muss selbst dann noch als eine solche bezeichnet werden, wenn nicht 1689 *Esther* und 1691 *Athalie* zum ersten Mal im Drucke erschienen wären. — Es bedarf noch der Untersuchung, ob auf die *Nouvelles* nicht ausser dem *Journal des Savants* und den *Acta Eruditorum*, Corn. a Beughems *Gallia erudita* 1665 ff. und ähnliche bibliographische Werke, sowie *Il Giornale de' Letterati* 1668 ff. eingewirkt haben. Seite 31 sagt Betz: „Der längst vergessene Chappuzeau, der in seinem Werk *Recherches sur les Théâtres en France* mit wohlwollendem Verständnis von dem Schauspieler und seinem Berufe spricht.“ Hierzu ist zu bemerken, dass die *Recherches etc.* nicht Chappuzeau, sondern Beauchamps (das Werk erschien 1735) zum Verfasser haben und dass Bayle aber das 1674 erschienene Werk Chappuzeau's im Sinne hatte, das den Titel *Le Theatre françois* (Lyon 1674) führte und das durch zwei Neudrucke (1867 und 1876) neuerdings bekannt genug geworden ist. — Dürftig und ungenau ist auch, was der Verfasser in der Anmerkung (ibid.) über Chappuzeau sagt. Wenn sich Bayle über den panegyrischen Ton des Genfers lustig machte, so brauchte er nicht gerade dessen „Buch über den bayerischen Hof“ (*Relation de l'Etat present de la maison electorale & de la Cour de Bavière*) im Auge gehabt zu haben, sondern viel wahrscheinlicher dessen mehrbändiges Werk *L'Europe Vivante* (1667—1671 3 Bde. 4^{0}) in welchem allen europäischen Fürsten, Fürstinnen, Staatsmännern, Beamten, Gelehrten, Dichtern u. s. w. „*depuis le Sceptre jusqu'à la houlette*“ Weihrauch gestreut ist.

Oberflächlich ist, was Betz S. 44 ff. über die *Querelle des Anciens et des Modernes* mitteilt. Ich weiss nicht, ob er das von ihm zitierte Werk von H. Rigault über den Gegenstand wirklich gelesen hat oder nicht, jedenfalls ist ihm nicht die Abhandlung V. Fournels in seinem Werke *La Littérature Indépendante et les Ecrivains oubliés* (Paris 1862) (S. 379—415) bekannt geworden. Daraus hätte er erfahren können, dass der Streit über Tassonis *Pensieri diversi* zurückgeht und dass in Frankreich nicht Desmarets de Saint Sorlin die litterarische Fehde eröffnete, sondern dass dieser daselbst viele Vorläufer hat (cf. S. 382 und 383). Ein auch von Fournel übersehenes Faktum ist, dass Tassoni, seinerseits, allem Anscheine nach durch eine kurz vor seinen *Pensieri diversi* erschienene Schrift von Paolo Beni *Comparatione di Homero Virgilio Torquato etc.* (Padova 1607) angeregt worden ist. Wenn Betz ferner von Desmarets sagt: „Seine erste Streitschrift erscheint 1673 zusammen mit dem Drama *Clovis*“, so ist das doppelt unrichtig; denn erstens ist der *Clovis* kein Drama, sondern ein langatmiges Epos und dann ist der mit dem *Clovis* zusammen veröffentlichte *Traité des Poètes Grecs Latins & François* nicht die erste Streitschrift Desmarets in der Sache, sondern es ging ihm 1670 *La Comparaison de la Langue et de la Poesie françoise avec la Grecque et la Latine etc.* voraus, welche sein Hauptwerk in der Sache ist. — S. 45 heisst es: „Boileau, der im dritten Gesang der *Art poetique* die poetische Verwertung der christlichen Religion und der biblischen Geschichte verpönt und zwar just als Milton dem englischen Volke sein *Paradise Lost* geschenkt.“ Betz glaubte sonach, dass *L'Art poetique* und *Paradise Lost* gleichzeitig erschienen seien und hält wohl die Ausgabe des Milton'schen Gedichtes von 1674 — in diesem Jahre erschien zuerst *L'Art poétique* — für die editio princeps, während diese bereits 1667 ans Licht gekommen war. Boileau zielte übrigens mit seinen Versen auf Desmaret's *Clovis*, dem in der Ausgabe von 1673 noch eine Abhandlung voranging unter dem Titel *Discours pour prouver que les sujets chrétiens sont les seuls propres à la Poésie héroique etc.* — Der „Monsieur Morhosius“ (S. 49) ist wohl von Betz verlesen für Morhofius. — S. 69 leistet sich B. den Satz: Statt dass diese (Christine von Schweden) den verkannten Gelehrten mit einem Kuss . . . für alle Zeiten berühmt gemacht, wie dies einst Schottlands Königin für Alain Chartier that . . . .“ Betz hätte besser gethan, den ziemlich abgeschmackten Versuch, hier pikant zu schreiben, zu unterdrücken, es wäre ihm dann ein Schnitzer erspart geblieben. Wie käme Schottlands Königin zu Alain Chartier? Jean Bouchet, der uns die Anekdote überlieferte, erzählt sie nicht von „Schottlands Königin“, sondern von Marguerite d'Ecosse (1424—45), der Gemahlin des Dauphin und nachmaligen Königs

Ludwig XI. von Frankreich. — Seite 90 bezeichnet Betz die Catherine des Roches als „eine berühmte „précieuse" aus Poitiers." Ich weiss nicht ob er im Ernste die Dame (gest. 1587) als ein Kind des 17. Jahrhunderts ansieht; jedenfalls ist die Bezeichnung *précieuse* für sie eine unzulässige. — S. 106 ist statt Talment des Réaux. Tallement d. R. zu lesen. Pierre Allix (ibid.) ist nicht 1641, sondern 1631 geboren. — S. 117 macht Betz den „grossen englischen Staatsmann d'Israeli" zum Verfasser der *Curiosities of Literature*, während das Werk, wie alle Welt weiss, von dessen Vater J. d'Israeli ist. —

MUENCHEN. A. L. STIEFEL.

Betz, Louis P. *H. Heine und Alfred de Musset.* Zürich, Albert Müller's Verlag 1897. VIII und 117 S.

Die litterarischen Parallelen, wie sie namentlich von der französischen Kritik bis in unser Jahrhundert hinein gepflegt wurden die gerne antike und moderne Dichter oder ihre Werke mit einander verglich, sind ziemlich in Misskredit geraten. Man hat solche Vergleiche *puérils, vains et fatigants* genannt und unser Autor, der dies Wort des Herzogs von Broglie selber anführt, kennt die Bedenken gegen sie sehr wohl. In neuerer Zeit sind solche Gegenüberstellungen jedoch öfters in einem mehr wissenschaftlichen Geiste unternommen worden, indem man etwa zeigen wollte, wie eine Aehnlichkeit oder Verschiedenheit zweier Dichter in einem Punkte eine Reihe anderer Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten nach sich zieht. Häufig wird die Vergleichung auch im Interesse der Deutlichkeit angewandt, indem man sich durch das Zusammenhalten zweier verwandter Erscheinungen der Eigentümlichkeiten einer jeden klarer bewusst werden will. Eine ähnliche Absicht scheint unser Verfasser gehabt zu haben, der es als sein Ziel bezeichnet, „durch Vergleichung der äusseren und inneren Momente zweier Dichtergestalten eine Charakteristik jeder einzelnen zu erzielen, auf vergleichendem Wege, durch Gegenüberstellung ihrer Lebensschicksale, ihres Wesens und ihres Dichtens, unsere Kenntnis über den einen und andern zu erweitern und zu vertiefen."

Die vielen äusseren und inneren Berührungspunkte im Leben und Dichten Heine's und Musset's, die auch schon frühere Kritiker zu einer Vergleichung beider anregten, waren nicht das einzige Verlockende für unsern Autor. Er betrachtet sie ausserdem „als typische Gestalten einer vergangenen Dichtungs- und Empfindungsepoche, als poetische Symbole der wirren und gährenden Tage des

jungen Jahrhunderts, als representative men zweier Völker," immer dessen gedenk, dass Litteraturgeschichte, die vergleichende besonders, „in letzter Instanz Psychologie, Studium der Seelen, Seelengeschichte" ist.

Gleich zu Beginn hebt Betz hervor, dass wir es trotz vielen Aehnlichkeiten mit zwei grundverschiedenen Naturen zu thun haben. Dies zeigt schon ein Blick, den er auf Leben und Charakter der beiden, die verschiedene Sphäre, in der sie sich bewegen, ihre Freunde, ihr Verhältnis zu den Frauen, ihre Stellung zu Politik, Vaterland und Religion wirft. Drei weitere Kapitel (II, III, IV) sind der Betrachtung des dichterischen Charakters beider gewidmet; ihr Weltschmerz, der Vorwurf der Subjektivität, den man ihrer Lyrik macht, die grössere oder geringere Spontaneität der ausgedrückten Empfindung, der fehlende Natursinn bei Musset, ihr Witz und ihre satirische Beanlagung und schliesslich die Form und künstlerische Gestaltung ihrer Werke kommen hier zur Sprache. Alsdann handelt der Autor von den fremden Einflüssen auf das Dichten Heine's und Musset's (V.), ihrer analogen Stellung innerhalb der Litteratur ihrer Heimat (VI.) und schliesst mit einer Betrachtung über die Bedeutung, den Erfolg und den Einfluss unserer beiden Dichter und das Verhalten der Kritik der Mit- und Nachwelt. — Ueberall zeigt sich unser Autor als ein geist- und kenntnisreicher Mann, der auf dem Gebiete, auf dem er sich hier bewegt, wohl bewandert ist — seine frühere Schrift „Heine in Frankreich" hatte dies schon bewiesen — der gewandt, fesselnd und knapp zu schildern weiss, einen offenen Blick für das Leben und menschliche Verhältnisse hat und darum unsere beiden Dichter, die so oft verkannt wurden, verständig, unbefangen und bei aller Liebe und Verehrung, unparteiisch beurteilt.

Wenn wir den wissenschaftlichen Wert einer Arbeit wie der vorliegenden betrachten, so können wir ein Bedenken nicht zurückhalten. Zweifellos bieten derartige Vergleichungen ein bequemes Mittel, uns eine Menge lehrreicher, interessanter und auch neuer Dinge über einen Dichter zu sagen — allein das kommt doch alles mehr in zufälliger Ordnung und gelegentlich vor, ohne dass man den inneren Zusammenhang deutlich erkennt. Eine psychologische Betrachtung, wie sie unser Autor anstrebt, müsste doch gerade darauf ausgehen, die Einheit in allen Aeusserungen einer Dichterpersönlichkeit, in seinem Leben wie in seinem Schaffen nachzuweisen, zu zeigen, wie gewisse herrschende Charakterzüge, Anlagen und Fähigkeiten überall sichtbar sind und alles bestimmen, namentlich auch die Vorzüge und Schwächen der Werke. Unser Autor vernachlässigt das zwar nicht ganz und gar, aber es fehlt ihm an Schärfe und Bestimmtheit, und durch das häufige Ueberspringen

von einem Dichter zum andern wird dieser Mangel noch empfindlicher. Die Erörterung über die Subjektivität der beiden Dichter enthält feine und richtige Bemerkungen. Allein es wird nicht gesagt, wie sich die Subjektivität beider Dichter unterscheidet und welche Form von Subjektivität — denn subjektiv ist im Grunde doch jeder Lyriker — vom dichterischen Standpunkte verwerflich ist. Einmal hören wir (S. 59), dass beider Dichten ein ehrliches sei, dann wird wieder Musset die grössere Spontaneität beigelegt (S. 60) und von Heine's Kontrasteffekten gesagt (S. 64), dass darin ein System, etwas Gewolltes, sei! Auch sonst würden noch ähnliche Unbestimmtheiten zu finden sein, die den Wert der Darlegungen unseres Autors herabmindern.

Es ist jedoch vielleicht unbillig, diese hier zu sehr zu betonen. Der Verfasser hat uns „Gedenkblätter aus den jungen Jahren unseres alten Jahrhunderts“ bieten wollen und seinem Büchelchen das Datum von Heine's hundertstem Geburtstag, den 13. Dezember 1897, vorgesetzt. Wollte man weitere Kreise fesseln — und das war hier doch der Zweck — so durfte man vielleicht nur in dieser Weise von Dichtern und Dichterwerken sprechen. So wünschen wir denn dem Büchelchen, dass es bei den Verehrern der beiden grossen Lyriker eine freundliche Aufnahme finden und namentlich zu einer unbefangenen Würdigung unseres grossen deutschen Schriftstellers, von der es selber ein Muster gibt, viele seiner Landsleute bekehren möge.

Am besten geglückt scheinen uns die Ausführungen über die fremden Einflüsse auf unsere Dichter, wobei auch das Deutschtum Heine's, das er trotz des starken und langdauernden Druckes bewahrt, den Frankreich auf ihn ausübte, gebührend betont wird. Völlig stimmen wir auch dem Lobe bei, das dem Kritiker Heine so reichlich gezollt wird. So oft man auch im Einzelnen von Heine's Urteilen abweichen möchte — wir wüssten kaum einen andern Kritiker zu nennen, der einen so scharfen Blick für die Vorzüge wie die Schwächen der von ihm Beurteilten besessen und aus dessen Kritiken daher heute noch gleich viel zu lernen wäre.

GIESSEN. W. WETZ.

Lotheissen, Ferd. *Geschichte der französischen Litteratur im XVII. Jahrhundert.* 2. Aufl. in 2 Bden., Wien, Carl Gerold's Sohn. 1897. M. 30.

Es wäre ein verdienstvolles Unternehmen gewesen, Lotheissens vortreffliches Werk, das vor 13 Jahren abgeschlossen wurde (Bd. I erschien 1877, Bd. IV 1884), mit Benutzung der inzwischen gemachten Forschungen neu zu bearbeiten. Dazu gehörte aber ein

Herausgeber, der mit der französischen Litteratur vertrauter war, als Moritz Necker. Allerdings spricht auch dieser in dem Vorworte nicht von einer Neubearbeitung, aber er sagt, dass er den Text auf Grund der Randbemerkungen in Lotheissen's Handexemplar „korrigiert und ergänzt" habe. Nun sind aber diese Aenderungen so völlig geringfügig, dass wir jeden warnen möchten, um ihretwillen die 2. Auflage zu kaufen. Denn sie ist blosse Buchhändlerspekulation. Anders stände es, wenn jemand sich wegen der vom Herausgeber vorausgesandten Biographie Lotheissens (IX—LXI) zu einem Ankauf entschlösse. Denn die Biographie beruht auf Lotheissen's Briefen und Tagebüchern, ist schön und mit Sachkenntnis geschrieben. Zu bedauern bleibt, dass in den Anmerkungen nicht wenigstens neuere (d. h. nach Lotheissen's Tode oder nach Abschluss der 1. Auflage erschienene) Abhandlungen, Schriften, Ausgaben u. s. w. berücksichtigt sind, dass auch in dem „neugemachten und vielfach*) verbesserten Register", das durch die veränderten Bände und Seitenzahlen notwendig wurde, doch die Unvollständigkeiten des alten geblieben sind. In dem Texte, wie in den Anmerkungen sind aber die Aenderungen meist recht kleinlich oder unnötig. z. B. wird II, 420, die Hamburger Ausgabe der Werke Heinrich Heines im Zitate ausgemerzt und II, 446, das ursprüngliche „Dieselben" durch „Sie" (jussu Wustmanni) ersetzt.

DRESDEN. R. MAHRENHOLTZ.

Aimé Camp. *Alfred de Musset.* Influence des Etudes classiques sur Alfr. de Musset. Montpellier, Imprimerie centrale du Midi. 1896, 29 p.

Der Verfasser bespricht zunächst eine philosophische Preisarbeit Musset's aus dem Jahre 1827, die den Titel führte: *Quels sont nos motifs de jugement? Peuvent-ils se réduire à un seul?* Der jugendliche, dem College eben entronnene Autor sucht darin mit sehr wohlfeilen Gründen, wie z. B. *spectacle de la nature*, *conscience morale*, *témoignage de tous les peuples* u. s. w. die Existenz Gottes, Unsterblichkeit der Seele, das Gericht im Jenseits, nachzuweisen. Zu diesen Argumenten, in denen Verfasser mit Recht die Nachwirkungen der (sehr dürftigen) *leçons de philosophie du collége Henri IV.* erkennt, gibt er einige Parallelstellen aus Musset's Dichtungen.

*) Diese „vielfachen" Verbesserungen sind 1) unter „Aristoteles" st. „Note und öfters" „Note ff.", 2) st. Butier: Bertier, 3) unter „Boileau, Gilles" st. Kebes: Cebes, 4) unter „Lotheissen" st. „Note und öfters" „Note ff."

Der 2. Abschnitt ist nicht inhaltsvoller. Er nennt sich *Etudes Grecques* und zeigt, dass Musset mit Plato für das Schöne geschwärmt, ohne übrigens in die Subtilität des Platonischen Schönheitsbegriffes eingedrungen zu sein, ferner, dass er Reminiszenzen aus Homer, Pindar u. a. griechischen Lyrikern, sowie eine Nachbildung einer Chorstelle aus Sophocles' *Οἰδίπους βασιλεὺς* sich angeeignet und als Dichter viel in der griechischen Mythologie herumgekramt habe. Er habe André de Chénier geliebt, da ja dieser auch Griechen-Nachahmer (nach neuerer Forschung freilich nur in sehr eingeschränktem Sinne) gewesen sei. Man kann von 29, oder nach Abzug des Titelblattes 25 S., im Grunde nicht mehr verlangen.

R. MAHRENHOLTZ.

Werner, Moritz. *Kleine Beiträge zur Würdigung Alfred de Mussets* (Poésies nouvelles). Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie X. Romanische Abteilung No. 4. Berlin. C. Vogts Verlag 1896. 161 S. 8⁰.

A selection from the poetry and comedies of Alfred de Musset. Edited with an introduction and notes by **L. Oskar Kuhns** professor of romance languages in Wesleyan University. Boston, U. S. A. Ginn & Co., publishers 1895.

In den letzten fünf Jahren hat das Interesse des Publikums wie der Litterarhistoriker in Frankreich, welches sich bisher in immer steigendem Masse Victor Hugo zugewendet, eine Verminderung erfahren, was diejenigen nicht Wunder nehmen wird, die sich des Götzendienstes erinnern, welchen man mit dem alten Manne zuletzt trieb, und die in der Psychologie des französischen Volkes genügend bewandert sind, als dass sie nicht wüssten, wie übermässig von ihm einzelne Menschen gefeiert, um bald vernachlässigt oder gar in den Staub gezogen zu werden. Es scheint, als ob nunmehr Alfred de Musset daran wäre, wieder zu seinem Rechte zu gelangen, welches ihm inzwischen wohl dadurch verkümmert worden, dass die Persönlichkeit Victor Hugo's eine weitaus grössere Wirkung auf die letzten Generationen ausübte und auszuüben sich energisch bestrebte, als die des unglücklichen poète de la jeunesse, welcher in den letzten zehn Jahren seines Lebens schon ein halbvergessener Mann war. Mit der Erkenntnis, dass Musset die tiefer angelegte dichterische Natur gewesen, wächst diejenige, dass er in viele seiner Dichtungen weit mehr hineingelegt hat, als selbst bei wiederholter Beschäftigung mit ihnen zum Bewusstsein kommt, denn sein ungemein fein empfindendes und empfängliches Gemüt, verbunden mit einem,

trotz aller Seitensprünge klaren und durchdringenden Verstande, war von den Eindrücken der ihn umgebenden Welt aufs entschiedenste beeinflusst, wovon in seinen Schöpfungen Spuren zurückgeblieben, welche bisweilen so tief, des öfteren zugleich aber auch so verwischt sind, dass es eines eindringenden Studiums bedarf, um ihnen mit genügender Sicherheit nachgehen zu können. Ein immer dringenderes Bedürfnis wird daher ein historisch-kritischer Kommentar, welchen die bisherigen Gesamt- wie Einzelausgaben von den Werken des Dichters wenn überhaupt, dann nur in äusserst bescheidenen Ansätzen enthalten. Da nun bisher wenig genug geschehen ist, um die Vorbedingungen zu einem solchen zu erfüllen, so müssen alle auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Beiträge dazu freudig willkommen geheissen werden, zumal wenn deren Inhalt so gewissenhafte Forschung verrät, und so gewandter, hin und wieder wohl etwas breiter, aber doch niemals ins Trockene fallender Darstellung sich rühmen darf, wie die oben genannte Schrift Werner's, von welcher das zweite Kapitel „Zwei Threnoi A. de Musset's“ gesondert als Dissertation erschienen ist (Berlin 1895). Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, zu einigen sorgfältig von ihm ausgesuchten Gedichten Musset's, welche mit Ausnahme eines einzigen, des berühmten *A la Malibran*, bisher wohl deshalb weniger Berücksichtigung gefunden haben, „weil hier das Reinlyrische, Allgemeine mit allerlei ganz konkreten Elementen, sachlichen Einzelheiten biographischer, litterar- oder kunstgeschichtlicher Natur stark versetzt ist,“ die nötigen sachlichen Erläuterungen beizubringen. Das schliesst nun keineswegs aus, dass auch Fragen, welche damit im Zusammenhang stehen, wie die der Poetik, nicht nur gestreift, sondern sogar erörtert werden, und zwar ohne dass je flach aesthetisierende Bemerkungen daraus entständen. Das Büchlein bietet überhaupt mehr, als man nach seinem bescheidenen Titel zu vermuten geneigt ist, denn indem es mittelbar die Entstehungsgeschichte zu einzelnen Gedichten, wie Sur une morte, A Charles Nodier aufhellt, gibt es wertvolle Aufschlüsse, oder doch sehr wahrscheinliche, feine Deutungen über manche Schritte in der Entwickelung des Dichters, sodass manche Züge in seinem, durch parteiische Darstellung einesteils entstellten, andernteils verdunkelten Lebensbilde in veränderter, freundlicherer Beleuchtung erscheinen, welche darum nicht weniger wahrhaftig ist.

Das zuerst erörterte Gedicht *Une bonne fortune* (Dezember 1834) ist ein Sonnenstrahl im Gemüt des Dichters aus einer Zeitspanne, wo seine Phantasie ihm die wiedererwachte Liebe zu George Sand als eine glücklichere denn früher vorgaukelte, aber das Fieber der Leidenschaft Wochen, ja Monate hindurch in schnellem Wechsel stieg und fiel. Die Erinnerung an ein Erlebnis in Baden-Baden,

woselbst ihm im September desselben Jahres Ruhe und Erholung von schwerem seelischen wie körperlichen Leiden geworden, hat erheiternd auf Musset gewirkt, wiewohl in der Schlussstrophe des Stückes der zurückgehaltene Schmerz wieder durchbricht:

Mon bonheur, tu le vois, récut une soirée;
J'en connais cependant de plus longue durée
Que je ne voudrais pas chianger pour celui-ci.

Als Schluss des ganzen vielleicht bedeutungsvoller als das breite, „sentimentale Geständnis" der ursprünglich vorletzten, 1840 vom Dichter ausgemerzten Strophe, welche Werner aus der ersten Veröffentlichung in der Rev. d. deux mondes vom 1. Januar 1835 mitteilt! In den Schlussversen von Str. XII:

Un grand lustre blafard au bout d'un oripeau
Que dispute à la nuit une pourpre en lambeau

von denen der letzte dem Kommentator unklar ist, dürfte die sinnliche Vorstellung wohl die folgende sein: Das um die Stange, an welcher der Kronleuchter hängt, geschlagene Purpurtuch ist schlecht und schadhaft, aber eben noch im Stande, ihre oberflächliche Vergoldung einigermassen in Dunkel zu hüllen. In Strophe XX—XXII erscheint die Annahme der Erinnerung an eine Stelle aus Regnard's *Joueur* (Akt IV Sc. II) doch sehr gewagt und lässt unwillkürlich an das Goethe'sche „Legt ihrs nicht aus, so legt ihrs unter", denken. Von hervorstechendem Interesse ist die aufklärende Schilderung der historischen Thatsachen, welche die Schärfe und Feinheit der Satire Musset's auf Amerika in Str. 3 v. 1—3 ganz unmittelbar zeigen, ferner der Nachweis, wie es dem Dichter in Str. 25 gelungen ist, mit äusserster Knappheit und Genauigkeit „durch die Intensität und Präzision künstlerischen Nachempfindens ein seelisches Ideal zu veranschaulichen und ihm volle Körperlichkeit zu geben."

Die beiden Threnoi *A la Malibran* (Okt. 1836) und *Le treize juillet* (Juli 1843) werden, obwohl in ihrer Entstehung durch die äussere Stimmung verschieden beeinflusst, doch von Gedanken getragen, welche den gleichen lyrischen Ausgangspunkt haben. Zu ihrer gerechten Würdigung und richtigen Erklärung ist eine Fülle von weitauseinanderliegendem, ja scheinbar oft ganz fernstehendem Material herangezogen, welches zur genauen Interpretation als nicht entbehrlich sich erweist. Man vergleiche u. a. welch' bedeutende Rolle das Eindringen in zwei kunstgeschichtliche Streitfragen: welches Madonnenbild Raphaels dem Dichter vor Augen geschwebt, und ob dieses ein echtes ist (es ward damals für ein solches gehalten), ferner: ob die Venus von Milo wirklich für ein Werk des Praxiteles zu halten sei, worüber in den 30er Jahren noch nicht völlige Klarheit herrschte, für die sachliche Erläuterung von Str. IV spielt. Es würde hier zu weit führen, in diesen und den folgenden

Gedichten den Kommentator in einer Reihe seiner Erörterungen zu begleiten, auf ein paar Einzelheiten darf indes wohl hingewiesen werden. Bei Musset's begeistertem Lob der Darstellungsweise der Malibran, welche eine Künstlerin in durchaus romantischem Sinne gewesen, im Gegensatz zu ihrer, den klassischen Stil wiedergebenden älteren Nebenbuhlerin Giulia Pasta, zeigt sich nämlich, wie stark er die romantische Anschauung vertritt, und wie seinem Widerstande gegen gewisse äusserliche Bestrebungen der Romantiker, dessentwegen man ihn geradezu für einen Reaktionär hielt, eine übermässige Bedeutung beigemessen wird. Der durchgreifende Unterschied zwischen jenen Stanzen auf die grosse Sängerin und Bühnenkünstlerin und denen von *Le Treize juillet* ist der, dass der Dichter seiner Phantasie hier Zügel anlegte, um dem Verdachte höfischer Schmeichelei zu entgehen. Vielleicht ist die dadurch sich erklärende Schwäche des Gedichtes mit Schuld daran, dass die Herzogin-Witwe dasselbe nicht genügend beachtete und würdigte, welcher Begründung der Verfasser noch andere beifügt, um die oberflächliche Vermutung Paul de Musset's und anderer sich auf ihn stützender, die strenggläubige Frau habe an einem Ausdruck Anstoss genommen, zu entkräften. Trotzdem muss es nach näherer Betrachtung nicht nur als bittere Klage um den Verlust eines geliebten Kameraden und Freundes, eines verehrten Fürstensohnes, sondern als der laute Schmerzensschrei des Patrioten um vereitelte Hoffnungen gelten.

Als das wirkliche „Bruchstück einer Konfession“ erweisen sich die acht kleinen Strophen, überschrieben *Sur une morte* (Okt. 1842), ein Gelegenheitsgedicht im Goethe'schen Sinne und von Wichtigkeit zunächst deshalb, insofern es das einzige Gedicht ist, das sich mit Bestimmtheit auf die Fürstin Belgiojoso beziehen lässt, sodann von höchstem Interesse — der Kommentator stellt es an litterarhistorischer Bedeutung neben *Rolla*, die *Nuit de Décembre* und die *Nuit d'Octobre* — weil wir in ihm „das einzige poetische Zeugnis einer Leidenschaft haben, die im Leben Musset's keine geringe Rolle gespielt hat.“ Die Wagschale der Beurteilung in dem Verhalten der beiden zu einander neigt sich sehr zu Gunsten Musset's, trotz dieser aus Mitleid und Vorwürfen gemischten Verse auf die für ihn „tote“ Frau, gegen die er auf diese Weise eine kleine Rache nimmt. Dieselben erscheinen sogar milde gegenüber dem harten Ausspruch Balzac's, die Fürstin „spiele den Vampyr“, und verwundern nicht mehr, wenn man bei Ars. Houssaye liest, sie habe „die Thränen des Dichters getrunken“. Den Eindruck einer „Rätselprinzessin Turandot“, wie der bitter gekränkte Dichter sie einmal nennt — die Bezeichnung „Dichterling“ für Leopardi den Kavalier der Fürstin hat Werner wohl unter dem Einfluss Musset's

gewagt (vgl. S. 117—18) — macht sie auf jeden unbefangenen Beurteiler. Das ganze Wesen dieser Frau, welche doch in der französischen Geistesgeschichte der 30er und 40er Jahre als eine ebenso bemerkenswerte wie interessante Erscheinung angesehen werden muss, hat etwas so sphinxartiges, dass sie zu ihr bis zum heutigen Tage eine „personnalité inédite“ ist. — Als die Leidenschaft zu ihr verglommen, traten beim Dichter das Jahr darauf (1843) andersgeartete Gemüts- und Geistesbeziehungen wieder in den Vordergrund, und zwar die zu Victor Hugo, der Schauspielerin Rachel, Madame Menessier und deren Vater Charles Nodier; ihnen verdanken eine Anzahl herzerfreuender poetischer Spätlinge das Dasein, unter welchen sich die Sonette an Madame Menessier durch grosse Innigkeit, die *Réponse à Charles Nodier* durch Witz, feine Ironie und Satire, aber auch durch Frohsinn und Dankbarkeit auszeichnen. Ihre Erläuterung bietet dem Verfasser Veranlassung zur Schilderung des Hauses Nodier als geistigem Mittelpunkt während mehrerer bedeutungsvoller Jahre. Mit geschickter Verwertung der Berichte von ständigen Gästen im Arsenal wie Al. Dumas, Amaury Duval und Madame Victor Hugo ist hier ein vortrefflicher Essay über einen der anziehendsten Gesellschaftskreise des Zeitalters der französischen Romantik geschrieben, über dessen Form man vergisst, dass man eigentlich einen „Kommentar“ vor sich habe. Im einzelnen sei hier nur erwähnt, dass selbst ein aufmerksamer und einigermassen litteraturkundiger Leser wohl nicht vermutet, einen wie scharfen Stich auf Sainte-Beuve die diesen betreffende Strophe enthält. Sie geisselt nämlich zwei vom Dichter Sainte-Beuve mit Vorliebe gebrauchte Reime und das beliebte Epitheton zu einem solchen durch gleiche Verwendung derselben, dann seine oft lächerlich wirkende Hinneigung zu antiken Redefiguren, (in diesem Falle der Synekdoche,) durch deren Wiedergabe (*Sainte-Beuve fait dans l'ombre douce et sombre, pour un œil noir, un blanc bonnet, un sonnet*). Die Veranlassung zu den Stanzen Nodiers gab übrigens mittelbar ein kleines, so gut wie unbekanntes Gedicht Musset's *Le Voyage à Pontchartrain*, vom Kommentator in dankenswerter Weise S. 144—148 wieder veröffentlicht, das die mannigfachen und nicht immer angenehmen Erlebnisse eines Ausfluges beschreibt, welchen Paul de Musset mit Jules Hetzel zusammen unternommen, und welchem ein Kreuz- und Querfahren einen komischen Beigeschmack giebt. Seine Erwähnung als *vive Odyssée cadencée* in Strophe 1 möchte ich doch nicht für etwas so „rein Zufälliges“ halten, als es der Verfasser S. 127 thut, zumal ja Nodier zur Anknüpfung in seinen *Stances* sich des gleichen Versmasses bedient, wie es das der *Odyssée* ist. — Zum besseren Verständnis der im letzten der erläuterten Gedichte *Le mie prigioni* (Sept. 1843) erwähnten Zeichnungen an den Wänden

der drei Arrestzimmer im Hôtel des Haricots, die Musset witzig glossiert, hat Werner sogar Sorge getragen, aus einer Publikation von Lassale und Morin, welche die Bilder, die poetischen und musikalischen Inschriften vor dem 1864 erfolgten Abbruch jenes Gefängnisses noch rechtzeitig kopierten und somit deren gänzlichen Untergang hinderten, die betreffenden Stücke zu reproduzieren, womit seiner inhaltreichen Schrift ein reizvoller, fast pikanter Abschluss gegeben ist. Man kann nur aufrichtig wünschen, dass alle, die auf dem Gebiete der neueren nicht nur, sondern nicht weniger auch der älteren französischen Litteratur in ähnlicher Richtung wie der Verfasser dieser *Beiträge* arbeiten, mit gleich grossem Bildungsumfange, gleichem Sammeleifer und gleicher Gewissenhaftigkeit ausgestattet sind, und in ebenso glücklicher, gewandter und geschmackvoller Weise Kommentare schreiben, welche nicht, was vielfach der Fall, den Genuss von Dichtungen behindern, ohne deren Verständnis wesentlich zu erhöhen, sondern, indem sie unterrichten, denselben fördern und zur Nacheiferung lebhaft anregen. Ein reich ergiebiges hochinteressantes Feld bietet sich da der Forschung! Für Musset insbesondere ist das Material inzwischen schon wieder um ein paar wichtige Stücke vermehrt worden durch die Publikation von M. Clouard, *Alfred de Musset et George Sand* (*Revue de Paris* 1896, Vol. IV pg. 709—45), die Veröffentlichung einer grossen Anzahl von Briefen der Sand an Musset durch E. Aucante nach deren Anordnung (*Revue de Paris* 1896 Vol. VI pg. 7—48), diejenige von fünf fast unbekannten oder ganz zerstreuten Gedichten von Musset an George Sand (ebd. pg. 49—51) und diejenige von Briefen von George Sand an Sainte-Beuve (ebd. pg. 277—301, 559—588). Diese Veröffentlichungen dürften eine noch mildere Beurteilung der George Sand zur Folge haben, die im ganzen als der „honnête homme“ dasteht, als den Maxime Ducamp sie bezeichnet. —

Das zweite der in der Ueberschrift angegebenen Bücher verfolgt ganz andere Zwecke und der Herausgeber Kuhns macht wohl auch nicht den Anspruch, tiefere selbständige Forschung zu bieten. Es soll „dem Studierenden der französischen Litteratur helfen, sich ein richtiges Urteil über Alfred de Musset als Mensch und Dichter zu bilden“, und es muss nachdrücklich betont werden, dass diese Auswahl von seinen Dichtungen, will man nicht einen unrechten Massstab an sie anlegen, in allererster Reihe für amerikanische Studenten bestimmt ist. Für solche „Studenten“, denen man noch zu erklären für nötig hält, welche Bedeutung Erscheinungen und Persönlichkeiten wie Prometheus, Herakles, Saturn, Claudius, Tiberius, Brutus und Cassius, Tartuffe und Voltaire haben, scheint mir Musset insofern nicht geeignet, als das Verständnis seiner dichterischen Individualität eine Bekanntschaft mit solchen Rudi-

menten unbedingt voraussetzt, ganz ungerechnet die Vorbedingung, dass es ein gereiftes und geschultes Urteil erfordert, um gegenüber einem Manne, der so durchaus französisch empfindet, denket, handelt und schreibt wie Musset, nicht einseitige oder gar schiefe Anschauungen zu gewinnen und ins Moralisieren zu geraten, wie es Kuhns in seiner Einleitung hin und wieder widerfährt. Diese biographisch-litterarhistorische Einführung enthält, wohl wegen ihrer Kürze, welche sie auch des öfteren als décousue erscheinen lässt, verschiedene Ungenauigkeiten. Musset trat z. B. persönlich überhaupt erst nach der Veröffentlichung der *Contes d'Espagne et d'Italie* in den Kreis der Romantiker und verkehrte bis Ende 1831 im Cénacle (vgl. S. XIII), die Reise nach Italien mit George Sand ward nicht erst 1834 geplant, sondern begann schon Dezember 1833 (vgl. S. XIV), Briefe Musset's nach Paris blieben schon im Januar aus, weil der mit ihrer Beförderung betraute Gondolier das Porto unterschlug und die Briefe einfach ins Wasser warf (vgl. S. XV), von der aufopfernden Pflege der Sand während Musset's Krankheit ist gar keine Andeutung gemacht. Ein wenn auch anmerkungsweiser Vergleich mit Tennyson ist hier, trotz Taine, sehr wenig am Platze (vgl. S. XIX) und der der — vorübergehenden — Schwäche Hamlets mit der Charakterschwäche Musset's passt doch gar nicht (S. XXI). Dass die dramatischen *proverbes* „in der That die moderne Form der klassischen Ekloge und des Idylls“ seien (S. XXIII) ist gewiss zu viel behauptet, ein geistiger Zusammenhang zwischen den bezeichneten Schöpfungen Theokrits und Virgils und Musset's reizenden dramatischen Scenen ist am Ende konstruierbar, aber doch sehr fernliegend. Etwas knapp, aber klar und im allgemeinen treffend, sind (S. XXX—XXXI) die Bemerkungen über die psychologischen Momente, welche Musset von anderen, besonders ihm zeitgenössischen französischen Lyrikern unterscheiden, die Zusammenfassung der Herzenseigenschaften, die er vor ihnen voraus hat, der Charaktereigenschaften, in denen er ihnen nachsteht. Um in Kuhns' Bibliographie zu gelangen, machte das Buch Söderman's den Weg über den Ozean wohl zu langsam, doch das Kapitel *Lui et Elle* aus Maxime Ducamp's ‚*Souvenirs littéraires*‘ und manches andere hätte geradeso gut angeführt werden können, wie die Schrift Mirecourt's, und die *Essay's* von Palgrave und Faguet; vor allem fehlt die Erwähnung der *Bibliographie des œuvres d'Alfred de Musset* von Maurice Clouard, Paris 1883. In der Auswahl der Dichtungen selbst wird mancher einige der kleineren lyrischen Gedichte ungern vermissen und wünschen, dass eine Reihe der Anmerkungen in die Tiefe, statt in die Breite, gingen. Vieles in ihnen sieht nach blosser Reminiscenzenjägerei aus (vgl. SS. 246, 247, 250, 251, 257, 258 u. s. w.), welche verführerisch aber irreführend wirkt auf solche,

für die die Ausgabe und ihre Anmerkungen bestimmt ist. Konnte nicht statt dessen einigemale gezeigt werden, wie man den wahren Quellen Musset's nachzuspüren hat, was man beobachten und berücksichtigen muss, um das Selbständige seiner dichterischen Umbildung, das wirklich Schöpferische seiner Weiterbildung zu finden und festzustellen? Darin würde man in Deutschland, glaube ich, „the purely litterary side of modern language teaching“ erblicken, doch — vielleicht denkt man darüber in der neuen Welt anders.

BONN A. RH. GEORG STEFFENS.

Genève littéraire contemporaine, pages d'auteurs genevois. Genève, librairie Eggimann, 1896, 400 pages, grand in-8⁰. — *Les Prosateurs de la Suisse française*, morceaux choisis et notices biographiques, par **Victor Tissot** et **S. Cornut**. Lausanne, librairie Payot, 1897, 301 pages, petit in-8⁰.

Ce sont deux recueils de morceaux choisis, dans chacun desquels on a réuni des extraits empruntés aux œuvres d'écrivains nationaux. La table de *Genève littéraire contemporaine* réunit les noms de 88 auteurs genevois, tous vivants; tandis que M. M. Victor Tissot et Cornut ont fait un choix plus sévère: ceux qu'ils ont fait entrer dans *les Prosateurs de la Suisse française* sont au nombre de 56 seulement; — de 29, si l'on ne compte que les vivants.

Les éditeurs des deux recueils ont voulu qu'ils pussent être mis dans toutes les mains; le livre de M. M. Victor Tissot et Cornut est même expressément destiné aux écoles. On remarquera, dans ce dernier volume, de courtes notices sur chaque auteur; elles sont les bienvenues pour orienter le lecteur au milieu d'une foule d'écrivains peu connus. On regrette que ces notices ne soient pas, çà et là, plus exactes. Les auteurs auraient dû consulter un article: *Ecrivains genevois*, qui a paru dans *l'Almanach de la Suisse romande*, année 1891; et surtout le *Catalogue des ouvrages publiés par les professeurs de l'Université de Genève*, par Charles Soret, 1896.

Les auteurs cités sont classés par ordre alphabétique dans *Genève littéraire contemporaine* et par ordre chronologique des naissances dans l'autre recueil; dans l'un comme dans l'autre, l'ordre n'est pas rigoureux; il y a eu quelques inadvertances. J'avoue que j'eusse préféré un autre classement: dans le livre de M. M. Victor Tissot et Cornut, notamment, — le seul qui puisse espérer une seconde édition — on eût pu diviser le recueil en deux parties: Ecrivains morts, et auteurs contemporains; et dans chaque partie, grouper les pages choisies d'après les sujets qui y sont traités, et non pas d'après l'ordre des naissances des écrivains.

Tels qu'ils sont, ces deux recueils donnent une assez juste idée de la vie intellectuelle qui règne dans ce petit coin de terre, de forme triangulaire, resserré entre le lac Léman, la chaîne du Jura, et la frontière de la langue allemande. L'indépendance politique que le pays possède, et le protestantisme qui y est dominant, ont créé là un esprit public singulièrement actif et sagace. On y parle la langue française; mais on n'y trouve pas l'esprit français.

EUGÈNE RITTER.

Vollmöller, Karl. *Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie.* Mitredigiert von G. Baist, O. E. A. Dickmann, R. Mahrenholtz, C. Salvioni. II. Bd. 1891—94, 1. Hälfte, 3. u. 4. Heft 1896 u. 1897.

Das oben angeführte verdienstvolle Unternehmen geht, trotz der früheren vom Hsg. unabhängigen Erschwerungen, rüstig weiter, so dass das Jahr 1897 schon die Bd. II und III bringen wird.

Das vorliegende Heft enthält auf Seite 241—267 zunächst gelehrte Berichte über noch lebende Mundarten der französischen Sprache (von D. Behrens, A. Doutrepont), über Anglonormannisch (J. Vising), über Albanesisch (G. Meyer), Kreolisch (René de Poyen-Bellisle) Mittel- und Neugriechisch (J. Psichari). Dann folgt Seite 267—352 der pädagogische Teil: *Unterricht in der französischen Sprache an höheren Lehranstalten, einschliesslich Selbstunterricht.* Dieser Teil zerfällt in 3 grössere und in 13 Unterabschnitte und ist damit noch nicht abgeschlossen. Es wird berichtet: über die neuen Lehrpläne von 1892, die Entwickelung des französischen Unterrichts vom Standpunkt der Reform (beides von A. Gundlach), Stand des französischen Unterrichts in Preussen, Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen, Oesterreich, über „Lehrweise" (Selbst- und Anschauungsunterricht) und über „Geschichte der methodischen Bewegung im französischen Anfangsunterricht seit 1882 nebst den dieselbe vorbereitenden Erscheinungen" (letzteres von E. v. Sallwürk). Da die unter O. Dickmann's Redaktion arbeitenden Referenten alle Reformer strikter oder laxer Obedienz sind, — vielleicht mit einziger Ausnahme des stets selbständigen und sachlich objektiven v. Sallwürk, so wird in den Berichten die Reform-Methode als die allein richtige, ihr allmäliger Sieg als die Erlösung vom alten Schlendrian gefeiert. Indessen sind alle 9 Referenten (ausser A. Gundlach und E. v. Sallwürk noch: A. Wolpert, E. Stiehler, C. Ehrhart, H. Rose, C. Dorfeld, J. Ellinger, R. Kron), sehr rücksichtsvoll und anständig in der Beurteilung des ihnen

weniger Sympathischen. Von den Berichten über die einzelnen Länder ist am lehrreichsten der fleissige und gründliche E. Stiehler's über Sachsen. Dieses Referat zeigt zunächst recht deutlich, wie mangelhaft noch der neusprachliche Unterricht der vielgerühmten sächsischen Real-Gymnasien ist, und es mag dem patriotischen Herzen Stiehler's Ueberwindung gekostet haben, so etwas über den Hauptstolz seines speziellen Vaterlandes schreiben zu müssen. Herr Stiehler konstatiert u. A., S. 290, „dass das (sächsische) Real-Gymnasium betreffs der Lektüre mindestens ebenso konservativ ist, wie das Humangymnasium (!), ja, dass letzteres die erzählende Prosa weit mehr berücksichtigt, und dass das Real-Gymnasium den Historikern zu einseitig den Vorzug gebe und noch Voltaire, Guizot und Rollin lesen lasse, während mit Voltaire und Rollin selbst (!) die Gymnasien abgeschlossen hätten. Ferner heisst es, S. 291, die sächsischen Real-Gymnasien hätten sich im französischen Unterrichte den Reformbestrebungen gegenüber noch zu ablehnend verhalten und Preussen habe entschieden einen Vorsprung vor Sachsen. Den Grund hierfür sieht Herr Stiehler darin, dass an den sächsischen Real-Gymnasien noch eine grosse Anzahl Neusprachler älterer Schule arbeiten; ich meine, in Wahrheit liegt er darin, dass der neue sächsische Lehrplan so unbestimmt, phrasenhaft und zum Teil praktisch unausführbar ist (über letzteren Punkt siehe Stiehler's Bericht, Seite 289), dass jeder Lehrer machen kann, was er will. Ich habe das in dem Päd. Wochenbl., schon, als der sächsische Lehrplan für neusprachlichen Unterricht noch Entwurf war, in 2 Artikeln ausgeführt. Es ist das kein Wunder. Denn jener Lehrplan ist das Werk eines nur altsprachlich vorgebildeten Geh. Oberschulrats in Dresden, der von neueren Sprachen und neusprachlichem Unterricht nur durch Hörensagen etwas weiss. Was Herr Stiehler (S. 290) über die pädagogische Weisheit dieses Herren mitteilt, zeigt eine entschiedene Vorliebe für inhaltsleere Phrasen. Uebrigens bestreiten wir, obwohl Herr Stiehler das zweimal (S. 291 und 293) behauptet, dass Preussens Vorgang auf den sächsischen Gymnasiallehrplan ohne Einfluss gewesen sei. Vielmehr ist letzterer vielfach ein äusserlicher Abklatsch der preussischen von 1891/92, namentlich was den neusprachlichen Unterricht angeht, aber für diesen gibt er noch mehr Mischmasch aus Altem und Neuem, als sein preussisches Vorbild (vgl. auch Stiehlers Bericht, Seite 296 und 297, wo auf Seite 296 von „einer prinzipiellen Uebereinstimmung“ beider die Rede ist.)

Auch auf den sächsichen Realschulen steht nach Stiehler's Bericht nicht alles so, wie es stehen sollte. Diese Schulen fangen das Französische erst in Quinta an — denn der vorbereitende Kursus von 2 Wochenstunden in 8 dieser Real-Schulen kommt

auch nach Herrn Stiehlers Meinung kaum in Betracht, — sind also den preussischen gegenüber um ein Jahr zurück. Auch verhalten sie sich (S. 292) im Punkte der Grammatik den Reformbestrebungen gegenüber ebenso „konservativ", wie Gymnasium und Real-Gymnasium. Eine Förderung der Reformbewegung scheint Stiehler von den sächsischen Neuphilologentagen zu erwarten, die auf Anregung der Dresdener und Leipziger neuphilologischen Gesellschaften seit 1895 alljährlich zusammenkommen. Möchte er Recht behalten! Bis jetzt haben diese „Tage" den beiden Unternehmern nur viel Geld und öfter unnötig ausgegebenes gekostet. Nicht einverstanden sind wir auch mit Herrn Stiehler darin, dass er den Anfang des französischen Unterrichts mit Quarta, wie er an sächsischen Gymnasien und an preussischen Gymnasien und Real-Gymnasien neuerdings beliebt worden ist, für richtig hält. Denn dieser Anfangstermin in IV fällt für einen Teil der Schüler schon mit dem Beginne der Pubertät und an vielen preussischen Schulen auch mit dem der schwierigen mathematischen Disziplin zusammen. Der Einwand, es dürften in zwei aufeinanderfolgenden Klassen nicht zwei neue Sprachen (Latein in VI, Französisch in V) angefangen werden, bleibt in anderer Form doch bestehen. Denn auf dem Gymnasium folgt nun auf Französisch nach Jahresfrist das komplizierte Griechisch, auf dem Real-Gymnasium das Englische. Herr Stiehler meint auch, konsequenterweise müsse dann Englisch erst in IIIa beginnen. Das gälte jedoch ebenso für das Griechische der Gymnasien, und dieser Anfang wäre jedenfalls zu spät.

Die Berichte über die anderen Länder, deren Richtigkeit wir im Einzelnen nicht nachprüfen können, zeigen, mit dem Stiehlerschen verglichen, dass Sachsen weder an der Spitze der Reform, noch des neusprachlichen Unterrichts überhaupt marschiert.

4. Heft. — A. Kressner spricht über die 1891 u. f. J. erschienenen Lehr- und Uebungsbücher des Französischen, vom Standpunkte des massvollen Reformers. In dem von ihm gleichfalls gegebenen Referate über Lektüre werden die Vorzüge, welche Dickmanns französisch-englische Schulbibliothek gegenüber ähnlichen Unternehmen hat, treffend hervorgehoben. Bei manchen sehr mangelhaften anderen Schulausgaben hätten wir eine noch schärfere Kritik nicht ungern gesehen.

Ph. Plattner's Referat über französische Schulgrammatiken und zugehörige Uebungsbücher ist, wie zu erwarten, sachlich streng, aber in der Form wohlwollend, auch dem nicht mehr ganz Zeitgemässen gegenüber.

Dann folgen noch A. Western: Französischer Unterricht in Dänemark, Norwegen, Schweden als Anhang.

Eine neue Serie bilden: E. Koschwitz: Neufranzösische Grammatik. Nachtrag: Chr. Schneller: Historische Geographie und Ethnographie Tirols im Jahre 1890; beide Referate streng wissenschaftlich gehalten.

Zum Schluss dem unermüdlichen Herausgeber der Dank jedes auch durch dieses Heft reich belehrten Fachgenossen für sein unentwegtes Vorwärtsstreben trotz aller Mühen und Hindernisse.

R. MAHRENHOLTZ.

Breymann, H. *Die phonetische Litteratur von 1876—1895. Eine bibliographisch-kritische Uebersicht.* Leipzig 1897. G. Böhme. 8⁰. 170 S. 3 M. 40.

Breymann hat bereits im Jahre 1895 ein ähnliches bibliographisches Werk erscheinen lassen: *Die neusprachliche Reform-Litteratur von 1876—1893.* Er begann darin mit 1876, weil in diesem Jahre Klotzsch den seit dieser Zeit nicht mehr unterbrochenen Reigen der Reformschriften eröffnete. Die isolierten Vorgänger aus neuerer Zeit, die auch Klotzsch besass, wurden von Br. in seinem Rückblick (S. 126) verzeichnet. Den Endtermin (1893) wählte der Verf., weil in der pädagogischen Reformbewegung in den letzten Jahren eine Periode der Ruhe und Sammlung eingetreten ist. Nachdem durch die neuen Schulpläne den Forderungen der Reformer in der Hauptsache Genüge gethan war, und die Berechtigung ihrer Bestrebungen eine amtliche Anerkennung gefunden hatte, konnte man nicht recht mehr, ohne lächerlich zu werden, neue Broschüren schreiben, um zum hundertsten Male die Notwendigkeit und Vorzüglichkeit der sog. neuen Methode darzulegen, von der heut jedermann weiss, dass sie im Grunde genommen uralt und nie ganz ausser Uebung gekommen ist. Auch für neue Schriften mit Einzelbelehrungen darüber, wie man die nunmehr offizielle Methode in den verschiedenen Schulen und Klassen auszuführen habe, war kein weiter Raum mehr vorhanden. Mit jeder derartigen Schrift war es schwieriger geworden, neue Gesichtspunkte zu entwickeln, neue Anregungen zu bieten, und da die Praxis natürlich überall zu denselben Erfahrungen führt und mit der neuen Methode sich bald ein neues Herkommen, eine neue Routine einstellte, so war es auch auf diesem Gebiete immer undankbarer geworden, schriftstellernd aufzutreten. Es war so der Augenblick gekommen, wo man daran gehen konnte, den zurückgelegten Weg zu überschauen, wie es die Br.'sche *Bibliographie* und Wendt's *Encyclopädie des französischen Unterrichts* (2. Aufl. 1895) bezweckten, kritisch zu sichten, was etwa noch zu bessern und wo noch streitige Punkte zu erledigen sind,

wie es Münch-Glauning in ihrer *Didaktik und Methodik des französischen und englischen Unterrichts* (1895) unternahmen, und die verfügbaren Lehrmittel zu verzeichnen, wie es Kressner in seinem *Führer durch die französische und englische Schullitteratur* (2. Aufl. 1894) ausführte.

Mit den methodischen Reformbestrebungen trat sehr bald das Bestreben, die Phonetik dem Schulunterrichte nutzbar zu machen, in Verbindung, und diese Verbindung ist dann nicht mehr aufgegeben worden. Wie aus Br.'s Reformlitteratur (S. 2—4) hervorgeht, waren es Trautmann (1878), Techmer und Vietor (1880), die zuerst die Notwendigkeit hervorhoben, den fremdsprachlichen Ausspracheunterricht durch Verwendung der Ergebnisse der phonetischen Wissenschaft zu fördern. Vorher hatten insbesondere Lepsius, Ascoli, Rumpelt, Sievers, Havet, Böhmer u. a. die Verbindung der Sprachwissenschaft mit der anfangs nur von Medizinern und Physikern (Brücke, Chladni, Czermak, etc.) gepflegten neuen Wissenschaft hergestellt. Trautmann, Techmer und Vietor sind demnach die Begründer der Schulphonetik, die nach ihnen eine fast zu stattliche Zahl berufener und unberufener Vertreter finden sollte. Von ihnen und Sievers rühren auch die verbreitetsten elementarphonetischen Handbücher her, deren Ziel es war und ist, Sprachforscher und Sprachlehrer über die physiologischen und physikalischen Vorgänge bei der Sprachbildung aufzuklären, und ihnen dadurch eine Grundlage zu sprachgeschichtlichen Untersuchungen wie zum Verständnis der gegenwärtigen Lautwandelungen zu gewähren. An sie schlossen sich einige Ausländer (Sweet, Storm, Jespersen etc.) an, von denen P. Passy, der letztgekommene, mit einigen meist deutschen Verehrern gemeinsam die von ihm so genannte Jungphonetik schuf, eine sonderbare Mischung von Schul- und Elementarphonetik mit pedantisch-theoretisierender Sprachmeisterei. Diese Richtung, deren Vertreter entweder naturwissenschaftlicher Bildung oder philologischer Schulung oder beider zugleich entbehren und infolge dessen auf die Aussprachlehre unserer Zeit das unmethodische Regelwerk und die Sprachtyrannei der Grammatiker des 17. Jahrh. übertragen zu können glauben, wurde in leicht begreiflicher Reaktion abgelöst durch jüngere naturwissenschaftlich und philologisch gleichmässig geschulte Phonetiker, die die graphische Methode der exakten Wissenschaften erfolgreich auf die Sprachforschung anwandten (Ph. Wagner, Schwan-Pringsheim, Rousselot, Lenz, Hagelin u. s. w.). Neuerdings haben wir in Deutschland endlich in Klinghardt (*Artikulations- und Hörübungen*. Cöthen 1897) noch einen Lehrer der Schul-Lautgymnastik erhalten, der sich aber leider nicht an die alte Lautgymnastik der Taubstummenlehrer und der Lehrer Stotternder angeschlossen, auch nicht hinreichend aus medizinisch-natur-

wissenschaftlichen Quellen geschöpft, sondern seinen Stützpunkt fast ausschliesslich in der Elementarphonetik gesucht hat.

Wir haben demnach gegenwärtig in der phonetischen Litteratur zu unterscheiden: die Arbeiten der Mediziner und Physiker, die für die Phonetik wichtige Probleme untersuchen, ohne dabei auf die Bedürfnisse der Sprachforscher und Lehrer Rücksicht zu nehmen; die Arbeiten der wissenschaftlichen (oder experimentalen) Phonetiker, die die Methode der exakten Wissenschaften zur Lösung speziell für Sprachforscher wichtiger Fragen anwenden, die Handbücher der Elementarphonetiker, denen daran liegt, die Ergebnisse der exaktwissenschaftlichen Forschungen weiteren Kreisen in systematischer Form vorzulegen, die Schriften der Schulphonetiker (zu denen wir auch die Schul-Lautgymnastiker zu rechnen haben), die die Elementarphonetik für Schulzwecke zu verwerten unternehmen, endlich die Schriften der Jungphonetiker, deren Charakteristicum vorzugsweise darin besteht, dass sie die Lautbildungen der einzelnen Sprachen (Schrift- und Umgangssprache) nur mit Hilfe von 'Ohr' und 'Muskelgefühl' feststellen und unbekümmert um die Lehren der Sprachgeschichte in die Zwangsjacke für unfehlbar gehaltener Aussprachegesetze stecken wollen. Natürlich sind die genannten Typen nur selten rein vertreten. Die Elementarphonetiker werden gern zu wissenschaftlichen Phonetikern, wenn sie Lücken ihrer gelehrten Quellen durch eigene exakte Forschung zu ergänzen unternehmen, und noch leichter und häufiger ist der Uebergang von der Elementar- zur Schulphonetik und umgekehrt. Die Passy'sche Jungphonetik ist trotz des selbstbewussten Auftretens ihrer Häupter und der gegenseitigen Lobhudelei ihrer Anhänger nur eine schlechte Abart der Schul- und Elementarphonetik geblieben. Die an zweiter Stelle genannte Richtung, die Experimentalphonetik befindet sich gegenwärtig im Aufschwunge; ihr wird es beschieden sein, die Lehrstühle und Laboratorien an den Hochschulen zu erobern, die der Elementarphonetik versagt bleiben mussten; die Elementar- und Schul-Phonetik dagegen ist augenblicklich, wie die Schulreform im Stadium der Ruhe und neuen Orientierung begriffen, und in die Jungphonetik, deren Gemeinde sich um den charakteristisch betitelten '*Mẹt fọnetik*' schart, scheint, trotzdem sie sich gegenüber der wissenschaftlichen Phonetik und Sprachforschung ungebärdig zeigt, Zweifel an der eigenen Herrlichkeit einzuziehen. Mit Recht hat daher Br. auch für die Phonetik die Zeit gekommen erachtet, eine bibliographische Rückschau anzustellen. Aber mit dem Anfangsjahre hat er sich hier m. E. vergriffen. Im Jahre 1876 ist allerdings das erste elementarphonetische Handbuch (Sievers) erschienen; es wäre dasselbe ein geeigneter Anfangstermin für eine Bibliographie der elementar- und schulphonetischen Litteratur ge-

wesen. Aber Br. wollte in seinem Werke die Phonetik in allen ihren Abstufungen und Verzweigungen gleichmässig berücksichtigen, und dann war es natürlicher, die Bibliographie bis auf die Anfänge der Phonetik zurück auszudehnen.

Das Werk Br.'s enthält, mit dem genannten Jahre beginnend, zunächst die Bibliographie der allgemeinen Phonetik (S. 1—66), die den Hauptteil des Buches einnimmt, darauf die der Phonetik einzelner Sprachen (S. 67—125). In diesen Teilen folgen den genau angegebenen Titeln, soweit es dem Verf. nötig erschien oder ihm seine Hilfsmittel gestatteten, eine gedrängte Inhaltsangabe, dann eine kurze Zusammenstellung der einander oft lebhaft widersprechenden kritischen Urteile, noch weitere wünschenswerte Angaben und endlich ein Verzeichnis der erschienenen Rezensionen in chronologischer Ordnung. Diese Anordnung hat sich in Br.'s Reformlitteratur bewährt. In einem dritten Abschnitte werden die dem Verf. bekannt gewordenen phonetischen Zeitschriften aufgezählt (S. 126—7), und endlich folgt ein Rückblick, der in sachkundiger Form den gegenwärtigen Stand der phonetischen Wissenschaft kennzeichnet. Sorgfältige Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches, das sich trotz seiner Beschränkung auf die Zeit von 1876 an und trotz mancher empfindlicher Lücken bald jedem Freund phonetischer Wissenschaft als eine willkommene Hilfe ausgewiesen haben wird.

Die Leser dieser *Zeitschrift* wird vorzugsweise der dem Französischen gewidmete Abschnitt (S. 67—90) interessieren, auf dessen genauere Besprechung wir uns hier um so lieber einschränken, als wir das Gesamtwerk auch in den Vollmöller'schen *Jahresberichten* anzuzeigen haben.[1]) In diesem Abschnitte ist sehr bald erkenntlich, dass der Verf. bei der Bestimmung dessen in Verlegenheit war, was er von den die französische Lautlehre betreffenden Arbeiten als noch zu seinem Thema gehörig anzusehen habe oder nicht. Die von P. Passy in den *Phonetischen Studien* V 257 ff. gegebene Definition des Wortes Phonetik, worin, weil das französische Wort *phonétique* diese ausgedehntere Bedeutung hat bez. haben kann, wissenschaftliche Phonetik, orthoepische Aussprachelehre und Lautgeschichte unter einen Hut gebracht werden, konnte sich der deutsche Gelehrte, der diese Dinge scheidet, nicht zu eigen machen. Er hätte sonst alles, was seit 1876 über ältere und jüngere französische Laute, ihre Entstehung, ihren Wandel und ihre Artikulationen gesagt worden ist, in seine Bibliographie aufnehmen müssen. Verhältnismässig leicht wäre die Abgrenzung gegen Aussprachelehre (Orthoepie)

---

[1]) Die zweite galloromanische Sprache, das Provenzalische, ist bei Br. völlig übergangen.

und Lautgeschichte gewesen, wenn Br. nur die naturwissenschaftlichen (physiologisch-physikalischen) Erörterungen über französische Laute hätte verzeichnen wollen; seine Aufgabe wäre dadurch wesentlich erleichtert worden. Aber Br. wollte auch alles Elementar- und Schulphonetische mit berücksichtigen, und dann ist eine Grenze schwer zu finden; denn heute verlangt jede Aussprachelehre wie jede Behandlung eines historischen Lautwandels einige phonetische Vorkenntnisse und deren Anwendung. Damit gelangen wir aber wieder zu der Passy'schen unbrauchbaren Definition. Es ist aus Br.'s *Bibliographie* nicht ersichtlich, nach welchen Grundsätzen er in seiner Phonetik des Französischen in Bezug auf Aufnahme oder Nichtaufnahme von Büchertiteln entschieden hat. Ein paar Beispiele mögen dies zeigen, die ich der Bequemlichkeit halber an meine eigenen Arbeiten anzuschliessen mir gestatte. Br. zählt alles auf, was ich seit 1888 in Aufsatzform oder selbständig über französische Aussprache habe drucken lassen, nur nicht meine *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache* 1. Lautlehre (1889). Und doch bin ich überzeugt, dass ich gerade für dieses Buch, worin ich die Ergebnisse der Elementarphonetik des Französischen zusammenzufassen und in manchen Punkten zu ergänzen und zu korrigieren unternahm, mehr Phonetik gebraucht habe als in den von Br. genannten Schriften. In meiner Broschüre: *Zur Aussprache des Französischen* schloss ich an ein in der Schweiz viel gebrauchtes Büchlein Wuarin's (Pludhun's) an, das allerdings ohne phonetische Kenntnisse abgefasst ist, jedoch eine Anzahl Dinge bringt und behandelt, die den französischen Phonetiker interessieren können. Es fehlt bei Br., wie alle die französischen praktischen Schriften, in denen Einheimische gewarnt werden, im Gebrauche des Hochfranzösischen die volkstümlichen Ausspracheeigentümlichkeiten ihres Mundartgebietes beizubehalten. Br. verzeichnet meine *Neufranzösische Formenlehre nach ihrem Lautstande,* ebenso meinen sich daran anschliessenden Aufsatz: *Phonetik und Grammatik*, Rolin's *Essai de grammaire phonétique* und Beyer-Passy's *Elementarbuch des gesprochenen Französisch*; dagegen nicht Clédat's *Précis d'orthographe et de grammaire phonétiques* (Paris 1890), der ein notwendiges Bindeglied zwischen diesen Arbeiten bildet und an Wert oder Unwert den übrigen Versuchen einer phonetischen Elementargrammatik völlig gleichsteht. Br. verzeichnet meinen Aufsatz *zum tonlosen e* und auch sonst alle ihm bekannt gewordenen Arbeiten, in denen von diesem *e* die Rede ist, mögen sie von Phonetikern oder von A- und Anti-Phonetikern herrühren. Warum fehlen dann aber die Orthoepiker Plötz, Benecke, Lesaint u. s. w., warum die Arbeiten der französischen Vortragsmeister Legouvé, Dupont-Vernon, Brémont u. s. w., warum die französischen Abhandlungen über den franzö-

sischen Versbau, in denen das tonlose und stumme *e* ebenfalls besprochen wird? Br. verzeichnet ferner Passy's *Français parlé*, worin ausschliesslich eine Anzahl Texte in sog. phonetischer Umschrift gegeben werden. Wenn aber derartige Transscriptionen eine Aufnahmeberechtigung für die Bibliographie besitzen, warum fehlen dann die viel sorgfältigeren und genaueren Texttransscriptionen z. B. in der *Revue des patois gallo-romans*, in den *Bulletins* der *Société des Parlers de France* u. s. w.? Warum ist überhaupt die französische Dialektologie mit ihren oft von tüchtigen Phonetikern herrührenden Arbeiten vollständig unbeachtet geblieben? Die Transscription in Passy's *Français parlé* und ähnlichen Schriften ist im Grunde genommen keine phonetische. Eine wirklich phonetische Transscription müsste die Bewegungen der Sprechorgane oder die bei der Lautbildung entstehenden Luftschwingungen oder die Einwirkungen dieser Schwingungen auf die membrana basilaris oder auf andere Teile unseres Hörorgans, oder alle diese Dinge zusammen graphisch darstellen. Die Lautdarstellungen bei Passy, André (*Manuel de Diction*) u. ä., die uniformierte Normaltexte bieten, sind weiter nichts als vereinfachte und gleichmässigere Rechtschreibungen als die gewöhnliche, und nur etwas energischer als bei anderen Orthographiereformern durchgeführt. Wurden solche Bücher verzeichnet, dann mussten auch die gemässigteren Orthographiereformer Havet, Darmesteter, Clédat, Enault, Chevaldin, Talbert mit seinem humoristischen *Morbus foneticus* (Paris 1894) u. v. a. genannt werden.

Wie bei den Büchertiteln finden wir bei Verzeichnung der Rezensionen empfindliche Lücken, die hier aber nicht der Schwierigkeit einer Abgrenzung, sondern der Schwierigkeit der Ueberwältigung des Materials ihren Ursprung verdanken. Unangenehm ist es, dass zuweilen gerade die Beurteilungen der competentesten Kritiker fehlen, und dass die durch diese Lücken ermöglichten schiefen Beurteilnngen der aufgezeichneten Schriften durch ein eigenes Urteil Br.'s nicht immer korrigiert werden. Auch dafür nur ein paar Beispiele. Wendt's *Encyclopädie des französischen Unterrichts* und Münch's *Didaktik und Methodik*, die manche zwar kurze aber immer beachtenswerte Beurteilung enthalten, sind von Br. nicht ausgenützt. Die G. Paris'schen kurzen Beurteilungen in der *Romania* sind in unserm Abschnitte nur zum Teil angeführt. Nicht erwähnt sind z. B. seine Bemerkungen zu Mende, *DieAusspr. des unbet. e*, in *Romania* XIX, 156 und zu meinen *Parlers Parisiens* [1], ebd. XXII, 342. Ich vermisse weiter meine Anzeigen von Thurot's *Prononciation française* in der *Deutsch. Lzg.* 1882, Sp. 858, und von Ricken's *Untersuchungen über die metr. Technik Corneilles*, ebd. 1885, Sp. 1008; Talbert's witzige Bemerkungen (a. a. O. 54 ff.) zu

P. Passy's *Sons du Français* und seiner „*réforme fonético-ortografico - filantropico - logico - sistematico - siantifique*“; meine Bemerkungen in den *Parlers Parisiens* (1. Ausg. p. 138) und Bauers Rezension von P. Passy's *Français parlé*; Knauer's Besprechung meiner *Aussprache des Französischen* etc. im *Litt. Centralbl.* von 1893, No. 21; W. Foerster's Rezension von Beyer-Passy's *Elementarbuch* und meiner *Parlers Parisiens* ebd. 1893, No. 34; Rambeau's ausführliche, an Ausrufungszeichen reiche Besprechung des *Parl. Par.* in den *Mod. Lang. Notes* von 1894 No. 5, (aus der man unter Anderem ersieht, dass der Beurteiler nicht ahnt, dass er selbst den Jungphonetikern sehr nahe steht) u. a. Ich habe hier nur einige Auslassungen aufgezeichnet, die mir ohne Nachkontrolle bei der ersten Lektüre auffielen. Andere werden andere Lücken entdecken und gut thun, sie dem Autor für den Fall einer Neuauflage mitzuteilen. Eine höchst auffällige Erscheinung liegt vor, wenn man S. 69 Thurot's *De la prononciation française*, das hervorragendste aller in unserem Abschnitte aufgezeichneten Werke, ohne ein Wort des Verfassers, mit nur zwei Rezensionen ausgestattet findet, und damit S. 74 ff. den umfangreichen Apparat zu den Elementarwerken von Franke, P. Passy und Beyer-Passy vergleicht. Danach müssten entweder die Elementarbücher dieser Autoren epochemachende Erscheinungen auf dem Gebiete der phonetischen und pädagogischen Litteratur sein, oder — das überschwengliche Lob, das diesen Büchlein gespendet wird, ist als das Erzeugnis von Urteilslosigkeit oder Reklame zu betrachten. Dem Leser bleibt die Wahl, für welche Meinung er sich entscheiden will. Mir scheint, von diesen gefeierten Elementarbüchern kann keines eine einigermassen ernste phonetische, philologische oder selbst pädagogische Kritik vertragen. Wenn ein Romanist den Lautstand einer wenig zugänglichen und der Lautauffassung ernste Schwierigkeiten bietenden, vorher ununtersuchten Mundart feststellt, eine Lautgrammatik von ihr verfasst und schliesslich sorgfältig transscribierte Textproben hinzufügt, so wird dies als eine bei Philologen selbstverständliche Leistung angesehen; wenn aber ein Schulmann wie die genannten ein paar hochfranzösische Texte in einer Umschrift gibt, deren Typenwahl ein beliebiger Buchdrucker bestimmt zu haben scheint, dabei charakteristische Feinheiten verschweigt und gar nicht sieht, dass die notierten in familiärer oder rascher Sprache vor sich gehenden Lautwandelungen stets von anderen eben so wichtigen nur minder auffälligen begleitet sind, so ist dies nach der vorliegenden Kritik als eine ganz ausserordentliche Leistung zu betrachten. Es hat dann, scheint es, auch nichts auf sich, wenn wie im *Français parlé* in jeder Auflage eine neue Aussprache zum Vorschein kommt, oder hier wie in dem Passy-Beyer'schen *Elementarbuch* Texten, die ihrer Natur nach zum

Vortrage bestimmt oder doch nur mit gewählter Aussprache denkbar sind, ein Pariser Platt in künstlich uniformierter Gestalt beigelegt wird. Das kleine Kunststück einer brauchbaren Transscription französischer Texte verschiedener Stilform muss heute jeder Student in höheren Semestern leisten können, und auch eine Elementargrammatik nach Art der Beyer-Passy'schen, aber ohne deren Irrtümer, darf nicht mehr über seine Kräfte gehen. Die kritiklose Bewunderung so geringfügiger Leistungen lässt sich als Folge der Vernachlässigung des phonetischen Unterrichts an manchen deutschen Universitäten einigermassen verstehen; aber trotzdem kann sie auf die Dauer nicht ohne energischen Widerspruch hingenommen werden. Wir hätten gern gesehen, wenn hierin Br. auch in der Bibliographie deutlicher seinen ablehnenden Standpunkt vertreten hätte, der erst in seinem Rückblick nachträglich zum Ausdruck gelangt. In einer neuen Auflage, die sicher zu erwarten, wird Br. voraussichtlich den von uns hervorgehobenen Mängeln abhelfen, die den Gesamtwert der nützlichen und zeitgemässen Publikation in der gegenwärtig vorliegenden Auflage leider etwas schmälern.

Marburg. Koschwitz.

Klinghardt, H. *Artikulations- und Hörübungen.* Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen. Cöthen, Verlag von Otto Schulze. 1897. 256 S.

Paule, du rasest, die grosse Kunst macht dich rasend! möchte man dem Herrn Verfasser zurufen, wenn man einige Kapitel seines hochinteressanten Buches durchgelesen hat. Er verlangt von den Sprachlehrern, dass sie sich für die Lautwissenschaft begeistern und gehört zu den Phonetikern, die beim zufälligen Zusammentreffen mit einem Fachgenossen auf dem Gipfel des Monte Rosa die Schönheit der Natur vergessen und sich zunächst darüber entsetzen, dass der Amtsbruder in unserer in der Lautwissenschaft so vorangeschrittenen Zeit statt des lingualen r noch ein uvulares spricht. „Wie der richtige Musiker in der Welt der musikalischen Töne und der instrumentalen Technik lebt, wie die eifrigen Chemiker und Anatomen die Speisen auf ihrem Tische zum Gegenstand fachwissenschaftlicher Reflexion machen, wie der echte Botaniker auch während der angeregtesten Unterhaltung spähenden Auges die Pflanzenwelt rechts und links vom Wege überfliegt,“ so soll der Sprachlehrer nicht nur in der Schule, sondern auch im Kreise von Freunden, auf der Bahn, wo er mit Menschen zusammentrifft, „unter

den Sprechlauten seiner ganzen Umgebung mit gewohnheitsmässig beobachtendem Ohre umhergehen und nie aufhören, der Thätigkeit seiner eigenen Sprechorgane mit Auge, Muskelgefühl und Reflexion zu folgen." Der Verf. achtet nicht nur auf die Sprechlaute seiner Umgebung, er guckt seinen Nebenmenschen ab, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, kauen, niesen, gähnen und sich gurgeln, er belehrt uns eingehend über das orale, nasale, oral-nasale, das exspirierende und inspirierende, frikative und gerollte Schnarchen, über tonloses und tönendes Husten und untersucht jede Hustenvariante nicht nur in Beziehung auf ihre Zusammensetzung, sondern auch auf ihre musikalischen Eigenschaften. Er schwört auf seine phonetischen Götter; ich brauche keine Namen anzuführen; es ist auch eine Göttin darunter. Sie haben den systematischen Zusammenhang für ihn „endgültig" festgestellt. K. zeigt selbst Lust, sich auf den Stuhl der Infallibilität niederzusetzen, er lässt (S. 78) sich „grundsätzlich auf die Erörterung abweichender Ansichten nicht ein," er fordert den Leser nur auf, seine eigene Darstellung nachzuprüfen. In wissenschaftlichen Abhandlungen erregt eine solche Sprache doch einiges Bedenken. Es lässt sich denken, dass K. seine Begeisterung auch auf den Betrieb seines Unterrichts überträgt. Er weiht uns in das Geheimnis seiner beim Schulbataillon zu Rendsburg gebrauchten Kommandos ein: Unterkiefer — (rr)runter! Unterkiefer — rauf! Unterkiefer fest gegen die Oberlippe — pressen! Unterlippe fest gegen die Oberzähne — gedrückt! Zunge energisch gegen das Munddach — gestemmt! Man ist versucht weiterzumachen: Bataillon soll oral schnarchen — geschnarcht! doch ist der Gegenstand für die Schule von zu grosser Bedeutung, um Scherze zuzulassen, und wir geben zu, dass solch schneidige Drillmeister vielleicht noch mehr für die bequemen Schwaben, als für die „schlaff artikulierenden Holsteiner" notwendig wären.

Der Verf. ist mit der in der Phonetik gebräuchlichen Terminologie nicht einverstanden. So lange wir uns auf rein sprachlichem Gebiete bewegen, sind wir als Lehrer berechtigt, neue Vorschläge zu machen, allein sobald der Gegenstand auf das anatomische, physiologische oder medizinische Feld übergreift, sollten wir doch sehr vorsichtig sein und uns an die von Fachleuten gebrauchten Ausdrücke anschliessen. Die Phonetik hat nicht, wie die Grammatik, das Glück gehabt, mit ganz althergebrachten oder durch einen so beherrschenden Geist wie J. Grimm aufgebrachten Benennungen operieren zu können. Daher kommt die Unmasse verschiedener Ausdrücke; jeder macht neue, sei es, weil er ein neues System hat, sei es, weil er eben etwas Neues möchte. K. will für Sprachlaute das Wort Sprechlaute einführen, weil es die Vorstellung des Lesers

unbewusst stärker im Gebiete der gesprochenen Rede festhält. Wir geben dies zu; „Sprechlaute" hat auch noch den Vorzug, dass das Wort nicht von den Lauten einer bestimmten Sprache verstanden werden könnte. Allein man redet gewöhnlich auch nicht von „deutschen Sprachlauten", sondern von „Lauten der deutschen Sprache", und wenn man sich z. B. mit der deutschen Grammatik beschäftigt, so redet man doch überhaupt nur von „Lauten" ohne Bestimmungswort. Für wirklich missverständlich in praxi halten wir das übliche „Sprachlaute" nicht. Da man von gehauchten und geflüsterten Lauten spricht, will K. der Gleichartigkeit halber auch „getönte" Laute einführen. An sich ist das Wort nichts weniger als schön und richtig, da „tönen" kein Transitivum ist. Zugleich geht durch das auf „geflüstert" und „gehaucht" berechnete „getönt" der Vorteil verloren, die stimmhaften Laute den stimmlosen klar und deutlich gegenüber stellen zu können. Ich meine also, andere haben nicht Ursache, das mitzumachen. Das Wort „Speiseröhre" möchte K. durch „Speiseschlauch" ersetzt sehen, weil für gewöhnlich die schlaffen Wände dieses Organs auf einander liegen. Ich glaube nicht, dass die Anatomen und Physiologen dieses Wort annehmen. Zunächst muss daran erinnert werden, dass wir auch von Gummi- und Weinschläuchen reden, die offen stehen, und dass in der Kammmacherei sogar das hohle, vom Kern befreite Horn „Schlauch" heisst. Sodann ist der Name „Nahrungsschlauch" allgemein eingeführt, man versteht aber darunter den gesamten Verdauungsapparat von den Lippen bis zum Ende des Mastdarmes; es wäre kaum zu vermeiden, dass Verwechslungen entständen, wenn man noch von einem „Speiseschlauch" als Teil des „Nahrungsschlauches" spräche. Auch der Name „wahre Stimmbänder" gefällt dem Verf. nicht, er will ihrer Form halber „Kehlkopflippen" einführen. Es ist ja wohl richtig, dass bei der Stimmbildung der Thyreo-arytaenoideus externus und Crico-arytaenoideus lateralis die gesamten Massen der Stimmbänder nach der Mitte zudrängen und dadurch relativ dicke, nicht membranartig verdünnte Stimmlippen zu Oscillationen bringen. Allein andererseits muss doch geltend gemacht werden, dass die wahren Stimmbänder gleich in ihrem Anfangsteil sich als festes, gelbliches, elastisches Gewebe charakterisieren, und dass von hier ab die elastischen Bänder als sogenannte Chordae vocales ziehen, indem sie den vorspringenden, leicht in eine Falte erhebbaren Saum des dreikantigen unteren Stimmbandes im weiteren Sinne des Wortes bilden. Unserer Ansicht nach ist denn mit „Stimmlippen" nicht viel gewonnen. Um so auffallender ist es, dass K. den Ausdruck „Bänder" bei den oberen Gebilden des Kehlkopfes beibehalten will. Er setzt für „falsche Stimmbänder" nur „Ventrikularbänder" ein. Diese führen sicher den Namen

„Bänder“ mit wenig Recht, da sie nur in ihren oberflächlichen Schichten elastisches Gewebe zeigen, ihre Substanz selbst aber ungemein reich von acinösen Drüsen durchsetzt ist, welche auf der Oberfläche dieser Gebilde ausmünden. Um Stimmlippen und Stellknorpel unter einem Namen zu begreifen, schlägt K. für „Schlussmittel des Kehlkopfes“ den Namen „Schliesser“ vor. Nun versteht man unter „Schliessern“ stets Muskeln, meist im Gegensatz zu den „Oeffnern“. In unserem Falle bezeichnet man mit „Schliessern“ die Muskeln, welche die Giessbeckenknorpel einander nähern und ihre medialen Flächen fest an einander drücken (Aryt. transvers. und obliq., ferner Crico-aryt. lat. und Thyreo-aryt. ext. und int.). Als „Schliesser“ bilden sie einen gewissen Gegensatz zu den „Spannern“ (Crico-thyreoideus anticus und Crico-aryt. posticus; die oberen Fasern des letzteren werden von Rühlmann allerdings auch als hilfreich für den festen Stimmritzenverschluss beigezogen), indem eine doppelzungige, membranöse Pfeife nur anspricht, wenn die beiden Zungen nicht nur fast bis zur Berührung genähert, sondern auch gespannt sind. Auch sonst fehlt den Ausführungen des Verf. die anatomisch-physiologische Grundlage. Wir greifen nur einiges heraus. S. 13 wird gesagt: Die zwischen Zunge und Gaumensegel herabgleitenden Speisen gelangen unmittelbar an den Eingang des Speiseschlauches, werden von der Zunge und dem hinter ihnen sich zusammenschliessenden Gaumensegel dagegen gedrückt, vom Schliessmuskel des Speiseschlauches erfasst und dann weiter befördert, und S. 67: Beförderung flüssiger Nahrung in den Speiseschlauch findet genau auf dieselbe Weise statt wie diejenige von fester. Diese Vorstellung ist unrichtig. Der Schluckakt, wie er bisher erklärt wurde, wonach der Bissen in den Oesophagus gedrängt und dort durch Peristaltik desselben weiter befördert wird, kommt nur bei dem gewöhnlichen Vorgange zu stande, den wir als Hinunterwürgen bezeichnen. Beim normalen Schlucken ist die Rachenhöhle luftdicht abgeschlossen, einem Spritzenraume vergleichbar, dessen Stempel die Zungenwurzel nebst Kehlkopf bildet. Hierdurch werden alle in diesem Raume angesammelten Massen nach dem Orte geringsten Wiederstands gedrängt, d. h. in den schlaff zusammengelegten Oesophagus, während die Konstriktoren des Pharynx und das straff gespannte Velum relativ starre Resistenz bieten. Flüssige Nahrung wird also jedenfalls in und durch die Speiseröhre gespritzt, nur bei fester Nahrung kann es sich um ein Hinunterwalken handeln. Gegen die bisherige Lehre spricht schon die alltägliche Beobachtung, welche man beim Genuss kalter Getränke macht, dass nämlich der Weg vom Munde zum Magen verhältnismässig schnell zurückgelegt wird. Dem reiht sich die forensische Erfahrung an, dass beim Trinken ätzender Flüssigkeiten zu-

sammenhängende und ausgedehnte Arrosionsspuren in Schlund und Speiseröhre, wie man sie bei peristaltischer Beförderung vorfindet, im allgemeinen nicht oder nur selten angetroffen, meistens, wie jüngst Virchow hervorgehoben hat, nur an den drei durch ihre Lage verengten Stellen des Oesophagus vorgefunden werden (vgl. hierüber Kronecker und Falk, *Archiv für Physiol.* 1880, S. 296, besprochen in Hermann, Grundriss der Physiol. V, 2. S. 422). S. 76 wird behauptet, die Auseinandersperrung der Kehlkopfschliesser mache die Anspannung bestimmter Muskelbänder nötig, und dies finde während des Schlafes ununterbrochen statt. Das ist eine unrichtige Ansicht. Während des Schlafes sind der Regel nach alle Muskeln ziemlich schlaff, und die Muskeln des Kehlkopfes, wenn sie auch bei der Atmung eine geringe Thätigkeit zeigen, sind während des Schlafes ebensowenig angespannt als die eines Armes oder Beines. Auffallend ist es, dass K. bei der Absperrung der Nasen- von der Mundhöhle durch das Gaumensegel nicht beobachtet hat, dass die ganze hintere Pharynxwand nicht passiv bleibt, sondern etwa in der Gegend des Atlas nach vorn rückt und dadurch dem Gaumensegel den Verschluss erleichtert. Wenn man mit einem geeigneten Instrument sein Zäpfchen nach vorn zieht und Schlingbewegungen macht, so ist dies deutlich zu sehen. Auch über den Bewegungsmechanismus bei der Absperrung der Nasen- von der Mundhöhle giebt uns K. keinen klaren Aufschluss. Nach G. Passavant (*Ueber die Verschliessung des Schlundes beim Sprechen*, Arch. f. pathol. Anat. und Physiol. XLVI, 1869) wird das Gaumensegel in seinem vorderen Abschnitte horizontal erhoben, in seinen hinteren Teilen dagegen wird es durch die Glosso- und Pharyngopalatini eher vertikal gestellt, so dass es einen rechtwinkligen Knick nach unten bildet. Wenn dabei S. 139 von „Ventilöffnung“ gesprochen wird, so ist dies eine ganz passende Bezeichnung, es muss aber bemerkt werden, dass die Mundhöhle ventilartig von der Nase, aber nicht umgekehrt diese von jener, luftdicht abgesperrt wird. S. 147 wird gesagt, nasalierte Vokale seien keine mustergültigen Laute für uns, ausser *ŋ*(*ng*), *n*, *m* werden alle Sprachlaute mit vollständigem Verschluss des Choanenvorraumes nach unten hin gebildet. Dies ist für alle die Vokale richtig, die *m* oder *n* vorangehen. In demselben Augenblick, in welchem der Lippen- oder Zungenverschluss erfolgt, wird der Vokal abgeschnitten, mag dabei das Gaumensegel etwas schneller oder langsamer den Weg durch die Nase öffnen. Anders aber ist es bei den Vokalen, die *ŋ* vorangehen. Sage ich z. B. Dank, und setze ich auch das *a* ganz rein ein, so muss sich noch, während das *a* tönt, das Gaumensegel senken. Da dies stets eine gewisse Zeit erfordert, so wird, selbst wenn die Zunge sich dem Gaumen entgegenhebt, während dieser Zeit der betreffende Vokal nasaliert;

wir kennen also vor *η* keinen durchaus reinen Vokal. S. 77 ff. wird behauptet, durch den Anprall des Luftstromes bei weit geöffnetem Kehlkopf, besonders auf der Unterseite des Gaumensegels, werde in dem fassartigen Mundraume eine Resonanz geweckt, und diese Resonanz sei *h*. Dem ist zunächst entgegenzuhalten, dass *h* ein Geräusch ist und zwar der Reibungslaut des Kehlkopfes wie das bilabiale *f* das der Lippen. Dieses Geräusch entsteht dadurch, dass die Luft durch die mehr oder weniger verengte Stimmritze mit ziemlicher Schnelligkeit getrieben wird. Wie Hugo Pipping erst in neuester Zeit nachgewiesen hat, gesellt sich dem Kehlkopfreibegeräusch ein diffuses Geräusch im Ansatzrohr zu, welch letzteres den Flüstervokalen abgeht. Wenn K. weiter geht und sagt, alle *h* seien gehauchte Vokale gegenüber den getönten, so hat er hierin eine ähnliche Ansicht wie Kempelen, der das *h* als tonlosen Vokal bezeichnet. Wie schon Grützner hervorgehoben hat, ist dem entgegenzuhalten, dass fast alle Konsonanten je nach ihrer Umgebung vokalisch gefärbt werden; man spreche nur z. B. *li*, *le*, *la*, *lo*, *lu* und achte auf die Stellung der Lippen. Aehnlich ist es bei der Aussprache z. B. von *hu*; hier bleibt beim Uebergang von *h* zu *u* der Mund nicht ganz ruhig; wäre dies der Fall, so käme eher ein *f*-artiger Laut zum Vorschein. Das *h* ist eben nicht gleich einem geflüsterten oder gehauchten Vokal, sondern stellt infolge der verschiedenen Stellungen der Stimmbänder ein anderes Geräusch dar. Kann man doch *hi*, *he*, *ha*, *ho*, *hu* auch flüsternd wie gehaucht sprechen, was nach Kempelen und Klinghardt nicht möglich wäre. S. 84 steht: Von entscheidender Wichtigkeit für das Zustandekommen der charakteristischen *ʃ*-(*sch*-) Resonanz ist das Aufspritzen des von oben herabgleitenden Luftstrahls auf der Schneide der untern Vorderzahnreihe. Zur Bildung der *ʃ*-Laute sind jedoch gar keine Zähne nötig; ich kenne Leute, die weder obere noch untere Vorderzähne besitzen und gut gebildete *ʃ*-Laute hervorbringen. Schon die Art und Weise wie Kempelen den Laut mittelst einer Pfeife künstlich nachbildete, hätte K. davon überzeugen können. Das Wesentliche bei der Artikulation des *ʃ* ist das, dass die Artikulationsstelle desselben viel breiter ist als diejenige des *s*, und dass sie viel weiter nach hinten gelegen ist, was auch die Thatsache erklärt, dass der *ʃ*-Laut tiefer ist als der *s*-Laut. Es wundert uns, dass K., der sicher keinerlei Mühe gescheut hat, um sich Klarheit über die Bildung der einzelnen Laute zu verschaffen, nicht mit der Karminmethode (gefärbte Zunge) Grützners einen Versuch machte. In Beziehung auf die Natur der Vokalklänge stützt sich K. auf das System Trautmanns mit den festen Eigentönen der Mundhöhle, nur nimmt er ein einziges *a* und für die Septimen Trautmanns *u-a* und *a-i* Oktaven an, „sind doch Terz, Quinte und Oktave die dem

Durchschnittsmenschen am bequemsten Intervalle.“ Eine wissenschaftliche Begründung ist dies nicht, und K. kommt mit dieser Theorie selbst ins Gedränge, indem er zugesteht, dass es Vokale gebe, deren geflüsterte Resonanzen gleiche Höhe haben, und die doch verschiedenen Eindruck auf das Ohr machen, z. B. *a* und *oe* (tiefes *ö*). Man kann eben ein Vokalsystem nicht bloss auf geflüsterte Vokale gründen und darf die Stimmbandpartialtöne, das „relative Moment“, nicht unberücksichtigt lassen. K. empfiehlt denjenigen, die der Phonetik ihr Interesse zuwenden wollen, sich soviel Beschreibungen und Abbildungen des Kehlkopfes zu verschaffen, als sie nur auftreiben können. Er selbst hat viel Zeit und Mühe aufgewandt, um sich Klarheit über den Bau des Sprechorgans und die Thätigkeit seiner einzelnen Teile zu verschaffen. Warum hat er nie den Versuch gemacht, sich im physiologischen Institut in Kiel unterrichten zu lassen? Selbst wenn sich Hensen gegen Philologen, die sich nur vorübergehend mit Physiologie beschäftigen können, wenig entgegenkommend zeigen sollte, was wir bezweifeln, so ist sicher jeder Assistent gerne bereit, nicht nur einen Kehlkopf aus dem Spiritus herauszuziehen und die einzelnen Teile desselben genau zu erklären, sondern auch mittels eines Kehlkopfspiegels einen Blick in die Beschaffenheit und Thätigkeit des Sprechorganes eines lebenden Körpers zu gewähren. So wenig wir in der Mineralogie, Botanik oder Zoologie uns mit Abbildungen und Modellen genügen lassen können, sondern die einzelnen Naturkörper selbst betrachten müssen, dürfen wir in der Lautphysiologie uns nur an künstliche Darstellungen halten. Es wäre deshalb hohe Zeit, dass unsere Unterrichtsverwaltungen darauf dringen würden, dass die Studierenden der neueren Philologie wenigstens ein Semester lang von einem Physiologen, nicht von einem Philologen, gehaltene Vorlesungen über die Physiologie der Stimme und Sprache besuchen. An dem guten Willen und dem Entgegenkommen der Vertreter der Physiologie an unsern Hochschulen ist nicht zu zweifeln, und die Lehrer der neueren Sprachen würden daraus für sich und ihre spätere Thätigkeit unendlich grossen Nutzen ziehen.

Wenn wir oben eine Reihe von Punkten namhaft gemacht haben, die zeigen, dass die Ausführungen des Verf. der anatomisch-physiologischen Grundlage entbehren, so liegt es uns ganz ferne, sein Werk überhaupt zu unterschätzen. Was mit den Augen, dem Hörvermögen und dem Muskelgefühl gefunden werden kann, wurde von ihm gefunden. Er ist ein ungemein scharfer und selbständiger Beobachter und zeigt nicht nur, wie die beteiligten Organe einzustellen sind, um gewisse Laute hervorzubringen, sondern auch, welcher mannigfaltigen Abstufung Artikulation und Klang jedes

einzelnen Sprechlautes fähig sind, ohne dass der einheitliche, typische Charakter dieses letzteren verloren geht. Zugleich wird festgestellt, auf welcher gemeinschaftlichen Eigenart der Artikulation und des Klanges oder Geräusches die individuelle Natur jedes Sprachlautes beruht und von welchen Artikulationsverschiebungen die Verschiedenheit der einzelnen Klang- und Geräuschnüanzen desselben abhängt. So wird jeder Laut, anstatt in einer bestimmten Musterform, in einer Art von Reihenbildung vorgeführt. Dies Prinzip der Reihenbildung halten wir mit K. für ausserordentlich lehrreich. Wir können so unsern jungen Fachgenossen das Studium des Buchs angelegentlichst empfehlen, raten ihnen aber, vorher sich durch eigene Anschauung Klarheit über den Bau unseres Sprechorganes zu verschaffen und, sofern ihnen ein physiologisches Institut nicht zugänglich ist, eine von einem Physiologen geschriebene Abhandlung über die Physiologie der Stimme und Sprache durchzuarbeiten. Dann werden sie eine gründliche Fertigkeit im Gebrauche der eigenen Sprechorgane wie im sichern Erfassen der Sprachlaute anderer erlangen, sie werden, was der Verf. bezweckt, ihrem phonetischen Wissen das phonetische Können hinzufügen. Sicherlich wird auch von der hohen Begeisterung des Verf. etwas auf sie übergehen, sie werden mit Freuden ihre phonetischen Studien betreiben zur Förderung der lautphysiologischen Wissenschaft und zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts. Dies wird auch der schönste Lohn für Klinghardts mühevolle Arbeit sein.

REUTLINGEN. PH. WAGNER.

Hunziker, J., *Die Sprachverhältnisse der Westschweiz.* Separatabdruck aus der *Schweiz. Rundschau.* Aarau, Sauerländer 1896.

Hunziker stützt sich namentlich auf die Angaben der eidgenössischen Statistiken von 1860, 1870, 1880 und 1888 und die treffliche Arbeit Zimmerli's *die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz*, von welcher bis jetzt 2 Teile erschienen sind und welche der 3. Schlussteil, die Grenze im Wallis verfolgend, hoffentlich bald zum Abschluss bringen wird. Für den dritten Teil hat Zimmerli eine zusammenfassende Zusammenstellung seiner Resultate in Aussicht gestellt, auf welche wir umso gespannter sein dürfen, als er das ganze Grenzgebiet durchwandert hat und somit aus eigener Anschauung urteilen wird.

Nicht immer werden die statistischen Angaben mit der nötigen Objektivität benutzt. Je nachdem ein Romane oder Germane diese dürren Zahlen vor Augen hat, trägt er seine geheimen Wünsche

hinein und interpretiert die Zahlen, wie es ihm gerade passt. So meint der Vollblutromane Knapp in Neuenburg, der Delegierte der Alliance française in einem Bericht (Hunziker pg. 2), in „Freiburg gebe es beinahe keine Deutschen mehr“, während doch daselbst z. B. die Universitätskreise vorwiegend deutsch sind. In seiner Broschüre *Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der französischen Schweiz,* Stuttgart 1894, sagt Dr. Zemmrich: „Sie (die Deutschen) bilden in einem grossen Teil des Jura ein Viertel bis die Hälfte der Bevölkerung, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, dass bei Errichtung deutscher Schulen die Sprachgrenze bald bis Chaux-de-fonds und Neuchâtel vorrücken würde“ (Hunziker 3). Das ist zum mindesten eine arge Uebertreibung. In gewissen Ortschaften des Berner Jura allerdings machen die deutschen Ansiedler bis zu 50⁰/₀ der Bevölkerung aus; aber sie romanisieren sich rasch. Bezeichnend ist, dass in diesen Gegenden bis jetzt die Notwendigkeit der Kreirung deutscher Schulen nicht eingesehen wurde. Aus den Zahlen geht nicht direkt hervor, dass in Bern und Neuenburg die Hälfte der deutschen Bevölkerung auf Gehöften lebt, ohne Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten. Neuenburg hat trotz der vielen Deutschschweizer, die eingewandert sind, ganz romanischen Charakter bewahrt. Die Einheimischen wandten sich vorzugsweise der Industrie zu, und wurden in der Landwirtschaft und im Handwerk durch die neuen Ankömmlinge ersetzt. Dasselbe erleben wir gegenwärtig in Zürich, wo das Handwerk allmälig von Deutschen (aus Deutschland) okkupiert wird. Trotz der 18⁰/₀ deutscher Bevölkerung (1888) in der Stadt Neuenburg oder der 12⁰/₀ in La Chaux-de-fonds ist der Grundstock welschen Wesens unberührt geblieben, das Nationalgenie unangetastet. Die intellektuellen Interessen dieser Städte werden ausschliesslich durch Romanen vertreten. Das ist für die Zukunft von Wichtigkeit. Man bedenke, wie spurlos eigentlich die Germanen seinerzeit in Oberitalien untergegangen sind, was die Sprache anbelangt. In der That konstatieren wir im Jahre 1888 überall einen merklichen Rückgang des deutschen Elements. Es sinkt seit 1880 im Bezirk Boudry von 31 auf 27, im Val de Travers von 18 auf 14, im Val de Ruz von 32 auf 28, in Locle von 29 auf 23⁰/₀. Ferner hat Herr Knapp gewiss ganz Recht, wenn er von einer population dite de langue allemande spricht. Die Statistik zählt keine zweisprachlichen Individuen auf. Viele aus deutschen Kantonen eingewanderte Metzger oder Schreiner etc. sprechen z. B. den ganzen Tag mit ihren Kunden Französisch, sogar in der Familie, da oft die Kinder das Deutsche nicht erlernt haben. Es ist dies ein horribles, stark mit Deutsch durchtränktes Französisch, aber die Verkehrssprache dieser Leute ist eben doch vorwiegend romanisch, während sie in der Statistik, oft mitsamt

der Familie, als deutsche Elemente aufgezählt werden. So verhalten sich die Thatsachen. Wir brauchen nicht mit Zimmerli zu untersuchen, wie es stehen würde, wenn deutsche Schulen errichtet würden, das heisst, wenn die Verhältnisse andere wären. Das ist nicht die Aufgabe des Statistikers.

Hunzikers Abhandlung ist frei von derartigen Uebertreibungen; er zieht aus den reellen Thatbeständen vorsichtige Schlüsse. Als eine Schrulle mag man es hinnehmen, dass er stets *Losanen* und *Aelen* etc. für Lausanne und Aigle etc. schreibt. Nur einmal sagt er (pg. 21): „Höchst unerfreulich für das Deutsche" seien die Fortschritte des Romanischen im Saanebezirke und in der Stadt Freiburg. Warum soll das unerfreulich sein! Man darf sich doch nicht darüber betrüben, dass ein Deutschschweizer sich romanisiert, in der Absicht, dadurch seine und seiner Kinder ökonomische Stellung zu bessern! Aber sonst sind die Erwägungen Hunzikers objektiv gehalten. Seine Resultate sind die folgenden: die Sprachgrenze verläuft so, wie es Zimmerli darthut; sie ist seit Jahrhunderten wesentlich dieselbe geblieben. Schwankungen haben stattgefunden besonders in Twann, Ligerz, Erlach am Bielersee, Galmitz, Salvenach, Burg, Montelier, Murten zu gunsten des Deutschen, am rechten Saaneufer und in der Stadt Freiburg zu gunsten des Romanischen. Das Dorf Barberèche (Kt. Freiburg) war ursprünglich romanisch, dann deutsch und ist heute wieder romanisiert. Ueber den Verlauf der Dinge im Wallis sagt Hunziker nicht viel, da hier noch die Vorarbeiten von Zimmerli fehlen. Er erwähnt z. B. nicht, dass früher die Thäler von Leuk und Zermatt vielleicht ganz romanisch waren. In den an der Sprachgrenze liegenden Zentren nimmt das romanische Element zu, so dass die völlige Französierung von Biel, Freiburg und Sitten nur eine Frage der Zeit sei. Die deutsche Einwanderung dringt weit ins romanische Gebiet hinein, erliegt aber schon in der zweiten Generation der Romanisierung. Dazu tragen namentlich bei: die französische Schulung der Kinder, die Unzulänglichkeit deutschen Gottesdienstes, und der wichtige Umstand, dass meist das aus der alten Heimat mitgebrachte, deutsche Patois der mächtigeren schriftfranzösischen Kultursprache gegenübersteht. Es wirken aber gewiss noch viele andere Faktoren mit, die Hunziker nicht anführt. Sehr willkommen wäre uns eine Untersuchung, die den Kampf der Sprachen Schritt für Schritt beobachtet. Zimmerli und Hunziker melden uns die Stärke der beiderseitig ins Feld geführten Armeen, es fehlt uns noch der Schlachtenbericht, der natürlich von einem Augenzeugen verfasst sein müsste.

Für diese Frage hat es keinen Wert, wenn Hunziker pg. 7 ff. das Verhältnis berechnet, in welchem Zuwachs oder Abnahme des deutschen Elements der romanischen Kantone zur Gesamtbevölkerung

der Schweiz stehen. Ein Appenzeller Bauer, der friedlich seine Felder düngt, kämpft nicht gegen die Alliance française, die übrigens im Sprachenkampf nicht die Bedeutung hat, welche Hunziker ihr beizumessen scheint. Die Freiburger Universität besteht erst seit 1889, nicht 1869 (pg. 22).

ZÜRICH. L. GAUCHAT.

Hartmann, K. A. Martin, *Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich.* Leipzig, Dr. P. Stolte, 1897. Gr. 8⁰. VII a. 194 S.

Der Titel des Buches ist nicht ganz glücklich gewählt, indem sich die Beobachtungen des Verfassers mit wenigen Abweichungen nur auf das Schulwesen in der Schweiz und Frankreich beschränken, wobei denn die Hochschulen als ausserhalb des Planes liegend nur gestreift werden. Das soll natürlich kein Tadel sein; im Gegenteil. denn so erhalten wir einen recht genauen Einblick in die französischen Schulverhältnisse und Unterrichtsmethoden. Der Verfasser, welcher im Auftrage des kgl. sächsischen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichtes eine halbjährige Studienreise unternommen hat, ist offenbar sehr fleissig an der Arbeit gewesen: er hat an einer sehr grossen Anzahl von Schulen aller Art, 72 in Süd- und Nord-Frankreich, hospitiert und im Ganzen daselbst 313 Unterrichtsstunden beigewohnt. Das so gesammelte Material ist sorgfältig verarbeitet worden; was aber dem Buche noch besonderen Wert verleiht, das sind die wohlüberlegten Urteile, welche ebenso sehr von Sachkenntnis wie Unbefangenheit zeugen und einen durchaus vertrauenswerten Eindruck machen.

In dem ersten Abschnitte, welcher der Behandlung der neueren Sprachen in der Schweiz gewidmet ist (S. 1—24), dürfte am meisten interessiren was über die seit 1892 an der Genfer Universität bestehenden französischen Ferienkurse gesagt wird. da nicht jeder in der Lage ist, denselben anwohnen und so aus eigener Anschauung urteilen zu können. Im Allgemeinen bezeichnet Verfasser diese Einrichtung als sehr nützlich und bedenkt namentlich die Diktionsübungen des Herrn M. G. Thudichum mit besonderem Lobe. Als Uebelstand wird hervorgehoben, dass, wie sich leicht denken lässt, die verschiedenen Zuhörer des Kursus ein sehr ungleiches Mass von Sprachkenntnissen aufweisen.

Der zweite Abschnitt, der das französische Schulwesen behandelt, enthält viel des Anziehenden. Ich möchte daraus hervorheben die Schilderung einer Unterrichtstunde des Herrn Dr. Schweitzer in Paris, des Hauptvertreters der direkten Methode, und die Dar-

stellung der Carréschen Methode, deren Anwendung in flandrischen Volksschulen Verfasser selber beobachtet hat. Letzteres auf anschauungsmässigen Sprachübungen beruhende Verfahren erscheint da gewiss als recht zweckmässig, wo dem Lehrer viel Zeit zur Verfügung steht, und dazu stimmen die guten Ergebnisse, welche Verfasser an der École Alsacienne, wo das Deutsche in der Dixième nnd Neuvième mit wöchentlich 10 Stunden gelehrt wird, als auf Grund einer ähnlichen Methode erzielt vorfand; wo indessen die Stundenzahl, was ja doch die Regel, knapp bemessen ist, erscheint Ref. die Nützlichkeit obigen Verfahrens recht zweifelhaft, es müssten denn gerade immer so geschickte Lehrer fungieren, wie dies Herr Schweitzer zu sein scheint. Auf alle Fälle ist aus einem leicht einzusehenden Grunde folgender Satz von Carré (bei Hartmann S. 106) sehr anfechtbar: „Wenn die Mutter in zwei bis drei Jahren ihr Kind so weit fördert, dass es versteht, was man ihm sagt, dass es selbst ausdrücken kann, was es sieht, thut und will, so muss man bei Kindern, deren Geist offener ist, deren Fähigkeiten stärker entwickelt sind, die einer stärkeren und anhaltenderen Aufmerksamkeit fähig sind, in kürzerer Zeit zu demselben Ergebnis gelangen können, vorausgesetzt, dass man das Verfahren in methodischer Stufenfolge und Anordnung anwendet." — Das Urteil über die Leistungen in den neueren Sprachen an den höheren Töchterschulen lautet ebenso günstig, wie das schon vor 12 Jahren von Wychgram geäusserte. Ziemlich gut kommen auch noch die Lehrer- und Lehrerinnenseminare fort. Einen weniger vorteilhaften Eindruck hat Verf. von dem neusprachlichen Unterrichte an den Écoles primaires supérieures erhalten, und am wenigsten befriedigt hat ihn, mit Ausnahmen im Einzelnen, derjenige an den Lycées und Collèges de garçons. Im Zusammenhange hiermit werden sehr ausführliche und durchaus dankenswerte Mitteilungen über die Baccalaureatsprüfung und die verschiedenen Lehramtsexamina gemacht, deren zum Teil recht eigenartige Gestaltung bei der Beurteilung der schwachen neusprachlichen Leistungen an den Lycées in Rechnung zu ziehen sein dürfte; insonderheit enthalten viel Treffendes die Bemerkungen über die auf dem Konkurrenzprinzipe beruhende Agrégation mit ihren für ein späteres kollegialisches Zusammenwirken wenig segensreichen Folgen. — Zu den Ausführungen auf S. 34—35 sei noch gesagt, dass, wenn Verf. sich deshalb gegen die Fortdauer der Sedanfeier erklärt, weil das für die Franzosen ein immer erneutes Aufreissen alter Wunden bedeute, dieser Grund (der neben anderen stichhaltigeren steht) Ref. als sentimental erscheint. Dass der Beschluss, im Jahre 1900 eine Weltausstellung zu veranstalten, auf ein Nachlassen der Revanchegelüste hindeute, ist garnicht glaublich.

O. SCHULTZ-GORA.

Seeger, H. *Elemente der lateinischen Syntax mit systematischer Berücksichtigung des Französischen.* Wismar, Hinstorff. 1895; 2.40 M.

Seeger ist ein rastlos thätiger Schulmann. Was er schafft, pflegt wohl durchdacht und anregend zu sein. Eine oberflächliche Arbeit wird man von ihm nicht erwarten. Er nimmt's ernst mit der Wissenschaft und mit seinen Pflichten als Direktor des Güstrower Realgymnasiums.

Diese Anstalt beginnt nach dem Altonaer System den fremdsprachlichen Unterricht nicht mit dem Lateinischen, sondern mit dem Französischen. Das Lateinische tritt in III^b hinzu.

Schon vor vielen Jahrzehnten, als man das Französische kaum beachtete, haben deutsche Philologen einer parallelen Behandlung der griechischen und lateinischen Grammatik das Wort geredet. In unserm Jahrzehnt ist dann der Gedanke einer Parallelgrammatik der fünf Schulsprachen ernstlich erwogen worden. Zur Ausführung ist dieser Gedanke jedoch noch nicht gekommen. Ich für meine Person bezweifle noch, dass seine Realisierung praktischen Nutzen bringen wird.

Seeger hat für die Bedürfnisse der Güstrower Schule und solcher, die einen ähnlichen Lehrplan haben, die Syntax der lateinischen Sprache so behandelt, dass er sie, wo sich Gelegenheit bietet, mit der französischen Syntax vergleicht, jedenfalls aber neben jedes illustrierende lateinische Beispiel die französische Uebersetzung stellt. Dadurch erstrebt er eine innere Verbindung des lateinischen und französischen Unterrichts an seiner Schule.

Ich überlasse es den altphilologischen Kollegen zu untersuchen, ob das 268 Seiten starke Buch in der Praxis des lateinischen Unterrichts an den nach dem Altonaer System eingerichteten Schulen mit Nutzen gebraucht werden kann. Seeger's Grundsatz: „Von Einzelheiten ist (zwar) eine Masse entbehrlich; aber was gegeben wird, das soll im Zusammenhang begriffen werden“, ist gewiss zu billigen. Nach meinem Gefühl jedoch kann man den Stoff wissenschaftlich, und trotzdem kürzer, übersichtlicher, anschaulicher und weniger gelehrt behandeln.

Für den forschenden und vergleichenden Neuphilologen, das muss hier vor allem gesagt werden, ist das Buch nicht ohne Interesse. Man wird es auch bei der Untersuchung französisch-grammatischer Fragen gern mit zu Rate ziehen.

W. Ricken.

Baumgartner, Andreas. *Grammaire française* (für Mittelschulen). Zürich, Orell Füssli, 1896. M. 1,25 = Fr. 1.60. geb.

Ein Zeichen unserer vorwärts hastenden Zeit ist es, wenn den Schülern „durch Verbesserung der Methode“ das Lernen so leicht gemacht werden soll, dass sie fast gar nichts mehr zu thun brauchen, wenn ihnen der Stoff so verkürzt geboten wird, dass die Strebsamen unter ihnen in vielen Fällen vergeblich in den neuen Grammatiken Rat suchen. In solcher Zeit eine Grammatik französisch zu verfassen, möchte als ein Wagestück erscheinen. Indessen hat es Herr Professor Baumgartner in Zürich zu thun unternommen, in der richtigen Erwägung, dass besonders in Schweizer Schulen ein solches Buch recht wohl wünschenswert sein kann. Dort sind die Schüler durch die Verhältnisse des Staats viel mehr als z. B. bei uns auf das Französische hingewiesen. Es liegt in ihrem eigensten Interesse, sich mit ihm möglichst oft zu beschäftigen, möglichst eng zu befreunden. Freilich setzt ein in der fremden Sprache geschriebenes Lehrbuch

bereits einen hohen Grad der Sprachkenntnis der betreffenden Schüler voraus. Allein der Herr Verfasser hat es in überaus glücklicher Weise verstanden, die meisten Regeln kurz und klar zu geben, dass man meinen sollte, auch schwächere Schüler könnten sich bequem in dem Buche zurecht finden. Als einen weiteren Vorzug möchte ich hervorheben, dass es dem Herrn Verfasser nicht in erster Linie darauf angekommen ist, den Stoff zu beschränken, sondern dass er vielmehr an den Stellen, wo dem Schüler eine thunlichst reichhaltige Aufzählung nur erwünscht sein kann, das Nötige und besonders im Verkehre des täglichen Lebens Gebräuchliche in schätzenswert knapper Form, aber grosser stofflicher Fülle geboten hat. Dies geschieht z. B. bei der Lehre vom Infinitiv ohne oder mit Präposition, bei den Redewendungen, in denen das Adjektiv für das Adverb gebraucht wird, sowie bei vielen anderen Gelegenheiten. Sogleich das 1. Kap., das die Laute und Buchstaben behandelt, verrät den gewiegten Praktiker und feinen Beobachter. Bei der Besprechung der *Liaison* und der *Élision* sind trotz aller Kürze mehrfach Bemerkungen zu finden, die man sonst vergeblich in einer Schulgrammatik sucht. Auf Seite 13 sind eine grössere Anzahl orthographischer Schwierigkeiten in höchst beifallswerter Weise hervorgehoben. Ueberhaupt findet sich in dem ganzen nur 157 mässig grosse Seite starken Buche eine solche Menge von Phraseologischem verstreut, dass man über die Reichhaltigkeit nicht genug erstaunt sein kann.

Die Beispiele sind fast ausnahmslos sehr glücklich gewählt und bereiten aufs beste auf die ihnen folgenden Regeln vor.

Die Einteilung des Stoffes weicht von der althergebrachten (Formenlehre und Syntax) ab. Die Darstellung zerfällt in 13 Kapitel, deren Anordnung sich im allgemeinen der uns von der lateinischen Grammatik her bekannten anschliesst (Substantiv, Adjektiv, Zahlwort, Pronomen, Verb u. s. w.) Der grösste Teil des syntaktischen Stoffes ist in Verbindung mit der Formenlehre gegeben. Freilich nicht der gesamte, und so entsteht eine gewisse Ungleichmässigkeit. Nachdem im 9. Kapitel der Gebrauch der Konjunktionen behandelt ist, folgt im 10. die Syntax der Konkordanz, in welche die Regeln über die Partizipia eingeschlossen sind. Im 11. Kapitel wird der Gebrauch des Konjunktivs, im 12. der des Infinitivs dargestellt. Die Lehre von der Wortstellung (*construction*) wird so im 13. Kapitel an das Ende des ganzen Buches verwiesen. Jene erwähnte Vermischung von Formenlehre und Syntax in den ersten 9 Kapiteln (= 127 Seiten) hat an einigen Stellen Wiederholungen zur Folge. So werden einige Regeln über die Veränderung der Partizipia bereits beim Verbum gegeben (p. 111 und 113), um dann p. 113 f. nochmals zu erscheinen.

Die Verba werden in drei Konjugationen zusammengefasst. Der ersten sind die auf *-er*, der zweiten die auf *-re*, *-oir*, *-r (fuir voir asseoir)*, der dritten die auf *-ir* zugewiesen. Die unregelmässigen Zeitwörter sind durch den Druck recht deutlich hervorgehoben. Wie beifällig ich aber auch erwähnen möchte, dass zahlreiche Satzbeispiele an die Komposita derselben angefügt sind, so muss ich doch hinzufügen, dass dadurch ziemlich oft der Zusammenhang und auch die Uebersicht gestört wird. Ein am Schlusse des Buches angefügtes alphabetisches Verzeichnis der unregelmässigen Verben nebst den Seitenzahlen, wo sie zu finden sind, vermag diesem Uebelstande nicht ganz abzuhelfen.

Im Einzelnen ist mir Folgendes aufgefallen.

Le trait d'union marque la composition (p. 12). Dies ist wohl für Beispiele wie *grand-père*, *quelques-uns*, *vingt-deux* richtig, aber wohl kaum für solche wie *as-tu*, *Jean-Jacques*. Die Franzosen pflegen zwar die Vor-

namen unter sich durch Bindestriche aneinanderzureihen, von einer Zusammensetzung wie in *grand-père* kann man dabei aber doch nicht sprechen, ebensowenig bei *as-tu*.

S. 40 werden *un grand homme* und *un homme grand* unmittelbar an die Adjektiva gefügt, die ihre Bedeutung je nach der Stellung ändern. Es wäre gut gewesen zu bemerken, dass *grand, petit* etc. nur in der angegebenen Verbindung verschieden gestellt werden. Ausserdem fehlt hier in der Aufzählung *honnête* und sein Gegenteil.

S. 50 ff. wird über die Stellung der persönlichen Fürwörter gehandelt. S. 51 heisst es in der ersten Anmerkung, dass nur dann zwei pronominale Objekte vor dem Verb stehen können, wenn eines derselben *le, la, les* ist. Diese wichtige Hinzufügung wäre besser sogleich am Schlusse der 50. Seite geschehen, wo die Regel selbst angefügt ist. Auch das, was S. 51 unten über die Stellung beim verneinten Imperativ gesagt ist, wäre besser weiter oben beim affirmativen Imperativ angeschlossen worden.

Auf S. 67—115 wird das Verbum dargestellt. Das, was anderswo unter dem Titel der Kasuslehre zusammengefasst zu werden pflegt (z. B. *enseigner q. à qn, braver qn* u. dergl.) ist übergangen worden. Allerdings finden sich nicht wenige der hierher gehörigen Verben gelegentlich der Aufzählung der unregelmässigen Zeitwörter erwähnt, aber der Anlage des Buchs gemäss nur die, deren Formen unregelmässig sind. — S. 68 heisst es: *Après si* = wenn, *on met toujours le présent, jamais le futur.* Da nun die weitere Bemerkung, dass nach *si* auch das Conditionnel nicht zu gebrauchen ist, erst S. 72 folgt, kann der Schüler zu der Anschauung verleitet werden, er dürfe nach *si* (= wenn) überhaupt weiter kein Tempus setzen als das Praesens. Es ist übrigens nicht recht ersichtlich, warum die erwähnte Bemerkung über die Vermeidung des Futurs in Bedingungssätzen auf S. 68 unter *a* vorangegangen ist, während die Hauptsache über das Futur erst p. 71/2 folgt. — S. 80 wird als zweite Grundform zunächst das Participium Praesentis angegeben. Davon „kann man" den Plural des Praes. Indic., das Impf. und den Subj. Praes. ableiten. Als vierte Grundform wird dann aber p. 81 ganz allgemein *le présent de l'indicatif* angeführt. Das muss zunächst den Schüler dazu verleiten, alle Personalformen dieses Tempus als Grundformen anzusehen. Ferner muss es ihn unsicher machen, wenn er sieht, dass er dieselben Formen von zwei verschiedenen Grundformen ableiten kann. Das hat der Herr Verfasser auch gefühlt. Daher hat er in einer Anmerkung hinzugefügt, er habe das Part. Praes. nur deshalb als Grundform angegeben, weil es so häufig vorkomme. Dieser Grund dürfte hier aber nicht ausschlaggebend sein. — S. 81 steht die Bemerkung, dass die dritte Person des Imperativs dem Subjonktif entlehnt sei (z. B. *qu'il vienne*). Das scheint mir durchaus entbehrlich zu sein. Der Schüler hat, abgesehen von den wenigen Ausnahmen, festzuhalten, dass die französischen Imperativformen den Indikativformen entsprechen. Von einer dritten Person der Befehlsform zu reden, ist überflüssig, weil weder im Deutschen noch im Französischen eine besondere Form dafür vorhanden ist, sondern Umschreibungen dafür eintreten.

S. 116 vermisst man *puis* bei der Aufzählung der Adverbien.

S. 124 soll die Verwendung der Präpositionen nur aus den angeführten Beispielen erkannt und gelernt werden. Da aber nicht jeder Schüler beim häuslichen Studium sich erinnern dürfte, worauf es in den einzelnen Fällen ankommt, und auch nicht jedem Scharfsinn oder Neigung zum Nachdenken zugetraut werden kann, so wären kurze Hinweise wohl am Platze.

S. 130 f. ist beim Gérondif nur seine temporale Seite erwähnt. nicht aber auch die Möglichkeit einer Uebersetzung desselben mit „dadurch, dass" oder dergl.

S. 134 ist die Regel von der Veränderlichkeit des Partizipiums, dem ein Infinitiv folgt, deswegen nicht für Schüler brauchbar, weil es diesen erfahrungsgemäss die grössten Schwierigkeiten macht, im gegebenen Falle rasch und sicher zu entscheiden. ob das vorausgehende Objekt zum Infinitiv oder zum anderen Verbum gehört. Ein Hinweis auf die aktive oder passive Natur des Infinitivs lässt sie viel leichter das Richtige finden.

S. 136 werden die Regeln über den Subjonctif gegeben. Zunächst wird die Abhängigkeit von den bekannten Präpostionen erwähnt. Der Darstellung nach kann es den Schülern den Anschein erwecken, als ob es die Präpositionen selbst seien, die den Subj. verlangen, und nicht vielmehr die Natur der von ihnen eingeleiteten Sätze. Dies wird bei der in den meisten anderen Lehrbüchern üblichen Anordnung vermieden, indem dort zunächst die Verben des Wollens, der Gemütsbewegung u. s. w. angeführt werden. Bei diesen wird die Aufmerksamkeit des Schülers stets auf den Inhalt des abhängigen Satzes gelenkt, so dass, wenn dann später die anderen konjunktionalen Nebensätze behandelt werden, der Schüler von selbst auf die Natur der Nebensätze achtet und nicht in den Wahn verfällt, ein *quoique* oder *avant que* bewirke an sich den Subjonctif. — Auch bei der Aufzählung der verschiedenen Gruppen von Verben, die den Subj. hinter sich fordern, ist der Herr Verfasser von der üblichen Gliederung abgewichen, nicht eben mit Glück. Er sagt (S. 140): Der Subj. steht: 1. Nach den Ausdrücken der Möglichkeit (*possibilité*) — die Gruppe zählt nur drei Beispiele —, 2. nach denen des Wollens oder der Notwendigkeit (*volonté, nécessité*), 3. nach denen der Gemütsbewegung (*émotion*), 4. nach den Verben des Sagens und Denkens, wenn sie nicht affirmativ angewendet sind (*subj. de la négation*). Durch diese Gruppierung werden nicht alle unpersönlichen Ausdrücke getroffen. Daher ist der Herr Verfasser gezwungen gewesen. p. 144 noch besonders anzufügen, dass die unpersönlichen Wendungen den Subj. hinter sich fordern, natürlich abgesehen von den bekannten Ausnahmen. Die Einordnung in Herrn Baumgartner's Gruppierung hat auch an einigen Stellen etwas Gezwungenes. Ausdrücke wie *il est bon, il est juste* werden unter die Gemütsbewegungen gerechnet, ebenso die, welche *approbation* und *désapprobation* bezeichnen. Auf S. 144 wird über die fragend oder verneint gebrauchten Verben des Sagens und Denkens gesprochen und nach Beispielen wie: *Il ne sait pas que je suis son ami*, folgende Regel angefügt: *Quand il n'y a point de doute sur la réalité de l'action ou de l'état, on emploie le subjonctif* (sic!) *même après le verbe négatif ou interrogatif.* Hier muss doch ohne Zweifel *indicatif* für *subjonctif* stehen.

Bei der Lehre vom Infinitif sind S. 147 *pouvoir, savoir, devoir, faire, laisser, oser* als Hilfszeitwörter schlechthin aufgeführt. Nun können diese sicherlich auch im Französischen hie und da den Sinn unserer modalen Hilfszeitwörter annehmen. Bei *faire* geschieht dies sogar öfter und *laisser* folgt ihm darin. Diese beiden Wörter werden dem Schüler auch als solche nahe gebracht werden können, weil sie die pronominalen Objekte vor sich zu haben pflegen und so den verbalen Teil des Satzes als ein Ganzes erscheinen lassen. *Pouvoir* und die übrigen als Hilfszeitwörter aufzufassen, liegt dem deutschen Schüler weit ferner. Es nützt ihm auch gar nichts. wenn er sich in die Anschauung künstlich versetzt, es verleitet ihn höchstens zu Fehlern wie *Je le peux faire.*

Das letzte Kapitel, S. 153, handelt von der Wortstellung. Bei der Stellung des Objekts wird als zweite Regel gegeben: *Le régime précède quand il est atone.* Dazu werden Beispiele aufgeführt wie: *Que cherchez-vous?* und *La lettre que j'ai écrite.* In diesen Fällen hat doch nicht die Tonlosigkeit, die Voranstellung des *que* bewirkt, sondern der Umstand, dass *que* in seiner Eigenschaft als Fragewort bezw. Relativum den Satz beginnen muss. — Bei der 4. Regel, über die Umstellung des Subjekts, S. 155, ist ein Hinweis erwünscht, warum die Ausdrucksweise *Comment va votre père?* den Vorzug verdient vor *Comment votre père va-t-il?* Ueberhaupt kommt in diesen Musterbeispielen der wichtige Einfluss des substantivischen Objekts gar nicht zur Geltung. Nach allem, was an Beispielen und Regeln gegeben ist, könnte ein Schüler auch einen fehlerhaften Satz wie *Comment supporte votre frère son malheur* bilden und für richtig halten. Wenn S. 156 in den Anmerkungen unter b gesagt ist: *Pour éviter l'équivoque, on ne dira pas: Qui aime le maître?* für Wen liebt der Lehrer, so trifft das m. E. die Sache nicht. Es handelt sich hier nicht um eine mögliche Doppelsinnigkeit. *Qui aime le maître* hat für den Franzosen unserer Tage nur die eine Bedeutung: Wer liebt den Lehrer. — Obgleich der Herr Verfasser in seiner Darstellung der Inversion des Subjekts nicht zwischen Fragesätzen mit und solchen ohne Fragewort scheidet, so sagt er doch in der ersten der darauf folgenden Anmerkungen (S. 156,a): *Dans tous les quatre cas, on peut se servir de est-ce que (qui).* Nun fangen aber sämtliche Beispiele von Nummer 1 mit *Qui* oder *Quel* an. Wie soll da die Wendung *est-ce que* angebracht werden können? Diese leitet doch nur Fragesätze ohne Fragewort ein.

Druckfehler sind mir, abgesehen von einem fehlenden Fragezeichen (S. 153) nicht aufgefallen. Die Verweisung (S. 144) auf S. 120, 4, b möchte ich nicht dahin rechnen. Allerdings scheint es mir besser, es stände dort S. 122, da das Betreffende sich thatsächlich S. 122 findet, wenn auch die Nummer 1 zur zitierten Nummer 4 sich bereits auf S. 120 findet. Ebenso würde S. 143 richtiger verwiesen auf S. 122, 4, c.

Diese Ausstellungen können mich jedoch nicht hindern, Professor Baumgartner's Werk freudig als ein recht verdienstvolles anzuerkennen. Die im ganzen wohlgelungene Arbeit hat sich einer ausgezeichneten Drucklegung und einer vorzüglichen Ausstattung seitens der Verlagshandlung zu erfreuen gehabt.

LEIPZIG. ERNST LEITSMANN.

Durand und **Delanghe**. *Uebungen für die französische Konversationsstunde, nach Hölzel's Bildertafeln, nebst Sprachlehre.* Giessen. Emil Roth. Jedes Heftchen 40 Pf., die Sprachlehre 80 Pf., geb. 1 Mk.

Die ohne Zweifel äusserst geschickt zusammengestellten Hölzelschen Bildertafeln haben schon mehrfach Anleitungen zu ihrer Besprechung hervorgerufen. Auch die im Folgenden zu behandelnde der Herren Durand und Delanghe wird mit Nutzen im Unterricht zu verwerten sein. Die Roth'sche Verlagshandlung hat zunächst englische Unterhaltungen von E. Towers-Clark verfassen lassen, welche bereits in 3. Auflage erschienen sind. Sie behandeln die vier Jahreszeiten, die Stadt, den Wald, das Hochgebirge und den Bauernhof. Im Anschluss an dieses Unternehmen sind die französischen Unterhaltungen über dieselben Bilder von den oben genannten Herren geschrieben worden. Auch deutsche und italienische

Gespräche über dieselben Gegenstände sind in demselben Verlage erschienen. Die französischen Unterhaltungen sind bereits in zweiter (verbesserter) Auflage herausgekommen. Eine Besprechung der ersten, von anderer Seite geliefert, findet sich *Zs.* XVI, 8. Mir liegen von den acht erwähnten Heftchen sechs sowie die Sprachlehre vor. Die Gespräche über den Herbst und Winter kenne ich nicht.

An der Spitze eines jeden Heftes findet sich dieselbe französisch geschriebene Vorrede, woraus ich schliesse, dass die Verfasser nicht die Absicht gehabt haben, die Unterhaltungen in bestimmter Reihenfolge behandelt und durchgenommen zu sehen; sie scheinen vielmehr dem Lehrer die Auswahl der Bilder zu überlassen. Darauf deutet auch die Art der Behandlung hin. Ich habe nicht finden können, abgesehen vom Anfang des Frühlingsbildes, dass die Gespräche, wie in anderen derartigen Anleitungen, Rücksicht nehmen auf gewisse einzuübende Abschnitte der Grammatik, oder dass in ihnen ein Fortschritt vom Einfacheren zum Schwereren angestrebt ist. Die Unterhaltung bewegt sich vielmehr zwanglos unter Benutzung des gesamten grammatischen Stoffes. Wenn auch im allgemeinen zugegeben werden muss, dass es den Verfassern gelungen ist, eine einfache Sprache anzuwenden, wie sie in der Vorrede bemerken, so liegt es doch in der Natur der Konversation, dass an einzelnen Stellen Wendungen vorkommen, die man von einem Schüler, der den Stoff der beigegebenen Sprachlehre beherrscht, nicht wird erwarten können (vgl. 5,11: *Comme il (= le pont) n'est que suspendu et non fixé au sol, il se balance légèrement*).

Recht vorteilhaft ist mir erschienen, dass jedem Hefte das Bild, welches besprochen wird, vorangesetzt ist. Viele Schüler werden, da sie schlecht sehen, oder wenn die Witterung ungünstig oder die Beleuchtung sonst mangelhaft ist, das Wandbild nur ungenügend erkennen können. Daher ist es vorteilhaft, wenn jeder eine Skizze desselben vor sich liegen hat. Die Meinungen sind nun zwar geteilt über diese in den Händen der Schüler befindlichen Bilder. Die einen wollen unbedingt farbige, die anderen dagegen solche, welche nur die Umrisse in schwarzer Farbe aufweisen, „damit der Farbenreichtum nicht den Geist des Kindes zerstreue.“ Das dürften zwar nur überängstliche Pädagogen sein, die dies meinen, und ich vermute, dass es nicht dieser Grund gewesen ist, welcher die Herausgeber die Bilder nur einfarbig hat darstellen lassen. Sie sind sehr scharf und gefällig ausgeführt und werden gute Dienste beim Unterricht leisten.

Der Gesprächsstoff wird, wie ihn gerade jedes Bild bietet, in Frage und Antwort behandelt. Die erste Frage ist immer: *Que représente ce tableau?* Bei der Besprechung der Stadt, des für Grossstadtschüler wohl reizvollsten Bildes, erfolgt darauf die Antwort: *Il représente une partie d'une ville.* Dann bewegt sich, um durch dies eine Beispiel zugleich den Gang aller übrigen Gespräche zu zeigen, die Unterhaltung weiter, indem sie Fluss, Brücke, Eisenbahn, Häuser, Bahnhof, Theater, Wagenverkehr, Personen, Hintergrund, Himmel in ihren Bereich zieht. Den Schluss bildet Désaugiers hübsches Gedicht: *Tableau de Paris à cinq heures du matin.* Auch an den Schluss der Besprechung eines jeden anderen Bildes ist ein kleines den Stoff zusammenfassendes, geschickt gewähltes Gedicht gesetzt, das im Unterricht sehr willkommen sein dürfte.

Wenn sich die Grundidee der ganzen Methode auf den Satz zuspitzen lässt: „Das Erschaute wird vom Schüler leichter behalten, das nicht Erschaute leichter vergessen,“ so dürfte, streng genommen, nur das besprochen werden, was auf dem Bilde zu sehen ist. Das, was II, 11 über die Galläpfel an Eichenblättern gesagt ist, müsste also wegfallen.

Dies würde, denke ich, in diesem Falle kein Unglück sein. Indessen ist das Anschauungsvermögen unserer elf- bis vierzehnjährigen Schüler der höheren Lehranstalten bereits so entwickelt, dass man sich Abschweifungen auf verwandte Stoffe wird hie und da gestatten können. So haben mir die Ausblicke auf englische Verhältnisse (besonders in den Bildern der Stadt und des Hochgebirges) recht gut gefallen. Wenn dagegen in der Besprechung des Stadtbildes gesagt ist, es gäbe nur drei Eisenbahnklassen, so sollte ein derartiges für jeden Schüler augenfälliges Versehen nicht in einem für Deutschland bestimmten Buche vorkommen.

Einmal II, 10, am Ende des 7. Abschnittes widerspricht die Antwort geradezu der aus der Skizze gewonnenen Anschauung. Es wird gefragt: *Le fond du tableau est-il tout à fait couvert de collines?* Worauf die Antwort erfolgt: *Non, seulement du côté des moulins.* Ich erblicke dagegen auf dem Bildchen den ganzen Hintergrund durch Höhen abgeschlossen.

Im Wesen des konversierenden, sich an Bilder anschliessenden Unterrichts liegt es, dass stets eine Anzahl Wörter wird gelernt werden müssen, die unseren Schülern völlig unnütz sind. So kommen notgedrungen vor *licon, taon, motte, rabougri, bâche, baratte, bariole* und andere, die nur höchst selten in landläufiger Unterhaltung auftauchen dürften.

Die beigegebene Sprachlehre, an deren Abfassung neben Herrn Delanghe Herr Dr. Koch in Bremen beteiligt gewesen ist, bietet im wesentlichen nur eine Formenlehre. Der Platz, der auf die ausgiebige Anführung von Substantiven mit unregelmässiger Pluralbildung verwendet ist, könnte Wichtigerem dienen. Die Aufzählung ohne deutsche Bedeutung wird dem Schüler wenig nützen. Es wird nicht viele Schüler geben, welche aus der blossen Aufführung einiger zusammengesetzter Hauptwörter und ihrer Pluralformen erkennen und sich merken werden, wie man überhaupt bei den zusammengesetzten Hauptwörtern im Plural zu verfahren hat. Hier waren kurze Regeln nötig. Auf p. 14 unten beim Fragefürwort fehlen die Umschreibungsformeln *qui est-ce qui* und *qui est-ce que.* So, wie der Passus jetzt lautet, ist er fehlerhaft. — p. 37 sind unter No. 1 Verben aufgeführt, „welche im Französischen wie im Deutschen reflexiv sind oder reflexiv gebraucht werden können.“ Als Beispiele greife ich aufs Geradewohl *se cacher, se laver, se tenir* heraus. Werden solche Verba als etwas Besonderes hingestellt, so fragt man sich, warum nicht z. B. auch *se voir, se battre, se tuer* und eine Unzahl anderer angeführt sind. Es ist doch einleuchtend, dass man, sobald es der Sinn zulässt, in beiden Sprachen fast jedes transitive Verb reflexiv gebrauchen kann. Die gegebene Auswahl hat also keinen praktischen Wert. Weit wichtiger ist die auf derselben Seite unter 2 angeordnete Zusammenstellung, die auf Kosten der ersteren viel reichhaltiger sein könnte, denn sie enthält die Verba, die im Französischen reflexiv gebraucht werden, im Deutschen aber nicht. Die Fälle, in denen das französische einfache Verbum durch einen deutschen reflexiven Ausdruck wiedergegeben wird, sind ganz übergangen. Dankenswert ist, dass man bei der Aufzählung der unregelmässigen Verba nicht den Raum gespart, sondern die unregelmässigen Zeitformen ausgedruckt hat. Für schwächere Schüler ist dies immer eine Erleichterung.

Die im Anhang gegebenen Regeln über das Particip konnten kürzer zusammengefasst werden. Ueber den Subjonctif ist das Allernötigste gesagt. Im Uebrigen ist von der Syntax nur das Wichtigste besonders beim Pronomen, beim Adjektiv und an anderen passenden Stellen eingefügt.

Das Wörterverzeichnis zu allen acht Unterhaltungen ist der Sprachlehre angeheftet. In ihm sind mir einige Kleinigkeiten aufge-

stossen. *Noix* steht nicht in der zu erwartenden Reihenfolge, *corroborer*, *Suzon* (V, 35) und *truie* (VIII, 16) fehlen; *motte de terre* mit „Erdplacken“ zu übersetzen ist Provinzialismus. Warum nicht Erdklümpchen? Auch in der 6. Anmerkung auf der letzten Seite des Stadtbildes ist ein Provinzialismus zu lesen. Die Stelle lautet: „*J'entends Javotte Portant sa hotte Criant carotte, Panais et chou-fleur!*“ *Criant* soll hier mit „*feil, feil*“ gegeben werden, während die gewöhnliche Bedeutung rufen oder ausrufen doch ganz gut passt. Diese Kleinigkeiten können leicht bei einem Neudruck beseitigt werden, ebenso die in dieser Auflage nicht zahlreichen Druckfehler, z. B. II, 15 unten cynorrhod*e*n für -*o*n; V, 34 unten co*u*siste für co*n*-; V, 35 in der Mitte O*u* für O*n*.

Diejenigen Lehrer, die die Hölzelschen Bilder ganz oder teilweise ihrem Unterrichte zu Grunde legen wollen, werden in den Besprechungen von Durand und Delanghe ein bequemes Hilfsmittel haben, die Unterhaltung mit den Schülern zu lenken, so dass der Inhalt des in der Anschauung Gebotenen erschöpft wird. Sie werden viele nützliche Winke erhalten und sich die Vorbereitung auf die Lehrstunde erleichtern. Freilich ist es Sache des Lehrers, die Angliederung an das gesetzlich vorgeschriebene grammatische Pensum selbst zu bewirken.

Die Ausstattung des ganzen Werkes ist vorzüglich, der Druck gross und klar, das Papier fest und stark, das Format handlich, der Preis gering.

LEIPZIG. ERNST LEITSMANN.

Stier, Georg, *Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen.* In 5 Teilen. 1.—4. Teil je 1,50 Mk. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 1895/6.

Ein wohldurchdachtes, trefflich und sorgfältig ausgeführtes Unterrichtswerk wird den Lehrern und Lehrerinnen der französischen Sprache an höheren Mädchenschulen durch die Stier'schen Lehrbücher geboten. Der Unterrichtsstoff für die ersten 4 Klassen wird in vier getrennten Bändchen planmässig dargestellt. Bisher sind 1895 und 1896 vier Teile erschienen, welche die gesamte Formenlehre und das Nötigste aus der Syntax umfassen. Alle Teile sind gleich hervorragend an Klarheit in der Darstellung, an Sachkenntnis in der Auswahl, an Geschick in der Verarbeitung des Stoffes. Auf jeder Seite ist der den Gegenstand mit Umsicht beherrschende, Schritt für Schritt auf die Praxis achtende Fachmann zu erkennen. Es ist nur natürlich, dass er, da er sein Buch nur für Mädchenschulen bestimmt hat, von vorn herein den Schwerpunkt des Unterrichts auf die den Schülerinnen anzuerziehende Sprechfähigkeit legt, ohne indes das nötige grammatische Verständnis hintanzusetzen.

Sämtliche vorliegenden Teile des Lehrganges zerfallen in Uebungsbuch, grammatisches Pensum und Wörterbuch und umfassen je 112—136 Seiten gewöhnlichen, handlichen Schulbuchformats. Der erste Teil enthält die Vorschule und das Elementarbuch. In diesem wird überhaupt nicht aus dem Deutschen übersetzt, sondern die Grundlagen der Sprache werden nur an französischen Stücken in der mannigfaltigsten Form eingeübt. In der Vorrede hat der Verfasser seine Anschauungen und Grundsätze so überzeugend dargestellt, dass man ihm gern allenthalben zustimmen wird. Ausserdem sind in ihr, sowie dann im Buche selbst so viele schätzenswerte Winke für den Betrieb des Unterrichts gegeben, dass auch jeder Neuling sich wird leicht in die Anschauungsweise des Verf.

versetzen können. Die Aussprache wird in der Vorschule an achtzehn einfachen, sehr ansprechend zusammengestellten Gesprächen eingeübt, wie überhaupt das Gespräch einen breiten Raum bei den Musterstücken einnimmt. Weitere achtzehn Lektionen führen in die Anfangsgründe der Sprache selbst, so dass die Schülerinnen am Schlusse des Jahres mit den Hauptsachen in der Verwendung des Substantivs, Adjektivs, Zahlworts, sowie mit den einfachen Zeiten der Hilfsverben und der regelmässigen Konjugation auf *er* bekannt sind. Am Ende des Buches sind einige kleine Erzählungen und Lieder, eines davon mit Noten, angefügt, die dazu beitragen, den Unterricht zu beleben. Dazu dienen ferner viele im ganzen Werk passend eingestreute Maximen und Rätsel. Mit Recht wird auf das Singen der Lieder vom Verf. Gewicht gelegt. Anleitungen, um Mannigfaltigkeit in die Uebungen zu bringen, sind im Werke oft gegeben. Einzig und allein möchte bedenklich erscheinen, dass auf allen Stufen den Schülerinnen ein starker Vokabelschatz zugemutet wird. Es liegt in der Natur der Methode, dass zahlreiche unregelmässige Verbalformen in den ersten Jahren als blosse Vokabeln gelernt und behalten werden müssen. Ich kann nicht leugnen, dass daran oft gerade bessere Schüler Anstoss nehmen, weil sich ihnen diese unregelmässigen Formen nicht als Ergebnis des Unterrichts darstellen. Die Erklärung solcher Formen kann ja nur gelegentlich und flüchtig geschehen und das befriedigt nachdenkende Schüler nicht, ebensowenig wie die Verweisung auf eine spätere Auseinandersetzung. Doch dieser Uebelstand liegt in der Methode, nicht im Werke des Verf. begründet. Nach einer von mir angestellten Durchschnittsschätzung stehen im Wörterverzeichnis des ersten Teils 1800, des zweiten 2000, des dritten 2400, des vierten 1240 Wörter. Wenn sich nun auch Wiederholungen derselben Vokabeln finden werden, wenn ferner auch im Anfang unregelmässige Verbalformen als Vokabeln aufgeführt sind und als solche gelernt werden müssen, so werden doch im Ganzen an das Wortgedächtnis der Schülerinnen hohe Anforderungen gestellt. Es mag sein, dass durch den vom Verf. gewünschten Betrieb des Unterrichts den Schülerinnen das Behalten der Wörter wesentlich erleichtert wird. Immerhin dürfte sich schliesslich eine Zusammenstellung sämtlicher im Lehrgange vorkommender Wörter in einem besonderen Verzeichnis empfehlen, um das Auffinden und Auffrischen vergessener Wörter zu erleichtern.

Der 2. Teil enthält den Unterrichtsstoff für die 5. Klasse. Er ist reichlich bemessen. Schliesst er doch ausser den Verben auf *ger*, *cer*, *eler*, *eter* die Konjugation auf *ir*, das Passiv, alle Subjunctive und das Nötigste über ihre Verwendung, sowie die Fürwörter und Zahlen ein. Die Behandlung ist nicht weniger frisch als im ersten Teil. An einigen Stellen kommen Uebungsstücke vor, die die Kenntnisse der Schülerinnen nicht nur nach der naturwissenschaftlichen Seite hin erweitern. So wird über die Zahl der Monate, die Götter der Alten, über Deutschlands Geographie u. a. gehandelt. Auch hier steht der mündliche Betrieb im Vordergrund; besonders weist der Verf. auf das gleichzeitige Konjugieren von 3 Schülerinnen hin, wodurch man eine möglichst ausgiebige Sprechübung erzielt. Das grammatische Pensum ist übersichtlich und so knapp wie möglich dargestellt, dabei sind aber die Erläuterungen für die Formveränderungen bei den Verben (z. B. auf *oyer* etc.) in erfreulicher Weise ausführlich gegeben.

Der für die 4. Klasse bestimmte 3. Teil des Lehrgangs beschränkt sich auf die Erweiterung und Vertiefung des bisher Gelernten. Die Regeln über die Veränderlichkeit des Participe passé sind recht beifallswert; vielleicht hätte bei dem Participe présent (§ 25) der Unterschied

gegenüber der Verwendung des Gérondif den Schülerinnen durch eine Regel. nicht nur durch Beispiele näher gebracht werden können. Viel Gewicht legt der Verf. auf den Anhang dieses Bändchens, in welchem einiges über die Hygieine in allgemein fasslicher, recht ansprechender Weise gegeben wird. Die Ueberschriften der acht kurzen Abschnitte werden zeigen, was darin geboten wird. Sie sind in Form von Vorschriften gefasst und lauten: *Il faut* 1) *Se préserver du froid*, 2) *Respirer un bon air*, 3) *Se nourrir convenablement*, 4) *Être très propre*, 5) *Faire de l'exercice*, 6) *Dormir suffisamment*, 7) *Ne pas faire d'excès*, 8) *Vivre en paix avec les autres et être content de son état.* Am Schlusse des 3. Teiles wird in anmutiger und eigenartiger Weise den Schülerinnen der grammatische Bau der Sprache vorgeführt. Mit Recht ist der grammatische Abschnitt dieses Teiles ziemlich ausführlich, besonders beim Kapitel der unregelmässigen Pluralbildung. Betont doch der Verf., dass vieles gerade bei diesem Gegenstande nicht zum Lernen, als vielmehr zum Nachschlagen und Durchdenken gegeben ist.

Der 4. Teil enthält den Schluss der regelmässigen Verben und alle unregelmässigen. Der weitschichtige Stoff ist in zehn Lektionen zusammengefasst, in denen man die Geschicklichkeit des Verfassers bewundern muss, so viele Beispiele von unregelmässigen Formen in je einem Stücke zu vereinigen. Ob sich nicht hier aber eine Gliederung in mehr Abschnitte empfehlen dürfte, wird die Praxis zu entscheiden haben. So sind z. B. in der siebenten Lektion alle unregelmässigen Verben auf *ir* vereint. Während vom zweiten Teile des Lehrganges an deutsche Uebungsstücke eingeflochten waren, hat der Verf. bei der Einübung der unregelmässigen Verben darauf verzichtet, da er der Meinung ist, dieselben werden durch mündliche Uebung besser gelernt und ihre Schreibung werde durch Diktate genügend gefestigt. Im grammatischen Teile sind die unregelmässigen Verben recht übersichtlich ohne ängstliches Trachten nach Raumersparnis gedruckt und mit den nötigen Bemerkungen versehen. In den darauf folgenden §§ 14—21 sind viele treffende und erwünschte Winke, häufig aus dem Gebiet der Synonymik, gegeben, sowie eine anschauliche Darstellung der Einteilung des französischen Zeitwortes.

Nur in einer Kleinigkeit möchte ich dem Verf. nicht beistimmen. Er giebt in der Vorrede zum 4. Teil eine Anleitung zur Behandlung der unregelmässigen Verben. Nach dieser (p. IV) soll der Lehrer auch danach fragen, wie die unregelmässige Form lauten würde, wenn sie regelmässig wäre. Erfahrungsgemäss thut man besser, falsche Formen den Schülern überhaupt nicht zu Gehör zu bringen. Unregelmässige Formen kann der Schüler nur selten selbständig finden, sie müssen ihm meistens gegeben werden. Man kann sie zwar erläutern durch Hinweis auf die wichtigsten Sprachgesetze, aber nicht erwarten, dass der Schüler von selbst immer das Richtige finde.

Die Drucklegung ist, wie bei dem Welthaus Brockhaus nicht anders zu erwarten, ausgezeichnet. Druckfehler kommen fast nicht vor, auch das Wörterverzeichnis ist höchst sorgfältig gearbeitet. Bei Stichproben habe ich nur bei IV, Lektion 7, *un parafe* vermisst. Als weitere Einzelheit sei mir noch gestattet anzuführen, dass I, p. 4 für das seltene *timbale* (für welches übrigens die seltene Bedeutung „Becher“ gegeben wird, die nicht einmal im Handwörterbuch von Sachs zu finden ist) als Beispiel der Aussprache des *im* vielleicht timbre eingesetzt werden könnte. I, p. 5 ist noch ein Beispiel mit *gi* für die stimmhafte Aussprache des *g* erwünscht. I, p. 89 berührt die Fassung der Frage: „was pflegte der Gegenstand zu thun“ seltsam.

Der 5. und letzte Teil, welcher für die zweite und erste Klasse bestimmt ist, soll die Syntax enthalten. Es ist zu erwarten, dass er sich seinen Vorgängern würdig anreihen wird. Dem Werke, über welches schon viele günstige Aeusserungen vorliegen, ist weite Verbreitung zu wünschen. Zeigt es doch, dass man auch ohne den jetzt vielfach beliebten Bilderkultus im Unterricht auf eine thunlichst grosse Sprechfähigkeit hinwirken kann, die besonders in Mädchenschulen zu erstreben ist.

LEIPZIG. ERNST LEITSMANN.

Ohnet, Georges. *L'inutile richesse.* Paris, Ollendorff, 1896. 338 S. gr. 8°.

Die Familienähnlichkeit des jüngsten Ohnet'schen Kindes mit seinem ältesten ist in Anlagen und Charakteren eine ganz unverkennbare; die *inutile richesse* kann als echte, rechte Schwester des *Serge Panine* angesprochen werden. Dort wie hier treffen wir die energische Frau, die sich dank ihrer unermüdlichen Thatkraft in die Millionen-Höhe heraufgearbeitet hat; dort wie hier den verlüderten Aristokraten, der ihre ungezählten Millionen durch Spiel und Ausschweifungen wieder in Umlauf bringt; dort wie hier das edle, unglückliche Weib mit der keuschen Liebe im Herzen; die Freundin, die so lange mit dem Feuer spielt, bis sie sich das Händchen verbrannt hat; den idealen, etwas langweiligen Helden zweiter Garnitur; dort wie hier die „foudroyante" Schlussentwickelung, nachdem der Reden genug gewechselt sind. Diese Aehnlichkeit schadet dem Werke, indem es zu Vergleichen herausfordert, die es herabdrücken müssen. An und für sich bietet der Roman alles, was der hungrige Leser, und besonders die Leserin von einer Unterhaltungslektüre fordert: die schwanke Leiter der Gefühle; die geschickte Fabel; schonende Inanspruchnahme geistiger Kräfte und die siegreiche Moral, bei der sich zuletzt die Tugend doch noch zu Tische setzt, nachdem sich freilich das Laster hässlich übernommen hatte.

GIESSEN. E. NETTO.

Gyp. *Bijou.* Paris, Calmann Lévy, 1896. 346 S. gr. 8°.

Gyp hat ein hochmoralisches Buch geschrieben! — Frl. Denyse de Courtaix, das Kleinod, ist ein entzückend naives Geschöpf, schlank, fein, mit tiefblauen, klaren Augen, aschblondem Haar, perlmutterglänzender Haut, in dem Dufte von Jugend, Reinheit und rosa Tüll, von unbewusstem, berauschendem Liebreiz, nur im Glücke anderer glücklich. Und Frl. Denyse de Courtaix, das Kleinod, ist ein gefährliches, listiges Geschöpf, mit stahlkalten Augen, ganz Berechnung, herzlos, mit hartem Willen, die nur sich liebt, nur sich lieben kann, und die jeden zu ihren Füssen sehen muss. Vorzüglich ist in dem Buche Schein und Wahrheit in einander gewebt; in grossen, weithin sichtbaren Strichen der Eindruck, den sie auf ihre Umgebung macht; in feinen, versteckten Zügen jede Andeutung ihres Inneren. Lächelnd geht Denyse durch die Welt, lächelnd wählt sie den Aeltesten und Reichsten zum Gatten; lächelnd verbreitet sie Tod und Verzweifelung um sich.

GIESSEN. E. NETTO.

René Maizeroy. *Joujou.* Paris, P. Ollendorff; 268 S.; 8°; 1897. Pr. 3 fr. 50.

Das Maizeroy'sche Werk ist nach mehreren Seiten hin von Interesse. Zuerst ist es, seinem Stoffe nach betrachtet, ein bei aller Einfachheit der Handlung geschickt und spannend geschriebener Roman. Der seelischen Entwickelung, den Hoffnungen und Leiden eines verkrüppelten Jünglings wird die gesunde Natur eines anmutvollen Mädchens gegenübergestellt, welches sich bei aller mitleidigen Zuneigung zu dem Unglücklichen doch seinem Bruder in Liebe zuwendet.

Weiter bietet uns das Buch, seiner Form nach, ein auffallendes Beispiel von dem, was auch der französische moderne Stil für Treibhausblüten zu zeitigen vermag. Worte, Wendungen und Konstruktionen sind von überraschender und nicht immer erfreulicher Eigentümlichkeit. Wir finden Satzbildungen, man möchte fast sagen Satzmonstra, bei denen dem Leser der Atem ausgeht. Perioden von einer, anderthalb, zwei Druckseiten Länge sind nicht selten (S. 37, 48, 201, 63!); reiche Benutzung des Argot: *aguichante joliesse* (S. 58), *ramoner le cerveau* (S. 32), *agripper* (S. 66), *monstresse* (S. 71) findet sich vor; Wendungen treffen wir, wie *il entra en retraite avec à nourrir trois garçons* (S. 24). So können wir unser Urteil dahin zusammenfassen, dass der Verfasser es verstanden hat, durch die verschiedensten Mittel die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln.

GIESSEN. E. NETTO.

Miszellen.

Guide de l'Étudiant étranger à Paris. 1897.

Die *Alliance Française* versendet mit ihren Prospekten der Pariser Ferienkurse die Ankündigung, dass man gegen Einsendung von 2 Franken den oben genannten ‚Führer' von ihr beziehen könne. Von dem Titel verlockt, liess ich mir ein Exemplar desselben senden und gebe nun hier seinen Inhalt an, um anderen Reflektanten die Enttäuschung zu ersparen, die mir durch ihn bereitet wurde. Man findet in ihm: 1) den oben gegebenen Titel, 2) auf dessen Rückseite die Reklame einer *Maison essentiellement française*, die photographische Apparate zu verkaufen hat, 3) eine Angabe der Ziele und Bestrebungen der *Alliance Française*, (mit einer überflüssigen Schilderung der Vorzüglichkeit der französischen Sprache), die man auf den Umschlägen der Prospekte mit diesen selbst unentgeltlich haben kann, 4) die Entstehungsgeschichte und die Ergebnisse der früheren Pariser Ferienkurse und den Prospekt des diesjährigen. Natürlich sind auch diese Dinge unentgeltlich zu erhalten; ihre Verbreitung liegt im Interesse der *Alliance*. 5) vier Seiten Ratschläge an die Teilnehmer der Pariser Kurse. Die Ratschläge beginnen mit dem Satze: *Les voyageurs des Cours appartenant aux nationalités les plus variées, nous ne pouvons indiquer ici les itinéraires les plus avantageux pour tous les pays.* Es folgt dann der Ratschlag, Rundreisekarten zu nehmen und sich zu dem Zwecke bereits vom Heimatslande aus an die französischen Eisenbahngesellschaften zu wenden, deren Bahnnetz man benutzen will. Man erhalte die begehrten Karten gegen Einzahlung nach Hause oder an der Grenzstation. Ferner: man solle nicht zu viel Reisegepäck mitnehmen, seine Kostbarkeiten und Banknoten gegen Empfangschein den Hotelbesitzern zur Verwahrung übergeben, und nicht vergessen, ein Legitimationspapier mitzubringen. Darauf folgt eine kurze Belehrung über die billigeren Hotelpreise (das Zimmer zu 3 Franken für den Tag, zu 35—40 Fr. für den Monat, Mittagstisch und Abendbrot im Restaurant zu 5 Fr.) und Pensionspreise (180—250 Fr. für den Monat), die darin gipfelt, dass man für 250 Fr. monatlich „eine tadellose Gastfreundschaft (*hospitalité irréprochable*") finden kann. Den Lehrerinnen wird geraten, sich an diese für sie meist unerreichbare Form der ‚Gastfreundschaft' zu halten. Daran schliesst sich der Rat: *Nous estimons que l'auditeur doit avant tout rechercher les quartiers bien aérés. Les communications sont tellement faciles et si peu dispendieuses à Paris, qu'un séjour à Passy, dans le quartier du parc Monceau ou Auteuil, est aussi pratique qu'un séjour dans les quartiers du Panthéon et des Écoles.* In der Theorie ist dies vielleicht richtig; allein die Fahrten nehmen sehr viel Zeit in Anspruch; bei schlechtem Wetter kann man stundenlang auf eine Fahrgelegenheit warten, und die luftigeren Viertel zeichnen sich gleichzeitig durch höhere

Preise aus. Darauf folgen in diesem Abschnitt nur noch einige Angaben, die wieder den Kursusprospekten entlehnt sind. Er schliesst mit dem Satze: *Nous pouvons affirmer que les Cours de vacances organisés par l'Alliance française, n'ont aucun caractère mercantile* (die folgenden vier Seiten, mitten im Buche, enthalten buchhändlerische Geschäftsanzeigen) und der Versicherung, dass die französische Litteratur und die französischen Sitten im Auslande „im Allgemeinen nur sehr oberflächlich" beurteilt werden.

Auf die vier Reklameseiten folgt eine sehr ausführliche, leider unpraktische Aufzählung der Omnibus- und Strassenbahnlinien, die man beim Besuch des Vortragssaales in den verschiedensten Teilen von Paris benutzen kann; das Stationsverzeichnis der kleinen Seinedampfer, die den Personenverkehr vermitteln; die Adressen der französischen Ministerien, der fremden Gesandtschaften und Konsulate, der Bibliotheken und Museen, Theater, *Spectacles*, Denkmäler und Spazierorte. Man findet das alles auch im Pariser *Bottin* (Adressbuch) und mit aufklärenden Bemerkungen in seinem Bädeker. Unter den *Spectacles* erscheinen, mit einem Sternchen versehen, die Cafés chantants: *Folies Bergère*, *Casino de Paris*, *Scala*, *Parisiana*, *Alcazar d'Eté*, *Ambassadeurs*, *Horloge*, die dem *Chahut* huldigenden *Moulin Rouge*, *Bullier* und die wüsten Singspielkneipen: *Chien Noir*, *La Boîte à Musique* etc. Das Sternchen wird erklärt: *Nous croyons devoir signaler par un astérisque * les spectacles auxquels nous conseillons aux dames de n'aller qu'accompagnées.* Deutsche Frauen und Lehrerinnen haben dort auch in männlicher Begleitung nichts zu suchen. Endlich folgt ein Verzeichnis von 50 Pensionaten, das man gleichfalls unentgeltlich beziehen kann. Die angegebenen Adressen sind folgende:

Mme. Amiel, 28, rue Madame (Saint-Sulpice).
Mme. Babut, 5, rue Rollin (Panthéon).
Mme. Barbin, 8, rue Garancière.
Mme. Bargy, 4, rue Grognard, à Fontenay-sous-Bois (Seine).
Mme. Besançon, 27, boulevard Saint-Michel.
Mme. Bouché, 42, rue Nicolo, villa Nicolo (Trocadéro).
Mlle. Boyer, 1, rue Mably, à Nancy.
Mme. Bricou, 92, rue du Cherche-Midi.
Mme. Burnouf, 34, rue d'Alésia.
Mme. Charpentier, 144, boulevard Montparnasse.
M. G. Chaumeton, professeur au collège Chaptal, 15, rue Lacépède.
Mme. Collard, 1, rue du Dôme (Etoile).
Mme. de Coppet, 223, boulevard Péreire.
Mme. Coulomb, 12, rue Thouin.
Mme. Durand, 167, rue Saint-Jacques.
Mme. Estavard, 20, rue de la Sorbonne.
Mlle. Fillon, 2, rue Barye (par Monceau).
M. Fleury, 54, rue Notre-Dame-de-Lorette.
Mme. Fleur, 15, rue Mayet.
Miss Frazer, 8, rue de Villejust.
Mme. Fuster, 117, rue Notre-Dame-des-Champs.
Mme. Fourchault, 16, rue Lagrange.
Mme. Garonne, 22, rue Monsieur-le-Prince.
Mme. Gaubert (hôtel Jeanne-d'Arc), 30, rue de la Clef.
Mme. Gardès, 98, rue de La Tour.
Mlle. Geffroy, 80, rue de Grenelle.
Mlle. Gouniault, professeur au lycée Racine, 24, rue de la Chaise.
Mme. Guignot, 5, rue d'Armaillé.
M. Guy, inspecteur d'Académie honoraire, 7, rue Léon-Coignet.

Mlle. Hunsinger, 23, rue Monge.
M. Kock, 67, rue des Saint-Pères.
Mlle. Legrand, 179, rue Saint-Jacques.
Mme. Michel, 49, rue de Prony (parc Monceau).
Mme. Milot, 76, rue de Seine.
Mme. Nicolo, 33, rue des Belles-Feuilles.
Mme. Odobez, 36, rue de l'Arbalète.
Mme. Ovrée, 19, rue du Cherche-Midi.
Mme. Paulier, 72, rue de Seine.
Mme. Poupardin du Rivage, 13, rue de Savoie.
Mme. Quirin, 17, rue des Belles-Feuilles.
Mme. Riand-Malan, 103, rue Notre-Dame-des-Champs.
Mme. Reinburg, 9, rue de Tournon.
Mlle. Salomon, membre du Conseil supérieur de l'Instruction publique, directrice du collège Sévigné, 10, rue de Condé.
Mme. de Saffrey, 23, rue de Montenotte (Etoile).
M. Sarrus, chef d'institution, 60, rue de La Tour (Passy).
Mme. Second, 62, avenue de la Grande-Armée.
Mme. Sommelet, 54, rue des Saint-Pères.
Mme. Sordes, 70, rue d'Assas.
Mme. Suillet, 11 *bis*, passage de la Visitation.
Mme. Wattelin, 82, rue Lauriston.

Die Aufnahmebedingungen werden nicht angegeben. Den Schluss bilden wieder einige Seiten Reklamen.

Es ist unschwer, aus unserer Inhaltsangabe die Nutzanwendung zu ziehen, dass man besser thut, die 2 Franken für den Guide zur Anschaffung eines Bädeker zu verwenden. In seiner vorliegenden Beschaffenheit macht das Büchlein einen traurigen Eindruck und gereicht es den Pariser Kursen nicht zur Empfehlung.

KOSCHWITZ.

In eigener Sache.

Jeder, der über ein Gebiet wissenschaftlich arbeiten will, legt sich die Frage vor, wo sich Litteratur darüber finden lässt. Wer schon länger in litteris beschäftigt ist, weiss natürlich vor die richtige Schmiede zu gehen, der Anfänger jedoch wird in den meisten Fällen darum verlegen sein, wohin er sich wenden soll. Ist er ohne sichere Anleitung, wie sie etwa ein Proseminar oder Uebungen zur Anfertigung schriftlicher Arbeiten gewähren können, so kostet es ihn viel Zeit und auch manchen Aerger, ehe er sich in die bibliographische Fachlitteratur eingearbeitet hat. Wie mancher Neuphilologe verlässt die Hochschule, ohne über die Nachschlagewerke von Körting, Vapereau und ganz wenige andere hinausgekommen zu sein! Man lege einem Studierenden in mittleren Semestern z. B. die Frage vor, wo er die bis heute erschienene Litteratur zu einem etwa 1878 edierten altfranzösischen Denkmal suchen werde, und man wird sehen, dass die Zahl derer, die sogleich eine befriedigende Antwort geben können, nur ganz gering ist. Und doch wird mir zugegeben werden, dass die Bekanntschaft mit diesen Dingen notwendig zur wissenschaftlichen Durchbildung gehört. Ich habe den Eindruck, als wenn dieser Teil des neuphilologischen Studiums mehr gepflegt werden müsste; jedenfalls weiss ich auf Grund der langsemestrigen Mitgliedschaft eines altphilologischen Proseminars und Seminars, dass dort in dieser Beziehung bedeutend mehr geleistet wird.

Diese widrigen Verhältnisse habe ich als Anfänger selbst zu sehr am eigenen Leibe erfahren, als dass ich nicht hätte wünschen müssen, dass hier Abhilfe geschaffen werde. Da die vorhandenen Hilfsmittel nicht ausreichten, entschloss ich mich, selbst das Wichtigste aus der einschlägigen Litteratur der Bücherverzeichnisse zusammenzustellen. Der so entstandene „Wegweiser durch das dem Studium der französischen Sprache und Litteratur dienende bibliographische Material“ ist zu Beginn dieses Jahres im Horstmann'schen Verlag zu Göttingen erschienen. Das darin vereinigte Material von 456 Nummern ist auf folgende Weise geordnet: I. *Allgemeine Bücherverzeichnisse.* A. Verzeichnisse von Bibliographien. B. Verzeichnisse der in Frankreich erschienenen Bücher. 1. Abgeschlossene Verzeichnisse. 2. Fortlaufende Verzeichnisse. C. Verzeichnisse der in Deutschland erschienenen Bücher. D. Verzeichnisse von Universitätsschriften, Programmen und Zeitschriften. II. *Bücherverzeichnisse für das Gebiet der französischen Sprache und Litteratur.* A. Encyclopädien. B. Französische Litteraturgeschichte. 1. Allgemeine Biographie. 2. Litteratur- und Autorenlexica. 3. Schriftstellerinnenlexica. 4. Einzelne Litteraturgattungen. 5. Einzelne Autoren und Werke. 6. Pseudonyme und anonyme Bücher. 7. Erste Ausgaben. C. Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Philologie. 1. Allgemeine Verzeichnisse. 2. Spezielle Verzeichnisse. Index. Es sollen demnach im „Wegweiser“ diejenigen Bücherverzeichnisse zusammengestellt sein, die der Neuphilologe bei seinen französischen Studien besonders braucht, mögen diese Bibliographien nun bestimmte Zeiträume, einzelne Länder, gewisse Litteraturkomplexe, einzelne Schriftsteller, anonyme Bücher, erste Ausgaben, wissenschaftliche Einzelgebiete oder ähnliches betreffen. Der „Wegweiser“ enthält also nicht Bücher, die den Gegenstand direkt behandeln, also nicht einzelne Biographien oder einzelne Grammatiken, sondern solche Werke, die über die Litteratur des betreffenden Gebietes irgendwie aufklären. Es handelt sich dabei nicht nur um Verzeichnisse im engsten Sinne, in denen also Buch hinter Buch aufgeführt wird (vgl. *Heinsius* oder *Kayser*), sondern auch um die etwas freiere Art der Zusammenstellung, wie sie etwa die *Histoire littéraire* bietet; dazu kommen Werke, die den Gegenstand selbst bibliographisch verwerten, wie das von Fournel, *Les contemporains de Molière, recueil de comédies etc.*, oder das von Poulet-Malassis, *Théâtre de Marivaux* oder wie das von P. Meyer über die verschiedenen litterarischen Gestaltungen der Alexandersage. Kurz, der Benutzer des „Wegweisers“ soll in die Lage versetzt sein, sich möglichst rasch und bequem über irgendwelche Fragen aus dem Gebiete der französischen Philologie Auskunft verschaffen zu können. Dass das Büchlein das zu leisten vermag, ist von mir dadurch praktisch erprobt worden, dass ich eine ganze Reihe von Fragen zusammenstellte und bat, man möge diese nach dem „Wegweiser“ beantworten. Ich greife einige heraus: Wo suche ich nach Mushacke's Darstellung des Dialekts von Montpellier? nach J. Garniers 1558 erschienener Grammatik? nach Angaben über die erste Ausgabe von d'Aubigné's *Tragiques*? nach der provenzalischen Sprichwörtersammlung *La Bugado* (ca. 1660)? nach dem Programm eines N.? Wo finde ich die französische belletristische Litteratur des Jahres 1889 verzeichnet? Wo erfahre ich, welche Zeitungen 1870 in Paris erschienen? was der Verlag M. in Paris oder der Verlag G. in Basel hat erscheinen lassen? welcher Schriftstellername sich unter dem Pseudonym *Gyp* verbirgt? — Wenn ein Anfänger derartige Fragen nunmehr ohne viel Mühe und Zeitverlust beantworten kann, so ist das immerhin ein Fortschritt. Dem unsicheren Tasten wird ausserdem ein Ende gemacht. „Der Studierende“, heisst es in einer Besprechung ganz

richtig, „der gewöhnlich nicht weiss, wo er in solchen Fällen, etwa bei Seminararbeiten, Rat holen soll, hat das dumpfe Gefühl, dass doch eine reiche bibliographische Litteratur existieren muss, deren Umfang ihm weiter nicht bekannt ist und deshalb unermesslich erscheint. Wo er nun das ganze Material in einem Hefte vereinigt und so den Gegenstand begrenzt sieht, wird er die vorhandene bibliographische Litteratur auch wirklich benutzen können und bald zu seiner Freude bemerken, dass er jetzt über der Sache steht."

Wenn ich im Vorstehenden die Gesichtspunkte, unter denen der „Wegweiser" entstanden und nach denen er bearbeitet ist, des weiteren auseinandergesetzt habe, so bin ich dazu durch die Haltung mehrerer Besprechungen veranlasst worden. Sehr indifferent verhält sich zunächst diejenige der „Neuphilologischen Blätter", wenn sie auf drei Zeilen meint: „Auf 32 Oktavseiten sind in dem anspruchslosen Heftchen 456 Nummern in übersichtlicher Weise zusammengestellt. Es ist damit eine Lücke ausgefüllt, die seither manchem Anfänger empfindlich fühlbar wurde." Und dabei sind die Leser des Blattes zum grossen Teil Anfänger, die doch auf ganz andere Weise auf ein derartiges Hilfsmittel hingewiesen werden müssten. Die Lektüre einer solchen längeren Anzeige scheint mir doch immerhin nützlicher als die vom „Chahut" oder von „Lehnau's Pariser Studien-Aufenthalt"! — Viel weniger harmlos sind nun aber die Besprechungen eines Anonymus im Litterarischen Centralblatt 1897, Nr. 20 und die von Schultz-Gora im Centralblatt f. Bibliothekswesen XIV (1897), 313. Auf Grund einer bedenklich flüchtigen Durchsicht kommen sie zu der sehr subjektiven Ansicht, der „Wegweiser" enthalte einfache Litteraturzusammenstellungen (etwa wie Kreyssigs oder Junkers Litteraturgeschichte), und finden nun natürlich die Zahl der angeführten Werke sehr gering und ihre Auswahl höchst willkürlich. Sie gehen b e i d e nur auf das Kapitel „Einzelne Autoren und Werke" ein, da sich dort der Zwiespalt zwischen dem wirklichen Inhalt des Büchleins und ihrer verfehlten Ansicht darüber am deutlichsten zeigen muss, und fertigen es mit einer derartigen Sicherheit und einem derartig wegwerfenden Tone ab, dass man ihr Opfer wissenschaftlich eigentlich als tot betrachten möchte. Von der Anlage und der Absicht des „Wegweisers" erfahren natürlich die Leser der beiden Zeitschriften auf diese Weise garnichts, während solches doch selbst dann Pflicht eines Referenten ist, wenn er Günstiges von dem ihm vorliegenden Buche nicht sagen kann. Ich bitte die Leser dieser *Zeitschrift*, soweit sie es nicht schon gethan haben, dringend, sich die beiden Besprechungen einmal näher anzusehen. Die Redaktion des Litterarischen Centralblattes hatte ich nun gleich nach Erscheinen der betreffenden Nummer um Abdruck einer Erklärung gebeten, in der ich insbesondere hervorhob, dass die ausserordentlich nachlässige Arbeit des Herrn Anonymus die Ursache des argen Missverständnisses sei. Die Erklärung wurde indes zurückgewiesen mit der Begründung, dass eine darin von mir ausgesprochene Behauptung unrichtig sei und ausserdem der „Wegweiser" nicht nur Bibliographien enthalte. Dafür brachte Nr. 24 des Litter. Centralbl. eine „Berichtigung", in der zwei nebensächliche Versehen des Herrn Anonymus — an denen ich hatte zeigen wollen, wie flüchtig er gearbeitet habe — berichtigt wurden, in der man es sich aber dann nicht nehmen liess, gleichwie um das Deficit zu decken, zwei andere Werke als im „Wegweiser" fehlend anzugeben. Dadurch sollte der Eindruck dieser schwächlichen Zugeständnisse möglichst verwischt werden. Die Redaktion hätte richtiger gehandelt, wenn sie meine Erklärung abgedruckt und dann dem Herrn Anonymus Gelegenheit gegeben hätte, in dieselben Nummer die beiden

Punkte, die die Zurückweisung der Erklärung veranlassten, in seinem Sinne richtig zu stellen. Aber da dann das Publikum von dem Kernpunkte meiner Erklärung erfahren hätte, hat man sich gehütet, sie in extenso abzudrucken. Ich habe deshalb das liebenswürdige Anerbieten der Redaktion dieser *Zeitschrift*, in diesen Spalten mich des weiteren zu erklären, gern angenommen. — Dem Centralbl. für Bibliothekswesen ist eine kurze Erklärung meinerseits zugegangen.

Kann ich so verlangen, dass man über ein Buch nach reiflicher Ueberlegung und ohne vorgefasste Meinung urteile, so bin ich andererseits der letzte, der glauben möchte, der „Wegweiser“ sei in der vorliegenden Form ohne Fehler und Lücken. Das wird sich auch in der stark vermehrten Nummernzahl der zweiten verbesserten Auflage zeigen. Die Anordnung des Materials wird im wesentlichen beibehalten werden. Ganz neu kommen hinzu die Abschnitte „Französische Geschichte und Kulturgeschichte“ und „Litterarische Sujets“. Letzterer Titel enthält die Arbeiten, welche die verschiedenen Litteraturerzeugnisse behandeln, zu denen Gestalten der Geschichte und Sage Anlass gegeben haben, also Andraes Sophonisbe-Arbeit und viele andere. Unter den „Allgemeinen Bücherverzeichnissen“ wird besonders das Zeitschriften- und Zeitungswesen mehr Berücksichtigung finden. Im zweiten Teile des „Wegweisers“ sollen die Kapitel „Einzelne Litteraturgattungen“ und „Einzelne Autoren und Werke“ vor allem bedeutend ergänzt und erweitert werden. Selbstverständlich sind Neuerscheinungen überall sorgfältig nachgetragen worden. Das dem alphabetischen Index angefügte Sachregister soll die Benutzung des Werkchens erleichtern. — Ich hoffe, dass der „Wegweiser“ in dieser neuen Gestalt imstande ist, nicht nur den Anfänger mit der bibliographischen Fachlitteratur bekannt zu machen, sondern auch den Forscher mit Rat und That zu unterstützen. Insbesondere wird er dem, der fern von einer grossen Bibliothek wissenschaftlicher Thätigkeit obliegt, viel Zeit und Geld ersparen können.

CARL FRIESLAND.

Nochmals persant und foubert. Die von mir aufgestellte Behauptung eines etymologischen Zusammenhangs zwischen *persant* und *per* einerseits und *foubert* und *fol* andererseits lässt sich, wie ich sehe, nicht aufrechterhalten. Man wird doch den Eigennamen *Fulbert* und den Völkernamen *Persant* als Etyma anzusetzen haben; für ersteren vergleiche man Schultz' Darlegung in Groebers *Zeitschrift* XVIII, 134, für letzteren liegen in *lombard*, *bougre* usw. Analogien vor, deren Zahl ich noch um *norrois* (= *fier*) vermehren möchte; es findet sich ausser an den bei Godefroy zitierten Stellen beispielsweise in *Floris et Liriope* v. 383: *Mout ce font a premier norrois, Apert et large et cortois.* Der Einfluss von *per* und *fol* ist mehr volksetymologischer Art und zeigt sich an der Bedeutung, welche die zu Appellativen gewordenen Eigennamen angenommen haben. Das wird durch die angeführten Belegstellen zur Evidenz erwiesen.

CARL FRIESLAND.

Neuprovenzalische Sprachbewegung. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, dass die neuprovenzalische Sprachbewegung der französischen Regierung und Presse ein Dorn im Auge ist und von beiden nach Möglichkeit geleugnet und totgeschwiegen wird. Dass man noch immer nicht die wahre Sachlage bekennen mag, zeigt sich in der neuesten (1897er) Ausgabe des *Almanach Hachette.* Dieser ausserordentlich verbreitete und sonst recht empfehlenswerte Kalender giebt p. 298 eine kleine Uebersichtskarte von Frankreich, in welche die Namen der wichtigsten französischen Schriftsteller alter und neuer Zeit so eingezeichnet sind, dass ersichtlich ist, aus welcher Provinz und welchem Orte ein jeder von ihnen stammt. Die Karte ergiebt eine starke Ueberlegenheit des Nordens über den Süden, was der Kalendermann zum Teil auf die litterarische Vorherrschaft der Hauptstadt zurückführt. Aber der eigentliche Grund, sagt er, liegt wo anders: „*elle est dans l'ancienne division de la France en deux régions qui se comprenaient mal: la région de la langue d'oil au nord, la région de la langue d'oc au sud. Sans doute ces deux langues, dont l'une maintenant morte, ou tout comme, ces deux langues n'en faisaient théoriquement, philosophiquement qu'une seule, mais dans la pratique, l'homme du midi parlait un idiome qui n'était pas le français, et quand, après avoir appris le français, il l'écrirait, c'était comme s'il se servait d'un verbe étranger; on n'est génial que dans sa langue maternelle, celle où l'on a pensé dans ses jeunes années. Aujourd'hui la langue d'oc a dit son dernier mot, elle meurt de l'impossibilité de vivre, au milieu d'une indifférence à peu près générale; avant longtemps tous les Français seront bercés en français aux genoux de leur mère.*“

CARL FRIESLAND.

Zu Zeitschr. XIX² 38. Im Eingange der Friesland'schen Besprechung von Lion's Buche *Les tragédies et les théories dramatiques de Voltaire* (Paris 1896) wird bemerkt „Eine Monographie der V.'schen Tragödie gab es bisher noch nicht“. Dies ist nicht ganz richtig. Bereits im Jahre 1885 hat Jürgens eine auf meine Anregung verfasste (Münster'sche) Doktordissertation *Die dramatischen Theorien Voltaire's* erscheinen lassen, in welcher der Gegenstand sehr eingehend behandelt worden ist.

\- -

Ciampoli bemerkt in seinem wichtigen und interessanten Buche über die frz. Hdss. der San Marco-Bibl. (*I codici francesi della r. biblioteca nazionale di San Marco in Venezia.* Venedig 1897) p. 144 bezüglich der Hds. App. Cod. XXIII (*Vergier d'amours*), dass sich mit dieser Hds. noch Niemand beschäftigt habe. Das ist irrig, denn vgl. Mussafia in den *Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften* Bd. 41. und Thor Sundby im Anhange zu meiner Ausgabe der in den *Echecs amoureux* — dies ist der richtige Titel des von Ciampoli *Vergier d'amours* benannten Gedichtes — enthaltenen altfranz. Uebers. der *Remedia amoris* des Ovid (Leipzig 1871) p. 94 ff. Dass Ciampoli dies übersehen hat, ist um so auffälliger, als er in seiner Prefazione unter denen, welche mit den frz. Hdss. der Marciana sich beschäftigt haben, auch mich nennt. Eine

vollständige Ausgabe der *Echecs amoureux* nach beiden vorhandenen Hdss. bereitet übrigens Herr Dr. Mettlich, Lektor an der Akademie zu Münster, vor.

Den *Art d'amors* des Jakes d'Amiens hat neuerdings Herr Felix Perépchou nach einer auf der Bibl. zu Chambéry befindlichen Hds. herausgegeben. Dadurch ist in erwünschtester Weise neues Material für eine kritische Ausgabe der in mehrfacher Beziehung interessanten Dichtung beschafft worden, und das giebt mir Anlass, an das zu erinnern, was ich Bd. XIX[2] p. 18 dieser *Ztschr.* am Schlusse meiner Rezension der Simon'schen Schrift über Jakes d'Amiens ausgesprochen habe.

KIEL. G. KÖRTING.

Novitätenverzeichnis.

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Betz, L. P., Essai de bibliographie des questions de littérature comparée. [In: Rev. de phil. fr. et de littérat. X, S. 241—274. XI, 22—61.]
Bourseaud, H. M., Histoire et Description des manuscrits et des éditions originales des ouvrages de Bossuet, avec l'indication des traductions qui en ont été faites et des écrits auxquels ils ont donné lieu à l'époque de leur publication. In-8°, XXVII-232 p. Clénet. (1897).
Catalogue général des incunables des bibliothèques publiques de France; par M. Pellechet. (Abano-Biblia.) In-8°. XVIII-602 pages. Paris, A. Picard et fils. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]
Catalogue des incunables de la bibliothèque de la ville de Marseille; par H. Barré. In-8°. VII-73 p. Marseille, imprimerie Barthelet et Ce.
Friesland, Carl, Wegweiser durch das dem Studium der französischen Sprache u. Litteratur dienende bibliographische Material. 8°. (37 S.) Göttingen, L. Horstmann.
Gautier, L., Bibliographie des chansons de geste (complément des Epopées françaises). In 8° à 2 col., IV-320 p. Paris, H. Welter.
Langlois, Ch.-V., Les travaux sur l'histoire de la société française du moyen âge, d'après les sources littéraires. [In: Rev. historique LXIII. S. 241—265.]
Monval, G., Les Collections de la Comédie-Française. Catalogue historique et raisonné. Préface de Jules Claretie, de l'Académie française. Grand in-8°. XVI-168 pages avec grav. et portraits. Paris, Société de propagation des livres d'art, 7, rue Corneille.
Schulze, A., Ueber einige Hilfsmittel französischer Bibliographie. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCIX, S. 101—120.]
— Bibliographie 1893 [Supplementh. XVIII der Zs. f. rom. Phil.]
Sébillot, P., Bibliographie des traditions populaires de la Bretagne (1882—1894). In-8°. 42 p. Paris, Lechevalier. [Extrait de la Revue de Bretagne, de Vendée et d'Anjou (t. 12, n°s 2, 3, 4, 5)].
Thieme, H. P., La littérature française du dix-neuvième siècle. Bibliographie des principaux prosateurs, poètes, auteurs dramatiques et critiques. Paris, H. Welter, 1897. 90 S, 8°.
Vaganay, H., Répertoire du Sonnet. Chateaudun, Société typographique.

Baudrier. — Bibliographie lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVIe siècle. 2e série, ornée de 127 reproductions en fac-similé. In 8°. 454 p. Paris. A. Picard et fils. 1896.

Bourdery, L., Jean Berthon dit de Prelhy, libraire et imprimeur à Limoges en 1528. In: Bulletin de la soc. archéol. et hist. du Limousin XLV, S. 75—76].
Claudin, A., Origines de l'imprimerie à Bordeaux. [In: Revue catholique de Bordeaux 1895. 1896].
Ducourtieux, P., Les imprimeurs de Brive [In: Bulletin de la Soc. scient., hist. et arch. de Brive 1896, S. 175—176].
Dumoulin, J., Charlotte Guillard, imprimeur au XVI[e] siècle. In-8^{0}, 11 p. Paris, Leclerc et Cornuau. (1896.) [Extrait du Bulletin du bibliophile du 15 novembre 1896.]

Catalogue général des manuscrits français de la Bibliothèque nationale; par Henry Omont. Ancien petit fonds français. III. N°s 25697—33264 du fonds français. In-8^{0}, XIV-458 pages. Paris, librairie Leroux.
Catalogue des manuscrits de la bibliothèque de Péronne; par Alcius Ledieu. In-8^{0}, 13 pages. Paris, librairie Picard et fils. [Tiré à 25 exemplaires.]
Omont, H., Un nouveau manuscrit de Jacques Thiboust de Bourges. [In: Rev. d'Hist. litt. IV, S. 92—97].
Suchier, V., Ein Bruchstück des Roman de Rou. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 225.]
T[homas], A., Un fragment des *Voeux du Paon.* [In: Annales du Midi VIII, S. 111—112].

Flammermont, J., Album paléographique du nord de la France. Chartes et Documents historiques, reproduits par la phototypie et publiés avec transcription partielle. Atlas n° 2. In-4^{0} oblong, III-205 p. Lille, imprimerie Lefebvre-Ducrocq; rue Jean-Bart. 1896.

2. Encyclopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Blanc, E. R., Grande Encyclopédie, populaire, ou Dictionnaire-Répertoire universel, comprenant: 1° tous les mots de la langue française, avec leur étymologie, leur prononciation et les locutions particulières; 2° des notices historiques, géographiques, mythologiques, scientifiques, philosophiques, littéraires, artistiques et bibliographiques sur les hommes et sur les choses, depuis l'origine du monde jusqu'à nos jours; 3° les inventions des découvertes contemporaines; 4° la liste complète des grand corps de l'Etat français, des membres de l'Institut, du Collège de France et de la Sorbonne, etc.; N°s 1 à 31. (Fin du t. Ier.) In-8^{0}, pages 1 à 1600. Paris, Bruller et Politzer. [Chaque numéro, 1 fr.]
Real-Lexikon, französisches. Hrsg. v. Dr. Clem. Klöpper. (In ca. 25—30 Lfgn.) 1. Lfg. gr. 8^{0}. (96 S.) L. Renger.

Koschwitz. Ed., Anleitung zum Studium der französischen Philologie f. Studierende, Lehrer u. Lehrerinnen. gr. 8^{0}. (VIII, 148 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verlag. 2.50; geb. in Leinw. 3.—

Gröber, Gust., Grundriss der romanischen Philologie. Unter Mitwirkg. von G. Baist, Th. Braga, H. Bresslau u. a. hrsg. II. Bd., 3. Abtlg. 2. Lfg. gr. 8^{0}. (S. 129—256.) Strassburg, K. J. Trübner, Verl.
Jahresbericht, kritischer, üb. die Fortschritte der romanischen Philologie. Hrsg. v. Karl Vollmöller. III. Bd. 1891—1894. 2. Hälfte. 4 Hfte. gr. 8^{0}. (1. Hft. 128 S.) Erlangen, F. Junge.

Mémoires de la société néo-philologique à Helsingfors. II. gr. 8°. (III, VII, 284 S.) Helsingfors. (L., O. Harrassowitz.)

Betz, L. P., Gaston Paris. Frankreichs grosser Romanist. [In: Basler Nachrichten. 8. Febr. 1897].

Boehmer, Ed., Briefe von Diez. Zu privater Verteilung gedruckt in hundert Exemplaren. In der Hofbuchdruckerei von Ernst Kölblin, Baden-Baden 1897.

Boissier, G., L'Académie française au XVIIe siècle. [In: Rev. d. d. Mondes. 15. Juin 1897, S. 721—750].

Ritter, E., Le grammairien Louis Meigret. [In: Rev. de Phil. fr. et de littér. XI, S. 136—140].

Todd, H. A., Gaston Paris. Romance Philologist and Member of the French Academy. [In: Publications of the mod. language association of America XIII, S. 326—340].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexicographie.

Büchi, Alb., Die historische Sprachgrenze im Kanton Freiburg. [Freiburger Geschichtsblätter III.]

French, A. D. Weld, County records of the surnames of Francus, Franceis, French, in England, A. D. 1100—1350. Boston, privately printed. 1896. In-8°, XIV-594 p.

Maxeiner, T., Beiträge zur Geschichte der französischen Wörter im Mittelhochdeutschen. Diss. Marburg 1897. VIII, 79 S. 8°.

Mentz, R., Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. 1. Teil. Progr. Delitzsch 1897. 27 S. 4°.

Mortillet, G. de, Formation de la nation française. Textes; Linguistique; Palethnologie; Anthropologie. In-8°, IV-340 p.

Plattner, Ph., Untersuchungen üb. Gegenstände der französischen Grammatik als Auskunft üb. gestellte Fragen. 2. Heft. 12°. (26 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. Unentgeltlich.

Salverda De Grave, Bijdragen tot de kennis der uit het fransch overgenomen woorden in het nederlandsch. [In: Tijdschr. v. Nederl. Taal- en Letterkunde XV, S. 172—219].

Brand, J., Studien zur Geschichte von inlautendem *qu* in Nordfrankreich, im besonderen zur Lautgeschichte von nfr. *suivre* und *eau*. Diss. Münster 1897. 63 S. 8°.

Clédat, L., *Je* et *Gié*. [In: Rev. de phil. franç. et prov. X, S. 222—223]

Erdmannsdörfer, Dr. E., Reimwörterbuch der Trobadors. Mit e. Einleitg. üb. altprovenzal. Doppelformen. 8°. (VII, 199 S.) 5.— [In: Rom. Studien veröffentlicht von E. Ebering. 2. Heft].

Grammont, M., Un phénomène de phonétique générale: Français populaire, *can(ne)çon*, *pan(ne)tot* [In: Rev. d. l. rom. XL, S. 346—349].

Lindström, A., L'analogie des substantifs latins en Gaule. I. Thèse. Upsala 1897. XI, 323 S. 8°.

Marchot, P., *iholt* et *seche* du Jonas [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 226—228].

Röttgers, Benno, Die altfranzösischen Lautgesetze in Tabellen. Zur Ergänzg. der altfranzös. Grammatik. gr. 8°. (31 S.) L., Renger.

Rydberg, Gust., Zur Geschichte des französischen ə. I. Die Entstehg. des ə-Lautes. gr. 8°. 67 S. Upsala 1896.

— II. Uebersicht der geschichtlichen Entwickelung des ə in alt- und neufranzösischer Zeit bis Ende des 17. Jahrh. Upsala 1897.

Schwan, E., Grammatik des Altfranzösischen. Dritte Auflage neu bearbeitet von D. Behrens. Teil II. Die Formenlehre. Leipzig, Reisland.

Shepard, W. P., A contribution to the history of the unaccented Vowels in old French. Diss. Heidelberg 1897. 104 S. 8⁰.
Schuchardt, H., Rom. = vulgärl. -ai (1. P. S. Perf.) [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 228 f.].
Thomas, A., Prov. mnh = lat. mj, mhj [In: Romania XXVI, S. 282 f.].

Autorde, F. u. *Thomas A.*, L'eslaus d'un étang. [In: Annales du Midi IX, 232—235].
Bonnet, M., Le provençal *eslaus* et le latin *lapsus* [In: Annales du Midi IX, S. 334].
Braune, Ph., Neue Beiträge zur Kenntnis einiger romanischer Wörter deutscher Herkunft [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 213—224].
Doutrepont, Ch., Etymologies picardes et wallonnes (In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 229 ff.].
Espagnolle, J., Le Vrai Dictionnaire étymologique de la langue française. In-8⁰, XXIX-321 p. Paris, C. Klincksieck. 1896.
Granger, A., Répertoire étymologique des noms français et des dénominations vulgaires des oiseaux. In-16, 80 p. Paris, les fils d'Emile Deyrolle. [Extrait du Naturaliste.]
Holder, Alfr., alt-celtischer Sprachschatz. 9. Lfg. gr. 8⁰. 2. Bd. Sp. 1—256. L., B. G. Teubner.
Horning, A., lat. *faluppa* und seine romanischen Vertreter. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 192—198].
L. V., Sur l'étymologie complexe de certains noms propres [In: Rev. de phil. fr. et de littérature XI, S. 72—74].
Noms français d'origine celtique dans le Dictionnaire général de la langue franç. de MM. Darmesteter, Hatzfeld et Thomas [In: Revue Celtique XVIII, S. 101—107.]
Noms celtiques dans les chartes du prieuré de Neronville [In: Rev. Celtique XVIII, S. 245—247].
Regnaud, P., Notes d'étymologie française. Origine germanique d'une série de mots à initiale B. [In: Rev. de phil. franç. et de littér. X, S. 103—158].
— Etymologies: *duvet*, *vernis* [In: Rev. de phil. fr. et de littérat. X, S. 289 f.]
Salvioni, C., *tenser* [In: Romania XXVI, S. 281 f.].
Schuchardt, H., fränk. *tens* [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 235].
— Keltoroman. *frog- frogn-*; Lautsymbolik [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 192—198].
Thomas, A., Etymologies françaises et provençales. Prov. mod. *afous*, *arcanson*, anc. fr. *aufage*, prov. *arescla arescle*, prov. *bacel baclar*, *biais*, fr. *bouillie*, prov. *bolia*, *carroi*, anc. fr. *cit*, prov. *ciu*, *daillot*, prov. *daurezi*, fr. *douve*, fr. *éclaircir*, prov. *esclarzir* etc. [In: Romania XXVI, S. 412—452].

Bastin, J., Remarques sur *nul* et *point* [In: Rev. de phil. franç. et de littér. X, S. 214—219].
— I. Sur l'imparfait de l'indicatif assimilé à un conditionnel passé [In: Rev. de Phil. fr. et de litt. XI, S. 141—148].
Beauvais, A., Etude sur la place de quelques mots. In-4⁰, 118 p. Bordeaux, l'auteur, 101, rue Turenne. 3 fr.
Berg, Sven, Bidrag till frågan om det attributiva adjektivets plats i modern franska. In: Från filologiska föreningen i Lund. Lund, E. Malström, S. 105—122].

Blase, H., Zur Geschichte der Futura und des Konjunktivs des Perfekts im Lateinischen [In: Archiv für lat. Lexikographie X, 3].
Hüllweck, A., Adverbiale Bestimmungen zwischen Subjekt und Prädikat im Französischen. Progr. Zerbst 1897. 17 S. 4°.
Humbert, C., Ein Versuch, die Lehre vom Gebrauch der Zeitformen, besonders im Französischen, zu vervollständigen, zu berichtigen und auf ihren Grund zurück zu führen [In: Neue Jahrb. f. Phil. u. Pädag. Bd. 156, S. 222—245, 351—358, 400—408].
Meyer-Lübke, W., Zur Stellung der tonlosen Objektspronomina. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 313—334].
Plattner, Ph., Zur Lehre vom Artikel im Französischen. Progr. 4°. (31 S.) B., R. Gartner.
Schayer, S., Die Lehre vom Gebrauch des unbestimmten Artikels und des Teilungsartikels im Altfranzösischen und Neufranzösischen. I. Diss. Berlin 1896. 37 S. 8°.
Schulze, A., Zur neufranzösischen Grammatik. [In: Arch. f. d. Stud. der neueren Spr. XCVIII, S. 383—396]
Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französ. Grammatik [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 161—175].

Bréal, M., Essai de sémantique (science des significations). In-8°, 355 p. Paris, librairie Hachette et Ce. 7 fr. 50.
Delboulle, A., Historique de trois mots: Pindariser, Philologie et Sycophante [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 283—286].
Hosch, Siegfr., Französische Flickwörter. Ein Beitrag zur französ. Lexikographie. 3. Teil. Progr. 4°. (33 S.) B., R Gaertner.
Liebermann, F., *Albani* im Angloromanischen: Fremde [In: Arch. f. das Stud. der neueren Spr. XCVIII, S. 128 f.]
Marais, L., et Ernault, E., Notes sur l'ancienne expression „un saintier d'argent". 11 S. 8°. [Aus: Bulletin de la Soc. des Antiquaires de l'Ouest].
T[homas], A., Le sens du provençal *fioza* [In: Annales du Midi IX, S. 336 f.].

Lafaye, B., Dictionnaire des synonymes de la langue française, avec une introduction sur la théorie des synonymes. 7e *édition*, suivie d'un supplément. In-8° à 2 col., LXXXIII-342 p. Paris, Hachette et Ce. 23 fr.

Champeval, J.-B., Dictionnaire topographique du département de la Corrèze [In: Bulletin de la Soc. sc., hist. et archéol. de Brive 1896, S. 43—120, 291—334, 509—525].
Meunier, J. M., Etymologies de Beuvray et de Château-Chinon. In-8°. 16 p. Nevers, imp. Vallière. [Extrait du Bulletin de la Société nivernaise des lettres, sciences et arts.]
Philipon, E., De l'emploi du suffixe burgonde *-inga* dans la formation des noms de lieus [In: Rev. de phil. fr. et de littér. XI, S. 109—122].

Atkinson, H, W., Tongue positions of vowel-sounds [In: The modern language quarterly 1.]
Beyer, Frz., Französische Phonetik f. Lehrer u. Studierende. 2. Aufl. gr. 8°. (XVI, 222 S.) Cöthen, O. Schulze, Verl. Mk. 5,50.
Bibliothek phonetischer Wörterbücher. Hrsg. v. Rekt. H. Michaelis. 1. Bd. gr. 8°. Hannover, C. Meyer. 1. *Michaelis, H.*, u. *P. Passy*: Dictionnaire phonétique de la langue française. Avec préface de Gaston Paris. (XVI, 319 S.) geb. 4.80.

Bréal, M., Des lois phoniques. A propos de la création du laboratoire de phonétique expérimentale au Collège de France. In-8°, 11 p. Paris, Imprim. nationale. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris (t. 10)].

Kuhn, E., u. H. Schnorr v. Carolsfeld, Die Transscription fremder Alphabete. Vorschläge zur Lösg. der Frage auf Grund des Genfer „Rapport de la commission de transcription“ u. m. Berücksicht. v. Bibliothekszwecken. gr. 8°. (15 S.) L., O. Harrassowitz.

Lloyd, R. J., The genesis of vowels, and de interpretation of the phonograms of vowels [Aus: Journal of anatomy and physiology vol. XXXI, S. 232—251].

Marichelle, H., Phonétique expérimentale. La Parole, d'après le tracé du phonographe. Préface de M. E. J. Marey. In-18 jésus. 139 p. avec 79 fig. copiées sur le cylindre du phonographe. Paris, Delagrave.

Passy, P., Abrégé de prononciation française phonétique et orthoépie. L., O. R. Reisland. 1.60.

Pipping, H., Zur Definition des H-Lautes. 18 S. 8°.

Rosapelly, Nouvelles recherches sur le rôle du larynx dans les consonnes sourdes et sonores (voix haute, voix chuchotée, voix respiratoire). In-8°, 12 p. avec fig. Paris, Imprimerie nationale. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris (t. 9)].

— Analyse graphique de la consonne; sa division en trois temps; caractère vocalique du deuxième temps [In: Mém. de la Soc. de linguist. de Paris X, S. 71—79].

Rousselot, L'abbé, Principes de phonétique expérimentale. Ouvrage couronné par l'institut (Prix Volney). I. Paris, Welter. 320 S. 8°.

Schmidt-Wartenberg, H., Phonetical notes [In: Journal of germanic philologie ed. G. E. Karsten. I (1897), S. 66—71]

Vietor, Wilh., Kleine Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. Nach der III. Aufl. der Orig.-Ausgabe. Mit 21 Fig. 8°. (XV, 132 S.) L., O. R. Reisland. 2.40.

Auger, J. B., La Réforme de l'ortografe de la langue française. In-12, 58 p. Lyon, imp. Plan. 3 fr. 1896.

Constantin. — La Réforme de l'orthographe. In-8°, 16 p. Paris, tous les libr.; les principaux kiosques. 25 cent.

Charles, J. N. et L. Schmitt, Dictionnaire classique français-allemand et allemand-français. I. Français-allemand. Petit in 4° à 3 col., XI-968 pages. Paris, Delagrave.

Delboulle, A., Notes lexicologiques (suite). [In: Rev. d'Hist. litt. IV, S. 127—140].

Godefroy, F., Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IX[e] au XV[e] siècle. T. 9. Fascicule 86 (Doblement-Entasser). In-8° à 3 col., p. 401 à 480. Paris, E. Bouillon.

Livet, C. L., Lexique de la langue de Molière, comparée à celle des écrivains de son temps, avec des commentaires de philologie historique et grammaticale. T. 3: M-Z. In-8°, 828 p. Paris. Welter.

Marre, A., Glossaire explicatif des mots de provenance malaise et javanaise usités dans la langue française. In-32, 52 p. Epinal, imp. Klein et C[e].

Tobler, A., Aus Anlass des französischen Wörterbuches [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. Bd. 97. S. 375—387].

Wershoven, F. J., Vocabulaire technique français-allemand et allemand-français. — Technisches Vokabular f. höhere Lehranstalten und zum Selbststudium f. Studierende, Lehrer, Techniker, Industrielle. 2. Aufl. 12⁰. (VIII, 234 S.) L., F. A. Brockhaus. 2.50; kart. 2.80.

Glöde, O., Die französische interpunktionslehre. Die wichtigsten regeln üb. die französ. satz- od. lesezeichen u. die redestriche, dargestellt u. durch beispiele erläutert. [Aus: „Die neueren Sprachen“.] gr. 8⁰. (XII, 47 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. — 80.

4. Metrik, Stilistik, Rhetorik.

Doumic, R., La question du vers libre [In: Rev. des deux mondes. LXVII (15 Juillet. S. 447—458].

Johannesson, F., Zur Lehre vom französischen Reim. II. Progr. Berlin 1897. 26 S. 4⁰.

Möllmann, J., Der homonyme Reim im Französischen. Diss. Münster 1896. 82 S. 8⁰.

Rousselle, G., The Metric System explained, with exercises, examples and illustrations. Translated and adapted by R. Smith, head master of the Paris british schools. In-8⁰, XII-99 pages. Paris, libraire Gédalge. (1896.)

Spiegel, N., Untersuchungen über die ältere christliche Hymnenpoesie. II. Teil. Der Strophenbau in den Hymnen und den jüngeren Sequenzen. Progr. Würzburg 1897. 115 S. 8⁰.

Elschner, Otto, Ueber den Stil französischer geschichtlicher Lieder. Diss. gr. 8⁰. (58 S.) Halle (Leipzig, G. Fock.)

Sully-Prudhomme, La syntaxe et le style [In: Rev. de Paris, 1er. Mai].

Roy, E., La Poétique du roman au XVIIe siècle. In-8⁰, 36 p. Dijon, imprim. Darantière. [Extrait de la Revue bourguignonne de l'enseignement supérieur.]

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Anglade, Contribution à l'étude du languedocien moderne. Le patois de Lézignan (Aude), dialecte Narbonnais [In: Rev. d. l. rom. XL, S. 145—176, 289—345].

Blanc, A., Narbonensia; passage de *s, z* à *r* et de *r* à *s, z* [In: Rev. des l. r. XL, S. 49—64, 121—138].

Bourciez, Contribution à l'étude du son *œ* landais [In: Communications faites au congrès international des langues romanes, tenu pour la première fois à Bordeaux, du 5 au 10 août 1895. Bordeaux, 1897. S. 93—104].

Degen, W., Das Patois von Crémine. Diss. Basel 1896. 35 S. u. 1 Karte. 8⁰.

Fournier. — Sur la prononciation de quelques noms de lieux dans les Vosges. In-8⁰, 12 pages. Nancy, imp. Berger-Levrault et Cie. [Extrait du Bulletin de la Société de géographie de l'Est.]

Guerlin de Guer, C., Le Patois normand. Introduction à l'étude des parlers de Normandie, avec une lettre-préface de M. J. Gilliéron. In-8⁰, 75 p. 2 fr. 50. 1896.

Lacuve, R. M., Locutions poitevines. In 8⁰, 11 pages. Melle, Lacuve. (1896.)

Mulsant, S., Le Patois stéphanois et ses origines. In-8⁰, 22 pages. Saint-Etienne, imp. Thomas et Cie.

Nédey, Remarques grammaticales sur le patois de Sancey (Doubs). [In: Rev. de phil. fr. et de littérature XI, S. 123—135].
Passy, P., Notes sur quelques patois comtois (suite) [In: Rev. de Phil. franç. et de litt. X, S. 161—176].
Pelen, F., Des modifications de la tonique en patois bugiste [In: Rev. de phil. fr. et de littérature XI, S. 62—71].
Vautherin, Aug., Glossaire du patois de Châtenois, avec vocables des autres localités du territoire de Belfort et des environs. Belfort, impr. Devillers, 1896. 79 S. 8⁰. [Aus: Bulletin de la Soc. Belfortaise d'émulation].
Verneilh, De, Causerie archéologique. *Javerlhac.* [In: Bulletin de la Soc. hist. et archéol. du Périgord XXII (1895), S. 441—449].

Lermina, J. et *H. Levêque*, Dictionnaire thématique français-argot, suivi d'un Index argot-français, à l'usage des gens du monde qui veulent parler correctement la langue verte; In-16, XVI-224 pages. Paris, bibliothèque Chacornac. 10 fr. (1896.)

A l'autou anonima dai Pardessus d'un avoucat (vers); par Un disciple de Roumanilla. In-18, 11 pages. Montpellier, imprimerie Hamelin.
Almoric. G., Lou Nouananto-nou, comédie lyrique en trois actes et en vers (dialecte bas-dauphinois de la vallée de la Drôme). Traduction française en regard. In-8⁰, 116 p. Valence, Vescelin et Gauthier. Crest.
Armona quèrcynol per l'onnado 1897, coumpousat ô Paris per l'amour del lengage natal é de soun rire galejaire (5a onnado); par Joseph Calcas. In-8⁰, 16 p. Cahors, Girma. Paris, l'auteur, 29, rue Clavel.
Bel Homme, Chanson en patois de Lille (réponse aux Norousses des deux cités. In-4⁰, 1 p. Lille, imp. Lagrange.
Boillat, J., Li Batarèlo (poésies patoises); par J. Boillat. 2ᵉ et 3ᵉ séries. In-18, 36 pages. Nîmes, Impr. régionale; libr. Debroas-Duplan. 60 cent.
Bondurand, E., Description des bains de Saint-Laurent faite en 1687. Poème en langue d'oc Nîmes, 1896. In-8⁰, 27 p. [Extr. des Mémoires de l'Académie du Gard].
Carette, O., Césarine, chanson en patois de Lille, suivie de: Ce que j'aime le mieux! chanson dédiée aux filles de Flandre. In-plano. Lille, imprimerie Wilmot-Courtecuisse.
D . . ., Eun' noce à l'étranger, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4⁰, l. p. Lille, impr. Wilmot-Courtecuisse.
Degand, A., Eun' catastrophe, chanson nouvelle en patois de Lille. In-plano. Lille, imp. Wilmot-Courtecuisse.
Delmar, D., Les Suites d'eune prise d'eurtraite, chanson. In-4⁰, 1 p. Lille, impr. Lagrange.
Delobel, J., Chanson nouvelle en patois de Lille, chantée par les Flaminds d'Canteleu. In-plano. Lille, imprimerie Lagrange.
Dénéréaz, C.-C., Texte en patois vaudois [In: Rev. de phil. franç. et de litt. X, S. 224—228].
d'Exilac, Meri, Loù dsueton de Plitoncourt [In: Rev. d. langues rom. XL, S. 280—287].
Lou Riou pouetsicou. VIᵉ chant: Lou Pouy delle Fé [In: Rev. d. l. rom. XL, S. 368—387].
Gassilat, B., Ou cout dou houéc. In-8⁰, XIII-289 p. avec musique. Dax. imp. Lebique.
Gaut, J. B., Un couer de troubaire, dramo en un ate. In-18 jésus, 36 p. Aix, imp. Nicot.

Harangues en patois savoyard imprimées en 1685. Notes et traduction d'A. Perrin. In-8⁰ à 2 col., 7 p. Annecy, imp. Abry. [Extrait de la Revue savoisienne.]

Losfeld, A., L'Afant, poésie patoise; par A. Losfeld. In-plano à 2 col. Lille, imprimerie Lagrange.

Marpillat, A., Per s'esclafar. Recueil de poésies limousines, avec traduction française en prose rythmée. Préface de M. Raymond Laborde. Illustrations de M. Louis Leynia de la Jarrige. In-8⁰, X-213 p. Paris, Duffau. 3 fr.

Marsal, E., Dins las carriéiras dou Clapas. Avans-prepaus de P. Chassary. Petit in-16, XIV-356 pages avec 50 images. Montpellier, imprim. Firmin et Montane. 3 fr. (1896.)

Meri d'Exilac, La féta delloù pompié [In: Rev. d. l. r. XL, S. 84—92].

Noulens, J., La Flahuto gascouno, seguido d'un bocabulari gascoun. Grand in-16, XIV-270 p. Paris, Bouillon. 4 fr.

Parent, E., Le Médecin d'herbes, chanson en patois. In-4⁰, 1 p. Lille, imp. Robbe.

Plésant, E., Proumiéri pajo. Beatris di Baus. Remembranço de Prouvenço, galéjado. In-18 jésus, 43 p. Privas, Imp. ardéchoise. 1 fr. [Biblioutéco de l'escolo de Lerin.]

Poésies en patois de Cahors [In: Rev. de phil. franç. et prov. X, S. 99—102].

Savié de Fourviero, Li Patriarcho, counferènce biblico dounado à Sant-Laurèns de Marsiho (caremo de 1892). Tome segound. In-8⁰, 406 p. Avignon, Aubanel frères. (1896.)

Beauquier, Ch., Blason populaire de Franche-Comté. Paris, E. Lechevalier.

Bourgeignat, H., Folk-Lore ardennais. I. Fêtes. II. Superstitions. III. Dictons & Locutions. IV. Médicine populaire. V. Légendes. [In: Rev. d'Ardennes & d'Argonne IV, 3].

Forest, J., Le Paon à travers les âges. Usages et Superstitions. In-8⁰, 8 p. Paris, L. Cerf. (1896.) [Bulletin de la Soc. nationale d'acclimatation de France.]

Gaidoz, H., Saint Eloi IV, V [In: Mélusine VIII, 6 u. 7].

Martrin-Donos, C. de, Légendes et Contes de Provence. In-18 jésus-324 p. Paris, Flammarion. 3 fr. 50.

Meyer, P., Les jours d'emprunt d'après Alexander Neckam [In: Romania XXVI, S. 98—100].

Rivière M., Quelques dictons et proverbes de Saint-Maurice-de-l'Exile. [In: Rev. d. l. rom. XL, S. 35—44].

Tuchmann, J., La fascination § 4 [In: Mélusine No. 6 und 7].

6. Litteraturgeschichte. a. Allgemeine Werke.

Arfert, P., Das Motiv v. der unterschobenen Braut in der internationalen Erzählungslitteratur, m. e. Anh.: Ueber den Ursprung und die Entwicklg. der Bertasage. Diss. gr. 8⁰. (74 S.) Schwerin (L., G. Fock.) 2 —.

Betz, Louis P., Die französische Litteratur im Urteile Heinrich Heine's. (VIII, 67 S.) 2 — [Franz. Studien N. F. II. Heft.]

Cohn, Carl, Zur literarischen Geschichte des Einhorns. II. Tl. Progr. 4⁰. (29 S.) B., R. Gaertner.

Engel, Ed., Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 4. Aufl. (In neuer Bearbeitung.) gr. 8⁰. (IV, 560 S.) L., J. Baedeker. 5 —.

Linz, Frdr., Lebens- und Charakterbilder aus der Geschichte der französischen Litteratur. gr. 8⁰. (140 S.) B., Buchh. d. deutschen Lehrerztg. 1.50.

Meunier, G., Histoire de la littérature française. Paris, F. Alcan. [Bibliothèque utile].

Mortensen J., Profandramat i Frankrike. Lund, Gleerupska Universitets-Bokhandeln (Hjalmar Möller). X, 228 S. 8⁰.

Pajot. H., Le Paysan dans la littérature française. In-16, 76 p. Lille, imp. Le Bigot frères.

Assier, A., Pièces rares ou inédites relatives à l'histoire de la Champagne et de la Brie. IV. Les Principaux trouvères de la Champagne et de la Brie. V. Les Premiers prosateurs de la Champagne et de la Brie. VI. Les Juifs et les Templiers de la Champagne et de la Brie. Paris. Le Chevallier. [Nouvelle bibliothèque de l'amateur champenois].

Blöte, J. F. D., Der historische Schwanenritter [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 176—191].

Cruchet N. et A. H. Juteau. — Histoire populaire de saint Martin, évêque de Tours. In-12, 143 pages avec grav. Tours. Mame et fils. (1896.)

Dehò, E., La letteratura francese in Italia nei secoli XI, XII, XIII. Sinigaglia, tip. Puccini e Massa. 1896. In-8⁰, 28 p.

Du Bois-Melly, Ch., Le déclin de la chevalerie et gent d'armerie, du règne de Jean le Bon à celui de Louis XI, 1350—1483. 4ᵉ étude historique. Genève et Bâle, Georg, 1896. In 8⁰, 110 p. 2 fr. 50.

Friedlaender, L., Das Nachleben der Antike im Mittelalter [In: Deutsche Rundschau XXIII, S. 210—240].

Gabotto, F., Notes sur quelques sources italiennes de l'épopée française du moyen âge [In: Rev. d. langues rom. XL, S. 241—264].

Herzog S., Die Alexanderchronik des Meisters Babiloth, ein Beitrag zur Geschichte des Alexanderromanes. Progr. Stuttgart. 60 S. 4⁰.

Histoire de la langue et de la littérature française, des origines à 1900, ornée de planches hors texte en noir et en couleur, publiée sous la direction de *L. Petit de Julleville.* T. 2: Moyen âge (des origines à 1500). Deuxième partie. Fasc. 7 à 13. (Fin du t. 2.) In-8⁰, p. 1 à 560. Paris, Colin et Cᵉ.

Jeanroy A., Etude sur le cycle de Guillaume au court nez (fin) [In: Romania XXVI, S. 175—207].

Kehr, W. P., Epic and Romanes. Essays on medieval literature. London, Macmillan and Co. 10 s.

Meyer, P., *Traités en vers provençaux sur l'Astrologie et la Géomancie* [In: Romania XXVI, S. 225—275].

Mott, Lewis Freeman, The system of courtly love studied as an introduction to the Vita Nuova of Dante. Boston and London, Ginn & Company. VI, 153 S. 8⁰.

Rajna, P., Contributi alla storia dell' epopea e del romanzo medievale [In: Romania XXVI, S. 34—73].

Schneegans, Fr. Ed., Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht. Habilitations-Vorlesung. [Neue Heidelberger Jahrbücher, S. 58—67].

— Ueber die Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam. Ein Beitrag zur Geschichte des Alfranzösischen Epos. Hab. Heidelberg. 40 S. 8⁰.

Sepet, M., Le théâtre en France avant Corneille [In: Revue des Questions hist. 1ᵉʳ Juillet 1897, S. 63—92].

Stern. Chr. L., Die gälische Ballade vom Mantel in Macgregors Liederbuche. [In: Zs. f. Celt. Phil. I, S. 294—326].

Zenker, R., Zu Folquet von Romans und Folquet von Marseille [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 335—352].

Zwierzina, K., die Legende der hl. Margaretha. 1. Bd. L., B. G. Teubner. 10—.

Besse, Dom Jean-Martial. Une question d'histoire littéraire au XVIe siècle. — L'exercice de Garcias de Cisneros et les exercices de Saint Ignace [In: Revue des questions historiques LXI. 1er Janv. 1897. S. 22—51].

Bijvanck, Sainte-Beuve et Victor Hugo [In: Gids. Dec. 1896].

Biographies du XIXe siècle. (12e série.) Murat, Georges III, Portalis, Toussaint-Louverture, Lord Beaconsfield, Arago, R. P. Champagnat. In-8^0^, 323 p. avec grav. Paris, Bloud et Barral.

Bonnaffé, E, Note sur la vie privée de la Renaissance [In: Rev. de Paris 1896, 15. Sept.]

Bourgeois, A., Deux salons parisiens au XVIIe siècle. Icônes par Jean de Caldain. In-16, 63 p. Paris bibliothèque d'art de la Critique.

— Un coin du XVIIe siècle littéraire, artistique et mondain. Illustrations de Mlle Léonide Bourges. In-16, 45 p. Paris, bibliothèque d'art de la Critique.

Brunetière, F., Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française. 2e série: les Précieuses; Bossuet et Fénelon; Massillon; Marivaux, etc. 5e *édition.* In-16, 339 p. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Charbonnel, V., Les Mystiques dans la littérature présente (Ire série: les Précurseurs; A la recherche du mysticisme; A travers les chapelles mystiqnes; Croyants ou Crédules; Mysticisme épars; le Jeune Idéalisme). In-16, 207 p. Paris, édition du Mercure de France, 15 rue l'Echaudé-Saint-Germain. 3 fr. 50.

Daguet, H. — Les Poètes contemporains du Maine. Biographies et Extraits. In-18 jésus, 292 p. Le Mans, Harel.

Dejob, C., Etudes sur la tragédie. In-18 jésus, XXIII-415 pages. Paris. Colin et Cie.

— Les amoureux éconduits ou transis dans Corneille et dans Racine, dans Apostolo Zeno et dans Métastase [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 393—406].

Doumic, R., Essais sur le théâtre contemporain (Alexandre Dumas, Edouard Pailleron, Victorien Sardou, Henry de Bornier, François Coppée, Alexandre Parodi, Jules Lemaître, Henri Lavedan, Maurice Donnay, François de Curel, Richepin, Georges Rodenbach, Maurice Barrès, etc.) In-16, IV-338 p. Paris, Perrin et Cie.

Gidel, C., Histoire de la littérature française depuis la Renaissance jusqu'à la fin du XVIIe siècle. T. 2. In-18 jésus, 480 pages. Paris. Lemerre, 3 fr. 50.

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900, ornée de planches hors texte en noir et en couleur. Publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. 3: XVIe siècle. Fascicules 18 à 21. In-8^0^, p. 321 à 640. Paris, Colin et Cie.

Huemer, C., Die Sage von Orest in der tragischen Dichtung. Progr. Linz 1896. 34 S. 8^0^.

Jullien, A., Le Romantisme et l'éditeur Renduel. Souveniers, documents, lettres inédites, avec 50 illustrations, portraits, vignettes, caricatures, autographes, etc., etc. In-16, 292 p. Paris, Fasquelle. 3 fr. 50.

Klein, Fr., Der Chor in den wichtigsten Tragödien der französischen Renaissance [In: Münchener Beiträge zur roman. und engl. Phil. XII. Heft].

Lanson, G., Études sur les rapports de la littérature française et de la littérature espagnole au XVIIe siècle (1600—1680) [In: Rev. d'hist.-litt. IV, S. 61—73].

— Études sur les rapports de la littérature française et de la littérature espagnole au XVIIe siècle: Voiture [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 180—194].

Larroque, Ph. Tamizey de, Un témoignage inédit de l'abbé Fleury dans la querelle de Bossuet et de Fénelon [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 454 f.]

Lotheissen, Ferd., Geschichte der französischen Litteratur im XVII. Jahrh. 2 Bde. Mit e. Biographie des Verf. u. ausführl. Register. 2. Aufl. gr. 8°. (XLI, 574 u. IV, 532 S.) Wien, C. Gerold's Sohn. 30 —; geb. in Leinw. 35 —.

Martin, J., Nos auteurs et compositeurs dramatiques. Portraits et Biographies, suivis d'une notice sur les sociétés d'auteurs, droits, règlements, statistique, et sur les transformations de l'affiche théâtrale, reproductions d'affiches des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles; par Jules Martin. Préface par Maurice Donnay. In-32, 624 p. avec portraits. Paris, Flammarion. 3 fr. 50.

Meunier, G., La Poésie de la Renaissance (Marot, Ronsard, Du Bellay, d'Aubigné, Régnier). Etudes et extraits. In-16, XXIV-378 p. Paris, Delalain frères. 4 fr.

Pacheu, J., De Dante à Verlaine (études d'idéalistes et mystiques: Dante, Spenser, Bunyan, Shelley, Verlaine, Huysmans). In-18 jésus, VII-228 p. Paris, Plon.

Petit de Julleville, L., Histoire du théâtre en France. La Comédie et les Mœurs en France au moyen âge. 4e *édition*. In-16, 367 p. Versailles, L. Cerf. 3 fr. 50.

Rigal, E., Les personnages conventionnels de la comédie au XVIe siècle [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, 161—179].

— Le Cid et la formation de la Tragédie idéaliste [In: Rev. des Universités du Midi. III, 3. S. 357—383].

Roy, E., Les premiers cercles du XVIIe siècle. Mathurin Regnier et Guidubaldo Bonarelli della Rovere [In: Rev. d'Histoire litt. IV, S. 1—34].

— Les lettres et la société dans la première moitié du XVIIe s. [In: Rev. bourguignonne de l'enseignem. supér. VI (1896), n° 2].

Rudolf, Dr. Gust., Realgymn.-Oberlehr., La poésie pastorale dans le roman et sur la scène du XVIIe siècle. Progr. 4°. (16 S.) Altenburg, (Schnuphase).

Schirmacher, Käthe, Litterarische Studien u. Kritiken. (Robert Elsmere. Frédéric Mistral. Der Herzog v. Saint-Simon und seine Memoiren. Uebersetzungen aus François Villon. Rabelais. Théophile de Viau. Die Marquise du Châtelet. Was man in Frankreich liest. Novellen: Quatorze Juillet. — Lohengrin. — Auch e. Freund.) gr. 8°. (156 S.) Paris, H. Welter.

Schneider, B., Zur litterarischen Bewegung auf neuprovenzalischem Sprachgebiete. [S.-A. aus der Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin.]

Toldo, P., La comédie française de la Renaissance [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 266—392].

Tourneux, M., Une épave du Cabinet noir de Louis XV [In: Rev. d'hist. litt. IV, S. 35—60].

Zuccaro, L., Les Poètes provençaux vivants et le Félibrige. Traduction d'une conférence faite au Cercle philologique de Turin. In-8°, 27 p. Avignon, Roumanille.

b. Monographien.

Balzac, Honoré de; par *Edmond Biré.* In-8°, XI-324 p. Paris, Champion.
Bernardin de Saint-Pierre, intendant du Jardin des Plantes, p. *Largemain* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, 246 ff.].
Boileau. — *Heisler, Herm.*, Boileau als politischer Schriftsteller. Eine Studie. gr. 8°. (II, 138 S.) Emmendingen, A. Dölter.
Bossuet et les saints pères, d'après des documents originaux et inédits; par l'abbé Théodore Delmont. In-8°, XX-704 p. Paris, Putois-Cretté. (1896.)
Bourdaloue. — Vie d'un jésuite de la maison professe de la rue Saint-Antoine au XVIIe siècle (avec plan); par E. de Ménorval. In-15, 172 pages. Paris, Champion.
Brantome. — L'autobiographie de Brantome p. *P. B.* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, 287].
Brossard, Sebastien de, prêtre, compositeur, écrivain et bibliophile (165.-1730, d'après ses papiers inédits; par *Michel Brenet.* In-8°, 53 p. Nogent-le-Rotrou, imprim. Daupeley-Rotrou. imprim. Daupeley-Gouverneur. Paris. [Extrait des Mémoires de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile-de-France (t. 23, 1896). — Ne se vend pas.]
Chénier — *Hildebrandt, P.*, Bemerkungen zu André Chénier. Progr. 4°. (22 S.) B., R. Gaertner. 1 —.
Corneille à Rouen (1606—1662). Souvenir du second centenaire (vers); par l'abbé J. Lebarq. In-18 jésus, 15 p. Paris, Dumont.
Girbert de Montreuil. — *Kraus, F.*, Ueber Girbert de Montreuil u. seine Werke. Erlangen, F. Junge. 1 —.
Gresset, J. B. L., sa vie et ses œuvres; par *Jules Wogue*, professeur de rhétorique. In-8°, 357 pages. Paris. Lecène, Oudin et Ce. (1894).
Hugo. — *Niese, Paul*, Victor Hugo als Dramatiker. Progr. 4°. (30 S.) B., R. Gaertner. 1 —.
Jean, sire de Joinville; par M. *Gaston Paris.* In-4°, 173 p. Paris, Imp. nationale. [Extrait de l'Histoire littéraire de la France (t. 32).]
Lamartine, Valentine de; par *Marie-Thérèse Ollivier.* Ouvrage illustré des portraits d'A. de Lamartine et de Valentine de Lamartine. In-18 jésus, 212 pages. Paris, Librairie illustrée. 3 fr. 50.
Loti. — *Nitzer, K.*, Pierre Loti. Progr. Berlin 1897. 35 S. 4°.
Malherbe, par le duc de Broglie, In-16, 191 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]
Marguerite de Navarre et le platonisme de la Renaissance p. *A. Lefranc.* [In: Bibl. de l'Ecole des Chartes LVIII, S. 259—292].
Marivaux; par Gaston Deschamps. In-16, 192 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]
Mirabeau. — La Vie de Mirabeau; par *Alfred Stern.* Edition revue par l'auteur et précédée d'une préface écrite pour l'édition française. 2 vol. In-8°. T. 1er: Avant la Révolution, traduit de l'allemand par MM. Lespès, Pasquet et Pierre Péret, 398 p.; t. 2: Pendant la Révolution, traduit de l'allemand par M. H. Busson, 398 p. Paris, Bouillon. (1895, 1896.)
Molière von *H. Morf.* [In: Deutsche Rundschau XXIII, 273—292].
Molière et la médecine de son temps; par *H. Folet.* In-32, 228 p. Lille, imp. Danel.
Montesquieu. — *Fournier de Flaix, E.* Les Voyages de Montesquieu (1728—1729) (Autriche, Hongrie, Italie, Allemagne, Hollande) conférence faite le 14 décembre 1896, à la Société d'économie sociale. In-8°, 19 p. Paris, imp. Levé.

Mouhy. — *Estrée, Paul d'*, Un journaliste policier. Le chevalier de Mouhy [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, 195—238].
Mounier. — *Ch. Joret*, Deux lettres inédites de Goethe à Monnier [In: Rev. d'hist. litt. IV, S. 125 f.]
Musset. — Influence des études classiques sur Alfred de Musset; par *Aimé Camp.* In-8°, 31 pages. Montpellier, imp. Hamelin frères. (1896.) [Extrait du journal Montpellier (numéros des 18 et 25 octobre 1896)].
— *Betz, Louis P.:* H. Heine und Alfred de Musset. Eine biographisch-litterar. Parallele. gr. 8°. (VIII, 117 S.) Zürich, A. Müller.
Pascal. — La Poésie de Pascal. Paul Viallet. In-18, 24 p. Grenoble, imprimerie Allier père et fils.
Régnier. — *E. Rigal*, Une étude sur Mathurin Régnier: J. Vianey, M. Régnier [In: Rev. d. l. rom. XL, S. 5—10, il. S. 92 f.]
Rousseau, J. J. — Une promenade de J. J. Rousseau en 1765; par Ch. Thuriet. In 8°, 16 pages. Besançon, imp. Cariage.
Sandras, Gatien Courtilz de, Un Romancier oublié par *André Le Breton* [In: Rev. d. deux mondes 15. Févr. S. 805—830].
Saint-Beuve. — Le Buste de Sainte-Beuve; par *Jules Troubat.* In-8°, 8 p. Paris, imprim. Duc. [Extrait de la revue la Province de juillet-août 1896].
Saint-Gelays, Mellin de. — Un diner littéraire chez M. de St. G. p. *L. Delarnelle.* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 407—411].
Sévigné. — Madame de Sévigné et ses enfants à la cour de Versailles; par le bibliophile Jacob. Illustrations de P. Kauffmann et A. Ferdinandus. 3e *édition.* In-8°, 233 pages. Villefranche. Paris, Delagrave. 2 fr. (1896).
Vauvenargues. — *A. Mouttet*, A propos de V. Un cas de délicatesse littéraire. Aix en Provence, veuve Ramondet, 1896. 16 p.
Verlaine. — Conférence sur Paul Verlaine par *M. Vincent.* In-8°, 24 p. Nantes, imp. Mellinet et Ce. (1896.)
— *J. Bourguignon et Ch. Houin*, Verlaine professeur [In: Rev. d'Ardenne & d'Argonne IV, 3.].
Viau, Théophile de. — Étude historique et littéraire p. *Ch. Garrisson* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 423—453].
Vigny. — La Philosophie d'Alfred de Vigny, à l'occasion du centenaire de ce poète; par *Maurice Ressèjac.* In-8°, 23 p. Paris, 45, rue Vaneau. [Extrait de la Quinzaine (numéro du 1er juillet 1897).]
— *Jean Sauveterre*, A. de V. et la fille de Sedaine [In: Rev. d'Hist. litt. IV, S. 122—124].
Alfred de Vigny en Béarn; par Paul Lafond. Avec portraits à l'eau-forte et dessins. In-16, 56 p. Paris, Charles.
Voltaire, Sur une statuette de Voltaire par Jean Houdon; par *P. E. Mangeant.* In-8°. 15 p. et grav. Paris, impr. Plon, Nourrit et Ce. (1896.)
— Etudes critiques (l'Homme; l'Ecrivain; le Critique; l'Historien; le Courtisan; le Patriote; Voltaire et la Révolution); par Edme Champion. 2e *édition.* In-18 jésus, VIII-301 p. Paris. Colin et Ce.
— *L. Amiable*, Voltaire et les Neuf-Soeurs [In: La Révolution française. 1896, 14. August. Vgl. ib. von demselben Vf. *Louis XVI et les Neuf-Soeurs*].
Wagnière, J. S. — *P Bonnefon*, Quelques renseignements nouveaux sur J. S. W. [In Rev. d'hist. litt. IV. S. 74—88].

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Uebersetzungen.

Aubertin, Ch., Chroniqueurs (les) français du moyen âge. Villehardouin Joinville, Froissart, Commines. Nouveaux extraits, collationnés sur les éditions les plus récentes, et précédés d'une introduction sur les ori-

gines de l'histoire de France et sur les savants travaux de la philologie moderne, avec des notices biographiques, des appréciations littéraires et un commentaire grammatical des textes. In-12, XLIV-568 p. Paris, Belin frères. 3 fr.

Bouglé, C. et A. Beaunier. Choix des moralistes français des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. In-18 jésus, 369 p. Paris, Delagrave.

Clédat, L., Traductions archaïques et rythmées. I. Aubade provençale du XIIe siècle; II Début du Perceval de Chrétien de Troyes [In: Rev. le phil. fr. et de littérature XI, S. 1—21].

Koschwitz, Ed.: Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires. 5. éd. Avec 2 fac-simimilé. 8°. (III, 53 S.) L., O. R. Reisland.

Lanusse, M. — Chefs-d'oeuvre poétiques de Marot, Ronsard, du Bellay, d'Aubigné, Régnier, avec notices biographiques, études littéraires, commentaire philologique, littéraire et grammatical. In-12, 280 pages. Paris. Belin frères. 1 fr. 40.

Mussafia, Adf.: Zur Kritik u. Interpretation romanischer Texte. 2. u. 3. Beitrag. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss."] gr. 8°. (48 S.) Wien, C. Gerold's Sohn in Komm. 1.30.

Paris, G. et *Langlois, E.*, Chrestomathie du moyen age. Extraits publiés avec des traductions, des notes, une introduction grammaticale et des notices littéraires. Paris, Hachette XCIV, 352 p. 12°.

Wilmotte, M., Notes d'ancien wallon [Aus: Bulletins de l'Académie royale de Belgique 3me série, A. XXXIII, n° 3 (mars) 1897].

Belle Helaine. — *Ruths, R.*, Die französischen Fassungen des Roman de la belle Helaine. Diss. Greifswald 1897. 147 S. 8°.

Chrestien de Troye. — *G. Baist,* Die Quellen des Ywain [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 403 f.].

- *Erec et Enide*, extraits traduits et analyse (suite) par *L. Clédat* [In: Rev. de phil. fr. et de littérat. X, S. 275—288].

Christine de Pisan. — Notice sur les „sept psaumes allégorisés", de Chr. de P. p. *L. Delisle* [In: Notices et extraits des manuscrits XXXV]

Die *Chronique von Floreffe* von *H Peters.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 353—402].

Li Coronemenz Looïs. *Saltzmann, H.*, Die innere Einheit in Li Coronemenz Looïs. Progr. Pillau 1897. 44 S. 4°.

Couplets sur le mariage p. p. *P. Meyer* [In: Romania XXVI, S. 91—95].

Coutumes du Fossat dans le comté de Foix, d'après une charte de 1274, texte latin er roman. p. p. *F. Pasquier* [In: Annales du Midi IX, 257—322].

Deux livres de raison (1517—1550) avec des notes et une introduction sur les conditions agricoles et commerciales de l'Albigeois du XVIe siècle, par Louis de *Santi* et Auguste *Vidal.* Paris, H. Champion, A. Picard et fils. 1896, gr. In-8 de 387—302 p. [Archives historiques de l'Albigeois, publication périodique de la société des sc. arts et belles-lettres du Tarn].

Dioscorides Longobardus. (Cod. Lat. Monacenses. Aus *T. M. Aurachers* Nachlass herausgegeben und ergänzt von *H. Stadler* [In: Rom. Forschungen X, S. 373—446].

Kaestner, H., Kritisches und Exegetisches zu Pseudo-Dioskorides de herbis femininis. Progr. Regensburg. 1896. 64 S. 8°.

Éloge d'un épervier, fragment d'un poème perdu p. p. *P. Meyer* [In Romania XXVI, S. 83—84].

Énéas. —*Firmery, J.*, L'Énéas et la traduction de Veldeke (suite) [In: Rev. de phil. franç. et de litt. S. 81—89].

Le *fableau du Héron ou la fille mal gardée* p. p. *P Meyer* [In Romania XXVI, S. 85 f.]

La Farce du cuvier, comédie du moyen âge, arrangée en vers modernes par *Gassies de Brulies.* In-8°, 40 p. avec 7 compositions en taille-douce hors texte par J. Geoffroy. Paris, Delagrave.

Floovant. — *Gehrt, P.*, Zwei altfranzösische Bruchstücke des Floovant. Diss. Freiburg 1896. 28 S. u. 1 Tafel. 8°.

Froissart, J., Chroniques. 2e livre, publié pour la Société de l'histoire de France par Gaston Raynaud. T. 10: 1380—1382 (depuis d'avènement de Charles VI jusqu'au commencement de la campagne de Flandre). In-8°, LXXVIII-411 p. Paris, Laurens. 9 fr. (1897.)

Gloses provençales de source juive p. *A T[homas]*. [In: Annales du Midi IX, S. 357].

Le livre Messire *Geoffroi de Charny* p. *A. Piaget* [In: Romania XXVI, S. 394—411].

Houdenc, R. v., Meraugis v. Portlesguez. Altfranzösischer Abenteuerroman. Hrsg. v. *M. Friedwagner.* Halle, M. Niemeyer. 10 —.

Jakes d'Amiens, l'Art d'amour publié d'après le manuscrit de la Bibliothèque de Chambéry p. *F. Perpéchon* [Extrait du t. XXXV des Mémoires de la Société savoisienne d'histoire et d'archéologie. Chambéry, veuve Ménard, 1896].

Jeu saint Löys. — *Otto, H. L. W.*, Kritische Studien über das anonyme Jeu saint Löys, roy de France. Diss. Greifswald 1897. 60 S. 8°.

Jeux partis inédits p. p. *A. Jeanroy* [In: Rev. des l. rom. XL, S. 350—367]

Isembart et Gormont. — *Ph. Lauer*, Louis IV d'Outremer et le fragment d'Isembart et Gormont [In: Romania XXVI, S. 161—174].

King Ponthus and the Fair Sidone [In: Publ. of the mod. language assoc. of America XII, 1].

La Leude de Montréal (texte roman de 1321); par l'abbé *A. Sabarthès*, de la Société des arts et sciences de Carcassonne. In-8°, 16 pages. Imprimerie nationale. [Extrait du Bulletin historique et philologique (1896.)]

Die altfranzös. *Liederhandschrift der Bodleiana in Oxford, Douce 308* hrsggb. von *G. Steffens* [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCVIII, S. 59—80, 343—382].

Mabinogi. — *E. Amoye*, The four branches of the Mabinogi [In: Zs. f. celt. Phil. I, 277—293].

Deus *miracles* dramatiques de Notre-Dame. Analyses et extraits traduits. Par *L. Clédat.* [In: Rev. de phil. franç. et de litt. X, S. 90—98].

Moniage Guillaume. — Die altfranzös. Prosafassung des Moniage Guillaume von *G. Schläger* und *W. Cloetta.* II. Abhandl. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCVIII, S. 1—58],

Die *neuprovenzalischen Sprichwörter* der jüngeren Cheltenhamer Liederhandschrift mit Einleitung u. Uebers. zum ersten Male hrsg. von *A. Pillet* [In: Roman. Studien hrsgb. v. E. Ebering. Heft 1. 131 S. 8°. M. 3,60.

Le *Pas Saladin*: Introduction I p. *F. E. Lodemann* [In: Mod. Lang. Notes XII, S. 21—34].

Péan Gatineau, Leben des heiligen Martin hrsg. von *W Söderhjelm* VIII, 334 S. [In: Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart. CCX. Tübingen 1896]. Dazu *A. Tobler*, Zs. f. rom. Phil. XX, S. 309—515.

Peire Guillem de Luserne. — Restitution d'une chanson de P. Guillem de L. p. *P. Meyer* [In: Romania XXVI, S. 96—98].

La *Prise de Cordres* et de Sebille, chanson de geste du XIIe siècle, publiée d'après le manuscrit unique de la Bibliothèque nationale, par

Ovide Densusianu. In-8°, CL-195 p. Paris, Firmin-Didot et Cie. (1896.) [Société des anciens textes français].

Rambaut de Vaqueiras. — *O Schultz-Gora,* Noch einmal zu den Briefen des Rambaut de V. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 206—212].

Le Roman de *Richard Coeur de Lion* p. *G. Paris* [In: Romania XXVI, S. 353—392].

Vita e poesie di *Sordello* di Goito, per cura di *Cesare de Lollis.* Halle, Niemeyer, 1896, 327 S. 8° [Romanische Bibliothek XI.]

— *de Lollis,* pro Sordello de Godio, milite. [In: Giornale storico della Lett. ital. XXX, S. 125—207].

Tote histoire de France (Chronique saintongeaise). Publiée pour la première fois d'après les deux mss. connus, avec introduction, notes, et appendices p. M. *F. W. Bourdillon.* Avec une lettre preface de M. *Gaston Paris.* 224 S. 4°. frcs. 12,50.

Tristan. — *Röttiger, W.,* Der heutige Stand der Tristanforschung. Progr. Hamburg 1897. 40 S. 4°.

— La patrie de Tristan [In: Rev. Celtique XVIII, S. 315—317].

Fragment du *vallet à la cote mal tailliée* p. *P. Meyer* et *G. Paris* [In: Romania XXVI, S. 276—280].

Walleczek, R., Die Sprache des „*Roman de la Violette*". (Eine lautliche Untersuchung.) Progr. Jägerndorf 1896. 32 S. 8°.

Aubigné, A. d', Les Tragiques; par Agrippa d'Aubigné. Livre Ier: Misères. Avec introduction et commentaire par Georges Meunier. In-16, 59 p. Paris, Delalain frères. 1 fr. [Programme de la licence ès lettres].

Bernardin de Saint-Pierre. Paul et Virginie. Illustrations de Maurice Leloir. Grand in-4°, XXIX-233 pages. Paris, Tallandier.

Boileau. — *Reimann, G.,* Boileau. l'Art Poétique. 4. Gesang in freier metrischer Uebertragung. Progr. Graudenz 1897. 15 S. 8°.

Bossuet. — Œuvres oratoires de Bossuet. *Edition* critique complète, par l'abbé J. Lebarq, docteur ès lettres. T. 6: 1670—1702. In-8°, 564 pages et planches. Lille, Desclée, de Brouwer et Ce.

— Œuvres choisies de Bossuet. T. 5 et dernier. In-16, 541 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

— Œuvre inédite. Instruction sur les états d'oraison. Second traité: Principes communs de l'oraison chrétienne. Précédé d'une introduction par E. Levesque. In-8°, XL-412 p. et fac-similé d'écriture. Paris, Roger et Chernoviz.

— Discours sur l'histoire universelle. T. 2. In-32, 160 pages. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n° 302.]

Bourdelot. — Lettres de Jean et de Pierre Bourdelot à Peiresc p. p. Ph. Tamizey de Larroque [In: Rev. d'Hist. litt. IV, S. 98—121].

Chénier. — *Hildebrandt, P.,* Bemerkungen zu André Chénier. Progr. Berlin 1897. 22 S. 4°.

Coppée, F. — Œuvres complètes. *Edition* illustrée par François Flameng, A. Dawant et Tofani. Gravures au burin par Boisson, Boutelié, Dubouchet, Léopold Flameng, Jules Jacquet et Patricot. Prose. T. 7. In-8°, 414 pages. Paris, Houssiaux. [Edition Lemerre.]

Corneille. — Œuvres complètes suivies des œuvres de Thomas Corneille. T. 4. In-16, 384 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Cyrano de Bergerac. — Œuvres comiques (Voyage dans la Lune; Histoire des états et empires du Soleil; Histoire des oiseaux). T. Ier. In-32, 160 pages. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n° 198].

Diderot, D. — Œuvres choisies. Précédées d'une introduction par Paul Albert. T. 5: Correspondance avec Mlle Volland. (Fin.) In-16, 310 p. Paris, Flammarion. 3 fr. [Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

Du Bellay. — *Chamard, H.*, Sur une page obscure de la „Deffence" [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, 239—245].

Fénelon. — Les Aventures de Télémaque, suivies des Aventures d'Aristonoüs. Avec notes historiques, mythologiques et géographiques. *Edition* classique. In-16. 399 p. Tours. Mame et fils. (1896.)

Fontaine. Charles, et ses amis. Sur une page obscure de la „Deffence" [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 412—422].

Hugo, V. — Œuvres posthumes. *Edition* définitive, d'après les manuscrits originaux. La Fin de Satan (poème). In-16, 320 p. Paris, Hetzel et Ce.

— Œuvres posthumes. *Edition* définitive. d'après les manuscrits originaux. En voyage: France et Belgique. Dessins de Victor Hugo. In-16, 248 p. Paris, lib. May; Hetzel et Ce. 2 fr.

— Morceaux choisis. Poésies. In-18, 504 pages. Paris, Delagrave.

— *Foulché-Delbosc, R.*, L'Espagne dans *les Oriental* de Victor Hugo [In: Rev. Hispanique IV, S. 83—92].

— La source du „Mariage de Roland" de Victor Hugo [In: Rev. de phil. franç., et de litt. X, S. 220 f.].

La Fontaine. — Fables. Illustrations de Vimar. In-4°, 486 p. Tours, Mame et fils.

— Les Fables de La Fontaine. Illustrées de 81 gravures du XVIIIe siècle tirées du „La Fontaine en estampes", de 31 fac-simile des dessins d'un manuscrit du XIVe siècle et du portrait de La Fontaine d'après Ch. Lebrun. In-16, LX-451 p. Brodard. Paris, Deslinières.

Lamartine. — Œuvres. Voyage en Orient. T. 2. In-16, 579 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Cette édition est publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de M. de Lamartine.]

— Jocelyn, épisode. Journal trouvé chez un curé de village. In-16. XXI-328 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Edition publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de Lamartine.]

Lespinasse, Mlle de, l'amoureuse et l'amie: lettres inédites p. *P. Bonnefon* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 321—365].

Lettres choisies du XVIIe siècle, avec une introduction, des notices et des notes historiques et littéraires; par P. Jacquinet. In-12, XXIII-423 p. Paris, Belin frères. 2 fr. 50.

Malherbe. — Œuvres poétiques. Réimprimées sur l'édition de 1630, avec une notice et des notes par Prosper Blanchemain. In-16, XI-322 p. Paris, Flammarion. 3 fr. [Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust].

Maistre, X. de. — Les Prisonniers du Caucase. Avec 9 compositions de Julien Le Blant, gravées à l'eau-forte par Louis Müller. Préface de Léo Claretie. In-8°, XLII-81 p. Paris, Ferroud.

Marguerite d' Angoulême. — Dernier Voyage de la Reine de Navarre, Marguerite d'Angoulême, 2e. aux bains de Cauterets (1549). Épitres en vers inconnues . . . p. F. Frank. Toulouse. É. Privat. Paris, É. Lechevalier. 112 S. 8°

— Lettres inédites à Pomponne de Bellièvre p. p. Tamizey de Larroque [In: Annales du midi IX, 129—163].

Mérimée. — Pages choisies de Mérimée. Avec une introduction par Henri Lion. In-18 jésus, LII-401 p. Paris, C. Lévy; Colin et Ce. 3 fr. 50.

Molière. — Œuvres. La Comtesse d'Escarbagnas. Illustrations par Mau-

rice Leloir. Notice par T. de Wyzewa. Grand in 4°, VIII-51 p. Paris, Testard. (1896.)

— Œuvres. Le Malade imaginaire. Illustrations de Maurice Leloir. Notice de T. de Wyzewa. Grand in-4°, XII-202 pages. Paris, Testard. (1896.)

— *Mademoiselle de Pourceaugnac*, farce en un acte, imitée de Molière; par *Raoul de Najac.* 2e *tirage.* In-16, 32 pages. Paris, Hennuyer.

Montaigne. — Principaux chapitres et Extraits des „Essais". Publiés avec des notices et des notes par A. Jeanroy. Petit in-16, XXXV-379 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50. [Classiques français.]

Montchrétien. — *L, Auvray,* „L'Écossaise" de M. représentée à Orléans en 1603 [In: Rev. d'Hist. litt. IV, S. 89—91].

Montesquieu. Livre premier de l'Esprit des lois. Accompagné d'un commentaire par *Camille Jullian.* Petit in-16, 31 p. Paris, Hachette et Ce. 25 cent. [Classiques français].

Muralt, Beat Ludw.: Lettres sur les Anglais et les Français (1725). Hrsg. von Otto v. Greyerz. 8°. (XXI, 299 S.) Bern, Steiger & Co. Geb. 4.50.

Pascal, B. — Abrégé de la Vie de Jésus-Christ; par Blaise Pascal. Publié par M. Prosper Faugère, d'après un manuscrit récemment découvert, avec le testament de Blaise Pascal. 2e *édition.* In 8°, XI-65 p. Paris. Leroux.

— *G. Michaut*, Les pensées de Pascal, disposées suivant l'ordre du cahier autographe [Collectanea Friburgensia, 1896, XCIII, 469 S. 4°].

— *Souriau*, le Jansénisme des Pensées de Pascal [In: Rev. internationale de l'enseignement XVI, No. 11].

Racine. — *Rotthoff, J.*, Etude sur le Mithridate de Jean Racine. Progr. Lübeck 1897. 24 S. 4°.

Regnard. — Die Menächmen des Plautus und ihre Bearbeitung durch Regnard von *W Pischl.* Programm Feldkirch. 1896. 38 S. 8°.

— *Rousseau, Jean-Jacques:* Un testament littéraire, publié avec une introduction et des notes par *O Schultz-Gora.* 8°. (46 S.) Halle. M. Niemeyer. 1,—.

— Œuvres complètes. T. 9. In-16, 411 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

— *Lincoln, C. H.*, Rousseau and the French Revolution [In: Annals of the American Acadamy X, 1].

Sand, G. — Lettres à Alfred de Musset et à Sainte-Beuve. Introduction de S. Rocheblave. In-18 jésus, XXXV-277 p. Paris, C. Lévy; Lib. nouvelle. 3 fr. 50.

Satyre Ménippée. — Premier (le) Texte manuscrit de la Satyre Ménippée, d'après deux „copies à la main" de la Bibliothèque nationale; par F. Giroux. In-16, 78 p. Laon, imp. de la Tribune.

Scarron. — Le Roman comique. T. 3. I-32, 123 p. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n° 96.]

Sévigné (Mme de). — Lettres choisies. Extraites de l'édition des Grands Ecrivains de la France, par Ad. Regnier. *Nouvelle édition.* Petit in-16, 399 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 80 cent. (Classiques français.]

Stendhal. — *Pélissier, L. G.*, Corrections au texte de Stendhal, Vie de Henri Brulard [In: Rev. de Phil. fr. et de littérat. XI, S. 149—153].

Taine. — La Révolution et le Régime moderne d'après M. H. Taine ou Analyse critique des „Origines de la France contemporaine", accompagnée de considérations sur les temps actuels et de renseignements divers; par l'abbé Birot, 2e *édition,* augmentée, avec une préface donnant une courte appréciation de toutes les œuvres de H. Taine. In-8°, 439 p. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet.

— Carnets de voyage. Notes sur la province (1863—1865). In-16, VI-351 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Vigny, Alfred de, Lettres inédites [In: Rev. d. deux mondes 1897 1er Janv., S. 78—120].
Villon, F. — Œuvres. Texte revisé et préface par Jules de Marthold. Quatre-vingt-dix illustrations en deux teintes d'A. Robida. In-8°, 345 p. Paris, Conquet.
— Les Ballades. In 8°, 216 p. avec 70 illustrations d'A. Gérardin, gravées par Julien Tinayre. Paris, Pelletan.
Voltaire. — Œuvres complètes de Voltaire. T. 35. In-16, 443 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]
— Lettres à la comtesse de Bentinck p. p. *Ph. Godet* [In: Revue de Paris 1896, 15. Sept.].
— *Wege, Bernh.:* Der Prozess Calas im Briefwechsel Voltaires. II. Tl. Progr. 4°. (23 S.) B., R. Gaertner.
— Lettre inédite de Voltaire adressée à un correspondant méridional inconnu p. p. V. L. G. Pélissier. [In: Annales du Midi T. X, S. 345].
— Candide. Satirischer Roman. In deutscher Bearbeitg. v. Osk. Linke. (Collection Victoria regia.) gr. 16°. (IV, 192 S.) Grossenhain, Baumert & Ronge. 1—; geb. 2—
Zola. — *Meunier, G.* Pages choisies des auteurs contemporains. In-18 jésus, XXIX-407 p. Paris, Colin et Ce.

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Abhandlungen, neusprachliche. aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik u. Synonymik unter Berücksicht. der Etymologie. Hrsg. v. Dr. Clem. Klöpper-Rostock. 2. Hft. gr. 8°. Dresden, C. A. Koch. 2. Die eigene Weiterbildung im Französischen. Ein prakt. Rat f. jüngere Neuphilologen v. Oberlehr. Dr. G. Schmeding. (24 S.) —50.
Alscher, R., Tagebuch des französischen Unterrichtes in der zweiten Klasse nach Dir. J. Fetter's Lehrgang der französischen Sprache. Progr. Wien 1897. 34 S. 8°.
Banner, M., Pädagogische Aphorismen und Aufsätze. Leipzig, Frankfurt a./M. Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). 116 S. 12°. 1.—.
Bauer, E., Methodische Bemerkungen zum fremdsprachlichen Unterricht im Sinne der sogenannten neuen Methode mit besonderer Berücksichtigung des Englischen. Progr. Saarbrücken 1897. 11 S. 8°.
Bechtel, A., Stimmen über die „Methode Gouin“ [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXII, H. III, S. 142—151].
Dorfeld, C., Das französische Gymnasial- und Realschulwesen unter der dritten Republik III [In: Zs. f. ausländ. Unterrichtswesen II, S. 140—153].
Grégoire, A., L'enseignement de la phonétique: la phonétique expérimentale [In: Rev. de l'instruction publ. en Belgique. XL, 1, S. 16—26].
Hachtmann, C., Ueber Umfang, Einrichtung und Kontrolle der fremdsprachlichen Privatlectüre auf dem humanistischen Gymnasium [In: Zs. f. d. Gymnasialwesen LI, S. 87—95].
Hartmann, K A Martin, Der internationale Schülerbriefwechsel [In: Zs. f. ausländ. Unterrichtswesen II, S. 216—219].
Haubold R., Der Neusprachliche Unterricht in Sachsen. Progr. Chemnitz 1897. 46 S. 4°.
Hüber, I., Ferienlust. Eine Reise in die französ. Schweiz zum Studium der französ. Sprache. Wien, Sallmayer.
Hummel, F., Zur Pflege der Aussprache im neusprachlichen Unterricht. Progr. Magdeburg 1897. 18 S. 4°.

Juranville, Mlle. C., Manuel de style et de composition inaugurant une méthode nouvelle raisonnée et pratique. Cours moyen. Livre du maître. In-12, 272 p. Paris, Larousse. 1 fr. 50.
Knigge, Ueber die Auswahl einer französischen Grammatik für das Gymnasium. Progr. Jever 1897. 49 S. 8°.
Kretzschmar, Zur Vor- und Nebengeschichte des internationalen Schülerbriefwechsels [In: Zs. f. ausländ. Unterrichtswesen II, S. 305—307].
Lachmund, A., Ein Ferienkursus in Paris. Progr. Schwerin 1897. 13 S. 4°.
Méthode (la) la plus sûre pour apprendre une langue vivante ou morte. In-8°, 16 p. Nancy, imp. Berger-Levrault et Cie.
Němeček A., Entwurf einer methodischen Entwicklung des französischen Schulunterrichtes in Verbindung mit einer Uebersichtstabelle der gesamten Verbalformen. Progr. Trautenau 1897. 15 S. mit einem Anhang von 11 S. und 1 Conjugationstabelle. 8°.
Pfuhl, H., Zum grammatischen Unterricht im Französischen, speziell im ersten Jahr. Progr. Berlin 1897. 24 S. 4°.
Raab, K., Wie soll man moderne Sprachen lehren? [Beil. zur Allgem. Zeitung 1897, No. 191].
Ritschel, A., Bemerkungen über den Sprachunterricht nach Gouin's Methode und über die Verwendbarkeit dieser Methode in unseren Schulen [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXI, S. 720 ff.; XXII, S. 1—9].
Schmid. D., Der deutsche Unterricht an der Realschule und die neueren Sprachen. Progr. Göding 1897. 25 S. 8°.
Thiel, F., Ein Studienaufenthalt in Paris im Winter 1896/97. Progr. Konitz 1897. 29 S. 4°.
Voretzsch, K., Ueber Studienreisen nach Paris [In: Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten, V, S. 49—56].
Wawra. F., Wie kommt die Korrekturlast der modernen Philologen zustande, und wie kann sie vermindert werden? [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXII, S. 513—526].
Ziehen, J., Zur Weiterführung des Französischen in den Mittelklassen des Gymnasiums mit Frankfurter Schulplan [In: Neue Jahrb. f. Phil. u. Paedag. 156 Bd. S. 100—104].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

Führer durch die französische u. englische Schullitteratur. Zusammengestellt v. e. Schulmann (Dr. Adf. Kressner). 2. Nachtrag. Enth. die neuen Erscheingn. u. Besprechgn. aus den Jahre 1894—1896. gr. 8°. (III, 91 S.) Wolfenbüttel, J. Zwissler. 50 —

a. Grammatiken, Uebungsbücher etc.

Augé, C., Troisième Livre de grammaire. Onze cents exercices. Livre de l'élève. In-12, 408 p. avec 120 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 50.
— Grammaire enfantine (1er livre de grammaire). Règles générales; Remarques principales; Lectures; Copies; Exercices; Dictées; Analyse grammaticale; Proposition simple. Livre de l'élève. In-12, 96 p. avec 100 grav. Paris, Larousse. 50 cent.
Baumgartner, Andr., Exercices de français. Uebungsbuch zum Studium der französ. Grammatik. Im Anschluss an des Verf. „Grammaire française". 2. Aufl. 8°. (IV, 80 S.) Zürich, Art. Institut Orell Füssli. In Leinw. kart. — 80.
Behr, J., Exercices préparatoires à la composition française. 1re année. Cours moyen (élèves de neuf à dix ans). Application des programmes officiels du 18 janvier 1887. Illustrations de Lamouche. In-18, 161 p. Paris, Grandmangin et Cie.

Berlitz, M. D., French with or without a master. A practical course in french conversation for self-instruction and schools. Part I. 8°. (VI, 193 S.) B., S. Cronbach. Geb. in Leinw. 3 —

Bierbaum, Jul., Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. III. Tl. Mit 2 Plänen v. Paris u. Umgegend. 4. Aufl 16.—20. Taus. gr. 8°. (XXIII, 428 u. 8 S.) L., Rossberg. Geb. in Leinw. 3.75.

Boerner's, Otto, französisches und englisches Unterrichtswerk, nach den neuen Lehrplänen bearb. Französischer Tl. von Dr. Otto Boerner. Die Hauptregeln der französ. Grammatik nebst syntakt. Anh. Ausg. B. gr. 8°. (X, 155 u. 48 S.) L., B. G. Teubner. Geb. in Leinw. n. 2 —.

— dasselbe. Lehrbuch der französ. Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Uebgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. B. f. höhere Mädchenschulen (nach den Bestimmgn. vom 31. V. 1894). IV. Tl. Oberstufe. Stoff f. das 4. u. 5. Unterrichtsjahr. Mit einem Hölzel'schen Vollbild: Die Stadt, e. Karte v. Frankreich, e. Plane v. Paris u. e. Münztaf. Hierzu in Tasche: Französisch-deutsches und deutsch-französ. Wörterbuch. gr. 8°. (X, 348 u. 98 S.) Ebd. Geb. in Leinw. n. 3.60.

Brachet, A.. Nouvelle Grammaire française, fondée sur l'histoire de la langue, à l'usage des établissements d'instruction secondaire. 13[e] *édition*. In-16, XII-280 pages. Paris, Hachette et C[e]. 1 fr. 50.

Cours d'analyse grammaticale et logique, et Exercices d'analyse et de synthèse grammaticales; par F. P. B. Livre du maître. In-12, XII-204 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue. (1896.)

Cours élémentaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices préparatoires au cours intermédiaire ou de 1[re] année; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre de l'élève. In-12, 76 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue.

Cours intermédiaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices en rapport avec l'extrait da la Grammaire française; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre d'élève. In-18, 196 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue.

Cray's O., Sammlung v. Sprachführern. Nr. 2, 3 u. 6. gr. 16°. Schweidnitz, C. Lerch. 3.10. 3. Morville, Dr. Eug.: Le parfait Français. I. Der perfekte Franzose. 1. Tl. Eine Einleitg. ohne Lehrer Französisch richtig lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Mit vollständig beigefügter Aussprache. 14. Taus. (188 S.) — 80.

Delanghe, M., Une vue de Paris. Leçon de conversation française d'après le tableau de Hölzel. (Konversationsunterricht im Französischen, 4. Bd.) gr. 8°. (VI, 64 S. mit 2 [1 farb.] Bildern.) Giessen, E. Roth. 80; geb. 1 —.

Du Croquet, An Elementary French Grammar. 259 S. 12°. Wm. R. Jenkins, New-York 1896.

Erni, Johs.: Elementarkursus zur raschen, anregenden und gründlichen Einführung in die französische Sprache mit besond. Berücksicht. des französischen Sprechens f. den Privat- u. Schulunterricht. 3 Tle. gr. 8°. Biel, E. Kuhn. 1. Lehrbuch. (XV, 61 S.) — 2. Uebungsbuch. (53 S.) — 3. Konjugationstafeln nebst Beigaben zur Formenlehre u. Syntax. (12 Tab.)

Feist, Sigm., Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache f. praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrier. Unterrichtsmethode bearb. II. Mittelstufe. gr. 8°. (IX, 284 S.) Halle, Buchh. des Waisenhauses.

Gasquy G. A., La Narration française. Recueil méthodique de compositions françaises, à l'usage des classes supérieures de lycées et des candidats au brevet supérieur. In-8⁰, LIII-444 p. Marseille, Laffitte. 4 fr. 50.

Goerlich, E., Französische Vokabularien. 1. Die Schule. 31 S. 2. Der Herbst. 23 S. Leipzig, Renger.

Hanriot, E. et *E. Huleux*, Cours régulier de langue française; Exercices d'intelligence, d'invention et de composition française Vocabulaire, Grammaire et Lexicologie. In-12, 336 pages avec 120 grav. expliquées. Paris, Picard et Kaan. 1 fr. 25.

Holtermann, Karl, französische Sprechübungen im Anschlusse an Gegenstände des täglichen Lebens. Zum Gebrauche f. höhere Schulen. gr. 8⁰. (IV, 90 S.) Münster, Aschendorff.

Hunziker, J., französisches Elementarbuch. 2. Tl. 1. Abschn. 2. Aufl. 8⁰. VI, 113 S. Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

Juranville, Mlle. C., Premiers sujets de style, avec sommaires raisonnés. Méthode intuitive, mise à la portée des plus jeunes enfants. Cours élémentaire. Livre du maître. In-16, VIII-208 p. Paris, Larousse. 1 fr.

Klein, F., Ueber die Alliteration bei den lat. Schulautoren und deren Uebersetzung. Progr. Brünn 1896. 12 S. 8⁰.

Koch, John, praktisches Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache f. Fortbildungs- u. Fachschulen, wie zum Selbststudium. II. Tl. Mit (2 farb.) Karten. gr. 8⁰. X, 348 S. B., E. Goldschmidt.

Koch, F. und *Delanghe, M.*, Deutsche Sprachlehre. Im Anschluss an den Sprachstoff in „Uebungen für die deutsche Sprachstunde nach Hölzels Bildertafeln bearbeitet von *H. Wallenstein*. Mit vollständigem Wörterb. in vier Sprachen (deutsch, französisch, englisch u. italienisch). Giessen, E. Roth. Mk. 1,60.

Kreibich, Joh., die französischen Sprichwörter als Musterbeispiele f. syntaktische Regeln. gr. 8⁰. (50 S.) Prossnitz, Ollmütz, Selbstverl. 1 —.

Kühn, Karl, Französisches Lesebuch. Unterstufe. 6. Aufl, Mit 1 Karte v. Frankreich u. 1 Kärtchen der Umgebg. v. Paris. gr. 8⁰. (XXII. 218 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 2 —.

— dasselbe f. Anfänger. Mit e. grammat. Elementar-Kursus als Anh. 3. Aufl. gr. 8⁰. (XX, 124 S.) Ebd.

Larmoyer, Grammaire pratique de la langue française; par le professeur Larmoyer. Première partie: Analyse des parties du discours. In-18 jésus, XII-319 p. Paris, Firmin-Didot et Cᵉ.

Leist Ludovic: Conversaţiunĭ francese. Nou conductor metodic pentru a invĕţa a vorbi limba francesă. Prelucrat pentru usul Românilor. gr. 8⁰. (VII, 168 S.) Heidelberg, J. Groos. 2 —.

Lesuisse, F., Conjugations-Tabelle der schwierigsten Verben der französischen Sprache, nebst e. Verzeichnis der gebräuchlichsten französ. Zeitworte. Zum Gebrauche f. den französ. Schul- u. Selbstunterricht. 8⁰. (52 S.) B., L. Zolki.

Manuel des commençants, pour le cours élémentaire; par les Frères des écoles chrétiennes. In-16, 228 p. Paris, Poussielgue.

Orell Füssli's Bildersaal f. den Sprachunterricht. Collection d'images destinée à l'enseignement des langues. Recueil de mots par instituteur second. G. Egli. Traduit de l'allemand par quelques instituteurs de la Suisse romande. 4—6. cahier. 8⁰. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, Verl. 4. Phrases pour l'enseignement de la langue maternelle. 32 S. — 40. — 5. Phrases pour l'enseignement de la langue allemande. (40 S.) — 40. — 6. Phrases pour l'enseignement des quatre langues principales. (47 S.) — 40.

Pavailler, B., Grammaire du vieux français, à l'usage de l'enseignement secondaire. In-16, VII-123 pages. Grenoble, imprimerie Allier père et fils; l'auteur, à l'Argentière, par Duerne (Rhône).

Perle, Fr., Französische Syntax in Querschnitten [In: Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymn. und Realschulen. 50. Heft].

Peters, J. B., Lehrbuch der französischen Sprache. 3. Tl. Uebungsbuch zur französ. Schulgrammatik. 2. (Doppel-)Aufl. gr. 8⁰. (XII, 175 S.) L., Aug. Neumann.

Pfuhl, Heinr., Zum grammatischen Unterricht im Französischen, speziell im ersten Jahr. Progr. 4⁰. (24 S.) B., R. Gaertner.

Plattner, Ph., u. *I. Heaumier*, Französisches Unterrichtswerk. I. Tl., 2 Hfte. u. II Tl., 3 Hfte. gr. 8⁰. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. Geb. I. Grammatik der französischen Sprache, im Anschluss an die neuen Lehrpläne bearb. 1. Heft. Formenlehre in tabellarischer Uebersicht. (VII, 104 S. —90. — 2. Heft. Syntax. (104 S.) 1—. — II. Lese- und Uebungsbuch der französischen Sprache nach der analytischen Methode m. Benützung der natürlichen Anschauung. 1. Heft. Für die beiden ersten Unterrichtsjahre. (152 S.) 1.20. — 2. Heft. 3. u. 4. Schulj. (192 S.) 1.50. — 3. Heft. Für die beiden letzten Schuljahre. (111 S.) 1.20.

Ploetz, Gust., u. O. Kares, DD., kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Schlüssel zum Elementarbuch Ausg. A. Verf. v. P. 8⁰. (64 S.) B., F. A. Herbig. [Wird nur an Lehrer abgegeben.] 1—.

— Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Uebungsbuch Ausg. A. Verf. v. Gust. Ploetz. Schlüssel. 8⁰. (167 S.) B., F. A. Herbig. [Wird nur an Lehrer abgegeben.] 2.50.

Pünjer, J: Lehr- u. Lernbuch der französischen Sprache. 4. Aufl. 1. Tl. gr. 8⁰. (XII, 122 S.) Hannover, C. Meyer.

Rahn, Hans: Héditha, neues Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen u. verwandte Anstalten. 2. Tl. gr. 8⁰. (VII, 250 S.) L., O. R. Reisland. Geb. in Halbldr. 2—

Recueil de compositions françaises. Plans et Développements, précédés de conseils; par F. J. Livre de l'élève. In-8⁰, 180 p. Paris, Poussielgue. (1896.) [Enseignement secondaire moderne et enseignement primaire supérieur.]

Ricken, Dr. Wilh.: La France, le pays et son peuple. Récits et tableaux du passé et du présent. 3. éd. gr. 8⁰. (VII, 336 S. m. Abbildgn., Plan u. Karte.) B., W. Gronau. Geb. in Leinw. 3—

— Lehrgang der französischen Sprache f. die ersten 3 Jahre des französischen Unterrichts an Realschulen jeder Art u. an höheren Mädchenschulen. 1. Jahr. 3. Aufl. gr. 8⁰. (VII, 87 S.) Ebd. Geb. in Leinw. 1—

— Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Französische f. die mittlere u. obere Stufe. 2. Aufl. gr. 8⁰. (IV, 110 S.) Ebd. Geb. in Leinw. 1—

— Neues Elementarbuch der französischen Sprache f. Gymnasien u. Realgymnasien. 3. [Titel-]Aufl. gr. 8⁰. VI, 167 S. B. (1894), W. Gronau. Geb. 2—

— Lehrgang der französischen Sprache f. die ersten drei Jahre des französischen Unterrichts an Realschulen jeder Art u. an höheren Mädchenschulen. 2. u. 3. Jahrg. 2. [Titel-]Aufl. gr. 8⁰. (VII, 179 S.) Ebd. (1894.) Geb. 1.80.

Rotgès, E. — Idées et Mots. Nouveau Cours de langue française (Vocabulaire; Orthographe; Grammaire; Rédaction; Récitation). Cours moyen et supérieur. Préparation au certificat d'études. In-12, 288 p. avec. grav. Paris, Belin frères.

Schmitz-Aurbach, Th. v.: Leitfaden der französischen Sprache. Nach der analyt. Methode bearb. 2. Tl. 3. Aufl. gr. 8⁰. (III, 84 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. Kart. —75.

Stavenhagen, W.: Renseignements divers. Hilfsmittel zum Lesen franz. Werke u. Pläne, sowie zur Abfassg. franz. Schriftstücke. 16°. (76 S.) B., R. Eisenschmidt. —50

Steffler, G., Die wichtigsten Regeln der französischen Grammatik. Für den Unterricht zusammengestellt. Geb. Emden 1897. 54 S. 8°.

Stier, Geo.: Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. des Königl. preuss. Unterrichts-Ministeriums vom 31. V. 1894 bearb. 5. (Schluss-)Tl.: Syntax. Unterrichtsstoff f. die 2. u. 1. Klasse. gr. 8°. (XVI, 355 S.) L., F. A. Brockhaus. Kart. 2.50.

— Französische Syntax. Mit Berücksicht. der älteren Sprache. gr. 8°. (VII, 475 S.) Wolfenbüttel, J. Zwissler. 6—.

— Deutsch-Franzœsische Konversationsschule. Ecole de conversation allemande. Méthode d'enseignement pratique, d'après un plan entièrement nouveau. In-16, XXV-283 p. Paris, Welter. 3 fr.

Strien, G., Elementarbuch der französischen Sprache. Ergänzungsheft. gr. 8°. 34 S. Halle, E. Strien. —35.

— Lehrbuch der französischen Sprache. III. Tl. (Zur Satzlehre.) gr. 8°. (VIII, 141 S.) Ebd. 1.40.

— Lehrbuch der französischen Sprache. Wörter-Verzeichnis zum 3. Tl. gr. 8°. (67 S.) Halle, E. Strien. —50.

Teichmanns praktische Methode. Französisch. Zweite vervollkommnete Auflage. Erfurt, H. Güther, 212 S. 8°. 3 M.

This, Constant: Französisches Elementarbuch im Anschluss an Wingerath, Choix de lectures I u. Lectures choisies. 1. Stufe. gr. 8°. (V, 28 S.) Köln, M. Du Mont-Schauberg. Kart. —50.

Uebungs-Bibliothek, franz. 12°. Dresden, L. Ehlermann. Geb. in Leinw. 14. Die Hochzeitsreise. Lustspiel. Zum Uebersetzen aus dem deutschen in das französische bearb. von *Dr Julius Sahr.* 4. Aufl. VIII, 79 S.

b. Litteraturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Wychgram, J., Der deutsch-französische Litterarvertrag und die französische Lektüre an den deutschen höheren Schulen. Leipzig, Fr. W. Grunow [aus: Grenzboten 1896, Heft 32].

Histoire abrégée des littératures anciennes et modernes, avec tableaux synoptiques, morceaux choisis et portraits d'auteurs. I, Littérature française. II, Littératures anciennes et modernes étrangères. 5ᵉ *édition.* Petit in-16, VIII-472 p. avec grav. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

---

d'Arbouville, Madame: Résignation. Une vie heureuse. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Prof. Dr. Ferd. Wawra. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl : Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (VII, 116 S.) L., G. Freytag. 1.10; Ausg. f. Mädchenschulen 1.10.

Bibliothèque française à l'usage des écoles. Collection Friedberg & Mode. No. 27. 8°. B., Friedberg & Mode. Geb. in Leinw. 27. Chuquet, A.: La guerre de 1870/71. Mit Anmerkgn. u. Wörterverzeichnis hrsg. v. Gymn.-Ob.-Lehr. Dr. A. Mühlan. (IV, 118 S.) 1.20; Wörterbuch (26 S.) —20.

— 28. Boissier, Gaston: César et Cicéron. Hrsg. u. m. Anmerkgn. f. den Schulgebrauch versehen v. Prof. Gymn.-Oberlehr. Dr. Max Schaunsland. (IV, 109 S.) n. 1.20; Wörterbuch (30 S.) —20.

Braunholtz, E. G. W., L'Avare p. J. B. P. Molière. Edited with introduction and notes Cambridge, at the University Press. XLVII. 246 S. 8°.

Bruno, G.: Les enfants de Marcel. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Fr. Wüllenweber. I. Tl: Einleitung u. Text. II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8⁰. (VII, 200 S.) L., G. Freytag. 1.50; Ausg. f. Mädchenschulen 1.50.

Bruno, G.: Le tour de la France par deux enfants. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Gymn.-Prof. Erwin Walther. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. Mit 1 Uebersichtskarte. 8⁰. (IV, 196 S.) L., G. Freytag. Geb. in Leinw. u. kart. 1.40; Ausg. f. Mädchenschulen 1.40.

Chefs-d'œuvre poétiques du XVI[e] siècle (Marot, Ronsard, J. Du Bellay, d'Aubigné, Régnier); par l'abbé L. Pautigny, professeur à l'institution Saint-Cyr (Nevers). In-18, IX-295 pages. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Choix de lectures en prose et en vers extraites des classiques français, ou Leçons abrégées de littérature et de morale. par Mgr. Daniel, ancien évêque de Coutances. *Nouvelle édition*, comprenant de nombreuses gravures. In-18, 441 p. Paris, Hachette et C[e]. 1 fr. 60.

Choix des moralistes français du XVII[e], du XVIII[e] et du XIX[e] siècle Cinq cent quarante-trois morceaux, publiés avec des notices et des notes par Louis Delsart. In-18, II-213 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Claretie, Jules: Pierrille. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Realsch.-Oberlehr. Dr. Thdr. Engwer. I. Tl.: Einleitung u. Tert. II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8⁰. (X, 206 S.) L., G. Freytag. 1.60; Ausg. f. Mädchenschulen 1.60.

Corneille. — Théâtre choisi, à l'usage de la jeunesse. Avec des notices littéraires et des analyses par Pierre Barbier. In-8⁰, 360 p. avec grav. [Bibliothèque anecdotique et littéraire.]

Doumic, R., La préface de „Cromwell", à l'usage des classes [In: Revue d. deux mondes. LXVII. 15. Sept. S. 456—467].

Eauchanais. A. de. Le Buffon illustré, à l'usage de la jeunesse, contenant une description très complète des mammifères, oiseaux, poissons, reptiles, insectes et coquilles. In-8⁰, 320 p. avec gravures. Paris, Guérin.

Ebener, Gfr., *u. Adf. Meyer's* französisches Lesebuch f. Schulen u. Erziehungsanstalten. Ausg. B. Französisches Lese- u. Lehrbuch. 2. Tl.: 2. u 3. Unterrichtsjahr v. Wilh. Knörich. gr. 8⁰. XI, 284 S. Hannover, C. Meyer. 2.50; geb. 3—.

Erckmann-Chatrian: Deux contes populaires et deux contes des bords du Rhin. Für den Schulgebrauch hrsg. v. A. Mühlan. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8⁰. (VII, 142 S.) L., G. Freytag. Geb. in Leinw. u. kart. 1.25; Ausg. f. Mädchenschulen 1.25.

Extraits d'auteurs français (classe de seconde). Les Chroniqueurs français; Montaigne; Lettres du XVIII[e] siècle; J. J. Rousseau; par les PP. J. Doizé, A. Hamon, R. de La Broise, V. Delaporte, S. J. 2[e] *édition*. In-18 jésus, 339 pages. Tours, Mame et fils. (1896.)

Hartmann's, Mart., Schulausgaben. No. 19. 12⁰. L., P. Stolte. 19. A. Laurie. mémoires d'un collégien. Hrsg. v. Konr. Meier. XIV. 111 u. Anmerkgn. 52 S. 1—.

Heyder-Ménidré, L.: Recueil de poésies à l'usage des écoles supérieures de jeunes filles. 8⁰. (VII, 56 S.) Metz, P. Even. Geb. —80.

Kahle, W., u. Mittelsch.-Lehr. H. Rasch: Französisches Lesebuch f. Mittelschulen m. sachlichen Anmerkgn. u. e. Wörterbuche. gr. 8⁰. (XI, 304 S.) Cöthen, O. Schulze, Verl. 2.80.

Kron, R.: Le petit Parisien. Pariser Französisch. Ein Fortbildungsmittel f. diejenigen, welche die lebend. Umgangssprache auf allen Gebieten des tägl. Verkehrs erlernen wollen. Nebst e. systemat. Frageschule als Anweisg. zum Studium. 3. Aufl. 12°. (VIII, 176 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 2.20.

Labbé, J. — Morceaux choisis des classiques français (prose et vers), à l'usage des écoles municipales. Cours élémentaire. In-16, 154 pages. Paris, imprim. Lahure; librairie Hachette et Ce. 1 fr.

Lamartine. — Morceaux choisis, à l'usage des classes. *Nouvelle édition.* In-16, III-251 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Classiques français.]

Lectures ou Versions provençales-françaises. In-16, X-291 p. Avignon, Aubanel frères.

Lectures ou Versions provençales-françaises. Cours préparatoire et cours élémentaire. In-16, X-158 p. Avignon, Aubanel frères.

Lüdecking, Heinr.: Französisches Lesebuch. 1. Tl. Mit e. vollständigen Wörterbuche. Für untere u mittlere Klassen. 22. Aufl. Herm. Lüdecking. gr. 8°. (X, 294 S.) Ebd. Geb. 2.25.

Malot, Hector: Sans famille. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Realsch.-Lehr. Bernh. Lade. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl.: Anmerkgn. u. Wörterverzeichnis. 8°. (VII, 232 S.) L., G. Freytag. 1.60; Ausg. f. Mädchenschulen 1.60.

— En famille. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Sem.-Oberlehr. Lekt. Prof. Dr. Eug. Pariselle. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (VI, 225 S.) L., G. Freytag. Geb. in Leinw. u. kart. 1.80; Ausg. f. Mädchenschulen 1.80.

Molière. — Œuvres choisies. *Edition* publiée sous la direction d'Henri Regnier. In-8°, 366 pages avec portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 60. [Bibliothèque des écoles et des familles.]

Morceaux choisis de littérature française (prose et poésie), avec remarques et questions; par Ch. Lebaigue. Classe de cinquième. 7e *édition*, conforme au programme de 1895. In-18 jésus, XII-228 p. Paris, Belin frères. 1 fr. 40. [Enseignement secondaire classique.]

Morceaux choisis de littérature française (moyen âge, Renaissance, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles); par F. G. M. (Classes supérieures, enseignement secondaire moderne.) 3e recueil. In-16, VIII-869 p. Paris, Poussielgue.

Morceaux choisis de prosateurs et de poètes français des XVIe, XVIIe, XVIII et XIXe siècles. Avec des notes et des notices par M. l'abbé E. Ragon. Cours moyen. 6e *édition.* In-18 jésus, XVI-559 p. Paris, Poussielgue. (Alliance des maisons d'education chrétienne.]

Mouchard, A., et *C. Blanchet.* — Les Auteurs français du baccalauréat ès lettres. Etudes littéraires. T. Ier: les Poètes. Corneille, Racine, Molière, La Fontaine, Boileau, Lamartine, Victor, Hugo. 2e *édition.* In-18 jésus, VIII-664 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Otto, † Émile: Französisches Lesebuch m. Konversations-Uebungen, f. Mädchenschulen u. andere weibliche Bildungsanstalten. Eine Auswahl stufenmässig geordneter Lesestücke m. e. Wörterbuche. Neu bearb. v. Gymn.-Oberlehr. H. Runge. 2. Kurs. f. die oberen Klassen. 3. Aufl. gr. 8°. (VI, 272 S.) Heidelberg, J. Gross. 2.40.

Passy, J. et *A. Rambeau.* Chrestomathie française, Morceaux choisis de prose et de poésie, avec prononciation figurée à l'usage des étrangers. Précédés d'une introduction sur la méthode phonétique. In-8°, XXXV-258 p. Paris, Le Soudier. [Association phonétique internationale.]

Prosateurs modernes. 3. Bd. 8°. Wolfenbüttel, J. Zwissler. 3. Lavisse, Prof. Ernest: Récits et entretiens familiers sur l'histoire de France jusqu'en 1328. Für den Schulgebrauch bearb. v. H. Bretschneider. Mit 1 Karte. 2. Aufl. (VII, 79 u. 31 S.) —60; kart. —75.

— français. Ausg. A. m. Anmerkgn. f. den Schulgebrauch unter dem Text; Ausg. B. m. Anmerkgn. in e. Anh. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Kart. 107. Francinet par G. Bruno. Im Auszug hrsg. v. Walth. Wüllenweber. Ausg. B. (IV, 134 u. 38 S.) 1.10. 108. d'Hérisson, Comte: Journal d'un officier d'ordonnance. Im Auszuge hrsg. v. Arnold Krause. Mit 2 Uebersichtskarten. Ausg. B. (VIII, 134 u. 62 S.) 1.10. 110. Dhombres et Monod: Biographies historiques. Hrsg. v. Eug. Wolter. Ausg. B. (V, 81 u. 44 S.) —90.

Schlüter, Französische Gedichte. Für den Schulgebrauch ausgewählt. I. Tl.: Text u. Anhang. II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (VIII, 184 S.) L., G. Freytag. 1.40; Ausg. f. Mädchenschulen 1.40.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reih A: Prosa 12., 42., 47., 54., 81. u. 84. Bd. 8°. L., Renger. Geb. in Leinw. 12. Lanfrey, Pierre: Campagne de 1806—1807. (Aus: Histoire de Napoléon Ier.] Mit 2 Karten u. 4 Plänen. Ausgewählt u. erklärt v. Jos. Sarrazin. 5. Aufl. (X, 126 S.) 1.50. — 42. Lamé-Fleury: Histoire de la découverte de l'Amérique. Bearb. v. Max Schmidt. 5. Aufl. (VIII, 119 S.) 1.20. — 47. Barrau: Théod. H.: Scène de la révolution française. (Aus: Histoire de la révolution française.) Mit 2 Plänen u. 2 Kärtchen. Erklärt v. Bernh. Lengnick. 2. Aufl. (VIII, 132 S. 1.50. — 54. Scott, Sir Walt.: Ivanhoe. A romance. Erklärt v. Emil Penner. 2. Aufl. (XIV, 136 S.) 1.40. — 81. D'Hérisson, Comte: Journal d'un officier d'ordonnance juillet 1870—février 1871. Auswahl. Mit 1 Karte der Umgegend v. Paris u. 1 Plane v. Paris. Bearb. v. Ulr. Cosack. 2. Aufl. (VIII, 151 S.) 1.50. — 84. Halévy, Ludovic: L'Invasion. Souvenirs et récits. Mit 3 Kartenskizzen. Im Auszuge hrsg. v. Vict. Sarrazin. 2. Aufl. (VIII, 94 S.) 1.60.

— dasselbe. Wörterbücher zum 10., 12/30., 101., 104., 107. Bd. 8°. Ebd. 10. Michaud, Jos.-Franç.: Moeurs et coutumes des croisades, bearb. v. Oberlehr. Dr. O. Hofer. (18 S.) —2. — 12/30. Lamé-Fleury: Campagne de 1806—1807 u. Campagne de 1809, bearb. v. Oberlehr. Dr. O. Hofer. (31 S.) —30. — 101. Perrault, Charles: Contes de fées. (22 S.) —25. — 104. Scott: Quentin Durward. (36 S.) —30. — 107. Lamé-Fleury: Histoire de France de 1328—1862. (34 S.) —30.

— dasselbe. Reihe B: Poesie. 1., 2., 11., 22. u. 23. Bd. 8°. Ebd. Geb. in Leinw. 1. Gropp, Ernst, u. Emil Hausknecht: Auswahl französischer Gedichte. 31.—36. Taus. (XIV, 246 S.) 2—. — 2. Corneille: Le Cid. Tragédie. Bearb. v. Wilh. Mangold. 2. Aufl. (XXXVI, 88 S.) 1.30. — 11. Gropp, Ernst, u. Emil Hausknecht: Auswahl englischer Gedichte. 5. Aufl. (XII, 278 S.) 2—. — 22. Augier, Émile, et Jules Sandeau: Le gendre de Monsieur Poirier. Comédie. Erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. 2. Aufl. (VIII, 81 S.) 1.60. — 23. Sandeau, Jules: Mademoiselle de la Seiglière. Comédie. Erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. 2. Aufl. (X, 94 S.) 1.60.

— dasselbe. Reihe A., Prosa. 100—109. Bd. 8°. L., Renger. 101. Perrault, Charles: Contes de fées. Erklärt v. Alfr. Mohrbutter. (XVI, 85 S.) 1—. — 102. Souvestre, Émile, Erckmann-Chatrian, Mme. Charles Reybaud: Französische Erzählungen. Ausgewählt und erklärt v. G. Wolpert. (X, 90 S.) 1—. — 103. Figuier, L.: Scènes et tableaux de la nature. (Auswahl.) Bearb. v. Ludw. E. Rolfs. (VI, 120 S.) 1.30. — 105. Cladel, Foley, Normand: Nouvelles choisies.

Ausgewählt u. erklärt v. Adf. Kressner. (VI, 92 S.) 1.10. — 106. Duruy, Vict.: Règne de Louis XIV (aus: Histoire de France). Mit 1 Karte. Ausgewählt u. erklärt v. Herm. Müller. (XIV, 144 S.) 1.80. — 107. Lamé-Fleury: Histoire de France de 1328—1862 (aus: Histoire de France). (Auswahl.) Bearb. v. J. Hengesbach. (VIII, 125 S. m. 1 Karte). 1.40.

— dasselbe. Reihe B.: Poesie. 26. Bd. 8°. Ebd. 26. Rolfs, Ludw. E., u. Barthel Müller: Chants d'écoles. (VIII, 55 S.) 1 —.

— dasselbe. Serie C. Prosa u. Poesie. 23. u. 24. Bd. 8°. Ebd. 23. Macé, Jean: La France avant les Francs. Mit Wörterbuch hrsgb. v. Rekt. K. Zwerg. (94 S.) —80. — 24. Altgelt, M.: Sprachstoff zu den Bildern f. den Anschauungs- u. Sprachunterricht v. F. Strübing. 1. Bdchn.: Der Bauernhof — der Wald — die Ernte — der Herbst. (VII, 88 S.) —80.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg. Französische Schriften. 30. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 30. Pigeonneau, H.: Histoire du commerce de la France. Im Auszuge bearb. u. erläutert v. Realgymn.-Oberlehr. Dr. Wilh. Greif. (X, 146 S.) 1.40.

— dasselbe. I. Abtlg. Wörterbuch zum 26. Bdchn. 8°. Ebd. 26. Rousset, La guerre franco-allemande. Französisch-deutsches Wörterbuch. Zusammengestellt v. Dr. F. Adler. (24 S.) —.25.

— dasselbe. 1. Abtlg.: Französische Schriften. 29. u. 31. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 29. Fromentin, Eugène: Un été dans le Sahara. Im Auszuge, m. e. Uebersicht üb. die französ. Kolonien u. m. Anmerkgn. hrsg. v. Dr. Geo. Nölle. (VII, 141 S.) 1.40; Wörterbuch (16 S.) —20. — 31. Engwer, Dr. Thdr. Orateurs français depuis la révolution jusqu'à nos jours. Hrsg., m. Anmerkgn. u. e. Anh. versehen. (XII, 139 S. 1.40.)

— dasselbe. I. Abtlgn. 19. Bdchn. gr. 8°. Ebd. Geb. in Leinw. 19. Boissonnas, B.: Une famille pendant la guerre 1870—1871. Im Auszuge u. m. Anmerkgn. hrsg. v. H. Bretschneider. Mit 2 Kartenskizzen. 2. Aufl. (VI, 116 S.) 1.20. Vorbereitungen u. Wörterbnch (48 S.) —40.

— dasselbe. I. Abtlg. Wörterbuch zum 22. u. 28. Bdchn. gr. 8°. Ebd. 22. Engwer's Lettres françaises. Wörterbuch, zusammengestellt v. Rud. Schöning. (16 S.) —20. — 28. Ferry, G.: Contes choisis. Wörterbuch v. Johs. Péronne. (53 S.) —50.

— dasselbe. I. Abtlg.: Französische Schriften. 32. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 32. Figuier, Louis: Scènes et tableaux de la nature. Ausgewählt u. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauche hrsg. v. W. Klingelhöffer u. J. Leidolf. (VI, 117 S.) 1.20; französisch-deutsches Wörterbuch dazu, zusammengestellt v. J. Leidolf. (48 S.) —40.

— dasselbe. I. Abtlg. Questionnaire zum 21. Bdchn. gr. 8°. Ebd. 21. Garrigues-Monvel u. L. Figuier: Simples lectures scientifiques et techniques. Questionnaire u. Materialien zu franz. Sprechübgn. Von Arth. Peter. (26 S.) —25.

— dasselbe. I. Abtlg. Wörterbücher zum 30. u. 31. Bdchn. gr. 8°. Ebd. 30. Pigonneau, Henri: Histoire du commerce de la France. Wörterbuch v. Gymn.-Oberlehr. Dr. Wilh. Greif. (45 S.) —40. — 31. Engwer's. Th., Orateurs français. Wörterbuch, zusammengestellt v. Rud. Schöning. (24 S.) —25.

Souvestre, Emile: L'esclave u. L'apprenti. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Oberlehr. Frdr. Speyer. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl.: An-

merkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (VIII. 155 S.) L., G. Freytag. 1.25; Ausg. f. Mädchenschulen 1.25.

Töpffer, R. — Nouvelles genevoises. In-16. VIII-313 p. Paris, Dentu. [Bibliothèque choisie des chefs-d'œuvre français et étrangers, XXIV.]

Wershoven, F. J.: Poésies françaises. Sammlung franz. Gedichte f. höhere Schulen. gr. 8°. (VIII, 181 S.) B., R. Gærtner. Geb. 1.60.

Wilke, Dr. *Edm.*: Paris. Promenades dans la capitale de la France. Mit Anlehng. an das Hölzel-Bild „Paris" f. den Schulgebrauch hrsg. gr. 8°. (32 S.) Leipzig, R. Gerhard. —60; m. buntem Bild —80.

Wolter, E., Frankreich. Wörterbuch zum II. Tl. Bearb. vom Verf. gr. 8°. (73 S.) B., Gærtner.

Berichtigungen.

Heft 1/2 der Referate und Rezensionen S. 66, Z. 21 l. *viran* st. *viram*, ib. *aquest* st. *aquert*. ib. Z. 28 l. *Cnyrim* st. *Cugion*. Heft 3/4 der Abhandlungen S. 310 Z. 3 von unten l. Verschwörungsidee st. Verschönerungsidee.





